

Concordia Seminary - Saint Louis

Scholarly Resources from Concordia Seminary

Lehre und Wehre

Print Publications

1-1-1922

Lehre und Wehre Volume 68

Concordia Seminary Faculty

Concordia Seminary, St. Louis, ir_csf@csl.edu

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 68" (1922). *Lehre und Wehre*. 68.
<https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/68>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact seitzw@csl.edu.

Lehre und Wehre.

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

Ev.-Lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom

Lehrerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterwerfe, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzt viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe geschützt und sie verwahret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich setze einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie fett sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen.“

Achtundsechzigster Band.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1922.

Inhalt.

Januar.		Seite
Friedrich August Crämer		1
Zf 2 Sam. 7, 12—29 eine messianische Weissagung?		8
Literatur		13
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		22
Februar.		
Friedrich August Crämer		33
Unsere Pilgerbäter		40
Literatur		47
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		53
März.		
Verfassungsnöte der Landeskirchen Deutschlands		65
Literatur		79
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		87
April.		
Verfassungsnöte der Landeskirchen Deutschlands		97
Unsere Pilgerbäter		104
Literatur		116
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		122
Mai.		
Die Apologie des Aristides		129
Verfassungsnöte der Landeskirchen Deutschlands		136
Literatur		144
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		156
Juni.		
Warum glauben wir der Heiligen Schrift? oder: Wie wird uns die Heilige Schrift eine göttliche Autorität?		161
Verfassungsnöte der Landeskirchen Deutschlands		168
Literatur		174
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		182
Juli.		
Warum glauben wir der Heiligen Schrift? oder: Wie wird uns die Heilige Schrift eine göttliche Autorität?		193
Welche Briefe stammen aus der Zeit der dritten Missionsreise Pauli?.....		200
Literatur		207
Kirchlich-Zeitgeschichtliches		217

August und September.

	Seite
Eine Lehrverhandlung vor fünfzig Jahren	225
Welche Briefe stammen aus der Zeit der dritten Missionsreise Pauli? ...	233
Ein Missionsfreund in der apostolischen Kirche	243
The United Lutheran Church und das Federal Council	248
Das Luthertum in Kongreßpolen	258
Die Friednersche Mission in Spanien	265
Literatur	271
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	279

Oktober und November.

Das Christentum als absolute Religion	289
Luther und die Bettler	291
Delitzsch, Harnack, Sellin — ihre Stellung zum Alten Testament	308
Literatur	324
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	340

Dezember.

Der innere Zusammenhang der messianischen Weissagung Jes. 7, 14	353
Pastor Louis Harms	359
Literatur	368
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	376



Lehre und Wehre.

Jahrgang 68.

Januar 1922.

Nr. 1.

Friedrich August Crämer.

Die nachfolgende Gedächtnisrede ist am 3. Mai 1916 in der Aula unsers Predigerseminars zu Springfield gehalten worden. Sie erscheint auf Wunsch in diesem Jubiläumsjahr unserer Synode, da wir in diesem Jahre gerade auch der Väter und Gründer unserer Synode gedenken wollen. Und Crämer war mit seiner damaligen Gemeinde unter den eigentlichen Gründern. Auch sind seit seinem Tode nun mehr als dreißig Jahre vergangen, und Crämer ist einem großen Teil unsers Ministeriums nur dem Namen nach bekannt. Der Vortrag erscheint auf Verlangen so, wie er gehalten wurde; sonst wären bei dem Druck die persönlichen Beziehungen ausgeschaltet und manches etwas anders gestaltet worden.

1.

Hochverehrte Glieder der hiesigen Fakultät, werthe Studenten der Springfelder Concordia, geehrte Anwesende allerseits!

Wenn wir heute, am fünfundsanzigjährigen Todestag Friedrich August Crämers, hier an der Stätte seiner langjährigen und reichsegneten Wirksamkeit eine Gedächtnisfeier abhalten, so stehen wir auch damit auf dem Grunde der Heiligen Schrift. Der neutestamentliche Brief, der gerade an die Christen der zweiten Generation in der apostolischen Zeit gerichtet ist, der Brief an die Hebräer, scharft ein: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“ Kap. 13, 7. Wie sollten wir, die Glieder der zweiten und der dritten Generation in der Geschichte unserer Synode, darum nicht der alten frommen Väter gedenken und ihr Gedächtnis hoch und in Ehren halten Gott zu Lob und Ehren, der sie uns gegeben hat? Sie haben den Grund fest und gut gelegt in saurer Arbeit, in heißen Anfechtungen, in schweren Kämpfen. Wir sind ohne viel Mühe und Arbeit in das gute Erbe getreten. Daß wir nur treu in ihren Fußtapfen wandeln! Daß wir nur halten, was wir haben, daß niemand unsere Krone nehme!

Daß freilich gerade mir der Auftrag geworden ist, die Gedächtnisrede auf Crämer zu halten, will mir viel weniger gefallen. Wenn ich

heute abend an diesem Orte über diesen hochbegabten und tatkräftigen Mann, über dieses ausgezeichnete Rüstzeug im Dienste der Kirche, rede, so geschieht es in dem sehr lebendigen Gefühl, daß ein anderer dies hätte tun sollen. Ich bin nicht ein Schüler Crämers gewesen, noch viel weniger einer, der ihn persönlich genauer gekannt und ihm näher gestanden hätte, was schon durch den großen Altersunterschied ausgeschlossen war. Auch kommt es mir nicht in den Sinn, daß ich durch geschichtliche Nachforschung seiner eigenartigen, kraftvollen Persönlichkeit und seinen hervorragenden Verdiensten gerecht werden könnte. Wenn ich nun doch die Aufforderung, diese Gedächtnisrede zu halten, nicht abgelehnt habe, so hat dies einen dreifachen Grund. Einmal hat Crämer in meinen jungen Jahren einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, als er im Jahre 1880 bei Gelegenheit einer Kirchweihe mehrere Tage in meinem Elternhaus zu Frankennuth sich aufhielt, und als ich im Jahre 1890 bei Gelegenheit der Delegatensynode in Milwaukee fast zwei Wochen im Hause seines ältesten Freundes, Friedrich Lochners, zusammen mit ihm logieren durfte. Von diesem Eindruck lege ich gern Zeugnis ab. Sodann bin ich einmal in einem gewissen Sinne sein Nachfolger gewesen, indem ich acht Jahre lang der Gemeinde Frankennuth dienen durfte, deren erster Prediger er vierzig Jahre früher vier Jahre lang gewesen ist, und wo ich namentlich bei den älteren Gliedern noch so manche Spuren seiner ersten gesegneten Wirksamkeit fand. Endlich aber möchte ich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, die innige Verbindung, die zwischen der hiesigen Anstalt und ihrer St. Louiser Schwester besteht und bestehen soll, zu pflegen. Und wie wir in St. Louis hoffen und erwarten, daß die Springfielder Concordia das Andenken an unsern großen Lehrer Walthers frisch erhalten helfe, der siebenunddreißig Jahre an unserer Anstalt gelehrt hat, so wollen wir in St. Louis auch die Erinnerung an Crämer pflegen, der dieser Concordia einundvierzig Jahre lang gedient hat. Beide, Walthers und Crämer, haben einmal vierzehn Jahre lang nebeneinander an der vereinigten Anstalt einträchtig gewirkt, beide sind von eminenter Bedeutung gewesen für die Ausbildung unsers Ministeriums und damit für unsere ganze Synode, ja, für die ganze lutherische Kirche dieses Landes, beide waren jahrzehntelang durch treue, innige Freundschaft verbunden, die erst der Tod Walthers vier Jahre vor dem Heimgang Crämers löste. Indem ich darum jetzt zu meiner Aufgabe übergehe, wollen wir uns zunächst etwas ausführlicher den merkwürdigen Lebensgang Crämers vergegenwärtigen und dann versuchen, seine Eigenart, seine hervorstechenden Züge zu erfassen.

Friedrich August Crämer war geboren den 26. Mai 1812 zu Kleinlangheim, einem Städtchen in Unterfranken, im Königreich Bayern. Seine Eltern waren Kaufmannsleute, der Vater sehr streng, die Mutter eine treffliche, fromme Frau, die sich in der damaligen traurigen Zeit des öden Rationalismus ihren festen Bibelglauben bewahrt hatte. Seinen ersten lateinischen Unterricht erhielt er von einem

benachbarten, seinem Vater befreundeten Pfarrer, bezog dann das Gymnasium in der nahegelegenen alten Bischofsstadt Würzburg und zeigte schon da neben vorzüglicher natürlicher Begabung solchen Eifer und solchen Fleiß, daß er im Jahre 1830 als achtzehnjähriger Jüngling mit der ersten Note entlassen und, um mit den Worten des Abgangszeugnisses zu reden, für „vorzüglich würdig erklärt wurde, an die Universität zu einem fünfjährigen Studium überzugehen“.

Die Landesuniversität war Erlangen, an der damals, wie wiederholt im 19. Jahrhundert, hochbedeutende, die akademische Jugend fesselnde Lehrer wirkten, und Crämer ging, wie das sein Naturell mit sich brachte, mit Feuer und Flamme auf das studentische Leben ein. Er hatte sich als Studiosus der Theologie und der klassischen Philologie einschreiben lassen, zog aber, wie seine Zeugnisse ausweisen, auch Geschichte, Physik, Metaphysik, Logik und Psychologie in den Kreis seiner Studien. Er ist ein Lebensfroher, die Geselligkeit liebender und die akademische Freiheit genießender Student gewesen, aber er hielt sich von allem wüsten studentischen Treiben, wie es sich damals häufig an den Universitäten fand, fern, bewahrte sich die äußere Ehrbarkeit und die natürliche, sittliche Reinheit. Freilich, ein Christ war er damals nicht. Er war ja in dem schalen Rationalismus aufgewachsen; gerade auch in Bayern herrschte damals allüberall der geistliche Tod, von den Kanzeln und von den Lehrstühlen wurde nicht das lebendigmachende Evangelium verkündigt, sondern die rationalistische Trias: Gott, Tugend und Unsterblichkeit. So war ein persönliches Verhältnis zu Christo auch Crämer ein fernliegender Gedanke, und Christi Reich, für das er doch als angehender Theolog hätte lebendiges Interesse haben sollen, kümmerte ihn wenig. Statt dessen erfüllte ein anderes Reich, ein Reich von dieser Welt, des energischen Jünglings Herz und Sinn. Das Deutsche Reich war im Jahre 1806, in den Tagen des ersten Napoleon, ruhmlos untergegangen, Deutschland zerfiel in eine Reihe Einzelstaaten und Kleinstaaten ohne inneren Zusammenhang und rechte Einigkeit. Dieser politische Zustand drückte viele, gerade auch die begabten und tatkräftigen unter den deutschen Studenten, und da die Leiter und Fürsten zurückhielten, glaubten sich die Studenten in ihrer schwärmerischen, patriotischen Begeisterung berufen, die politische Einigung Deutschlands ins Werk zu setzen und dazu zu helfen, daß das alte „heilige römische Reich deutscher Nation“ in neuer Herrlichkeit entstehe. So bildeten sich in den Jahren nach dem Befreiungskrieg gegen Napoleon die deutschen Burschenschaften, um den Gedanken deutscher Einheit und Freiheit wachzuhalten, und obwohl eine Zeitlang unterdrückt, waren sie doch gerade einige Jahre vor Crämers Eintritt in die Universität wieder erstanden. Da war es denn kein Wunder, daß der bis auf das Mark kerndeutsche feurige Jüngling mit Begeisterung dieser Verbindung sich anschloß und sich bald vermöge seiner Tatkraft und Charakterstärke zu leitender Stellung darin emporschwang. Er trat der entschiedensten

Partei derselben, den sogenannten Germanen, bei, die nicht nur durch körperliche, sittliche und wissenschaftliche Ausbildung die Einheit Deutschlands erstrebten, sondern auch glaubten, wenn nötig, durch praktisches Eingreifen sie erkämpfen zu dürfen. Und als Präses und Sprecher der Erlanger Germanen war er nun auch an dem bekannten Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 beteiligt, einem jugendlich kecken Versuch, die bestehende Ordnung der Dinge mit Waffengewalt umzuwälzen. Der Versuch mißlang, und die dabei Beteiligten mußten ihre patriotischen Jugendträume mit Haft und Prozeßierung auf Hochverrat schmer hängen. Auch Crämer wurde gefangengesetzt. Drei Jahre dauerte es bei der Langsamkeit und Heimlichkeit des damaligen Prozeßverfahrens, bis ihm und seinen Genossen überhaupt ihr Strafurteil verkündigt wurde. Und dann währte für ihn die Haft noch weitere drei Jahre und hätte wohl noch länger gedauert, wenn sich nicht einflußreiche Männer für ihn verwandt hätten, namentlich der berühmte klassische Philolog Thiersch in München. Erst im Juni 1839 erlangte er seine Freiheit wieder, mußte aber für sein ferneres gutes politisches Verhalten Bürgschaft stellen und sich sogar eine gewisse polizeiliche Aufsicht gefallen lassen.

Dieser Vorfall, an den Crämer, wie wir noch hören werden, zeit- lebens mit tiefer Bewegung gedachte, hatte zunächst für seinen äußeren Lebensgang eine entscheidende Bedeutung. Weil er sich nun den Weg ins Pfarramt verschlossen glaubte, ging er von dem bisherigen Studium der Theologie über zu dem der Philologie. Zu Anfang des Jahres 1840 trat er in München in das philologische Seminar des genannten Prof. Thiersch ein, besuchte dessen Vorlesungen und Übungen, wie es in seinem Zeugnisse heißt, „mit rühmlichem Fleiße“ und erwarb sich auch bald die besondere Liebe dieses hochbedeutenden Mannes. Er legte sich besonders auf das Studium des Altgriechischen und Neugriechischen, trieb aber auch das Alt- und Mittelhochdeutsche sowie das Französische und Englische, hörte sogar auch einige medizinische Vorlesungen. Mit einem sehr ehrenvollen Zeugnis in bezug auf seine Leistungen und auf seinen Wandel verließ er nach Vollendung seiner Studien im Juni 1841 die Universität, um in Sachsen eine Stelle als Erzieher des einzigen Sohnes des Grafen von Einsiedel anzunehmen.

Aber auch in Crämers innerem Lebensgang war in dieser Zeit ein entscheidender Wendepunkt eingetreten. Noch hatte der Geist Gottes vergeblich während der sechsjährigen Haft an seinem Herzen angelockt. Noch war er nicht recht frei geworden durch den Sohn Gottes, als er seine leibliche Freiheit erhielt. Noch war er ungebrochen in seinem natürlichen Sinn, als er seine Studien in München wieder aufnahm. Noch pochte er auf eigene Gerechtigkeit und war in seinen eigenen Augen „ein ehrbarer Jüngling und ein getreuer Patriot“. Seine Teilnahme an dem Frankfurter Attentat erschien ihm nur als eine verunglückte patriotische Tat und darum auch seine Gefangenschaft als ein politisches Mar-

tyrium. Aber in München kam für ihn die Stunde von Damaskus. Als ihn der Herr zum zweitenmal schlug, und zwar noch empfindlicher als das erste Mal, als er bald nach Wiederaufnahme seiner Studien in schwere Krankheit fiel, da brach er zusammen. Er selbst erzählt: „Da traf mich der Blitz von Sinai und schlug tief in mein Gemüth ein. Da standen meine Sünden wie Berge vor mir und umgaben mich die Fluten des Zornes Gottes, die Schrednisse des Todes und der Hölle.“ Aber in diese seine innere Nacht leuchtete nun auch die Gnade Gottes in Christo Jesu. Der gute Same, den seine fromme Mutter durch den lutherischen Katechismus in des Kindes Herz gesät hatte, ging auf. Gerade die Worte der Auslegung des zweiten Artikels: „der mich verloren und verdammt Menschen erlöset hat“ usw. fielen ihm in seiner Gewissensnot auf dem Krankenlager ein und führten ihn endlich zum Frieden der Vergebung. Der Heilige Geist lehrte ihn, wie er im späteren Leben immer hervorzuheben pflegte, den Schluß machen: Hat Christus die verloren und verdammt Sündler erlöst, so hat er auch mich erlöst; denn verloren ist alles an mir und an meinem Leben; verdammt bin ich um meiner Sünden willen tief in der Hölle Gründen. Darum gilt nun aber auch mir Christi Blut, das er für mich vergossen, Christi Tod, den er für mich erlitten hat. So ward Crämer ein Christ, ein lutherischer Christ, durch die biblisch-lutherische Lehre von der Veröhnung und Rechtfertigung, und er ist es geblieben sein ganzes langes Leben hindurch, ist in diese Zentrallehre immer tiefer eingedrungen und von einer Klarheit zu der andern gelangt, hat für diese Lehre gezeugt und gekämpft, hat sie bekannt von der Kanzel und von dem Katheder, hat sie im Leben und Wandel bewährt und schließlich besiegelt mit seinem Tode.

Doch wir kehren zunächst zu seinem äußeren Lebensgang zurück. Zwei Jahre lang belleidete Crämer die Hofmeisterstelle bei dem Grafen von Einsiedel, fühlte sich sehr wohl in diesem angesehenen christlichen Hause und begleitete auch die wohlhabende Familie mehrere Male auf ihre Güter in Böhmen, einmal auch nach Italien. Als er diese Stelle aufgab, erhielt er durch Vermittlung des Grafen eine ähnliche Anstellung, aber diesmal in England. Lord Lovelace in Devonshire suchte einen in Deutschland gebildeten Erzieher für seine Kinder, und so kam Crämer im Jahre 1843 in das Haus dieses vornehmen Mannes. Ueberhaupt ist es bemerkenswert, wie Crämer in seinen wechselvollen Jünglingsjahren immer in merkwürdiger Weise mit geistig hochbedeutenden oder weltlich hochgestellten Leuten in Berührung kam. Denn die Gattin seines neuen Herrn, Lady Lovelace, war niemand anders als die Tochter des bekannten englischen Dichters Lord Byron, das einzige Kind aus seiner kurzen, traurigen Ehe. Lady Lovelace war eine Philosophin, die sich die ganze Woche hindurch mit ihren Studien beschäftigte und nur Sonntags sich etwas ihren Kindern hingab. In religiöser Hinsicht war sie gleich ihrem Manne unitarisch gesinnt, und da beide von Crämer ver-

langten, daß er ihre liberalen Erziehungsgrundsätze teile, legte er nach kurzer Zeit seine Stelle bei ihnen nieder.

Er beabsichtigte nun, nach Deutschland zurückzukehren, wurde aber in merkwürdiger Weise zunächst daran gehindert. Er hatte noch einen Empfehlungsbrief an einen andern angesehenen Mann in der Tasche, den er vorher abgeben wollte. Das war Sir Henry Drummond, ein hervorragendes Glied des House of Commons und zugleich ein Hauptgründer und Beförderer der noch nicht lange vorher entstandenen Sekte der Irvingianer oder Apostolischen Gemeinde. In dieser schwärmerischen Gemeinschaft bekleidete Drummond sogar das Amt eines „Engels“ und „Apostels“. Drummond fand Wohlgefallen an dem offenen, männlichen Wesen und an dem entschieden christlichen Charakter des jungen deutschen Gelehrten und riet ihm, sich nach der Universität Oxford zu begeben, dort vorläufig als Privatdozent der deutschen Sprache und Literatur aufzutreten und später sich um die in Aussicht genommene Professur der modernen Literatur zu bewerben. So kam Crämer noch im Jahre 1843 zu dieser ältesten und zugleich bedeutendsten Universität Englands, wo alljährlich Tausende von Studenten sich zusammenfanden. Hier in Oxford wäre ihm ohne Zweifel ein großer Wirkungskreis beschieden gewesen, dazu Ehre und Ansehen bei der Welt — wenn er nicht schon ein so entschiedener Lutheraner gewesen wäre, der auch aus seiner Überzeugung kein Hehl machte. Oxford war damals der Mittelpunkt einer eigentümlichen Bewegung in der episkopalen Staatskirche, die auch jetzt noch nicht zur Ruhe gekommen ist, damals aber das größte Aufsehen machte. Das war die sogenannte hochkirchliche oder ritualistische Bewegung, High Church Movement, auch geradezu öfters Oxford Movement genannt, eine Richtung, die die Reformation der Kirche geringschätzte, mit der Papstkirche liebäugelte, tatsächlich römisch gesinnt war, wie denn auch manche ihrer Anhänger schließlich offen zur römischen Kirche übertraten. Bekannte Oxforder Professoren und Prediger wie Pusey und Newman, der Dichter des vielgesungenen Liedes „Lead, Kindly Light“, waren die Führer dieser Bewegung, und je länger, je mehr wurden auch die studentischen Kreise Oxfords in diesen Puseyismus hineingezogen. Und weil Crämer nun frei und offen, wie das seine ganze Natur war, gegen dieses verkappte Papsttum zeugte, die gesegnete Reformation Luthers verteidigte und insolgedessen in fortwährende Disputationen mit Professoren und Studenten geriet, wurde schließlich nichts aus der geplanten Professur, obwohl man sonst gern seine Gaben und sein Wissen der Universität erhalten hätte.

Gott hatte eben ganz andere Pläne mit Crämer vor, und alle diese Reisen und wechselvollen Ereignisse in seinem Leben mußten in Gottes Hand dazu dienen, ihn für seinen späteren Beruf zu stählen und nach allen Seiten hin auszurüsten. Während er noch in Sachsen und in England sich aufhielt, war in seiner engeren Heimat in Bayern der Anfang zu einer Gründung gemacht worden, die von der größten Be-

deutung für die amerikanisch=lutherische Kirche werden sollte. Das war die praktisch=theologische Anstalt des Pfarrers Löhe in Neuendettelsau, dieses bedeutenden Mannes, dessen Name gerade in dieser Springfelder Anstalt stets in Ehren gehalten werden soll, der die allergrößten Verdienste um unsere Kirche und Synode in ihren Anfangszeiten hatte, wenn leider auch später eine Scheidung stattfand und er ganz andere Wege ging. Diese praktisch=theologische Anstalt führte ja später zur Gründung des praktisch=theologischen Seminars in Fort Wayne, aus dem dann unsere liebe Springfelder Concordia hervorgegangen ist. Schon waren die beiden ersten Sendlinge Löhés, Ernst und Burger, im Jahre 1842 nach Amerika ausgegangen; schon sollten ihnen im nächsten Jahre andere, z. B. Gattstädt und Saupter, nachfolgen: da sah sich Löhe nach einem akademisch gebildeten und allseitig ausgerüsteten, fähigen Mann um, der an die Spitze dieser Sendboten als ihr Führer und Leiter gestellt werden könnte. Und Crämer hatte noch in Oxford den zündenden „Rotschrei“ Wynkens über die kirchliche Verwahrlosung „der eingewanderten deutschen Lutheraner in Nordamerika“ vernommen und war auch auf das Löhésche Unternehmen aufmerksam geworden. So kamen die beiden zusammen. Crämer, von Freunden und früheren Lehrern dazu aufgefordert, bot Löhe seine Dienste für Amerika an, und Löhe erkannte sofort mit seinem Scharfblick in Crämer den geeigneten Mann für seine Pläne, zumal dieser durch seinen Aufenthalt in England der englischen Sprache mächtig geworden war. Zuerst hatte er die Absicht, Crämer eine theologische Professur am Seminar der Ohiosynode in Columbus, O., zu verschaffen, da seine ersten Sendlinge mit dieser Synode in Verbindung getreten waren. Er gab aber bald diesen Plan wieder auf wegen der unionistischen Stellung dieser Synode und sah ein anderes Unternehmen ins Auge. Es war nämlich schon längst sein innigster Wunsch, daß die deutsch=lutherische Kirche Nordamerikas auch ein Segen für die heidnischen Indianer dieses Landes werden möchte. Die innere Mission sollte zur äußeren Mission führen. Und zwar sollte nach seiner Meinung die Mission nicht so getrieben werden, daß der Missionar als ein einzelner unter die Heiden träte, sondern so, daß eine ganze Missionsgemeinde in der nächsten Nähe des Missionsfeldes sich ansiedele. Der Pastor dieser Gemeinde sollte zugleich Heidenmissionar sein, und an dem persönlichen Christentum und an dem gottesdienstlichen Leben der Gemeinde sollten die Indianer mit Augen sehen, was Christentum sei. In dem entschlossenen, tatkräftigen Crämer erkannte nun Löhe den rechten Mann zur Ausführung dieses Missionsunternehmens und fand ihn auch sofort willig und bereit dazu. Und auch die rechten Leute für eine solche Missionskolonie fanden sich bald. Es waren einfache, ernst christliche, mutige junge Landleute, die für den Herrn und sein Reich wirken und auch Opfer bringen wollten, fast lauter geistliche Kinder Löhés, der durch seine gewaltigen, evangelischen Predigten die Leute von weither an sich zog. Im Winter 1844

bis 1845 wurde das Unternehmen bis in die einzelsten Punkte hinein besprochen, beraten und beschlossen, und im Frühjahr 1845 fand die Auswanderung unter Crämers Leitung statt. Es waren fünf Brautpaare und zwei ledige junge Männer, lauter Leute, die ich in meinen jungen Jahren noch persönlich gekannt habe; der letzte ist erst vor einigen Jahren in hohem Alter gestorben. Außerdem waren in der Reisegesellschaft vier Predigtamtskandidaten, die in den Dienst der lutherischen Kirche Americas treten sollten, darunter der schon erwähnte älteste Freund Crämers, der nachmalige treuverdiente Pastor der Springfielder Gemeinde, Friedrich Lochner. Vor der Abreise fand Crämers Ordination zum heiligen Predigtamt statt, aber nicht in Bayern, sondern in Mecklenburg. Auch dort war der Notruf Whnefens nicht ohne Erfolg geblieben, vornehme Personen interessierten sich für die kirchlichen Verhältnisse in Amerika, sogar der regierende Großherzog und besonders die greise Großherzoginwitwe. Deshalb besuchte Crämer mit Lochner erst noch Mecklenburg, und im Dom zu Schwerin vor einer großen Versammlung wurde er ordiniert, und zwar durch den damaligen Superintendenten und späteren höchsten Würdenträger der mecklenburgischen Landeskirche, den bekannten Präsidenten des Oberkirchenrats, D. Th. Kliefoth. Es war ein bedeutsamer, ergreifender Augenblick, als Kliefoth nach der Ordination Crämer nach altkirchlichem Brauch das heilige Abendmahl reichte und dabei dem vor ihm Knienden die Worte des Engels an Elias zurief: „Steh auf und is, denn du hast einen weiten Weg vor dir!“ Bei dieser Ordination wurde Crämer von einigen hochgestellten Freunden eine prachtvolle Bibel überreicht, die bis vor einigen Jahren in Frankemuth als Altarbibel benützt wurde und sich jetzt in unserm kleinen historischen Museum in St. Louis befindet.

(Schluß folgt.)

L. F.

Ist 2 Sam. 7, 12—29 eine messianische Weissagung?

Es wäre ein verhältnismäßig leichtes Unternehmen, eine Blütenlese von exegetischen Ausführungen und Meinungen über diesen Passus zusammenzustellen, die alle Grade der modernen Auslegung veranschaulichen würde, von der bibelgläubigen Textkritik und Exegese durch die jetzt so beliebte subjektive Spielerei hindurch bis zur ausgesprochenen Blasphemie. Doch wird es für unsern Zweck genügen, aus nur drei Werken zu zitieren, die auch in unsern Kreisen weit verbreitet sein dürften. Arnold Ehrlich bemerkt in seinen „Randglossen zur hebräischen Bibel“ zu Vers 19 unserer Stelle: „Mit **אמת תורת האדם** ist rein nichts anzufangen, . . . da die obige Mitteilung ausschließlich Davids Haus und nicht die gesamte Menschheit betrifft. . . . Gemeint ist das Versprechen JHVHs, die Könige aus dem davidischen Hause, falls sie sün-

digen sollten, nicht als Könige, das heißt, durch Beseitigung ihrer Dynastie, sondern rein als Menschen zu bestrafen, in solcher Weise, daß ihre königliche Würde dabei nicht leiden würde.“ Der Verfasser zeigt hier, daß die Worte Pauli: „Aber bis auf den heutigen Tag . . . hängt die Dede vor ihrem Herzen“, bis auf unsere Zeit zu Recht bestehen.

In der amerikanischen Ausgabe des Lange'schen Kommentars lesen wir zu der Stelle: “The content of the promise to David's house for the future, to which David has just referred as the highest evidence of the divine favor, and to which the ‘this’ must beyond doubt be referred, is the divine determination that the kingdom is to be one proper to his house and forever connected with it, and is thus to have an *everlasting* duration. This is the divine *torah* or prescription, which is to hold for a weak, insignificant man and his seed, for poor human creatures. In the exclamation ‘this’ David looks in astonishment and adoration at the *glory* and the *everlastingness* (imperishableness) that is promised his house. This kingdom is indeed the kingdom of God Himself, and since it is promised his house forever, divine dignity and divine possession is thus for the farthest future ascribed to this house by that ‘word of the Lord’; the ‘Lord Jehovah,’ towards whom David already feels so humbled and lowly by reason of His former manifestations of love and favor, now condescends to attach His kingdom in Israel, His everlasting divine dominion, forever to his [David's] house, to his posterity, that is, to insignificant children of men, *by such a law, which is contained in that word of promise.*“ Man hat beim Lesen dieses Paragrafen so das Gefühl, daß der Verfasser geflissentlich alles Messianische hinwegzudeuten sucht, wie er denn auch ausdrücklich die Luthersche Übersetzung und Auslegung verwirft, daß er aber trotzdem den Sinn des Satzes so darlegt, daß man ihn kaum anders als messianisch verstehen kann.

Wesentlich anders steht Franz Delitzsch, der in seiner Schrift „Messianische Weissagungen“, S. 68, zu V. 14 ff. bemerkt: „Wenn aber weiter gesagt wird, daß, falls Davids Nachkommen sich versündigen, Gott sie mit menschlichen Ruten schlagen, züchtigen wird, ohne seine Gnade dem Hause David zu entziehen und den Thron Davids umzustürzen, so wäre das eine zu Boden fallende Zusage, wenn nicht trotz des mit zidkia erfolgten Abbruchs der davidischen Königsreihe der Thron Davids sich als fortbestehend erwiese in der absoluten Person des andern David, welcher in einzigartigem Kindesverhältnis zu Gott steht und Luf. 1, 32 als Erbe des Thrones Davids, seines Ahnes, in die Welt eingeführt wird.“

Die uns vorliegende Stelle bietet, vom rein sprachlichen und grammatischen Standpunkte aus betrachtet, eigentlich keine großen Schwierigkeiten. Auch der historische Zusammenhang ist zunächst ganz klar. David war, nicht nur von Juda, sondern auch von Israel, feierlich als König anerkannt worden. Er hatte die gefährlichsten Feinde seines

Volks, die Philister, in zwei gewaltigen Schlachten endgültig aufs Haupt geschlagen und so, wenigstens vorläufig, erreicht, daß er Ruhe hatte von allen seinen Feinden umher. Auch war es ihm bei seinem zweiten Versuch gelungen, die Bundeslade herauf nach Jerusalem zu bringen, wo sie vorläufig in einem prachtvollen Zelt untergebracht war. Da kam ihm der Gedanke, ob er nicht dem HERRN einen Tempel bauen solle. Der Prophet Nathan gab dazu zunächst seine Zustimmung, erhielt aber schon in der darauffolgenden Nacht den Auftrag von Gott, seine Erlaubnis zu widerrufen. Dieses Auftrages entledigte sich Nathan zunächst in ruhiger, sachlicher Weise, obgleich auch im ersten Teil seiner Rede, Vers 5—11a, die poetische Ausschmückung nicht fehlt.

Mit Vers 11b aber beginnt ein neuer Abschnitt der Rede, und man merkt sofort, wie die Begeisterung der Prophetie den Redner ergreift. Die nun folgenden Sätze tragen ganz und gar den Stempel der Weissagung. Ganz besonders sollte man nicht aus dem Auge lassen, daß ein Hauptcharakteristikum der prophetischen Rede sehr stark zum Ausdruck kommt, nämlich dieses, daß die Zeitfolge, an die wir Menschen ja gebunden sind, gänzlich ignoriert wird, weil sie ja für den ewigen Gott, der durch seinen Propheten redet, nicht besteht. Für den HERRN der Ewigkeiten gibt es nur ein ewiges Heute, und er sieht die fernsten Ereignisse, wie wenn sie sich eben jetzt vor seinen Augen abspielten. Daher kommt es, daß auch in dieser Weissagung das in weiter Ferne Liegende mit dem, was in nächster Zukunft seine Erfüllung finden würde, nicht nur verbunden, sondern sogar verquidelt ist.

Gleich der erste Satz der weissagenden Rede schlägt den Ton an: „Und es sagt dir an Jehovah, daß ein Haus machen wird dir Jehovah“, V. 11b. Schon auf Grund der hier angewandten Ausdrucksweise wäre man eigentlich berechtigt, ein irdisches Haus auszuschalten und lediglich an ein geistliches Haus zu denken. Doch hören wir weiter, V. 12: „Wenn erfüllt sind deine Tage, und du schläfst bei deinen Vätern, und ich will erwecken deinen Samen nach dir, der hervorgehen wird aus deinem Leibesinnern, und ich will festsetzen (bestätigen) sein Königreich; V. 13. der wird bauen ein Haus meinem Namen, und ich will bestätigen den Thron seines Königreichs in Ewigkeit.“ Der Nachkomme Davids also, auf den sich diese Worte beziehen, sein wirklicher, leiblicher Nachkomme, sollte zu königlicher Ehre und Würde erhoben werden, und zwar in einer Weise, die über das Irdische, Zeitliche hinausgeht, denn sein Thron, seine Königsherrschaft, sollte ewigen Bestand haben. In Bezug auf diesen ewigen König wird gesagt, daß er bauen wird ein Haus dem Namen Jehovahs. Aber eben, Vers 11, war gesagt worden, daß Jehovah ein Haus bauen würde. Die beiden Aussagen stehen jedenfalls parallel. Damit, daß Jehovah dem David ein Haus schaffte, baute zugleich der wunderbare Nachkomme Davids dem Namen Jehovahs ein Haus, und die beiden Aussagen beziehen sich auf dieselbe Sache.

Das Verhältnis zwischen Jehovah und dem einzigartigen Nach-

Kommen Davids wird nun weiter geschilbert, V. 14: „Ich werde sein ihm zu einem Vater, und er wird sein mir zu einem Sohn, welchen, wenn er sich vergeht, ich züchtigen werde, ascher behaavotho vehokachthiv, mit Ruten der Menschen und mit Schlägen von Menschenkindern.“ Dieser eigenartige Nachkomme Davids also, dem Gott versprach, ein Vater zu sein, sollte in derselben Weise heimgesucht werden mit Strafen wie sonst Menschen, die sich vergehen. Vers 15: „Aber meine Barmherzigkeit nicht soll sich zurückwenden von ihm, wie ich sie wandte von Saul, welchen ich wegtat vor deinem Angesicht.“ Die freie Gnade und Guld Gottes tritt hier in den Vordergrund. Diese hatte sich an Saul bewiesen, solange er auf des Herrn Wegen wandelte, und sich von ihm gewandt, als er des Herrn Wort verwarf. Eine solche Verwerfung sollte den Nachkommen Davids, von dem hier die Rede ist, nicht treffen. V. 16: „Aber beständig soll sein dein Haus und dein Königreich auf ewig vor deinem Angesichte; dein Thron wird sein festgestellt auf ewig.“ Man hat hierin eine bloße Beziehung auf Salomo finden wollen. „Indes, so unverkennbar diese Beziehungen der Verheißung auf Salomo sind, so wird dadurch doch der volle Gehalt derselben nicht erschöpft. Schon die dreimalige Wiederholung des **על עולם**, der Befestigung des Reiches und Thrones Davids auf ewig, weist unwidersprechlich über Salomo hinaus und auf das ewige Bestehen des Samens Davids hin. . . . Wenn dem Throne des Königreichs Davids ein Bestehen ‚bis in Ewigkeit‘ verheißten wird, so wird damit zugleich seinem Samen, der diesen Thron einnehmen soll, ewiges Bestehen zugesichert, wie denn auch in V. 16 das Haus und das Königreich Davids als ewigwährend nebeneinander genannt sind. . . . Ewig kann also die Nachkommenschaft Davids nur bestehen, wenn sie in eine Person ausläuft, die ewig lebt, das heißt, wenn sie in dem Messias gipfelt, der ewig lebt und dessen Reich kein Ende nehmen wird“ (Keil).

Daß diese Annahme die einzig richtige ist, ergibt sich auch aus der Betonung, die in den Worten liegt: „Ich werde ihm Vater sein, und er wird mit Sohn sein“, denn der Ausdruck ist so stark, daß man ihn kaum anders als von der wesentlichen Vaterschaft Gottes Christo gegenüber verstehen kann, Hebr. 1, 5. Von diesem Messias kann in der Erfüllung mit Recht gesagt werden, daß er so vollständig in die Vertretung der Sündertwelt sich versenkte, daß er sich die Übertretung des menschlichen Geschlechts so ganz und gar anrechnen ließ, so daß er tatsächlich für uns zur Sünde gemacht wurde und als der größte Sünder aller Zeiten nun auch die Strafe über sich ergehen lassen mußte, die ihm als solchem zukam. Zugleich wird in dieser Weissagung deutlich dargelegt, daß der Messias als solcher zwei Naturen haben würde: als Nachkomme Davids nach dem Fleisch eine wahre menschliche, als ewiger König eine wahre göttliche Natur. So hatte Nathan die Botschaft, die ihm in einer Nachvision, aber in wachendem Zustande, geworden war, dem Könige David übermittelt.

Und wie verstand David die Weissagung? Etwas nur von irdischen Vorteilen und Segnungen, die unmittelbar nach seinem Tode seinem Sohne beschieden sein sollten? Es wird von ihm berichtet 2. 18: „Und es ging der König David und verweilte vor Jehovah [er hielt sich längere Zeit im Zelt des Heiligtums auf, wo die Lade Gottes sich befand] und sprach: Wer bin ich, Herr Jehovah, und was ist mein Haus (Familie), daß du mich gebracht hast bis hierher!“ Er erkannte, daß die ihm mit der Weissagung zugesagte Gnade weit über alle irdischen Verheißungen hinausging, daß die den Patriarchen gegebene Zusage von dem Segen, der sich über alle Völker ergießen würde, in seiner Familie, in seiner Nachkommenschaft ihre Erfüllung finden würde. Das geht klar aus seinen nächsten Worten hervor, 2. 19: „Und zu Klein ist dies in deinen Augen, Herr Jehovah, und du redest auch zu dem Hause deines Knechtes von fern Zukünftigem; und dies das Gesetz des Menschen, Herr Jehovah!“ Nicht nur erkannte David, daß die ewige Bestätigung seines Hauses und Thrones in der Verheißung Gottes vorgeesehen war, sondern es war ihm auch klar, daß der ihm verheißene einzigartige Nachkomme in seiner Person zwei Naturen, die eines Menschen und die des ewigen Gottes vereinigen würde. Nur das kann nämlich für den unbefangenen Leser in den Worten liegen, da יהוה ארני ganz klar Apposition zu יהוה ist, wie Luther richtig übersetzt hat. Vgl. Gen. 4, 1. David wollte mit seinem erstaunten Ausruf sagen: Das ist das Gesetz, die Vorschrift, die Norm, die Bestimmung (nämlich, daß sein Königreich eine ewige Dauer haben sollte), die sich auf den einen, den wunderbaren Menschen, bezieht, der zugleich Gott der Herr ist. Daß David die Worte des Propheten von einer gottmenschlichen Person versteht, ergibt sich auch aus dem letzten Teil seines Gebets, wo er immer wieder die ewige Dauer der Segnungen betont, die durch den Messias über das Haus Davids und über das wahre Israel kommen würden: „Und du hast bestätigt dir das Volk Israel dir zum Volk in Ewigkeit, und du, Jehovah, bist geworden ihnen zum Gott. Und nun, Jehovah Gott, das Wort, das du geredet hast über deinen Knecht und über sein Haus, führe es aus in Ewigkeit, und tue, wie du geredet hast. Und es wird groß werden dein Name in Ewigkeit, daß man sagen wird: Jehovah Zebaoth ist Gott über Israel, und das Haus deines Knechtes David wird bestätigt sein vor dir. . . . Und nun, Herr Jehovah, du bist dieser Gott, und deine Worte werden sein wahr; und du hast geredet zu deinem Knechte dieses Gute. Und nun gefalle es dir, und segne das Haus deines Knechtes zu sein in Ewigkeit vor dir; denn du, Herr Jehovah, hast es geredet, und von deinem Segen aus werde gesegnet das Haus deines Knechtes in Ewigkeit.“ Während David daher allerdings auch auf die irdischen Segnungen Bezug nimmt, die seinem Hause in der Verheißung vorgehalten werden, so sind ihm doch die geistlichen, ewigen Güter ungleich wichtiger, und er erkennt, daß Nathans Weissagung eigentlich nur auf diese hinausläuft.

Daß die Auffassung der uns vorliegenden Stelle als messianische Weissagung die einzig richtige ist, ergibt sich auch aus einem Vergleich mit der Parallele und mit den Bezugsstellen. 1 Chron. 17, 17 wird der kurze Ausdruck, 2 Sam. 7, 19, so umschrieben: „Und hast mich angesehen (oder: du hast mich sehen lassen, mir gezeigt) die Bestimmungen des Menschen, der aus der Höhe Jehovahs Gott ist“, מְרֵאֵי תוֹרוֹת הָאָדָם, denn so ist ohne Zweifel die schwierige Stelle zu lesen. Der geringe Zusatz des einen Wortes מְרֵאֵי bestätigt die messianische Auffassung der Weissagung ganz entschieden.

Hierzu kommen nun noch die Bezugsstellen, die an Klarheit gewiß nichts zu wünschen übriglassen. So heißt es in dem messianischen Psalm 89: „Ich habe David, meinem Knechte, geschworen: Ich will dir ewiglich Samen verschaffen und deinen Stuhl bauen für und für“, W. 4. 5; vgl. W. 21—30; 36. 37; Jer. 33, 17—22. Ebenso klar bezieht sich der Prophet Ps. 132, 11—18 auf diese Zusage des Herrn an David. Jes. 55, 3 redet der Prophet von einem ewigen Bund, nämlich die gewissen Gnaden Davids, ebenfalls eine unzweideutige Bezugnahme auf unsere Stelle. Daß der Lobgesang Mariä sich auf dieselbe Weissagung bezieht, Luf. 1, 32. 33, hat man schon früh in der Kirche erkannt, und daß Petrus in seiner großen Pfingstpredigt, Apost. 2, 30, diese Stelle im Auge hatte, ist kaum zu bezweifeln; vgl. Apost. 13, 23. Endlich ist auch der Ausdruck „Haus bauen“ in der Schrift selber erklärt und auf den Messias angewandt, Sach. 6, 12.

Aus diesem allem ergibt sich, daß ein gläubiger Schriftausleger wohl kaum den messianischen Charakter der uns vorliegenden Stelle verkennen oder leugnen wird. Wie darum die kurze Notiz im *Theological Quarterly* (XIII, 40—42) ohne Zweifel richtig ist, so sind auch Luthers längere Ausführungen (XX, 1801; 1921—24; 2023 f.; XII, 170) wesentlich durchaus anzunehmen. (Vgl. Augustin, *De Civitate Dei*, XVII, c. 8.) Es ist nicht etwa Haß gegen die Juden, der ihn dazu bewegte, den messianischen Charakter der Stelle so entschieden zu vertreten, sondern vor allem das tiefe Schriftverständnis, das Luther stets zum Ausdruck brachte.

P. C. K r e k m a n n.

Literatur.

Proceedings of the First Convention of the Colorado District of the Synod of Missouri, Ohio, and Other States. 64 Seiten. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 30 Cts.

Das Referat dieser ersten Versammlung des Colorado-Distrikts von P. Theo. Hoyer bildet einen vortrefflichen Anfang in der mit diesem Berichte begonnenen neuen Reihe von Synodalreferaten. Wo so, wie das hier geschieht, die Lehre behandelt wird, da können Synodalversammlungen nur von allergrößtem Segen sein. Das Thema des Referats (in deutscher Sprache, während die sonstigen Verhandlungen englisch geboten werden) lautet: „Die seligmachende Gnade Gottes.“

handelt wird der Gegenstand in vier Thesen: „1. Der Grund unsers Christenglaubens ist die Gnade Gottes in Christo Jesu. 2. Die Gnade Gottes, auf die sich unser Christenglaube gründet, ist Gottes gnädige Gefinnung in Christo gegen uns sündige Menschen. 3. Gottes Gnade bewegt ihn, die Menschen, die auf keine andere Weise selig werden können, auf dem Gnadenwege selig zu machen. 4. Der Gnadenweg zum Leben besteht darin, daß Gott die Menschen ohne Gesetz, also ohne Werke ihrerseits, aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben gerecht achtet und selig macht.“ Nur durch beständiges Treiben der Lehre ist unsere Synode geworden, was sie ist, und nur so wird sie auch in Zukunft bleiben, was sie in der Vergangenheit war. „Hätte die Missouri-Synode“ (so schrieb, wie der Referent mittheilt, schon vor vielen Jahren eine Zeitschrift des Generalkonzils) „nicht so eifern festgehalten an ihrem Bekenntnis der reinen Lehre, hätte sie nicht so scharf gezeugt und gekämpft gegen alle und jede Abweichung von dem von ihr allein und richtig erkannten Weg, hätte sie in der Praxis sich nachgiebiger gezeigt als in der Lehre, hätte sie sich den Anschauungen unserer leichtbewegten Zeit nur ein wenig anbequemt, sie würde nicht das erreicht haben, was sie jetzt ihr eigen nennen kann.“ Wie nun dieser Bericht eintritt für die Gnadenlehre, zeigen u. a. folgende Aussprüche: „Also Gnade, Geschenk und Werk, Verdienst, diese zwei Begriffe schließen sich gegenseitig aus. Wenn man irgendwelches Werk und Verhalten des Menschen in die Gnade mengt, so ist die Gnade aufgehoben. Und wenn man da, wo es sich um Leistung und Gegenleistung handelt, von Gnade redet, so ist das die größte Ungerechtigkeit. So folgt auch, daß eine sogenannte ‚Gnadenwahl‘ in Rücksicht auf irgendwelches Verhalten des Menschen keine Gnadenwahl mehr ist, und daß die, welche also lehren, die Christen um die Gnade Gottes betrügen.“ (S. 25.) „Ja, dies Gnadenwerk Gottes, das er an uns hier in der Zeit beginnt, fortführt und vollendet, hat einen ewigen Hintergrund; denn unsere Berufung, Befehrung, Heiligung, Erhaltung und Seligmachung ist die Ausführung eines ewigen Beschlusses Gottes. Davon redet St. Paulus Eph. 1; Röm. 8; 2 Thess. 2 und Petrus im 1. Kapitel seiner ersten Epistel. Gott hat sich uns, die wir aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werden zur Seligkeit, von Ewigkeit, ehe der Welt Grund gelegt war, zum Eigentum erkoren und zur himmlischen Herrlichkeit vorherbestimmt und sich fest vorgezekt, eben die Personen selig zu machen und sie dann auch in der Zeit den Weg der Seligkeit entlang zu führen, sie zu berufen, zu rechtfertigen. Und dieser Vorsatz Gottes kann nicht fehlen.“ (Stöckhardt, Röm., 404.) Vornehmlich diese ewige Wahl Gottes charakterisiert ja den Heilsweg als Gnadenweg. Die Leute, die diesen Heilsweg gehen, die durch das Wort des Evangeliums zum Glauben an den Heiland kommen und in diesem Glauben selig werden, sind dieselben Leute, die Gott von Ewigkeit dazu erwählt hat, daß sie auf diesem Wege selig werden sollen. Und diese Wahl Gottes ist eine Ursache alles dessen, was Gott in der Zeit an uns tut, um uns selig zu machen. Darum, weil er uns von Ewigkeit erwählt hat, ruft er uns durch das Evangelium, bringt uns zum Glauben an den Heiland und erhält uns standhaft in diesem Glauben, bis auch der letzte Schritt getan ist und wir sicher im Himmel sind. Nicht hat uns Gott erwählt, weil wir glauben, sondern wir glauben, weil Gott uns erwählt hat. Wer hier von einer Wahl intuitu fidei, in Ansehung des Glaubens, redet, der hat sich etwas aus den Fingern gesogen, wovon die Schrift nichts weiß. Ja, er dreht die ganze Geschichte um; denn, wie unser Bekenntnis sagt (Konfessions. 705, 8), ‚die ewige Wahl Gottes siehet und weiß nicht allein zuvor der Auserwählten Seligkeit, sondern ist auch aus gnädigem Willen und Wohlgefallen Gottes in Christo Jesu eine Ursache, so da unsere Seligkeit, und was zu derselben gehört, schaffet, wirkt, hilft und befördert, darauf auch unsere Seligkeit also gegründet ist, daß die Porten der Hölle nichts dawider vermögen sollen; wie geschrieben stehet: Meine Schafe wird mir niemand aus meiner Hand reißen. Und abermals: Und es wurden gläubig, soviel ihrer zum ewigen Leben verordnet waren‘. Wie könnte irgend etwas in uns eine Ursache der Wahl sein, da doch alles Gute in uns eine Folge der Wahl ist! Paulus will gerade dies herausstreichen, daß die Wahl Gottes und alles, was mit ihr zusammenhängt, sich nur auf die Gnade Gottes gründet, wenn er Röm. 9 das Beispiel der Zwillingenbrüder Jakob und Esau zur Erläuterung gebraucht: ‚Ehe die Kinder geboren waren und weder Gutes noch Böses getan hatten, auf daß der Vorsatz Gottes bekünde nach der Wahl, ward zu ihr (Rebekka) gesagt, nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnaden des Berufers, also: Der Größere soll

dienfbar werden dem Kleineren. . . . So liegt es nun nicht an jemandes Willen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.' — „Wo bleibt nun der Ruhm? Er ist aus', so schließt der Apostel Paulus seine ganze Abhandlung über die Gerechtigkeit des Glaubens.“

Erster Synodalbericht des Alberta- und British Columbia-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 16 Seiten. 8 Cts.

Dieser Bericht enthält eine gute Synodalrede von Präses A. J. Müller, in der er an der Hand des Berichts über die erste Synode zu Jerusalem zeigt, daß eine rechte, gottgefällige Synode sich zusammensetzt aus Vertretern von Gemeinden; daß ihre Hauptarbeit besteht in Lehrverhandlungen; daß sie zur Förderung der Gemeinden in der christlichen Erkenntnis Visitationen hält; daß sie ein reges Interesse für Mission entwickelt; daß sie auch Sorge trägt für die Ausbildung von tüchtigen Dienern am Wort. Der ausführliche Bericht über Innere Mission wird eingeleitet, wie folgt: „Der Alberta- und British Columbia-Distrikt ist vorwiegend ein Missionsdistrikt. Es sind in demselben nämlich erst 15 selbständige Gemeinden oder, insofern in drei Fällen zwei Gemeinden gemeinschaftlich einen Pastor unterhalten, 12 selbständige Parochien, während 30 unterstützungsbedürftige Gemeinden und annähernd 92 Predigtplätze bedient werden.“ Viel Zeit wurde verwandt auf die Schulfrage, da in Canada der Weltkrieg zur Folge hatte, daß dort unsere Gemeindefschulen geschlossen wurden. Auf Befragen hat seitdem die Advokatensfirma Short & Cross in Edmonton erklärt: Weder die Gesetze des Landes noch die der Provinz verbieten Privatschulen; auch das Department of Education (so wurde diesen Herren gesagt) würde uns nichts in den Weg legen; nur sollten wir uns möglichst an die Vorschriften des School Ordinance halten. Auf diese Erklärung hin beschloß die Synode, in der Gemeinde zu Stony Plain im August wieder eine Gemeindefschule zu eröffnen mit P. J. G. Böttcher als Lehrer, der den normal school course in Alberta genossen hat und ein first-class teachers' certificate besitzt. Wie aber bereits in der vorigen Nummer von „Lehre und Wehre“ berichtet worden ist, steht auch diese Schule wieder in Gefahr, geschlossen zu werden, weil die Staatsbeamten dasüfhalten [?], „daß eine Schule, in der Religion und etwas Deutsch gelehrt werde, nicht 'efficient' sein könne“. In dem Bericht des Schultomitees lesen wir: „Wir haben in unsern Gemeinden und auf unsern Predigtplätzen etwa 1300 schulpflichtige Kinder. Davon kommen etwa 100 auf British Columbia. Seht man die Mindestzahl der Kinder, die zur Eröffnung einer Gemeindefschule nötig wäre, auf 30, so könnte man in unserm Distrikt 15 Schulen haben. An 10 von diesen 15 Plätzen zeigt sich reges Interesse für Gemeindefschulen. . . . Aber von diesen 10 ist nur eine Gemeinde finanziell imstande, Schule und Lehrer zu stellen. Drei könnten wohl eine Schule errichten, wären aber nicht fähig, einen Lehrer zu unterhalten. . . . Es macht uns Freude, berichten zu können, daß unsere Pastoren und Missionare in Gespräch und Predigt fleißig auf die christliche Erziehung der Kinder dringen und auch mit der Tat dafür sorgen. Außer in dem üblichen Konfirmandenunterricht wird Religionsunterricht erteilt in Sonntagsschulen, Samstagsschulen, Abendsschulen, Sommerschulen, Christenlehre und nach den Stunden der public school.“ Von P. K. Shippanowski wurde ein Referat vorgelegt über Kirche und Amt, das aber im Bericht keine Aufnahme finden konnte. Gott schütze und segne, wie bisher die alten, so auch diesen jüngsten Distrikt unserer Synode!

F. B.

Soli Deo Gloria. A Sacred Cantata for Congregation, Mixed Chorus, Children's Chorus, and Soloists. Words by Paul E. Kretzmann. Music by G. C. Albert Kaepfel. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.25.

Eingeleitet wird diese mit deutschem sowohl wie englischem Text versehene Kantate durch ein Festpräambulum, dem sich dann 15 Lieder mit folgenden Anfangsworten, die zugleich den Gedankengang andeuten, anschließen: 1. Allein Gott in der Höh' sei Ehr! 2. Nicht uns, o Herr, sondern deinem Namen gib Ehr! 3. Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir. 4. Wo der Herr nicht bei uns wäre. 5. Ihr seid das auserwählte Geschlecht. 6. Aus Gnaden soll ich selig werden. 7. Des Frühregens Milde. . . . Es sollen wohl Berge weichen. 8. Ich glaube, darum rede ich. 9. Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name! 10. Nun lob', mein' Seel,

den Herren. 11. Ein Heiliches Ding usw. 12. Die Himmel erzählen. 13. Kommt, ihr Kinder alle! 14. Singet dem Herrn ein neues Lied! 15. Nun danket alle Gott! "As to the music", schreibt unser Verlag, "we must admit that the instrumental score will require an organist of fair ability, and the chorus . . . a little more than beginners' ability." Die fünfundsechzigjährige Jubelfeier unserer Synode, die Concordia Publishing House mit dieser Kantate passend einleitet, ist es aber wert, daß unsere Chöre sich nicht scheuen, auch eine etwas schwierigere Komposition (wie es die Kunstwerk! Prof. Rappels allerdings ist) in Angriff zu nehmen.

American Lutheran Calendar. American Lutheran Publicity Bureau, 22 E. 17th St., New York, N. Y.

Dieser Kalender bringt außer dem Kalendarium zwölf passende Bilder aus dem Leben Luthers: 1. Luther the Student; 2. Luther's Death, February 18, 1546; 3. Luther Preaching at Wittenberg usw. Das 1913 gegründete und aus Gliedern der Synodalkonferenz bestehende American Lutheran Publicity Bureau (wie es selber angibt) "seeks to give dignified publicity to the Gospel; publishes tracts on various subjects; distributes these tracts free of charge; issues a monthly magazine, the *American Lutheran*; works for church efficiency through its magazine; uses the press to disseminate Lutheran news; inserts doctrinal articles as newspaper advertisements; spreads Lutheran teachings through public lectures; furnishes free samples of church-printing; aids in placing Lutheran literature in public libraries; stimulates local publicity endeavors". Im vorigen Jahre wurden von dem Bureau 520,000 Traktate gedruckt und 475,000 versandt. Vierzehn Artikel erschienen in folgenden Tageszeitungen: *Chicago Daily News*, *New York Sun*, *New York Globe*, *Newark News*. In Ocean Grove, N. J., wurde ein "Luther Day" gehalten mit einem Vortrag, dem 5000 beimohnten, davon 4000 Nichtlutheraner usw. Herausgabte wurden \$21,320. Das durch freiwillige Beiträge gedeckte Defizit betrug \$15,120.

Our Mission Leaflet. For Every Member of Every Lutheran Congregation in Our Western District.

In diesem von P. W. Hallerberg im Namen der Missionskommission des Westlichen Distrikts englisch und deutsch herausgegebenen „Missionsblättchen“ wird mit warmen Worten der Missionsfrage gedacht. Von den 1,010,000 Seelen unserer Synode gehören 65,000 (42,691 Kommunizierende) dem Westlichen Distrikt an. Dieser hat zurzeit 23 Missionare, die an 75 Stationen über 3000 Seelen versorgen, davon 200 Kinder in Gemeindefschulen und 1000 in Sonntagsschulen. In 1920 betrug die Missionsgaben im Distrikt \$17,676.34. Für die in der Universitätsstadt Columbia zu errichtende Kirche sind ebenfalls noch Gelder zu sammeln. Immer voran und im Werke des Herrn nimmer müde werden! — das ist die richtige, auch hier ausgegebene Parole.

Die Bibelstunde. Eine Quartalschrift zum regelmäßigen Bibelstudium in Bibelklassen und zum geordneten Bibellesen in der Hausandacht. Von Adolf L. Hanfer. Probeexemplare frei. The Sotarian Publishing Co., 105 Florida St., Buffalo, N. Y. 75 Cts. pro Jahrgang; 10: \$5.00; 25: \$10.00.

Der Herausgeber schreibt uns: „Es ist das einzige deutsche Blatt für geordnetes Bibelstudium in Bibelklassen und Familien. Die Tatsache, daß die Zirkulation des Blattes beständig im Steigen ist, zeigt, daß dafür immer noch ein großes Bedürfnis vorhanden ist. Da für jede Woche ein Lesetzettel beigegeben ist, dient das Blatt der Hausandacht besonders segensreich. Es dürfte manchen Lesern ein Dienst geschehen, wenn sie auf dies Blatt aufmerksam gemacht würden.“

Das Rätsel des Landeskirchentums und seine Lösung. Von Mag Glage. Verlag von Friedrich Bahn in Schwerin, Mecklenburg. Zweite Auflage. 77 Seiten. M. 6.50.

Mag Glage, Pastor zu St. Anskar in Hamburg, ist mit seiner Gemeinde aus der hamburgischen Landeskirche ausgeschieden und tritt nun mit großem Eifer ein für die Bildung von Freikirchen als einzige Lösung des religiösen Lohwobahns in

Deutschland. In der vorliegenden Schrift legt er die Gründe dar, warum es einem ehrlichen, bekennnistreuen Lutheraner unmöglich ist, länger in der Landes- oder Volkskirche zu bleiben. Obwohl Glage die Missourier und die Freikirche in Sachen nirgends erwähnt, so bildet doch seine Schrift eine völlige Bekräftigung alles dessen, was von allem Anfang an die Missourishode und auch die Freikirche in Sachen und andern Staaten seit mehr als fünfundsiebzig, resp. fünfzig Jahren über die deutschländischen Landeskirchen und die Zugehörigkeit zu denselben geurteilt hat. Es sind gewaltige Keulenhiebe, die Glage auf die Landeskirche niederfallen läßt. Im Vorwort weist er darauf hin, daß schon vor Jahren (1862) P. Dr. H. Sengelmann aus Hamburg in seiner Schrift „Die Gegenwart der evangelisch-lutherischen Kirche Hamburgs“ ebenso geurteilt habe. „Mit schonungsloser Wahrhaftigkeit“, schreibt Glage, „hat er [Sengelmann] die schon vor sechzig Jahren innerlich unmöglichen Zustände seiner Landeskirche aufgedeckt und hat dann doch das Unmögliche möglich gemacht, indem er die faulen Dinge doch auch für seine Person weiter mitmachte.“ (S. 5.) Auch bei Glage hat es lange gedauert, bis der klare Erkenntnis das freie, offene Wort und diesem die Tat, der Austritt aus der verrotteten hamburgischen Landeskirche, folgte. Glages Schrift, die an Klarheit und Entschiedenheit wenig zu wünschen übrigläßt, zerfällt in zwei Teile, von denen der erste den traurigen Zustand beschreibt, in welchem sich jetzt überall die Landeskirchen befinden, und der zweite die Freikirche als den einzigen Ausweg aus diesem Babel aufweist, zugleich auch darlegt, wie diese zu gestalten sei.

Nach Glage ist die Landes- oder Volkskirche, wie jetzt die frühere Staatskirche genannt wird, ein durch und durch unwahres und unlauteres Ding. Allüberall, in den Vehrshülen, auf den Kanzeln, im Kirchenregiment, in den Amtshandlungen usw., herrsche die Lüge. Die Unlauterkeit der landeskirchlichen Theologie betreffend heißt es hier u. a.: „Wer die kritische Literatur studieren will, muß geradezu eine neue Sprache lernen . . ., muß die deutsche Sprache begrifflich umbilden. Es finden sich da in der theologischen Auseinandersetzung fast alle Ausdrücke der alten biblischen Glaubenslehre, aber in die alten Formen ist oft in ganz raffinierter Weise ein völlig neuer Inhalt hineingegossen. Die Sprache dieser modernen Theologie gleicht jenen bekannten Begierbildern, die in einem Rahmen zwei verschiedene Bilder zeigen, je nach der Stellung, die der Beobachter einnimmt. Da sehen wir von rechts ein altes, wohlbekanntes Gesicht; wir gehen auf die linke Seite hinüber, und unvermerkt wandeln sich die Züge, bis ein ganz fremdes Antlitz auf uns niederschaut. . . . Man hat nicht mit Unrecht behauptet, diese moderne evangelische Theologie habe die Methode der Janssenschen Gesichtsschreibung aus dem katholischen auf das protestantische Gebiet übertragen. Was haben sie aus unserm Luther gemacht trotz seiner Wormser Losung, deren vierhundertjähriges Jubiläum wir gefeiert haben! Ein Schüler Ritschls wider Willen ist aus unserm Reformator geworden.“ Ebenso urteilt Glage über A. Harnack. „Ich halte diesen berühmten Dogmenhistoriker“, schreibt er, „für einen der subjektivsten Dogmatiker unter den gegenwärtigen liberalen Theologen. . . . Der Dogmatiker gab dem Historiker die Marschrouten.“ Und von den Halben und Halb-Positiven, die sich nicht offen bekennen wollen zur wahren Gottheit Christi, zu den Wundern Jesu, zu seiner Auferstehung, zur Heilsbedeutung der Golgathatafate usw., sagt Glage: „Sie gehören zu den Grabeswächtern vor dem verfallenen Stein; ja, sie drücken mit ihrer ‚Wissenschaft‘ neue Siegel auf diesen Stein und wollen doch christliche Theologen und Lehrer der Kirche bleiben, deren Fundament das leere Grab, deren lebendiges Haupt der außerstandene Christus ist. Doch ich schließe das trübe Kapitel von der theologischen Lüge, und ich weiß dazu nur die eine Erklärung: Das hat der Feind getan — der Lügenprofessor aus der Hölle.“ (10 f.)

Durch die von diesen Theologen ausgebildeten Pastoren, führt Glage weiter aus, habe die Wortlüge (Lüge in der Lehre) ihren Weg auf die Kanzeln gefunden. Freilich gebe es da Ausnahmen, Pastoren, die es mit der auf den Universtitäten eingefügten Theologie im praktischen Amte nicht aushalten könnten. „Und doch“, schreibt er, „muß man sich wundern, . . . daß die Zahl der ‚modernen‘ Geistlichen, die nach dem ärgerlichen Urteil Ritschls trotz guten theologischen Anlaufs im kirchlichen Amte wieder ‚verdummen‘, nicht viel größer ist. Heil denen, die in dem Sinne ‚verdummen‘, daß sie durch das Amt von ihrer ‚modernen‘ Theologie zur alten Torheit des Wortes vom Kreuz zurückgezogen werden! Ach, von viel zu vielen gilt das leider nicht! Aber daß diese es dennoch in ihrem Amte aushalten,

das stellt uns aufs neue und in verschärftem Maße vor das quälende Rätsel [die Vandestirche]; denn — sie mögen es einrichten, wie sie wollen — ihre ganze Amtsführung wird zu einer chronischen Lüge.“ (11.) Ihre ganze Amtsverwaltung gestalte sich eben zu einer fortgesetzten Verleugnung ihres Amtseides. In Hamburg habe ein Pastor den persönlichen Gott gelehnet und ein anderer die persönliche Unsterblichkeit in Zweifel gestellt und Christum und sein Erlösungswerk gelehnet, obwohl beide sich hatten verpflichtet lassen auf die Schrift und die lutherischen Symbole! (12.) Alles in der lutherischen Kirche: ihr Bekenntnis, ihr Kirchenjahr, ihr Gesangbuch, die Lieder, welche sie bisher sang und heute noch singt, ihre Liturgie, ihre Formulare, ihre Gebete, ihr Bilderschmud, ihr Taufstein, ihr Altar, ihre Kreuze und Kreuzfige, ihre Kanzel mit der Bibel — alles rufe von allen Seiten dem liberalen Prediger zu: Du bist ein Lügner, ein Betrüger! Statt aber ihren Unglauben offen zum Ausdruck zu bringen, hätten es die liberalen Geistlichen auf der Unibersität gelernt, ihre Abweichungen von den Grundwahrheiten der Schrift zu verhüllen, so daß harmlose Gemüther oft lange Zeit glauben könnten, die Predigt weiche nicht ab von dem, was Liturgie, Gesang und Kirchengebet bezeugen. Glage schreibt: „Weniger an dem, was gesagt wird, als an dem, was die Predigt nicht sagt, merkt man die Verleugnung des Evangeliums auf den Kanzeln. Daß auch die Leugner der ewigen Gottessohnschaft Christi, ohne mit der Wimper zu zuden, Christum in ihren Predigten oft in glühenden Worten dennoch als den Sohn Gottes verherrlichen, ist nur zu bekannt.“ (15.) Habe doch nach Julius Raftan auch Thomas mit den Worten: „Mein Herr und mein Gott!“ nur das wunderbare Walten Gottes zum Ausdruck gebracht und nicht etwa Jesum, sondern nur den Vater im Himmel angebetet! Ohne Lüge und Lächerung Christi könne ein liberaler Prediger in der christlichen Gemeinde seinen Mund nicht aufstun. Und „wie“, fährt Glage fort, „darf ein Leugner des Sühnopfers des Sohnes Gottes das Saftament des Altars feiern? Wie kann er dabei, ohne zu erröten, immer wieder die Worte sprechen: Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden! . . . Wahrlich, die Wortlüge [in Lehre und Predigt] im Heiligtum schreit schon lange zum Himmel, und es ist erschütternd, in welchem Maße sich selbst solche, die mit Ernst Christen sein wollen, an dieses sonntägliche Triumphieren Satans in der Kirche gewöhnt haben.“ (16.)

Auch den „positiven“ Theologen und Pastoren wirft Glage vor, daß sie nicht offen und ehrlich mit der Sprache herausrücken. Er schreibt: „Es ist unter letzteren eine Art Apologetik und Predigtkunst auf gekommen, die im höchsten Maße bedenklich ist, eine Verteidigung des Christentums, die schon vielen das Christentum verdarb. . . . Wie anders hat der Apostel gepredigt und gelehrt, auf den sich die falsch berühmten modernen Apologeten so gerne berufen! Wohl verstand Paulus es, den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche zu sein, aber niemals hat er Juden und Griechen zuliebe das harte Wort vom Kreuz verschleiert, sondern dasselbe vielmehr ohne Ansehen der Person so verkündigt, daß es den Griechen eine Torheit und den Juden ein Ärgernis blieb. Wer das bei seiner Verteidigung des Christentums vergißt, schadet nicht nur seinen Proselyten, sondern auch sicherlich seiner eigenen Seele. . . . Man wird ein Politikus, behandelt das Evangelium so, als wäre es Konterbande, die man durchschmuggeln muß. Man bestrachtet zwar die Heilstatsachen nicht, aber man erweckt in seinen Bewunderern doch die Meinung, als hielte man nicht um jeden Preis an diesen ärgerlichen Dingen fest, als wäre einem jedensfalls ‚die Dogmatik‘ nicht die Hauptsache. Man macht aus den Ereignissen alsbald schöne Gleichnisse, für die auch der Unglaube schließlich zu haben ist. Man umtränzt die nackten Tatsachen mit schönen Redebäumen, mit reichlichen Zitaten aus den Klassikern und auch aus der allermodernsten Literatur, daß die Zuhörer auf den Gedanken kommen müssen, diese Dichter und Denker stimmten dem Redner zu, obwohl sie in Wahrheit das Evangelium radikal ablehnen. Das sind unsere Modeprediger, das sind die Weisberzigen, die Bild-Positiven. Die Welt läuft ihnen nach, auch in die Kirchen; aber wahrlich auch auf diesem Wege meist unbewußter Unlauterkeit wird das Reich Gottes zur Welt. Diese ‚Positiven‘, die sich im tiefsten Grunde doch des Evangeliums von Christo schämen und dasselbe erst mit ihren Künsten salonsfähig zu machen suchen, richten ganz unermesslichen Schaden an, vielleicht noch größeren als der Liberalismus.“ (16 f.)

Zur Wortlüge auf Kathedern und Kanzeln kommen nach Glage die Tatlügen

der landeskirchlichen Praxis. Dazu rechnet er vor allem, daß das Kirchenregiment immer wieder offenbare Christusleugner auf das Bekenntnis der lutherischen Kirche feierlich verpflichtet und bisher nicht den moralischen Mut gefunden hat, solche Leugner an der Betätigung ihres Unglaubens im Amt zu hindern und aus dem Amt zu entfernen. In Hamburg habe man so den offenkundigen Gottesleugner und öffentlichen Bekämpfer des Evangeliums Heydorn fast ein Jahrzehnt im Amt gebuldet, um ihn dann mit einem Ruhegehalt in den Ruhestand zu versetzen. „Diese erschütternde Tatlüge“, sagt Glage, „hat das Schicksal der hamburgischen Landeskirche besiegelt.“ (18.) Was die Pastoren betreffe, so seien gerade die bekennnistreuen beständig gezwungen, mit der Tat zu verleugnen, was sie mit dem Munde bekennen. „Mit dem Munde“, schreibt Glage, „bezeugen sie die Allgültigkeit des biblischen Evangeliums, das Wort voll heiliger Intoleranz: ‚Es ist in keinem andern Heil‘, aber in ihrem kirchlichen Handeln widerlegen sie fort und fort ihr Wortzeugnis mit der Tat und sind sich dieser vielleicht verhängnisvollsten kirchlichen Unwahrheit im großen und ganzen laum noch bewußt. Sie finden nicht die moralische Kraft, sich bedingungs- und rückhaltlos von den Bestreitern des Evangeliums amtlich zu scheiden. In welchem Maße hier eine wahrhaft babylonische Verwirrung herrscht, das haben neuerdings die Feiern des vierhundertjährigen Jubiläums des großen Reichstages zu Worms in erschütternder Weise an den Tag gebracht. Man feierte die große Tat des engen Gewissens unsers Reformators, sein Wormser Wort: ‚Ich kann nicht anders!‘ und man feierte einträchtiglich mit denen zusammen, die man um des Gewissens, um des Evangeliums und der Kirche der Reformation willen in heiliger, rückichtsloser Entschlossenheit bekämpfen muß, ja, wohl auch je und dann bei anderer Frontstellung bekämpft hat. Man sang wieder einmal mit solchen, die anders, ja ganz anders können als unser Luther, gemeinsam die Weise: ‚Das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben‘; man ließ sich auch als Abgeordnete dieser Ganz-anders-Könner nach Worms senden zum Niederlegen eines Kranzes auf die Stufen des dortigen Denkmals. Heißt das nicht in traurigsten Sinne, der Propheten Gräber schmüden? Ist das nicht ein kirchengeschichtlicher Sarkasmus, der die Teufel lachen und die Engel weinen machen muß? . . . Ach über dieses Auch-anders-Können der ‚Mild-Positiven‘, ja selbst der ‚Streng-Orthodoxen‘! Heute unterschreiben sie einen Protest gegen die Gleichberechtigung der Richtungen und morgen — bei anderer ‚kirchlicher‘ Gelegenheit — da lassen sie die mitreden, die sie gestern bekämpften, und schütteln ihnen die Hand als wertvollen Bundesgenossen. Welch eine Tatlüge!“ (20 f.) Wie könne man darum in einer Landeskirche bleiben, wo man gezwungen sei, eine solche Tatlüge mitzumachen? wo Bekenner und Bestreiter des Evangeliums amtlich zusammengehen? wo man die offenbarsten Irrlehrer nicht mehr ausschließen könne, ja, ihnen vielfach das Regiment in die Hand gegeben habe? „Wie darf ich als bekennnistreuer Pastor solch einen Christusleugner im Ornat ‚Amtsbruder‘ nennen und mit ihm in einem landeskirchlichen Kollegium zusammensitzen und über kirchliche Angelegenheiten beraten? Und wenn nun gar im Regiment der Kirche Christusleugner sitzen, wie kann ich, ohne zu lügen, solchem Regimente gehorsam sein? Und wie darf ich als Laie die kirchlichen Dienste eines Mannes, der ein offenkundiger Bestreiter des Evangeliums ist, auch nur ein einziges Mal in Anspruch nehmen? Mache ich mich da nicht einer groben Tatlüge schuldig?“ (22.)

Als ein besonders bizarres Stück landeskirchlicher Tatlüge bezeichnet Glage das kirchliche Handeln in Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Trauung und Beerdigung. „Da stehen wir“, sagt er, „vor lauter von der Tatlüge geschändeten Heiligtümern.“ „Die Kirche, die bewußtermaßen Kinder einer dem Christentum völlig entfremdeten Familie tauft, ohne für andere Garantien einer christlichen Erziehung der Täuflinge zu sorgen, begeht ein schlimmeres Verbrechen als eine Rabenmutter, die ihr neugebornes Kind aussetzt.“ (27.) Sie mache sich zur Helfershelferin einer Tatlüge im Heiligstum des Sacraments, wenn sie ohne weiteres Kinder von notorisch unkirchlichen Eltern taufe auf ihr offenbar doch nicht ernstlich gemeintes und nur pro forma gemachtes Versprechen hin. Viel schwerer noch sei das landeskirchliche Schuldkonto belastet durch die übliche Konfirmationspraxis. Glage schreibt: „Ach, aus ihr schreit die Tatlüge zum Himmel, vor allem bei den großstädtischen Massentkonfirmationen. Hier hat der Vater der Lüge ein wahrhaft vollendetes Meisterstück geschaffen.“ „Heute ergießt sich gerade durch die Konfirmation ein breiter, trüber Weltstrom in die Landeskirchen, der sie mehr und

mehr erküßt.“ „Nun aber weiß jeder Großstadtpastor, daß 90 Prozent seiner jedesmaligen Konfirmanden keineswegs in Wahrheit kirchlich mündig sind. . . Die Duitzung zu diesem unwahren Manöver ist der Abschied jener 90 Prozent Konfirmierter von der sie aussegnenden Kirche am Tage der Konfirmation, und die Erstkommunion ist die Abschiedsfeier.“ (28.)

Wie aber die Massenkonfirmation eine offenbare Tatzlüge sei, so nicht minder die automatisch aus der Konfirmationspraxis folgende *M a s s e n k o m m u n i o n*. Glage schreibt: „Die Volksfittie der Konfirmation treibt immer wieder mit den Neukonfirmierten eine große Schar von Mitläufern an die Altäre, und unbesehen läßt man diese zu, auch wenn es sich um ganz unkirchliche Leute handelt, ja um solche, die sich einst wie nun ihre Kinder von der Kirche aussegnen ließen. Sie haben keineswegs ein Heilsverlangen nach dem Sakrament, auch dieses ist ihnen ein nun einmal dazugehörendes Stüd kirchlicher Dekoration zu der von ihnen völlig weltlich aufgefakten Konfirmation ihrer Kinder. Und die Kirche gibt auch hier klein bei und überläßt dabei oft das Heiligtum den ‚Hunden‘, wirft die edelste Perle ihres gottesdienstlichen Lebens vor ‚die Säue.‘“ (28 f.) Auch in der Traupraxis herrsche die Lüge, indem die Kirche anstandslos auch Geschiedene bei Eingehung einer neuen Ehe ohne weiteres wieder einsegn. Und nun gar die Beerdigungen! Glage schreibt: „Gibt man nicht heute auch jedem Atheisten und jedem offenkundigen Kirchenfeinde ein kirchliches Begräbniß, wenn die Angehörigen ein solches begehren? . . . Auch am Grabe noch die landeskirchliche Tatzlüge.“ So sei aus der Kirche, „aus der Grundfeste der Wahrheit, ein Sammelort der Lüge geworden.“ (30.) Dieselbe Lüge mache sich endlich auch breit auf dem Gebiete der Volksschule, wo ungläubige Lehrer christlichen, konfessionellen Unterricht erteilen sollen. „Die unerläßliche Voraussetzung für eine evangelische Bekenntnisschule ist eine freie Bekenntniskirche. Darum hat es etwas tief Tragisches, wenn jetzt die christlichen Eltern in den Landeskirchen von ihren verängstigten Hirten aufgerufen werden, auf Grund des § 146 der Reichsverfassung evangelische Schulen vom Staate zu fordern, vom gegenwärtigen Staat! . . . Man schreit nach einer Bekenntnisschule und hat doch nicht den Mut zu einer Bekenntniskirche!“ (43.)

Das „Lügensystem aber, aus dem alle Einzillügen hervordachsen wie die Unkrautspalten aus der Unkrautswurzel“, ist nach Glage das System der Landeskirche, nach welchem jeder zur Kirche gehöre eo ipso, weil er ein getaufter Bürger sei. Darum gebe es auch „keine andere Lösung [des landeskirchlichen Rätsels] als die Auflösung des gegenwärtigen Landeskirchentums, denn dieses ist nirgend mehr eine grundsätzliche Bekenntnisgemeinschaft. Wohl steht in manchen Landeskirchen das Bekenntnis noch auf dem Papier, aber tatsächlich wird amtliche Bekenntniswidrigkeit, auch wo sie ganz offen und bewußtermaßen betätigt wird, geduldet. Wer darum festhält an einer Bekenntniskirche um jeden Preis, der muß die Landeskirche verlassen, oder er macht Kompromisse.“ (48.) Den Glauben könne man nicht kommandieren, darum gebe es nur eine Lösung: die Umwandlung des Landeskirchentums in Freikirchentum. (49.) Zugleich betont Glage: Jetzt sei es Zeit zum Austritt und zur Bildung von Freikirchen, ohne länger auf den berühmten „gottgegebenen Zeitpunkt“ zu warten, wann etwa tausend Pastoren und Hunderttausende von Vätern zugleich austreten würden, während Gott dabei Gold vom Himmel regnen lasse, damit es den Ausstretenden nichts koste. (73.) „Gottes Stunde“, sagt Glage, „kommt nur, wenn wir unsere Stunde nicht versäumen, und unsere Stunde ist gekommen, wenn das Verharren im alten Zustande für uns persönlich zur Sünde wird; wenn unser Gewissen erwacht, wenn Gottes heiliges Wort uns zu gehorsamen Leuten macht. Einzelne müssen voran, einzelne Gemeinden.“ (74.) „Ich aber stehe nicht an zu sagen und es mit aller Kraft zu unterstreichen: Es wird erst dann zu einer kirchlichen Erneuerung kommen, wenn die bekennnistreuen Christen sich ganz entschlossen losmachen von der Fiktion einer Volkskirche im modernen Sinne, von dem unbewußten Götzendienste, den sie mit der unwahren Konservierung der Landeskirche treiben.“ (35.) „Ein christliches Volk, ein christliches Land im Volfsinne hat es noch nie gegeben und wird es auf der alten Erde niemals geben. Und darum wird die Kirche jedem Volke und jedem Lande gegenüber bis ans Ende der Tage in Missionsstellung verharren müssen. Volk und Land bleiben Missionsobjekt für die in ihren Grenzen wohnende Kirche. Dadurch, daß man das Objekt zum Subjekt machte, ist das verderbte und ver-

berdenbringende Landes- und Volkskirchentum dieser Tage entstanden. Die heutigen Landeskirchen sind nicht Kirchen im Lande, sondern Land in der Kirche. Es handelt sich vielfach nur noch um einen kirchlichen Rahmen für ein in Wahrheit unkirchliches Land, um Volkskirchen, in denen der Kirche das Volk und dem Volke die Kirche fehlt.“ (36.)

Selbstverständlich wird Glages Austritt sowohl wie seine scharfe Schrift beurteilt, auch in positiven landeskirchlichen Kreisen. In dem von D. Ihmels herausgegebenen „Literaturblatt“ lesen wir (1921, 363 f.): Mit Recht betone Glage, daß die Kirche Bekenntniskirche sein müsse, aber dennoch sei der Eindruck, den seine Schrift mache, „ein schmerzlicher“. So schlimm, wie er behaupte, sehe es doch noch nicht in allen Landeskirchen. Auch lasse sein Schriftchen ganz den Geist der tragenden, hoffenden Liebe vermischen. Zudem sei Glage nicht imstande, etwas absolut Besseres an die Stelle der Landeskirchen zu setzen, denn auch das Freikirchentum sei kein Schutz gegen allerlei Gefahren usw. Würden schließlich die Landeskirchen fallen, so dürften das anzustrebende Ziel nicht lauter einzelne Gemeinden sein, „sondern die Zusammenfassung, das allmähliche Hineinwachsen in die eine große deutsche lutherische Kirche, die allein die Krönung des Wertes Luthers sein kann“.

Mit solchen nichtigen Einwürfen läßt sich aber ein Gewissen, das in Gottes Wort gefangen ist und das ungöttliche Wesen der Landeskirchen nicht mehr mitmachen kann, nicht beruhigen. Daß auch die Freikirche als solche nicht vor Irrlehre, Vergleichsgültigkeit, Unionismus und Verquickung mit der Welt schützt, versteht sich von selbst, und viele Freikirchen in der ganzen Welt (in Deutschland z. B. die Breslauer) haben dafür selber den Beweis geliefert — eine Wahrheit, die auch Glage hätte kräftig herausstreichen dürfen. Nur Gottes Gnade kann uns die Wahrheit bewahren; und das tut er nur auf dem Wege des Glaubens und der beständigen Wachsamkeit. *Eternal vigilance is the price of truth as well as liberty.* Aber was hat diese Frage zu tun mit der andern, ob man in den versuchten deutschen Landeskirchen, wie sie jetzt beschaffen sind, mit gutem Gewissen bleiben kann oder nicht? Kann man doch auch in einer Freikirche, die der Wahrheit untreu geworden, nicht mit gutem Gewissen bleiben! Und was den Vorwurf der Übertreibung betrifft, so urteilt Glage trotz seiner Schärfe doch zuweilen noch zu milde. So z. B. wenn er sagt, daß von dem Gift der modernen Theologie immer noch etliche, obgleich verhältnismäßig nur noch wenige, theologische Lehrfühle „ganz frei geblieben sind“. Wir wüßten keinen einzigen namhaften deutsch-lutherischen Unversitäts-theologen zu nennen, der noch ganz festhielte z. B. an der Verbalinspiration und völligen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift und der noch frank und frei einträte für die alte lutherische Lehre von den zwei Naturen in Christo und der Veröhnung durch sein Blut, i. e., sein stellvertretendes Straf-leiden.

Muß also jeder, der nicht opportunistisch, sondern nach Gottes Wort urteilt, Glage in allem Wesentlichen zustimmen, so hat er doch in einigen Nebenpunkten nicht immer das rechte Wort gefunden. So z. B. wenn er die Unterscheidung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche als „arg mißverständlich“ und „nicht biblisch“ bezeichnet und lehrt: wo Gottes Wort lauter und rein gepredigt und die Sakramente einsetzungsgemäß verwaltet werden, da sei die Kirche „eine durchaus sichtbare, hörbare, greifbare Wirklichkeit“. (47.) „Die Kirche ist die innerhalb menschlicher Ordnung in Erscheinung tretende, an Verwaltung von Wort und Sakrament erkennbare Gemeinschaft der an Gott in Jesu Christo Glaubenden — und nicht s a n d e r e s.“ (46.) Im Widerspruch hiermit redet freilich auch Glage an einer andern Stelle von „dieser unsichtbaren, über die ganze Welt zerstreuten Kirche“. (67.) Unzutreffend ist es ferner, wenn er schreibt: „Ist der Gebrauch des Begriffes ‚Orts-gemeinde‘ im kirchlichen Sinne nicht eine Unwahrheit? Es gibt im biblischen Sinne keine Ortsgemeinden, sondern nur Personalgemeinden, denn Gemeinde im Sinne der Schrift ist eine Gemeinschaft von Gläubigen“ usw. (36.) „Darum muß aber mit dem Gedanken der Lokalgemeinde, der Parochie, endgültig aufgeräumt werden. Nicht irgendwo zufällig zusammenwohnende Leute bilden eine kirchliche Gemeinde, sondern nur alle, die durch das Geheimnis des Glaubens sich miteinander verbunden wissen“ usw. (54.) Daß man eine Gemeinde, die sich in Korinth oder Rom oder Jerusalem befindet oder versammelt als Ortsgemeinde bezeichnen kann, sollte doch niemand bestreiten. (36.) Daraus folgt auch nicht, was Glage mit Recht als grundfalsch verwirft, daß nämlich Leute zu einer be-

stimmten Ortsgemeinde gehören schon eo ipso, weil sie daselbst wohnen. Mitmachen können wir auch nicht, wenn Glage redet von „unserer reformierten Schwester“ (66). Und was versteht er unter dem „Antichristen am Ende der Tage“ (66) und der „Entwicklung Israels“ (71)? Zu weit geht es auch, wenn er schreibt: ihm scheine es „doch grundsätzlich verkehrt zu sein, einen Bischof [Präses] ohne Amt, außerhalb des Predigtamtes, einzusetzen, damit er nur ein Bischof sei und kein Pastor mehr“ [an einer Einzelgemeinde]. (69.)

Auch wird Glage kaum Luther und der damaligen historischen Sachlage gerecht, wenn er z. B. schlechthin urteilt: „Man war in den Tagen der Reformation zu harmlos hinsichtlich einer neuen Organisation des von den eisernen Klammern des Papsttums gelösten Heiligtums, und das gilt leider auch von unserm Luther.“ (31.) Hiermit hängt es zusammen, wenn Glage statt von einer Rückkehr zu Luther redet von einer „von vielen so heiß ersehnten neuen Kirchenreformations“ (60) und schreibt: „Zu einer wirklichen Kirchenreformations in unsern Tagen muß die Christenheit noch weiter zurück, als es im 16. Jahrhundert geschah — ganz hinter die Schwelle des Katholizismus, zur apostolischen Urform der Gemeinde Jesu Christi.“ (65.) — Wollte man in Deutschland und der ganzen Welt nur zurückkehren zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit Luthers, so würde sich überall alles andere ganz von selber machen. Schreibt doch auch Glage: „Es ist uns wie Schuppen von den Augen gefallen, daß wir in allen Fragen, die einst so verworren schienen, nun [nach dem Austritt aus der Landeskirche] klar sehen und ohne jede innere Hemmung urteilen und handeln können.“ Die göttliche Wahrheit ist klar genug; es kommt nur darauf an, daß wir sie gelten lassen und ihr Folge geben.

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. über das Gemeindefschulwesen innerhalb der Synode sind in letzter Zeit noch weitere erfreuliche Nachrichten eingelaufen. Die Nachrichten sind freilich zunächst nur lokaler Natur. Ein Gesamtüberblick über den Stand der Gemeindefschulen in der ganzen Synode fehlt noch. Immerhin ist es bemerkenswert, daß die erfreulichen Nachrichten zum Teil aus solchen Gegenden innerhalb der Synode kommen, in denen die Existenz der Gemeindefschulen staatlich oder seitens einzelner Organisationen bedroht war und noch bedroht ist. Wollte Gott, es bestätigte sich in der ganzen Synode, was bei der Detroitter Versammlung (1920) ausgesprochen wurde, nämlich, daß unsere Gemeinden seit den Angriffen auf die Gemeindefschulen diese um so höher schätzen. Es bedarf hier viel Wachens und Wetens. Wir wollen uns die Tatsache nicht verhehlen, daß wir gerade auch in bezug auf unsere Gemeindefschulen „Feinde ringsum“ haben. Wir haben an diesem Punkte nicht nur die Welt, sondern auch so ziemlich die ganze protestantisch sich nennende Kirche gegen uns. Die Welt sieht in der Existenz christlicher Schulen eine beständige Anklage gegen ihren Unglauben. Diese Anklage möchte sie durch Unterdrückung unserer Schulen beseitigen. Und was die protestantisch sich nennende Kirche betrifft, so hat es zwar gerade in letzter Zeit nicht an Aussprüchen einzelner Personen gefehlt, in denen die christliche Schule empfohlen wird und die Lutheraner, welche Gemeindefschulen unterhalten, gelobt werden. Aber im großen und ganzen waren und sind die Sektengegner unserer Gemeindefschulen. Und zwar aus mehreren Gründen. Auch sie empfinden das Bestehen unserer Schulen als eine gegen sie gerichtete Anklage. Sodann ist ihre religiöse Stellung zum großen Teil

so verwässert und neigt so stark zu einer unitarischen Allreligion, daß sie gar nicht das Bedürfnis empfinden, neben den Staatsschulen christliche Schulen zu errichten. Sie würden es vorziehen, die Staatsschule durch Einführung des Bibellebens und eines allgemeinen Religionsunterrichts „christlich“ zu machen. Bestrebungen in dieser Richtung waren und sind im Gange. Auch können wir von einem großen Teil der lutherisch sich nennenden Kirche nicht erwarten, daß sie in Wahlkämpfen dafür eintreten wird, die Gemeindeschulen ungestört zu lassen. Auch dafür haben wir leider Beispiele in einigen Staaten. Die Beweggründe sind zum Teil dieselben wie bei den Sekten. Trotzdem brauchen wir nicht zu verzagen. Die Sache ist die Sache dessen, der zur Rechten Gottes sitzt und noch immer die Welt regiert, trotzdem oft das Gegenteil der Fall zu sein scheint. Im Staate Missouri brach die Gesetzgebung, die gegen unsere Schulen erfunden und bereits in der Staatslegislatur unterwegs war, auf ganz wunderbare Weise durch eine veränderte politische Konstellation zusammen. Wir dürfen auch mit Dank gegen Gott an den Wahlsieg in Michigan denken, obwohl dort dieses Jahr ein neuer Kampf bevorsteht. — Im „Kirchenblatt für Südamerika“ veröffentlichten Laienlieder unsers Brasilianischen Distrikts die folgende „Mitteilung“: „Unterszeichnete sind Laienlieder der lutherischen Kirche. Sie sind der Überzeugung, daß wir Laien der lutherischen Kirche Südamerikas uns bei weitem nicht rege genug zeigen in Angelegenheiten unserer Kirche. Fehlt bei uns die Liebe zu unserer Kirche? Das wäre traurig, denn dann wäre es auch schlecht bestellt mit der Liebe zu unserm Heiland, dem zu dienen wir doch aufs feierlichste gelobt haben. Ein ordentlicher Geschäftsmann bringt seinem irdischen Geschäfte sein ganzes, anhaltendes Interesse entgegen und scheut kein Opfer an Arbeit, Geld und Zeit, um es vorwärts zu bringen. Die Kirche ist unsers Gottes Geschäft auf Erden. Wir sind seine Angestellten und Bevorzugten, die seine Interessen fördern sollen. Kommt, Brüder, laßt uns Liebe zu unserm Herrn, Liebe zu unserer Kirche zeigen! Laßt uns deshalb Hand ans Werk legen, damit unsers Gottes rettendes Geschäft gefördert werde! Wir dürfen das nicht allein den Pastoren überlassen. Warum sollten allein sie sich bemühen? Haben wir nicht denselben vollen Anteil an allen Gütern des Reiches Gottes wie auch sie? Nun, so laßt uns auch an Pflichten denken und durch Erfüllung derselben unsere Liebe und unsern Dank beweisen. Unterszeichnete haben es sich zur Aufgabe gemacht, als Laien an die Laien der lutherischen Kirche heranzutreten, um sie zur fröhlichen und vereinten Mitarbeit zu ermuntern: da zu helfen, wo Hilfe not tut. Zunächst haben wir im Sinn, allen Laien unserer Kirche nochmals die Sache ihrer Predigeranstalt ans Herz zu legen. Wir bitten, daß Gott Arbeiter in seine Ernte senden wolle. Wir meinen, dieß Gebet kann bei uns nur dann ernst sein, wenn wir auch nach unsern besten Kräften für diese Anstalt sorgen. Wir werden uns daher in dieser Sache an alle Mitbrüder wenden, und sollen diese Zeilen nur eine vorläufige Nachricht sein. Wir gedenken auch die Brüder, soweit es geht, persönlich aufzusuchen. Mit christbrüderlichem Gruß zeichnen: Roman Rosner, Robert Scheidt, Laurent Gsell, Johann Pech.“ In bezug auf die Zahl der aus der Anstalt in Porto Alegre entlassenen Kandidaten bringt das „Kirchenblatt“ die folgende Verächtigung: „Aus Versehen bemerkt ‚Lehre u. Behre‘ in der Oktobernummer [1921], S. 314, zu dem Bericht über unsere letzte Kandidatenklasse:

„Die Genannten [10] bilden die erste Kandidatenklasse, die aus unserer Anstalt in Porto Alegre hervorgegangen ist.“ Das war aber bereits die dritte Kandidatenklasse, denn im Dezember 1915 wurden 5 Kandidaten entlassen, im September 1918 und Februar 1919 abermals 5 und letzten Juli 10, im ganzen bisher 20 junge Streiter Christi.“ — Auch unsere Pastoren in Argentinien sind bemüht, für die Ausbildung von Predigern zu sorgen. Es heißt im „Ev.-Luth. Boten“, der in Buenos Aires gedruckt wird: „Wird unsere Mutterkirche in Nordamerika immer genügend Männer senden können, um die Mission hier zu erhalten? Ja, fragen wir uns einmal anders: Dürfen wir hier wirklich das von der Mutterkirche erwarten, daß sie uns immer mit Missionaren versorgt? Dürfen wir das erwarten? sage ich. Jeder Christ wird erkennen, daß wir hier, wie es einst die Christen in Nordamerika auch getan haben, selbst anfangen müssen, die nötigen Diener am heiligen Amt in der Christenheit auszubilden. Das war und das ist auch der Zweck des Seminars in Porto Alegre. Deswegen hat die Mutterkirche uns nicht nur geholfen, das Seminar zu bauen, sondern auch auszubauen. Wir sollen hier immer mehr lernen, selbst Prediger und Lehrer heranzubilden und den eigenen Bedarf decken zu helfen, ja, will's Gott, bald allein zu decken. Dazu gehört aber nicht allein, daß wir Schüler nach Porto Alegre senden, sondern daß wir sie dort auch erhalten. Gott gebe, daß wir im Februar wenigstens ein ganzes Duzend eifriger und begabter Jünglinge senden können! Wer seinen Sohn hergeben will, der melde es seinem Pastor oder melde es an den Unterzeichneten, wenn der Pastor zu weit entfernt ist.“

F. P.

Wisconsin-synode. Am 16. Dezember vorigen Jahres starb in Milwaukee, beinahe 81 Jahre alt, Dr. F. W. A. Röß. Der Entschlafene war vierzig Jahre Professor am Northwestern College der Wisconsin-synode (1872—1912). Im Jahre 1912 zwang ihn ein Herzleiden, sein Amt niederzulegen. Längere Zeit verwaltete er auch das Inspektorat der Anstalt. Seine besonderen Unterrichtsfächer waren die griechische und hebräische Sprache. Sein Unterricht zeichnete sich durch Gründlichkeit und große Exaktheit aus. Er war der typische Schulmeister im guten Sinne. Als Inspektor war er streng. Aber die Strenge war mit persönlicher Liebenswürdigkeit und einem süddeutschen Humor verbunden, so daß sie selten Widerstand hervorrief. In weiteren Kreisen ist Dr. Röß bekannt geworden durch die Redaktion der „Schulzeitung“ der Wisconsin-synode und namentlich durch seine Übersetzung des „Großen Dieterich“, das ist, der Institutiones Catecheticae von Konrad Dieterich († 1639), in die deutsche Sprache. Die erste Ausgabe dieser Übersetzung erschien 1875, die zweite Ausgabe 1895. Wer der lateinischen Sprache nicht so mächtig ist, daß er die größeren dogmatischen Werke unserer alten lutherischen Lehrer fließend liest, der hat in der Übersetzung von Dieterichs Institutiones Catecheticae im Anschluß an Luthers Katechismus ein deutsches Kompendium der Dogmatik, das bei prägnanter Kürze an Vollständigkeit kaum übertroffen werden kann, und zwar sowohl in der These als in der Antithese.

F. P.

Eine vernünftige Aussprache über Religionsunterricht in Staatschulen teilt *Our Church Record* unserer Brüder in North Carolina aus einem politischen Blatt, der *Greensboro Daily News*, mit. Dies Blatt schreibt: „There is a great field of education that the state-supported schools cannot, and

should not, touch. That is religious education. And the reason that the state should not attempt to enter it is the fact that the state has no religion, and is flatly forbidden by the organic law to establish any. This prohibition was written into the Constitution because experience had proved beyond dispute that an establishment of religion meant the establishment of tyranny over men's consciences, and could not mean anything else. To thrust religious instruction into the curricula of state-supported schools would be in some measure an establishment of religion, which is contrary to public policy, and contrary to the spirit, if not contrary to the letter, of the supreme law of the land." J. P.

Die „besonders hergestellten Fruchtstäbe“ für Sakramentszwecke. Das Prohibitionsamendement erlaubt gegorenen Wein für Sakramentszwecke. Der Prohibitionsdirektor für den Staat New York, Ralph A. Day, ist aber auf den Gedanken gekommen, daß gegorener Wein für Sakramentszwecke nicht nötig sei. Zugleich wurde berichtet, daß der allgemeine Prohibitionsdirektor in Washington, Roy A. Haynes, den Gedanken Days „vorläufig“ billige und mit der Absicht umgehe, „besonders hergestellte Fruchtstäbe an die Stelle gegorenen Weins zu setzen“. Die *Chicago Tribune* illustrierte die Situation, die sich aus der Verwirklichung der Absichten Days und Haynes' ergeben würde, an dem Beispiel der Stadt New York. New York sei ein Drittel jüdisch, ein Drittel katholisch, ein Drittel „gemischt“. Die Prohibitionsdirektoren hätten demnach die Absicht, in den Sakramentsbegriff der Juden, der Katholiken und auch einiger Protestanten, besonders der Episkopalen, korrigierend eingzugreifen. Was sich daraus ergeben würde, malt sich die *Tribune* so aus: „Wenn das, was Herr Haynes vorläufig billigt, Gesetzeskraft erhält und auszuführen versucht wird, dann werden bald alle Priester und Rabbiner der Stadt New York im Gefängnis sitzen, und die Leute, die zu ihren Kirchen und Synagogen gehören, werden die Gefängnismauern stürmen.“ In weiterer Beurteilung der Absichten der Prohibitionsbeamten fügt das Chicagoer Blatt hinzu: „Es gab in diesem Lande bisher einige Dinge, von denen die Bureaukratie und sogar die religiöse Scheinheiligkeit ihre Hände ließen. Zu diesen Dingen gehörten Verordnungen in bezug auf den religiösen Glauben und religiöse Gebräuche. Es scheint aber, als ob die Zeiten gesunder Vernunft vorüber seien. Alle diese Dinge sind von demselben Stoff (bolt of goods), und von diesem Stoff werden Streifen geschnitten, um damit die amerikanischen Freiheiten zu binden. Wir wundern uns nur, ob diese Übeltäter wissen oder etwas darum geben, wo dies enden wird.“ Der *Northwestern Lutheran* bemerkte hierzu: „The *Tribune* makes a fair statement, but it omits mention of the Lutheran Church, far more numerous than the Episcopalian and quite likely to be very determined in its demand for the use of sacramental wines.“ Es ist aber bereits geschehen, was wir beim Lesen der ersten Nachricht erwarteten. Herr Haynes ist von der Zentralstelle in Washington aus prompt desabouiert worden. Er selbst war nicht zu Hause. Aber der amtierende Hilfsdirektor, James E. Jones, äußerte sich nach Zeitungsberichten so: „It would be impossible for us to bar the use of wines in the churches. We cannot change the law. We do not make the law or attempt to do so. Our function is confined to doing our level best to enforce it. I will say that when we find abuses in the use of sacramental wine, we intend to go after

such infractions just as we would any other." Soeben finden wir noch in einer politischen Zeitung eine Erklärung der katholischen Columbusritter, in der es u. a. heißt: „Der vorgebliche Plan zur Beseitigung von Wein für Sakramentszwecke ist gleichbedeutend mit der Erklärung, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten aufgehoben sein wird. Die Prohibitionsbeamten führen — vermutlich weil sie außerstande sind, den wirklichen Verletzungen des Gesetzes Einhalt zu gebieten — einen frisch-fröhlichen Religionskrieg. Sie werden die Vorurteile jener Religionsbekenntnisse, die keinen Wein für Sakramentszwecke gebrauchen, mobil machen. Natürlich wird jeder Columbusritter und jeder vernünftige Bürger diesem törichten Versuch, den Anschauungen von Katholiken und anderer Bürger nahezutreten, opponieren.“

J. P.

II. Ausland.

Kirchlosigkeit in Amerika und Deutschland. Zu der Tatsache, daß es unter den 105,700,000 Einwohnern in den Vereinigten Staaten 64,000,000 Personen gibt, die keiner Kirche angehören, bemerkt das „Ev.-Luth. Zeitblatt“ (Organ des Lutherischen Bundes): „Ein Vergleich mit deutschen Verhältnissen ergibt folgendes: Rechnen wir Deutschlands Bevölkerung, wie meist geschieht, nach den Abtretungen auf 60,000,000, so müßten wir nach dem Verhältnis in Amerika 36½ Millionen außerhalb der Kirche Stehender haben. Schneiders ‚Kirchliches Jahrbuch‘ von 1921 berechnet die ausgetretenen Kirchenglieder aller Landeskirchen Deutschlands aus den beiden vorausgegangenen Kirchenaustrittsbewegungen von 1908—09 und 1913—14 auf 50,000 und 60,000, die aus dem Jahr 1919 auf etwa eine Viertelmillion, das gibt zusammen 360,000. Hierbei sind die im gewöhnlichen Verlauf und 1920 und 1921 Ausgetretenen, die Kinder der Ausgetretenen sowie die ausgetretenen Katholiken nicht mitgerechnet. Nehmen wir rund drei Millionen an, die das Band mit jeder Art christlicher Denomination gelöst haben, so wird das eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sein. Und selbst wenn die Zahl doppelt so hoch wäre, wäre sie gering gegen die oben errechneten 36½ Millionen. Nun gilt es freilich, die Unterschiede deutscher und amerikanischer Verhältnisse wohl zu beachten. Infolge der früheren landeskirchlichen Verhältnisse haben wir in Deutschland gewiß viel mehr Leute, die, dem Zwang des Staates und der Sitte sich fügend, innerlich der Kirche völlig fremd geworden sind, äußerlich aber das Band nicht gelöst haben. Freilich auch die amerikanische Statistik weiß von solchen. Aber sicherlich ist die Zahl der Entkirchlichten in Deutschland weitaus größer als die derer, die keiner christlichen Religionsgesellschaft zugehören, sie ist jedenfalls erschreckend groß, wie auch die in Amerika. Darum ist auch der angestellte Vergleich nicht irgendwelchem pharisäischen Nichtgeist entsprungen, soll diesen auch nicht fördern.“ Dieser große Abfall in der ganzen Christenheit zeige (wie das „Zeitblatt“ noch bemerkt), daß der Zeiger der Weltuhr vorgerückt sei, und mahnt die Christen, um so eifriger das lautere Evangelium von Christo, dem Heiland der Welt, zu verkündigen zur Rettung vieler Seelen aus dieser massa perditionis, bis der Herr das Ende heraufführen werde.

J. P.

Positive und Liberale in Schleswig-Holstein. Wie die „Ev.-Luth. Freikirche“ berichtet, hieß es dort bei den letzten Wahlen zur Landeskirchenversammlung in einem Wahlaufruf: „Unsere Schleswig-Holsteinische Lan-

bestirke ist rechtlich eine evangelisch-lutherische Kirche. In Wirklichkeit ist sie es leider seit langem nicht mehr. Sie hörte nämlich von dem Tage an auf, es zu sein, an dem der erste liberale Geistliche in ihr die Lehren der liberalen Theologie ohne Hinderung durch das Konsistorium verkündigen durfte. Daß diese Theologie die Auflösung unsers biblischen und damit auch unsers evangelisch-lutherischen Glaubens bedeutet, mag folgende Gegenüberstellung zeigen:

Was lehrt die Bibel?

Gott tut Wunder.
Gott hat sich offenbart.
Der Mensch ist von Natur böse.
Der sündige Mensch braucht Gnade.

Jesus ist ohne Sünde.
Jesus hat Wunder getan.
Jesus ist für uns Sünder gestorben.
Jesus ist von den Toten auferstanden.
Jesus ist Gottes Sohn.
Wir müssen an Jesum glauben, um selig zu werden.
Jesus ist anbetungswürdig.

Die Rechtfertigung durch den Glauben ist notwendig.
Jesus ist der Weltentrichter.
Jesus kommt wieder.

Verwundert fragt man da immer wieder: Wie können nur Christen, die solche Erkenntnis haben, in Landeskirchen bleiben, wo die Wölfe so zahlreich und offen und ohne jegliche Verkleidung ihr Wesen treiben? F. W.

Der Austritt Mag Glages und seiner St. Anshargemeinde. In der von uns besprochenen Schrift Mag Glages „Das Rätsel des Landeskirchentums und seine Lösung“ lesen wir den Austritt Glages betreffend: „Wie schwer haben es in Hamburg die sogenannten ‚Kapellengemeinden‘ gehabt, sich als ‚Nebenkirchen‘ durchzusetzen! Auf allerlei Weise suchte man die spezifisch kirchliche Arbeit dieser freien, auf eigenen Füßen stehenden Personalgemeinden landeskirchlich zu fesseln. Als die jetzt in aller Form zur Freikirche gemordene Ansharkapelle vor diesem Schritt einen dritten Geistlichen anstellte und denselben beauftragte, in dem in kirchlicher Beziehung so wüsten St. Pauli gemeindemäßig zu arbeiten, da genehmigte der Kirchenrat diese Anstellung nur unter der Bedingung, daß der betreffende Ansharpastor in St. Pauli nicht das Abendmahl austheilen und nicht konfirmieren dürfe. Und diese seltsame Bedingung wurde seitens des Kirchenrats ausdrücklich damit begründet, daß in St. Pauli keine neue Gemeinde entstehen dürfe. So treibt ‚die Volkskirche‘ in ihren Mauern ‚Volksmission‘. Und trotz der engen Schranken, in denen die Kapellengemeinden bisher kirchlich arbeiten mußten, ist von diesen freiwilligen Bekenntnisgemeinschaften in wenigen Jahrzehnten ein reelles Stück Volksmission geleistet worden, besonders durch die Errichtung eines Diakonissen-Mutterhauses, durch Begründung einer Kolonie von Erziehungshäusern und durch Eröffnung von privaten Bekenntnisschulen. Auch die freiwilligen Katechismuskurse, die jetzt wichtiger denn je sind, ein kirchlicher Verein zur Betätigung des Bekenntnisstandes der Kirche und ähnliche dem Ganzen dienende Einrichtungen, sind von den Kapellen geschaffen.

Was lehrt die liberale Theologie?

Gott tut keine Wunder.
Gott hat sich nicht offenbart.
Der Mensch ist gut.
Mit dem Begriff Gnade läßt sich nichts anfangen.

Jesus ist nicht vollkommen.
Jesus ist kein Wundertäter.
Jesus ist für seine Ideale gestorben.
Das leere Grab Jesu ist eine Dichtung.
Jesus war ein Mensch, nicht Gott.
Wir brauchen nicht an Jesum, sondern nur wie Jesus zu glauben.
Die Anbetung Jesu ist Menschenvergötterung.

Die Rechtfertigung aus dem Glauben ist ein verlorne Dogma.
Jesus richtet nur in unsern Herzen.
Jesus kommt nicht wieder.“

Das sage ich wahrlich nicht zum eigenen Lobe, sondern nur um zu zeigen, wie der Herr der Kirche an das Bekenntnis gebundene freiwillige Reichsgottesarbeit segnet. Dieser Segen hat sich aber in den Mauern St. Anshars aufs spürbarste vertieft, seitdem diese Kapellengemeinde die letzte Konsequenz ihrer Eigenständigkeit mit dem endgültigen Austritt aus der hamburgischen Landeskirche gezogen hat, um sich in aller Form als freie evangelisch-lutherische Bekenntnisgemeinde in Hamburg zu konstituieren. Wie hatten unsere 'Freunde' uns vor diesem Schritt gewarnt und uns allerlei Unheil geweissagt! Wir würden das Stempel der Sette erhalten, unsere angesehenen Gemeindeglieder würden uns verlassen, man werde unser Diakonissenhaus boykottieren, unsere materiellen Mittel würden schnell zerrennen; kurzum, unsere Kapelle wäre durch ihren Pastor von den gesegneten Bahnen der landeskirchlichen Väter auf einen Weg des Verderbens gezerrt, und höchstwahrscheinlich werde auch die Landeskirche ihre Rechte geltend machen und uns zum mindesten unsere Liegenschaften und unser sonstiges Vermögen nehmen. Diese grauen Gespenster erschienen sogar bereits als schreckliche Wirklichkeiten in der kirchlichen Presse, um freilich im Licht der Tatsachen alsbald wieder das Feld zu räumen. Alle diese Bedenken und Sorgen haben wir vor unserm entscheidenden Schritt wohl zu Herzen genommen und gründlich erwogen, sie zuletzt aber nicht durch kluge Gegen-erwägungen beseitigt, sondern durch den ebenso schlichten wie kühnen Schluß des Glaubens: Was nach Gottes klarem Wort das Rechte ist, stellt sich zuletzt auch immer als das Kluge heraus; und die Verantwortung trägt der allein, dem wir gehorsam sind. Er hat uns denn auch nicht zuschanden werden lassen, vielmehr alles herrlich hinausgeführt. Die rechte Auseinandersetzung mit der Landeskirche war kurz und schmerzlos, ja, sie hat sich eigentlich hinter den Kulissen zugetragen. [Soll das ein Lob sein?! S. B.] Wir waren und sind ein rechtskräftiger Verein, und niemand durfte unsern Besitz antasten. Auch in materieller Beziehung haben wir im Jahr der Krisis keinen Mangel gehabt. Die Opferwilligkeit der Gemeinde wurde aufs erfreulichste entbunden, so daß wir gar nicht in Versuchung kamen, vom Grundsatz freiwilligster Selbstbesteuerung abzugehen. Der Ertrag unserer Sonntagskollekten und unserer Liebesgaben für die besonderen Zwecke unserer Gemeinde und ihrer Anstalten erreichte eine in der Geschichte St. Anshars noch nicht dagewesene Höhe; und die liebesstarke und -treue Hilfe unserer amerikanischen Glaubensgenossen war uns wie ein besonders löstliches göttliches Ja und Amen zu unserm neuen Wege. In unserm Diakonissenhause hat nur eine Sorge das Zepter in die Hand genommen: wir können den von allen Seiten auf uns eindringenden Begehren nach Diakonissen nicht gerecht werden; wir könnten so manche neue Station eröffnen, wenn uns nur noch mehr Schwesterkräfte zur Verfügung ständen. Auch die Hochkirchler lassen sich eine freikirchliche Diakonisse gerne gefallen, zumal ihnen in Hamburg eine andere kaum zur Verfügung steht. Was endlich die geweissagte Abwanderung von unserer Kapelle betrifft, so ist auch da, aufs Ganze gesehen, das Gegenteil eingetroffen. Gewiß sind einige von uns gegangen, aber diese kann man schnell an den Fingern abzählen, andere haben sich zwar der neuen Bekenntniskirche noch nicht angeschlossen, sind aber doch unserer Kapelle und ihren Gottesdiensten treu geblieben, auch ihrer Mitarbeit im Betriebe unserer Anstalten und Vereine. 400 Erwachsene aber haben

sich bisher — das heißt, im Laufe eines Jahres, die einen schnell, die andern zögernd — unter dem vom Vorstand unserer Kapelle entrollten neuen Banner geschart, und zwar Männer und Frauen aus allen Ständen und Berufsarten. Ja, mancher ist zu uns gekommen, der bis dahin trotz seiner offiziellen Zugehörigkeit zur Landeskirche in tiefem Mißtrauen gegen dieselbe grollend abseits stand und erst jetzt wieder eine Gemeinde gefunden hat. Der Besuch unserer Gottesdienste ist sehr erfreulich und gleichmäßiger als zuvor, und die Abendmahlsziffer ist trotz unserer später zu besprechenden neuen Abendmahlszucht nicht gesunken. Aber auch unsere ‚volkstümliche‘ Arbeit ist durchaus nicht geringer und stiller geworden. Aus den unsere Kapelle umschließenden Straßen begehrt man im alten Umfange unsere Amtshandlungen, unsern Konfirmanden- und Schulunterricht, unsere freiwilligen Katechismuskurse und den Dienst unserer Vereine. Ganz gewiß sind wir auch heute keineswegs zu einem kirchlichen Paradiesgärtlein geworden, ja, wir wissen wohl, in welchen Stücken wir jetzt mehr als früher vor des Feindes Listen und Ränken auf der Hut sein müssen. Aber es ist doch ein Neues in unsern Mauern geworden, wir sind wie von einem Banne erlöst, so daß das Gemeindeleben nun viel freier und froher pulsieren kann. Der Bann der landeskirchlichen Lüge ist von uns gewichen, und es läßt sich nicht in Worte kleiden, was das für unser innerstes Leben bedeutet. Wir erfahren und empfinden es jetzt täglich, daß es keinen kräftigeren Bundesgenossen in der Reichsgottesarbeit gibt als ein gutes kirchliches Gewissen. Strick ist zerrissen, Vogel ist frei. Es ist uns wie Schuppen von den Augen gefallen, daß wir in allen Fragen, die einst so verworren schienen, nun klar sehen und ohne jede innere Hemmung urteilen und handeln können. Wir haben ein unbergliches Praktikum erlebt zum Studium des Wortes: Die Wahrheit wird euch freimachen, und es singt und klingt trotz mancherlei Anfeindungen, Verleumdungen und Verdächtigungen immer wieder in unserer Seele der alte liebe Sang der aus babylonischer Gefangenschaft Erlösten: ‚Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich.‘ Wie gönnten wir doch solche Freude, solche Freiheit allen unsern Brüdern und Schwestern, die trotz ihres persönlichen Haltens am Bekenntnis noch nicht die Kraft gefunden haben, den landeskirchlichen Bann abzuschütteln! Wir hoffen, daß das neue in Gemeinschaft mit der schon lange vor uns entstandenen freikirchlichen ‚Zionsgemeinde‘ bei uns in Hamburg aufgezogene Fähnlein bald wenigstens alle die um sich sammeln wird, deren ehrliche Überzeugung es ist, daß die Kirche Jesu Christi um jeden Preis Bekenntniskirche sein muß.“

F. B.

Mangel an Pastoren in Rußland. Wir finden in einer deutsch-amerikanischen Zeitung den folgenden Bericht, der einem deutschländischen Blatt entnommen ist und sich auf persönliche Mitteilungen gründet. Da in dem Bericht Dorpat genannt wird, so sind unter „evangelischen“ Pastoren wohl zumeist lutherische oder doch lutherisch sein wollende Pastoren gemeint. Es heißt in dem Bericht u. a.: „Es herrscht ein sehr schmerzlicher Mangel an Pastoren. Da Dorpat, das früher ganz Rußland mit evangelischen Geistlichen versorgte, nun estnisch geworden ist, ist der Beschluß gefaßt worden, ein Lehrinstitut zur Heranbildung von Pastoren zu gründen. Es soll einen zweijährigen Kursus haben. Als Lehrkräfte sind Generalsuperintendent Ralmgren für Dogmatik, Bischof Freisfeldt für das Leben Jesu und Bischof

Grünberg für theologische Einführungswissenschaften gewählt. Man hofft auf diese Weise den bittersten Mangel abzuwehren. Er besteht im Inneren des Reichs noch mehr als in den Städten. Als Beispiel seien die finnischen Ingermanländer angeführt, die statt 30 Pastoren nur drei haben. Eine Folge des Pastoren Mangels ist auch das mächtige Anschwellen der Sekten. Die Methodisten und Baptisten haben in Petersburg unter den evangelischen, aber auch unter den finnischen Ingermanländern große Fortschritte gemacht. Die Zahl der finnländischen Bürger ist stark zurückgegangen. Es sind fast nur Ingermanländer nachgeblieben. Die alten berühmten deutschen Gemeindeschulen in Petersburg arbeiten unter den schwierigsten Verhältnissen weiter. Als Beispiel sei die größte unter ihnen, die Petrischule, angeführt, die ihren Direktor Kleinenberg und ihren Inspektor, Prof. Wulffius, behalten hat und etwa 600 Kinder unterrichtet. Der Frost und der Mangel an Brennmaterial drohen, den Unterricht unmöglich zu machen. Da wurden die Kinder aufgefordert, je 50,000 Rubel zur Anschaffung von Brennholz zu bringen. Diese Steuer wurde gerne geleistet. In einzelnen Familien der Gebildeten ist die Not vielfach hoffnungslos. Viele wissen nicht, wie sie über den Winter kommen werden. Besonders herrscht auch unter den Pastoren, die bei ihren Gemeinden ausgehalten haben und in aufreibender Arbeit Tausenden ein Trost sind, ein ganz unglaublicher Mangel. Ein entsetzlicher Alpdruck ist für die Pastoren und ihre Familien der Brennholzmangel. Als ich einen von diesen Männern christlicher Tat Anfang November besuchte, brannte zum ersten Male in diesem Herbst Feuer in seinem Zimmerofen. Der Generalsuperintendent von Moskau hat an die Pastoren und Gemeinden ein Schreiben erlassen, in dem sich die folgenden ergreifenden Worte finden: „An euch, werthe Amtsbrüder, wende ich mich zunächst und bitte euch dringend im Namen unsers Herrn und Heilandes, verlaßt eure Gemeinden nicht, harret aus auf euren Posten! Gewiß, für manche ein schmerzliches Opfer! Aber, meine lieben Brüder, dienen wir nicht einem Herrn, der die größten Opfer von uns fordern darf, er, der sich selbst für uns geopfert? — Die Glaubensväter der alten Kirche dachten in Verfolgungszeiten nicht an ihre persönliche Sicherheit, und in unsern Tagen hat die lutherische Kirche Rußlands eine ganze Anzahl von Märtyrern gewonnen, die ihre Amtstreue mit dem Blute besiegelt haben. Sollen wir uns ihrer unwürdig erweisen? — Wir vor allen sind ja dazu berufen, Leben zu wecken, Leben zu erhalten in einer Welt, die den Todesstempel an der Stirn trägt. Sind unsere Gemeinden auch klein und schwach geworden, so ist auch das kein Grund, sie zu verlassen, im Gegenteil ein Grund mehr zu bleiben. Ja, denkt nicht an eure Gemeinden allein, richtet eure Blicke auch auf die verwaisenen Nachbargemeinden. Das Konsistorium ist vielfach nicht mehr in der Lage, die geistliche Bedienung der vielen valanten Kirchspiele von sich aus zu ordnen. Darum helft, macht Vorschläge, trefft Maßnahmen. Die Freude und Dankbarkeit der verlassenen Gemeinden sind ein reicher Lohn für die Beschwerden und Gefahren der Amtstreisen, die wir zu ihnen unternehmen. Das habe ich selbst erfahren. Deshalb rufe ich: Freiwillige vor! Der Ordnung halber bitte ich, sofern möglich, sich mit mir vorher zu verständigen. — Aber was vermag die Kirche, was können ihre Diener ohne die Gemeinden selbst! Ihr lieben Glaubensgenossen, die ihr eure Seelsorger noch bei euch habt, erleichtert ihnen nach Kräften das Ausdauern, sorgt für sie wenn möglich auch durch Liebesgaben an Lebensmitteln. Die euch das

Wort des Lebens verkündigen, sind es wert, daß ihr für sie Opfer bringt! Habt ihr aber keinen Pastor mehr, so sorget selbst dafür, daß das geistliche Leben nicht ganz erlösche. Haltet jeden Sonn- und Festtag Lesegottesdienste, versammelt euch auch sonst zu gemeinsamer Andacht, und wenn euer noch so wenig sind. Und habt ihr auch keinen Kirchenrat mehr, der dafür sorgen könnte und wollte, so wird sich gewiß ein kirchlich gesinnter Mann in der Gemeinde finden, der die Glaubensgenossen sonntäglich zur Predigt sammelt und in vorkommenden Fällen nach der im Anhang unsers Gesangbuches gegebenen Anleitung die geistlichen Nothandlungen vollzieht. Das Konsistorium wird solche Hilfskräfte mit Vollmachten versehen und wird dort, wo besondere Nothstände vorliegen und die Gemeinde es ausdrücklich wünscht, die Rechte der Kirchenältesten und der als Küster und Vorleser tätigen Männer erweitern. — Nicht weniger bringlich lege ich euch die geistliche Pflege der Jugend ans Herz. An jedem Ort dürfte sich eine gläubige Frau oder Jungfrau finden, die die Kinder der Gemeinde sonntäglich zum Kindergottesdienst und in der Woche zum Religionsunterricht um sich sammelt. Freiwillige vor! — dieser Ruf darf nicht ungehört verhallen! Brüder, Schwestern! Denkt an eure Kinder, denkt an die Jugend, denkt an die Kranken und Sterbenden, denkt an euch selbst! Wohin soll es führen, wenn uns das Evangelium Jesu Christi verloren geht? Verschließt meiner brüderlichen Bitte eure Ohren nicht! Denkt nicht ans Sterben, denkt ans Leben! Versammelt euch, macht meine Vorschläge und andere brennende Fragen des geistigen Lebens zum Gegenstand der Beratung und des Gebetes und laßt das erste Lebenszeichen eine Antwort auf dieses Rundschreiben sein! Unser Herr Jesus Christus selbst stärkte euch alle, liebe Gemeinden und teure Amtsbrüder, daß ihr in dieser schweren Prüfungszeit eurem Glauben treu bleibt! Er stärkte mich, daß ich mit meinen geringen Kräften euch diene, solange er mich dazu brauchen will! O möge es von uns allen gelten: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben!“ — Was die Lehrer betrifft, die für das neue theologische Lehrinstitut gewählt sind, so ist uns deren theologische Stellung nicht näher bekannt. Wir dürfen wohl die Hoffnung haben, daß der furchtbare Ernst der Lage sie zur rechten Stellung zur Schrift zurücktreibt. Bekanntlich hatten Dorpater Professoren, wie Vold und Mühlau, die Heilige Schrift als Gottes unfehlbares Wort aufgegeben, wozu gegen aber eine Anzahl der baltischen Pastoren öffentlichen Protest einlegten.

J. P.

Die Uneinigkeit und die Einigkeit unter den Zionisten. Über den Zionistenkongreß, der im September 1921 in Karlsbad versammelt war, liegen nun eingehende Nachrichten vor. Man hat zunächst den Eindruck, daß unter den Juden eine bedeutende Uneinigkeit herrscht, die vornehmlich in dem Gegensatz zwischen Reformjuden und orthodoxen Juden ihren Grund zu haben scheint. Federbusch klagte, daß die orthodoxen Juden nicht zu ihrem Recht kämen. In Palästina würden sie gleichgültig, wenn überhaupt aufgenommen, und sie könnten „in den Küchen nicht mitessen, weil die mosaischen Speisegebote nicht beachtet werden“. Sodann gab das Verhältnis zu England viel Anlaß zu Streitigkeiten. Die Engländer haben Herbert Samuel als jüdischen Landesregenten eingesetzt. Aber dieser Landesregent „unterschied, was ihm der englische Kommandant, General Storrs, vorlegte“, sogar „das Verbot der jüdischen Einwanderung“. Der Präsident des Zionismus, Dr. Weizmann, nahm Herbert Samuel in Schutz. „Samuel ist in der

nicht beneidenswerten Lage, von beiden Seiten Schläge zu bekommen. Er hat große Fehler begangen, und wir haben sie ihm aufs schärfste vorgehalten. Aber dennoch ist er unser Samuel." Jabotinsky äußerte sich für die Juden in Palästina und betonte das gemeinsame Ziel, das alle Juden bei den vorhandenen Differenzen im Auge behalten müßten. „Palästina müssen wir haben um jeden Preis. Ich arbeite für Palästina, und wenn ich mich mit dem Teufel verbünden müßte. So sollten alle denken.“ Ein bedeutender Unwille machte sich gegen die amerikanischen Juden Luft, weil diese mit Geldbeiträgen zurückhielten und damit das gemeinsame zionistische Ziel vereitelten. Dr. Weizmann sagte: „Die Schwierigkeit der Lage ist jetzt die, daß die nötigen Mittel für den Zionismus nicht aufgebracht werden. Uffischkin hatte einen Bedarf von vier Millionen Pfund für den Aufbau Palästinas ausgerechnet, und demgegenüber haben die Amerikaner mit einer kläglichen Summe geantwortet. Wir erklärten den englischen Staatsmännern: Das jüdische Volk hat einen Willen, das jüdische Volk hat Geld, das jüdische Volk hat Menschen, aber dieses jüdische Volk von dreieinhalb Millionen amerikanischen Juden, von denen ein Bruchteil das ganze Palästina aufbauen könnte, machte uns darauf eine Bankrotterklärung. Das ist das Beschämende unserer Lage.“ Goldberg, als Vertreter der amerikanischen Zionisten, wies darauf hin, daß sie insonderheit von dem amerikanischen jüdischen Oberrichter Brandeis im Stich gelassen worden seien, der große Worte, aber wenig Taten gehabt habe. „Was gab das reiche Amerika? Zuerst 25,000 Dollars monatlich, dann 15,000, dann 10,000, und zuletzt hörte es ganz auf.“ Schmarja Levin gab Aufschluß über die amerikanischen Juden. Er sagte: „Die amerikanische Judentum besteht aus zwei Richtungen. Die eine ist das Reformjudentum, das meist aus reichgeordneten deutschen Juden besteht. Die zweite Gruppe sind die aus dem Osten [Europa] eingewanderten sozialistischen Arbeiter. Beide predigen schließlich die Auflösung des Judentums.“ Dagegen müsse man die jüdischen Massen gewinnen, und dann werde es gehen! Schmarja Levin rief begeistert aus: „Die Messiaszeit ist angebrochen; laßt uns danach handeln! Der Messiasfunke muß jetzt in jedem Judenherzen zünden.“ Und Nahum Sokolow sagte unter anderm: „Ein neues Zeitalter jüdischer Geschichte ist angebrochen. Wir sind in die Völkerverwandtschaft wieder eingetreten. Wir werden mit den semitischen Völkern zusammenarbeiten. Durch das gemeinsame Menschheitsideal wird ein unwiderstehlicher Frühling über die Menschen kommen, und sie werden in wunderbarer Einheit zusammenwirken, ein neues Leben höchster Vollendung für die Völker des Orients zu schaffen. Ihr Völker des Orients, wir bringen euch eine Botschaft der Wiebergeburt, des Fortschritts, der Erlösung.“ Dr. Weizmann sprach noch den Gedanken aus, daß England klug genug sein werde, mit den Juden zusammenzuarbeiten, weil „die Judenfrage wie ein Schatten über der Welt herumschleicht und zu einer ungeheuren Macht des Aufbaus oder der Zerstörung werden kann“. Armes, armes Judenvolk! Dein Messias ist längst gekommen, und du bist unter die Völker zerstreut, um auf dem Wege der Racheiferung den gekommenen Messias zu erkennen. Nun suchst du abermals in der verkehrten Richtung. „Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden“ — den Römern, Türken, Engländern usw. — „bis daß der Heiden Zeit erfüllt wird“ (Luk. 21, 24), und der Heiden Zeit währt bis ans Ende.

F. B.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 68.

Februar 1922.

Nr. 2.

Friedrich August Crämer.

2.

So kam Crämer, der sich noch vor seiner Abreise in Bremen verheiratet hatte, im Jahre 1845 nach Amerika, und nun beginnt die Zeit seiner sechsundvierzigjährigen, reichgesegneten Wittksamkeit. Das Schiff landete am 8. Juni in New York. Von dort begaben sich die Einwanderer nach Michigan, weil zwei der mitgekommenen Kandidaten sich der schon gegründeten Michigan-synode anschließen sollten und dort auch schon ein Anfang zur Indianermission gemacht worden war. Von Detroit fuhren sie nach Saginaw — die Fahrt, die jetzt drei bis vier Stunden dauert, nahm damals fast eine Woche in Anspruch —, und etwa fünfzehn Meilen von Saginaw, mitten im Urwald, wurde die Missionskolonie Frankenthum gegründet als die erste der fränkischen Kolonien, die dann zwei Jahre später, 1847, unsere Synode mitgründen half, je und je rechtes kirchliches und synodales Interesse gezeigt hat und schon seit Jahren bis heute die größte Landgemeinde unserer Synode ist mit über 500 stimmberechtigten Gliedern und acht Gemeindefschulen.

Der Anfang freilich war entsetzlich schwer. Wir können uns kaum eine rechte Vorstellung davon machen. Es war wirklich Urwald im vollen Sinne des Wortes, in dem man sich oft erst mit der Axt einen Weg bahnen mußte. Die Einwanderer waren völlig unbekannt mit amerikanischen Zuständen und hatten auch kaum jemanden, der ihnen da mit Rat und Tat beistehen konnte. Die Wohnungsverhältnisse waren die denkbar primitivsten; zuerst schloß man unter einem Laubdach, dann in einer Kompagniehütte, die notdürftig aus Bretterschwarten (slabs) hergerichtet war, und es dauerte über ein halbes Jahr, bis ein einigermaßen wohnliches Blockhaus gebaut war, das zugleich Pfarrhaus, Missionshaus und Gotteshaus sein sollte. Dazu fehlte vor allem auch gutes Trinkwasser, und bei den primitiven Zuständen und ungesunden Lebensverhältnissen war es kein Wunder, daß Fieber ausbrach, so daß zu einer Zeit fast die ganze kleine Gemeinde krank war, und Crämer selbst einmal so heftig vom Fieber ergriffen wurde, daß man ihn in ein Kanu legen und, weil

man kein Quilt hatte, mit Baumzweigen zudecken und so durch zwei Männer nach Saginaw bringen lassen mußte. Aber gerade da zeigte es sich, daß Crämer der rechte Mann am Platze war. Mit einem wahrhaft eisernen Willen überwand er die Schwierigkeiten, ging seinen Gemeindegliedern darin voran, legte selbst mit Hand an beim Urbarmachen und Bauen, trug den Durstigen Wasser zu und hielt jeden Morgen und Abend Gottesdienst, wie es in der noch in Deutschland entworfenen und angenommenen Gottesdienstordnung vorgeschrieben war. Es bleibt mir unbergeßlich, wie mir ein altes Mütterchen der Gemeinde von diesen Anfangszeiten erzählte und dabei erwähnte, daß diese so dürftigen und entbehrungsvollen Anfangszustände so manchen Seufzer, manche Träne, manches Heimweh hervorgelockt hätten. Aber immer habe das Beispiel des Pfarrers zu neuer Freudigkeit gereizt, in dem angefangenen Werke fortzufahren.

Und bald kamen auch bessere Zeiten. Am Weihnachtsfest 1845 hielt Crämer den ersten Gottesdienst im Blockhause; in der Silvesternacht, um die Mitternachtsstunde, wurden zum ersten Male die von Deutschland mitgebrachten Glocken unter dem Gesang des Liedes „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“ geläutet. Zu Pfingsten des Jahres 1846 hatte die kleine Gemeinde die Freude, daß der erste Nachzug aus der Heimat kam, neun Familien, zehn junge Paare und eine Anzahl ledige Personen. Und Crämer waltete nun in der von Jahr zu Jahr wachsenden Gemeinde wie ein Patriarch, unermüdet in seiner Arbeit, von allen geehrt und geliebt, von manchen auch wegen seiner Entschiedenheit und Festigkeit fast gefürchtet. Und mit seiner Gemeindegarbeit ging seine Missionsstätigkeit Hand in Hand. Er gründete nach und nach unter den Indianern drei Hauptstationen, die er regelmäßig monatlich einmal besuchte; vor allem aber nahm er sich mit seiner trefflichen, ihm gleichgesinnten, keine Mühe und Arbeit scheuenden Gattin der Indianerkinder an, nahm sie in sein eigenes Haus auf, damit sie die christliche Schule in Frankenmuth besuchen könnten, und hatte bald ein Duzend, dann siebzehn und zuletzt über dreißig Indianerkinder bei sich im Hause. Das erste Kirchenbuch der Frankenmuther Gemeinde weist eine ganze Reihe indianischer Namen auf, deren Träger von Crämer getauft worden sind. So gedieh die Mission, und zugleich wuchs die Arbeit in der immer größer werdenden Gemeinde derart, daß Crämer im Jahre 1848 einen Mitarbeiter in der Missionsarbeit erhielt, den späteren Tamulenmissionar Baierlein. Der Grund zu einer aussichtsvollen Missionsarbeit unter den Indianern war gut gelegt, und es war nur Schuld gottloser Indianerhändler und die Habgier der Weißen, daß die so viel versprechende Mission später eingingen mußte.

Aber lange ehe es dazu kam, fand die letzte Wendung im Leben Crämers statt. Im Oktober 1850 wurde er einstimmig zum Professor des praktischen Predigerseminars in Fort Wayne erwählt, und obwohl seine Gemeinde sich erst gar nicht dazwischen finden konnte, ihren treuerdienenden Pastor herzugeben, brachte sie doch der Gesamtkirche das Opfer und

ließ ihn ziehen. Das war um so höher anzuschlagen, als gerade damals die Differenzen zwischen Löhse und unserer Synode sich herausstellten, und die fränkischen Kolonien, lauter Stiftungen Löhse's, in dieser kritischen Zeit einen Mann wie Crämer gar nötig hatten. Löhse aber schrieb in Deutschland, daß die Synode keine bessere Wahl hätte treffen können. Er wußte aus genauer Beobachtung, was für ein auserlesener Mann Crämer gerade für diesen Posten war; vielleicht dachte er auch daran, daß es ursprünglich sein eigener Plan gewesen war, Crämer als theologischen Lehrer nach Amerika zu senden, und dieser nun in ganz anderer Weise zu diesem Ziele geführt wurde. Schon Mitte November hielt Crämer seine Abschiedspredigt und brach dann mit Weib und Kind auf nach Fort Wayne. Welch inniges Band aber durch diese Berufung gelöst wurde, mag ein Zug veranschaulichen, den ich aus Crämers eigenem Munde gehört habe. Die Abreise fand von der Kirche aus statt unter dem Geläute der Glocken, und die ganze, große, damals etwa siebzig Familien zählende Gemeinde mit Weib und Kind gab ihm das Geleite sieben Meilen weit bis zu dem nächsten Städtchen und kehrte dann erst wieder um.

Aber Crämer war nun am Ziele seines Lebens. Denn wenn er auch noch zweimal seinen Wohnort wechseln mußte, so blieb er doch immer in derselben Stellung als Professor und später als Präses des Seminars vom November 1850 an bis zu seinem seligen Heimgang am 3. Mai 1891, genau vierzig und ein halb Jahr lang. Und was er nun in diesen vierzig Jahren getan und ausgerichtet hat, das ist ein bekanntes Blatt in der Geschichte unserer Synode. Die Hunderte von tüchtigen, treuen und frommen Pastoren, die er ausgebildet hat, sind sein Brief. Er hat die Anstalt zu dem gemacht, was sie nach Absicht ihres Gründers, des Pfarrers Löhse, sein sollte, „nämlich eine Anstalt, die zum Zweck hat, eine zwar möglichst gründliche, aber auch möglichst schleunige Ausrüstung von Predigern und Seelsorgern für die zahllosen verlassenen deutschen Glaubensgenossen und für neueinwandernde Gemeinden unsers Stammes und Bekenntnisses zu ermöglichen“. Crämer hat dieser Anstalt ihren Charakter verliehen, und unzertrennlich ist und bleibt sein Name mit ihr verbunden. Ich kann mich darum, nachdem der Entwicklungsgang Crämers eingehender geschildert ist, hier kürzer fassen.

Das Seminar in Fort Wayne hatte vier Jahre bestanden, als Crämer sein Amt antrat. Er war jetzt auf der Höhe seiner Kraft, achtunddreißig Jahre alt, und mit der ganzen Wucht und Energie seiner Natur stürzte er sich in die Arbeit. Auf sein Stehpult hatte er mit großen Lettern den Spruch geschrieben: „Verflucht sei, der des Herrn Werk lässig tut!“ Jer. 48, 10. Es waren damals zwar nur etwa 20 Studenten, meistens Löhse'sche Sendlinge, aber die Anstalt wuchs; zumal in späteren Jahren, nachdem an Löhse's Stelle der bekannte Pfarrer Brunn getreten war und durch Vorbildung und Herüberfendung von Zöglingen sich so hoch um unsere Synode verdient machte. Dazu kam, daß die Studenten, wiederum namentlich in späteren Jahren, sehr verschieden und ver-

schiedenartig vorgebildet waren. Und wenn auch Crämer in der Fort Bahner Zeit einen trefflichen Mitarbeiter an Dr. Sihler hatte, mit dem er in brüderlicher Eintracht zusammen arbeitete trotz mancher Verschiedenheit im Charakter, so hatte doch dieser auch seine immer größer werdende Gemeinde zu versorgen, und ganz naturgemäß fiel die Hauptarbeit auf Crämer. übrigenß war auch Crämer zeitlebens immer noch im Predigtamt tätig, theils als Versorger kleinerer Gemeinden, theils als Hilfsprediger.

Eß Jahre dauerte diese Fort Bahner Zeit, und in diesen Jahren hat Crämer rund achtzig Prediger ausgebildet, die zum weitaus größten Theil ebenfalls schon heimgegangen sind; da wurde im Jahre 1861 das Seminar, mit dem in den letzten Jahren auch das Schullehrerseminar verbunden war, nach St. Louis verlegt, und nun arbeitete Crämer vierzehn Jahre lang in derselben herzlichen Weise mit Walthers zusammen, in den ersten Jahren beide allein, bis später Brauer beiden als Mitarbeiter an die Seite gestellt wurde. Eine Anzahl Fächer: Kirchengeschichte, Symbolik, Pastoraltheologie, Homiletik und Katechetik, waren den beiden Zweigen der Anstalt gemeinschaftlich, im übrigen leitete jeder die ihm unterstellte Abteilung selbständig, Walthers die theoretische, Crämer die praktische, und in diesen Jahren von 1861 bis 1875 sind nicht weniger als rund 220 Pastoren aus der praktischen Anstalt hervorgegangen.

Und noch einmal sollte die Anstalt wandern und Crämer mit ihr, als die Synode im Jahre 1874 beschloß, die beiden Seminare wieder zu trennen und die praktische Anstalt nach Springfield zu verlegen. Crämer war aus Gründen, die sich sehr wohl hören ließen, dagegen gewesen, hat auch die Synode mit eindringlichen Worten, ihn doch seines Amtes zu entlassen, da er nicht mehr das Maß von Arbeitskraft besitze, das nötig sei. Aber die Synode erklärte, wie es in dem Synodalbericht heißt, daß sie seiner treuen Dienste noch nicht entbehren könne, am allertwenigsten jetzt, da er der einzige Mann sei, der um die praktische Anstalt genau Bescheid wisse, was gerade bei der neuen Organisation derselben von größter Wichtigkeit sei. Und so sehen wir, wie der dreiundsechzigjährige Mann noch einmal in ganz neue Verhältnisse sich einlebt und mit ganzer, voller, ungebeugter Willenskraft wie ein Jüngling im Silberhaar sein Amt noch sechs Jahre verwaltet. Dreiundzwanzig Stunden gibt er die Woche außer der sogenannten Lutherstunde; Dogmatik, Pastoraltheologie, Symbolik, Homiletik und homiletische Übungen sind seine Fächer. Die Anstalt blüht empor. Neben ihm arbeitet ein Kollege in der Theologie und zwei im Profeminar; rund 330 Kandidaten treten in diesen sechs Jahren ins heilige Amt. Schwere Heimsuchungen kommen über ihn. Seine treue Lebensgefährtin wird ihm entrisßen, zwei erwachsene Söhne und die einzige Tochter sinken ins Grab, auch allerlei Anstaltskreuz, unter anderm eine schreckliche Typhusepidemie, bereitet ihm schwere Zeiten. Aber ungebrochen bleibt der alte, starke, fromme Riese auf dem Plan. So steht er vor meinem geistigen Auge von der Delegatensynode 1890

in Milwaukee her. Aber nun kam auch bald der Feierabend. Das Schuljahr 1890—91 war ein besonders schweres. Das neue, von Crämer seit Jahren gewünschte stattliche Anstaltsgebäude wird errichtet, aber die zweite theologische Professur ist vakant, und es dauert Monate, fast ein Jahr, bis sie wieder besetzt wird. Und an dem Tage, da der neue Kollege, Prof. R. Pieper, eingeführt wird, am 8. April, bricht Crämer zusammen. Die Einführung ist seine letzte öffentliche Handlung. Aber auch auf dem Krankenlager, das sein Sterbelager wird, bleibt Crämer Crämer. „In dem allem überwinden wir weit“ — dieses Bibelwort, Röm. 8, 37, schreibt sein Nachfolger über den Bericht von seinen erbaulichen letzten Tagen. Als ein Sieger geht er, der fromme und getreue Knecht, mit den Schlußworten des heiligen Vaterunsers: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen“, ein zu seines Herrn Freude am 3. Mai 1891. Am 7. Mai, am Himmelfahrtstage, wird er zur letzten irdischen Ruhestätte getragen.

Das ist das Leben Friedrich August Crämers. Und nun fassen wir noch ein paar hervorragende Züge ins Auge. Crämer war ein Charakter, das wird jeder, der der kurzen Schilderung seines Lebensganges gefolgt ist, erkannt haben. Darum eignete er sich vorzüglich gerade für die Arbeit, die ihm als Lebenswerk zugewiesen war. Als ein Charakter verstand er es, Charaktere zu bilden. Und auf zweierlei war er bei der Ausbildung seiner Studenten stets bedacht: einmal, sie zu Predigern auszubilden, die in der heilsamen Lehre wohlgegründet waren, und er hat ein besonderes Geschick besessen, dies in verhältnismäßig kurzer Zeit zu tun; zum andern, sie zu frommen und sich selbst verleugnenden Predigern zu erziehen, die, wie er selbst, bereit waren, irgendswohin zu gehen und irgend etwas zu tun um des Herrn und seiner Kirche willen. Und während er den Eifer und den Mut seiner Studenten für den Dienst in der Kirche in geschickter Weise zu heben wußte, verstand er es doch auch trefflich, alles sich überhebende und anspruchsvolle Wesen zu duden und rechte Demut zu lehren. Er lehrte und übte die Gesinnung, die einer seiner ersten Schüler, der selige P. Vink, so beschreibt: „Als ich zweiundzwanzigjähriger junger Mann unter sechzehn Familien mit einer kleinen Kirche, die mehr einem Stall ähnlich sah, und mit einem Pfarrgehalt von 60 Dollars jährlich das Amt übernahm, dachte ich immer: Das ist alles viel zu gut für dich; du bist nicht wert, Prediger zu sein.“

Crämer war ein strenger Charakter. Das war teils eine Folge seiner überaus strengen Erziehung, aber auch, davon abgesehen, ein Zug seiner Natur. Von dieser Erziehung sei eine Anekdote mitgeteilt, die ich als Collegeschüler aus seinem Munde hörte und die sich mir eingepägt hat. Es war bei Tisch die Rede von Handschrift, und allgemein wurde die feste, schöne, charakteristische, ebenmäßige Handschrift Crämers gelobt. Ich will sie auch jetzt noch aus Hunderten herausfinden. Ja, sagte Crämer, ich hab's lernen müssen. Beim Schreibunterricht stand

mein Vater hinter mir mit dem Stoß, und bei jedem verkehrten Zug gab's einen Schlag. Aber Crämer war zuerst und vor allem streng gegen sich selbst; er stellte die höchsten Anforderungen an sich selbst, durch sein ganzes Leben zieht sich das Bewußtsein heiliger Pflicht, und dieses Pflichtgefühl wollte er auch in seinen Schülern heranbilden. Aller ihm entgegen tretende Leichtsin, sei es im Studium, sei es in der Vorbereitung auf die Predigt, sei es in Geldsachen, war ihm in den Tod verhaßt, und mehr als einer seiner Studenten, wenn er vorgefordert wurde, hat aus seinem Munde mit starker Betonung die Anrede gehört: „Sie unglückseliger Mensch!“

Und doch, er war kein gesetzlicher Mann, sondern durch und durch evangelisch. Er lebte in dem Evangelium von der Rechtfertigung aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben; er war kein finsterner, sondern ein fröhlicher Christ. Seine Studenten mußten, welsch einen väterlichen Freund und Berater sie auch an ihm hatten, und der Name, mit dem er bei ihnen fortlebt, ist ja allgemein bekannt und bezeichnend: Onkel Crämer.

Crämer war ein willensstarker Charakter. Kaum bei einem andern unter den Vätern unserer Synode tritt uns so die Herrschaft des Geistes über den Leib entgegen wie bei ihm. Er wird in Frankennuth jahrelang vom Fieber heimgesucht: er bleibt auf dem Plan. Er wird von den heftigsten Kopfschmerzen gepeinigt, aber er läßt keine Stunde ausfallen. Er hält sich mit ungeheurer Willenskraft bis in sein hohes Alter und auch in dem letzten, schweren Jahre aufrecht, bis er physisch zusammenbricht.

Crämer war eine feurige Natur. Wir haben ja gesehen, wie in seiner Jugend das Feuer patriotischer Begeisterung ihn zu ganz verkehrten Schritten trieb. Aber durch seine Belehrung wurde dieses Feuer seiner Natur geheiligt. Es ist ein merkwürdiges Ding um die Wirkung der göttlichen Gnade. Sie beläßt die Natur, das Temperament, die Eigenart des Menschen; aber sie durchdringt, weicht und heiligt sie. Heiliges Feuer loderte aus Crämers Worten und Gesten, wenn er zu seinen Studenten redete von den Aufgaben und der Verantwortlichkeit des heiligen Amtes, wenn er auf Synoden mit seiner kräftigen, volltönenden, fast dröhnenden Stimme für Sachen eintrat, die er für recht und wahr erkannte. Es bleiben mir und gewiß auch vielen andern, die zugegen waren, unvergeßlich die Anfangsworte seiner Rede bei der Leichenfeier Walthers im Mai 1887 in St. Louis. Eine fast unübersehbare Menge füllte das große Gotteshaus bis auf den letzten Stehplatz. Totenstille herrschte. Da steht Crämer vor dem Sarge am Altar und mit hocherhobenen Händen bringt er seinen ganzen, ich möchte sagen heilig-leidenschaftlichen Schmerz zum Ausdruck in den Worten, die durch die Versammlung ertönen: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter!“

Crämer war ein überaus fleißiger Mann. Arbeit, viel Arbeit, schwere Arbeit war ihm eine Lust. Es wird nicht viele Menschen geben,

denen Ferien zuwider sind, aber Crämer scheint einer von ihnen gewesen zu sein. Er sehnte immer das Ende der Anstaltsferien herbei. Und wenn bei der jährlichen Kandidatenvertheilung sich so oft ein Mangel an Arbeitern zeigte, dann war er es, der immer mit der Bitte kam, man möge ihn eine selecta während der Ferien für den Eintritt ins Amt vorbereiten lassen; und seine Behauptung, man könne ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm dies auftrage, war nicht nur Phrase, sondern Wahrheit. Diese Arbeitslust hatte einen tieferen Grund. Es war in den letzten Jahren seines Lebens, als ihm von Kindes- und Freundesseite nahegelegt wurde, er solle doch in seinem hohen Alter nicht mehr so viel arbeiten, sondern nur das Nötigste tun, das übrige aber auf jüngere Schultern legen. Was gab Crämer zur Antwort? Er gedachte seines politischen Vergehens in seiner Jugendzeit und sagte: wie er damals nicht müde geworden sei und in seiner damaligen Blindheit sein Eifer keine Grenzen gekannt habe, wie er damals bereit gewesen sei, Ehre und Leben, Gut und Blut für eine Sache in die Schanze zu schlagen, die Gott ein Greuel gewesen sei, so wolle er auch jetzt, solange ihm Gott seine Gnade dazu gebe, nicht müde werden, ihm mit allen Kräften Leibes und der Seele zu dienen bis zum letzten Atemzug. Gott habe ihn damals wie einen Brand aus dem Feuer gerissen und ihm ein solches Übermaß von Gnade zuteil werden lassen, daß er gar nicht anders könne, als seine Kräfte im Dienste des Herrn zu verzehren. Er habe Gott gelobt, sein ganzes Leben solle eine stete Buße sein, und die könne er nicht besser beweisen als durch unverbrüchliche Treue und rechtschaffenen Fleiß in seinem Amte. Sein Amt sei ihm keine Last, sondern durch Gottes Gnade eine Lust, und so solle es auch bleiben, bis Gott ihn endlich, wieder aus lauter Gnaden, zu sich nehmen würde.

Crämer war seinen Studenten und allen Christen auch sonst ein erweckliches Vorbild im Wandel. Nur eins sei erwähnt. Von der Fort Wayne Zeit schreibt Eihler in seiner Lebensbeschreibung, daß Crämer, wiewohl ein Lehrer, doch zugleich auch ein überaus fleißiger Hörer des Wortes gewesen sei. Auch jeden Mittwochabend erschien er mit allen Studenten in der Kirche zum Gottesdienst, selbst wenn das Wetter noch so schlecht und die Wege noch so schmutzig waren; und wer Fort Wayne noch in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gekannt hat, der kann sich ein Urtheil bilden, wie es in den fünfziger Jahren gewesen sein mag. Und ganz dasselbe erzählt Lochner aus der Springfielder Zeit.

Crämer war eben — und damit will ich diese Schilderung schließen — ein Christ, der seine Seele und ihr Heil in seinen Händen trug, der in täglichem, innigem Gebetsverkehr mit seinem Gott und Heiland stand, jeden Augenblick bereit, zu ihm zu gehen und vor ihm zu erscheinen. Eines Tages steht ein Student vor seiner Thür. Draußen tobt ein starkes Gewitter. Auf wiederholtes Klopfen des Studenten kommt keine Antwort. Da ruft ein Hausgenosse die Treppe herauf: „Treten Sie nur

ein! Er ist drin.“ Trämer war auch drin — auf den Knien vor dem Fenster im Gebet, und der Student hört die Worte: „Wenn du uns auch im Wetter holst — komm nur jetzt, lieber Herr Jesu!“

Hatte Trämer keine Fehler? Ja, er hatte seine Fehler. Sein feuriges Temperament hat namentlich in früheren Jahren ihm selbst und auch andern manchmal zu schaffen gemacht. Gewiß hat er auch andere Mängel und Gebrechen gehabt; er war kein sündloser, vollkommener Heiliger, aber er kämpfte gegen seine Natur, und durch den Glauben war alles abgewaschen durch das Blut Christi; seine Kleider hatte er helle gemacht in dem Blut des Lammes. Und in dem Bibelspruch, daß wir der Lehrer gedenken sollen, die uns das Wort Gottes gesagt haben, heißt es dann nicht weiter: welcher Gebrechen schauet an, sondern: „welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“ Das wollen wir tun. Wir Glieder der zweiten und dritten Generation in der Geschichte unserer Synode wollen gerade an Friedrich August Trämers Beispiel lernen, treu und fleißig zu wirken, solange es Tag ist, und seinem Glauben und seinem Vorbild nachfolgen. L. F.

Unsere Pilgerväter.

Ein geschickter Maler kann mit wenigen Pinselstrichen einem Bild ein ganz anderes Aussehen geben; da wird hier eine Falte geglättet, dort ein Muttermal oder eine Warze verdeckt, dort eine andere Unvollkommenheit hinweggeräumt, und das Bild, das anfänglich der Wirklichkeit gemäß durch allerlei Mängel unschön war, blickt uns, nachdem es durch die Verschönerungskunst des Malers hindurchgegangen ist, ganz anmutend und gewinnend an. Auch dem Geschichtschreiber, wenn er das Bild von Personen oder Zeiten zeichnet, stehen solche Toilettenmittel zur Verfügung. Er braucht nur gewisse unliebsame Tatsachen zu verschweigen, andere in andern Zusammenhang zu bringen oder in ein günstiges Licht zu rücken, die Gegenpartei zu verdächtigen und anzuschwärzen, die ihm genehme aber zu erheben, ihre Taten herauszustrreichen, sie als Kämpfer für Recht und Wahrheit erscheinen zu lassen u. dgl., so entsteht ein Bild, wie er es gerne hätte, das aber nicht der Wahrheit und Wirklichkeit entspricht. Es muß dies nicht immer gerade mit Absicht und Vorbedacht geschehen, und man braucht es dabei nicht auf bewußte Täuschung abgesehen zu haben; es kann dies auch aus Voreingenommenheit, aus Parteilichkeit oder aus einseitiger Begeisterung für den Gegenstand seiner Darstellung von einem besonderen Standpunkt aus entspringen, so daß er die Personen oder Tatsachen durch eine gefärbte Brille betrachtet. Eine solche Geschichtschreibung verliert jeglichen Wert und ist ohne alle Bedeutung. Wahrheit, volle, ungeschminkte Wahrheit, ist der Herzschlag wahrer Geschichtschreibung; nur in dem Fall hat sie Existenzberechtigung, nur dann kann sie ihre edle Aufgabe.

Lehrmeisterin der Menschheit zu sein, erfüllen. Steigt sie von ihrem Thron unparteiischer Betrachtung und Beurteilung in die Arena des Parteihaders herab, so kann es nicht ausbleiben, daß sie vom Staub des Kampfgetümmels umwirbelt und besleckt und ihr klares Auge getrübt wird. Die in vornehmer Ruhe die Wage der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen haltende unbestechliche Themis wird in solchem Fall zur gemeinen Meze, die, von Voreingenommenheit, von Parteiinteresse und Parteivorteilen umbuhlt, auch für Unwahrheit, Entstellung, Lüge und Ungerechtigkeit zu haben ist. Eine solche parteiische, einseitige Geschichtsschreibung gibt ihren Ruhm preis, für die Vergangenheit eine gerechte Richterin und für die Zukunft eine zuverlässige, weise Lehrmeisterin zu sein. Die Menschheit dürfte sich Glück wünschen, wenn die Geschichtsschreibung allezeit ihrer hohen Bestimmung eingedenk gewesen wäre.

1. Das Buch und sein Autor.

Diese und ähnliche Gedanken möchten wohl einem kommen, als im vorletzten Jahr der dreihundertjährige Gedenktag der Landung der Pilgerbäter festlich begangen wurde, und aus dieser Veranlassung das Lob jener waderen Männer durch Wort und Schrift, in Reden und Vorträgen, in Schriften und Zeitungsartikeln in allen Tonarten gesungen wurde, und man ihre Verdienste, wirkliche und vermeintliche, nach Gebühr und über Gebühr und ohne Gebühr mit Posaunenstößen verkündigte. Man kann nun dem Mut dieser Männer, ihrer Tatkraft und Tapferkeit, ihrer Geschicklichkeit, sich neuen, ungewohnten, schwierigen Verhältnissen anzupassen, und ihrer Betriebsamkeit, in gewissen Grenzen auch ihrer Regiergabe und ihrem religiösen Ernst volle Anerkennung zollen, ohne deswegen gegen ihre Schwächen und Gebrechen, gegen ihre Mängel, Fehlgriffe und Torheiten, gegen ihre Heuchelei und Selbstsucht, gegen ihre Härte und Tyrannei im weltlichen und kirchlichen Regiment die Augen zu verschließen. Das ist aber in der Erzählung der Geschichte der Pilgerbäter nicht selten geschehen, daß man Lichtseiten ohne Schattenseiten gesehen hat. Wer in einem Geschichtsbild nur die Schattenseiten hervorhebt, der zeichnet ein Herrbild, eine Frauke; wer aber nur die Lichtseiten kennt und hervorhebt, der zeichnet ebenfalls ein falsches Bild. In der Geschichtsschreibung der Puritaner hat nur zu häufig Selbstgefälligkeit und Selbstüberhebung die Feder geführt. Was in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts jener berühmte Jurist Stoughton in Massachusetts aussprach: „Gott hat eine ganze Nation durchs Sieb gehen lassen, um auserlesenes Saatkorn in diese Wildnis zu senden“, das lebt auch heute noch in denen, die reines puritanischen Herzens und Geistes sind. In der Darstellung ihrer Geschichte geht es nur zu häufig nach dem alten englischen Sprichwort: „To their faults a little blind, And to their virtues very kind.“

Ein Gegenmittel nun gegen die nur zu sehr verbreitete schönfärbende Schilderung der Pilgerbäter und gegen ihre einseitige über-

schätzung ist geboten in einem wohl für das Jubeljahr bestimmten, aber erst 1921 erschienenen Buch: *The Founding of New England* von James Truslow Adams. Seine Geschichte reicht von der Ankunft der Pilgerväter im Jahre 1620 bis zur Erneuerung des Freibriefs (charter) von Massachusetts im Jahre 1691 und der Epidemie von Heckenriecherei mit ihren wahnsinnigen Prozessen und Hinrichtungen im Jahre 1692. Der Autor behandelt seinen Gegenstand in siebenzehn Kapiteln auf 456 Seiten, worauf noch das höchst willkommene Register von 26 Seiten folgt. Das Werk ist mit mehreren Karten und einer Anzahl von Dokumenten in Faksimile geschmückt.

Der Autor ist jedenfalls kein Glied der berühmten Adams-Familie von Massachusetts, die unserm Lande zwei Präsidenten gegeben hat nebst andern vortrefflichen Männern, die sich auf dem Felde der Politik und Literatur, besonders der Geschichtschreibung, ausgezeichnet haben. Augenscheinlich ist er nicht von puritanischer Abkunft. Man meint ein sarkastisches Lächeln seinen Mund umspielen zu sehen, als er nach seinem Bericht von einer niederträchtigen Handlungsweise der frommen Leute von Massachusetts schrieb mit zwiefachem Hieb: "Not possessing the interpretative advantages of a New England ancestry, one is, perhaps, limited to remarking that the business dealings of ultrareligious people are often peculiar." Der Verfasser fühlt sich unverkennbar erhoben über den religiösen Standpunkt jener alten Puritaner, da er schreibt: "In the colonial history of that section commerce smells as strongly of fish as theology of brimstone. . . . The intellectual leaders of New England were engaged in gathering together collections of 'remarkable providences,' ranging in interest from the sudden death of a Sabbath-breaker to the evident marking for destruction, out of a whole library, of a copy of the *Book of Common Prayer*, by a mouse evidently brought up in the 'New England way.'" Vielleicht ist der Verfasser religiös indifferent; beifällig zitiert er die Worte des bekannten vormaligen Gesandten Englands in Washington, Bryce: "Es muß zugestanden werden, daß das Christentum" — im Gegensatz zum Islam — „in allen oder beinahe allen Ländern die Lehren von Gleichheit und Bruderschaft der Menschen den Weißen beizubringen nicht vermocht hat; ihr Gefühl einer sich bewußten Überlegenheit widersezt sich diesen Vorschriften." Der Autor ist kein Freund von Phrasen und Gemeinplätzen; dem „göttlichen Recht der Majorität" steht er noch zweifelnd gegenüber: "The divine right of a majority is a protest against the divine right of kings! But democracy has yet to prove whether it is any more capable than theocracy or monarchy of the sustained moral effort necessary to maintain the balance between rights and duties, so as to preserve and enlarge the liberty of the individual." Er läßt sich nicht bestechen und mit fortreißen durch den Ruf der Menge, die für Gottes Stimme ausgegeben wird. Dem in Massachusetts entstandenen Stichwort: "No taxation without representation" gegenüber macht er kühl

darauf aufmerksam, daß in jener Zeit nur der kleinste Teil des englischen Volkes im Parlament vertreten war, und daß wir selbst in unserer Territorial- und Kolonialregierung noch heute diesem Wort entgegen handeln. Für das so beliebte Schlagwort: "To make the world safe for democracy" und für unpersönliche Freiheit mit Ausschluß der persönlichen Freiheit hat er nur ein mitleidiges Lächeln: "The average man or boy in the New England of this period probably looked upon the theory that the main end of the colony's existence was to make the world safe for the Congregational Church in very much the same way in which those of us who happened to be in France lately found that the average 'doughboy' regarded his main end there to be making the world safe for democracy. . . . Impersonal love of liberty is about as common as uncombined oxygen; and so long as the average man could catch cod, sell whisky to the Indians, raise crops on land he felt was his own, or stand at his little shop-counter, he did not much care — much as, by way of conversation, he might talk — about the governor in Boston or the king of England. But let him believe that either was threatening his God-given right to accumulate pine-tree shillings, and there would be trouble."

So weit war ich gekommen. Ich hätte nur zu gern meinen Lesern über den Schreiber des Buches etwas mitgeteilt, aber *Who's Who* und andere Nachschlagewerke ließen mich im Stich. Da sagte ich mir ein Herz und bat in einem Brief Herrn Adams selbst um einige Nachrichten über seine Person. Auf's liebenswürdigste kam er meinem Wunsch entgegen und erteilte mir die gewünschte Auskunft, und zwar viel ausführlicher und eingehender, als ich es zu erbitten und zu hoffen gewagt hätte. Ich halte mich der Zustimmung meiner Leser versichert, indem ich die Antwort in extenso einrücke.

"Bridgehampton, N. Y., November 7, 1921.

"MY DEAR SIR: —

"In reply to your letter of the 4, I would say that I was born in Brooklyn, N. Y., October 18, 1878. I am descended from the Virginia Adamses, not the New England ones, my first Adams ancestor having come to Maryland about 1659. I am partly Spanish, and in that line my ancestors were permanently settled in Venezuela in 1558, some sixty years before the *Mayflower* sailed. I can therefore look upon that as a somewhat provincial and belated event!

"As to my occupation: I had originally intended to teach, and took my Master of Arts degree at Yale in 1900. I went into business instead, and retired some years ago. I now devote myself entirely to writing. My previous books were: *Memorials of Old Bridgehampton*, purely a local history, and *History of the Town of Southampton*, partly a local history and partly a study of town government. *The Founding of New England* was published this year. I am now at

work on a volume to continue that story down to the Revolution. I have also from time to time written articles, being an occasional contributor of special articles to the *New York Times* and other papers.

“During the war I was for some months on the staff of Colonel House’s commission, which was gathering data to be used at the Peace Conference. I then went into the army, with the rank of captain. I also served for three months on the staff of the Peace Commission at Paris.

“I have traveled a good deal, am a member of the Explorers’ Club, Authors’ Club, etc., in New York.

“Trusting that the above information will supply what you wish, and thanking you for your interest in the book, I am,

“Very truly yours,

“JAMES TRUSLOW ADAMS.”

2. Die Indianer.

Die einwandernden Puritaner fanden als Bewohner die Indianer, ein halb barbarisches Volk, im Lande vor. Obwohl diese Ackerbau trieben, so geschah dies doch in Ermangelung unserer Haustiere in beschränktem Umfang, und sie waren daher zur Beschaffung ihres Lebensunterhalts hauptsächlich auf die Jagd angewiesen. Sie waren nach Geschlechtern (clan, gens) eingeteilt, deren Angehörige einen und denselben Stammvater hatten. Den Gliedern eines Geschlechts war es unbedingt verboten, einander zu heiraten; sie hatten das Recht, sachems und Häuptlinge (chiefs) zu erwählen und abzusetzen, den einzelnen Namen zu geben und Fremde zu adoptieren. Unter ihnen fanden sich gemeinsame religiöse Gebräuche; sie wurden an einem und demselben Platz begraben, hatten gegenseitige Erbrechte am Eigentum verstorbener Glieder, waren verpflichtet, einander zu verteidigen, und berechtigt, an der Ratsversammlung teilzunehmen. Diese war wesentlich demokratisch, indem jeder, Mann oder Weib, stimmberechtigt war, der sachem und chief aber nach Belieben erwählt und abgesetzt wurde. Der sachem war ein Zivilbeamter, der nichts mit dem Krieg zu tun hatte, und dies Amt war im Geschlecht (clan) erblich, obschon der nachfolgende Verwandte, gewöhnlich ein Bruder oder Nefte, erwählt wurde. Der chief war nach Bezeichnung seines Namens wegen bestimmter besonderer Geschidlichkeit erwählt; die Zahl derselben richtete sich nach der Größe des clan. Sowohl der sachem als die Häuptlinge vertraten den clan im höheren Rat des Stammes. Über dem clan, die einzelnen clans umfassend, stand der Stamm, und das war die höchste Organisation der Indianer; der Bund der Iroquois war eine Ausnahme.

Der Mann lag der Jagd und dem Fischfang ob und hatte für die Errichtung des Hauses zu sorgen; dem Weibe fiel als Aufgabe zu Bedachung und Ausstattung mit Matten, desgleichen die Kindererziehung

und die Bestellung des Feldes, wobei ihr die Knaben und alten Männer hilfreiche Hand leisteten. Die Stellung der Frau war durchaus keine entwürdigende; im Gegenteil, der Stammbaum wurde gewöhnlich durch ihre Abstammung geführt, die Titel der Häuptlinge kamen ihr zu, wie ihr auch das Wohnhaus mit dem Hausrat gehörte. Sie hatte Eigentumsrecht an den Ländereien des Stammes; die Kinder waren ihr alleiniges Eigentum; sie hatte das Recht, aus ihren Söhnen den Kandidaten für die Häuptlingschaft auszuwählen, ihre Söhne abzuhalten, einen Kriegszug mitzumachen, und Fremde in den clan zu adoptieren. Sie besaß noch andere Rechte, wie die Gewalt über Leben und Tod auswärtiger Gefangener, und sie wurde nicht selten zum Häuptling oder sachem erwählt. Bei den Troquois wurde für die Ermordung einer Frau das doppelte Lösegeld verlangt, und es ist bemerkenswert, daß den Wilden kein Angriff auf die Keuschheit einer weißen Frau nachgesagt werden kann, und die Wilden haben in diesem Punkt ein besseres Leumundszeugnis als die zivilisierten Weißen im umgekehrten Fall. Die Mädchen lernten von der Mutter nähen, weben, kochen und andere Haushaltsgewandtheiten; die Knaben wurden vom Vater frühzeitig in die Kunst der Jagd, des Fischfangs, des Kriegs und der Regierung eingeweiht.

Zur Zeit der Einwanderung der Pilgerväter hatte eine Seuche unter den dortigen Indianern gewüthet, insofgedessen die Einwohnerzahl sehr abgenommen hatte und die Gegend nur dünn besiedelt war. Der sachem der Wampanoags, Massasoit, kam den Fremdlingen freundlich entgegen und schloß mit ihnen ein Freundschaftsbündnis, das er vierzig Jahre lang, bis zu seinem Tod im Jahre 1661, treulich gehalten hat. Immer mehr Einwanderer kamen in die Kolonien, immer mehr Land wurde für ihre Ansiedlung gebraucht, das der Indianer abtreten mußte. Es geschah dies durch rechtmäßigen Kauf und auf andere Weise. Zu sagen, daß die Ländereien des Indianers gekauft worden seien, und daß er deshalb gerecht behandelt worden sei, ist der reine Hohn auf die Geschichte. Weinahe irgendeine Streitigkeit mit den Eingebornen galt als eine hinreichende Entschuldigung und Veranlassung, von ihnen eine Abtretung weiteren Gebietes zu erpressen. Je mehr die Weißen erstarkten, desto mehr wuchs ihr Übermut und ihre Vergewaltigung der Eingebornen. Sie verlangten von den Indianern, auch wenn sie von den Ansiedlern getrennt wohnten, daß sie nach den englischen Gesetzen leben mußten, ja, machten sogar für sie insonderheit gültige Gesetze. Connecticut machte 1675 für die Pequots auf ihren Reservationen folgende Gesetze: Irgendein Indianer, Heide oder Christ, der den Sabbath durch Jagen, Fischen, Tragen von Feuerholz oder durch andere Vergehen entheiligte, sollte eine Geldstrafe zahlen oder durchgepeitscht werden, während alle angewiesen waren, „das Wort Gottes zu hören, das ihnen von Herrn Litch oder einem andern ihnen gesandten Prediger verkündigt würde“. Der Indianer konnte der Versuchung des Feuerwassers, das

von den Kolonisten dem Gesetze zuwider ihnen verkauft wurde, nicht widerstehen; es war darum eine sehr ungerechte Gesetzesbestimmung, die jedem Indianer, der betrunken gefunden würde, zwölf Tage Strafarbeit zuerkannte für den, der ihn anlagte und der Anklage überführte; die Hälfte des Ertrags seiner Arbeit sollte der Ankläger erhalten, die andere Hälfte sollte in die Staatskasse fließen. Es war also nur nötig, einen Indianer heimlich betrunken zu machen, um sechs Tage Strafarbeit umsonst zu erhalten. Wir brauchen der gleichzeitigen albernen Anklage keinen Glauben zu schenken, daß die Regierung von Massachusetts bei einem ähnlichen Gesetz die Augen zugebrückt habe, wenn Indianer betrunken gemacht wurden, um die Befestigung auf Castle Island zu beschleunigen; es liegt ohnedies klar zutage, wie ein solches Gesetz dem Mißbrauch nicht nur den kleinen Finger, sondern beide Hände bot.

Als der betagte sachem der Wampanoags, Massasoit, der sich in der schweren Anfangszeit um die weißen Ansiedler sehr verdient gemacht hatte, gestorben war, da waren auch seine Verdienste vergessen. Sein Sohn Alexander, der sein Nachfolger geworden war, folgte ihm auch im Tode nur wenige Monate später. Die Todesursache wird zum Teil in seinem Gram und Ärger gefunden, daß er mit Gewalt ergriffen und vor die obrigkeitlichen Personen zu Plymouth geschleppt wurde, als er vor ihnen erscheinen sollte. Sein Bruder und Nachfolger Philipp wurde ebenso gewalttätig behandelt, und Geld und Verträge wurden ihm abgezwungen. Im Jahre 1671 wurde von ihm gefordert, daß er die Gewehre seines Volks bei der Gerichtsbehörde in Plymouth zur Verwahrung hinterlege, und als dies geschehen war, erklärte die Gerichtsbehörde diese Gewehre als „mit Recht verwirkt“ und verteilte sie ohne Gewissensbedenken unter die towns der Kolonie. Mit einem Schlag waren also die Indianer nicht nur der Mittel für ihren Lebensunterhalt und zu ihrer Verteidigung beraubt, sondern die Waffen, die sie ehrlich gekauft hatten, wurden nun auch durch offenen Raub der Behörde wider sie gekehrt. Daß es bei solchen Erfahrungen unter den Indianern gähe, daß es, da die Franzosen, die Rivalen der Engländer, heßten und das Feuer der Unzufriedenheit und der Erbitterung schürten, zu feindlichen Zusammenstößen kommen mußte, ist unschwer zu erkennen. Der freie rote Sohn des Waldes stand vor der Wahl: Sklaverei oder Widerstand.

Die Indianer teilen mit den Karthagern das Schicksal, daß ihre Geschichte von ihren Widersachern geschrieben worden ist. Von blutigen Greuelthaten der Indianer wird uns gar manches erzählt. Bei diesen Indianerkriegen ist die Barbarei der Kriegsführung jedoch nicht bloß auf seiten der Indianer zu finden. Im Jahre 1637 führte die Kolonie Connecticut Krieg gegen die Pequots. Eine Expedition marschierte gegen ihr mit Palisaden umgebenes Dorf, das zwei Zugänge hatte. In zwei Abteilungen drangen die Kolonisten in früher Morgenstunde von entgegengesetzter Seite aus gleichzeitig durch die zwei Eingänge in das Dorf ein, und die Mordarbeit gegen die aus dem Schlaf aufgeschreckten

Indianer begann. Als aber der Widerstand der Indianer wuchs, zogen sich die Weißen zurück, steckten aber vorher das Dorf in Brand, und bald stand das Dorf in hellen Flammen, die bei einem starken Winde nicht zu löschen waren. Die Kolonisten schossen jeden Indianer nieder, der über die Palisaden zu entkommen suchte. Beim ersten Grauen jenes Mai-morgens, als die Leute Neuenglands an dem brennenden Dorf Wache hielten, sind 500 Männer, Frauen und Kinder lebendig verbrannt. Nicht mehr als acht entkamen, nur sieben Gefangene wurden gemacht. Connecticut behandelte während des Krieges Philipps auch ihre zum Christentum übergetretenen Indianer grausam und unmenschlich. Unschuldige Indianer wurden beleidigt, ihre Besitzungen geplündert, in einigen Fällen sogar ihre Frauen und Kinder kaltblütig ermordet, und doch konnte kein Schwurgericht gefunden werden, das die Missetäter schuldig befunden und verurteilt hätte. Die Hinrichtung einer squaw steht in der amerikanischen Kriegsgeschichte wohl einzig da. Der lakonische Bericht über ihr Schicksal sagt bloß, daß sie verurteilt wurde "to be torn in pieces by Doggs, and she was soe dealt withal". Auch aus der früheren Geschichte von Massachusetts wird berichtet, daß die Indianer durch Bullenbeißer zu Tode geheßt worden sind, und wenn dies dem Gesetz zuwider geschah, so zog die Obrigkeit die Missetäter doch nicht zur Strafe. Selbst in Boston gingen die Bogen der Feindschaft so hoch, daß niemand es wagte, zugunsten der verfolgten christlichen Indianer auch nur ein Wort zu reden.

Das Schicksal der im Krieg Philipps Gefangenen war verschieden; einige wurden hingerichtet, eine große Anzahl wurde in den towns zu zeitweiliger Dienstbarkeit verteilt, viele wurden nach Westindien in die Sklaverei verkauft. Auch nach dem Pequotkriege wurde ein Teil der Gefangenen unter die Sieger verteilt, der Rest zur Leibeigenschaft nach Westindien gebracht. Selbst Pastoren nahmen an der Verteilung der menschlichen Beute teil. Rev. Peter erbittet sich von Gouverneur Winthrop eine junge Frau oder Mädchen und einen Knaben. Seit dem Ende des Pequotkrieges fand bei allen Kolonien, nicht bloß die Indianer-, sondern auch die Negerklaverei Aufnahme, und es hat nur in wirtschaftlichen und nicht in sittlichen Ursachen seinen Grund, daß die Sklaverei unter ihnen nicht Wurzel geschlagen hat. Jos. Schmidt.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Hänfzehnter Synodalbericht des Oregon- und Washington-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. 28 Seiten. 13 Cts.

Die Synodalrede dieses Distrikts erinnert an den großen Mangel an Predigern und Lehrern sowie auch in den Klassen der Synode und ermahnt, demselben abuhelfen. Die beiden Referate („Die erste Christengemeinde zu Jerusalem ein Vorbild für unsere heutigen Gemeinden“ von P. Stübe und „The Christian Home“ von P. Janssen) sind hier auf vier Seiten kondensiert. Auf der nächsten

Synode soll verhandelt werden über Voten, Begräbnis, Kirchenzucht und Gemeindefchule. Mit Bezug auf die L. L. L. wurde beschlossen: ". . . We heartily recommend its aim and work to every congregation, leaving it to every congregation to take whatever action local requirement may demand." J. B.

Verhandlungen des South Dakota-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 63 Seiten. 30 Cts.

Die Synodalrede dieses Berichts betont die Wahrheit, daß es im Neuen Testament keine neuen Offenbarungen über die Schrift hinaus gibt. Eingeleitet ist damit das dann folgende gründliche Referat P. F. W. Looses über „Die Mormonen“. Besprochen werden die Geschichte, die Organisation und die Lehrquellen der Mormonen, ferner ihre Lehren von Gott, von der Schöpfung, der Sünde, Erlösung, Rechtfertigung, Seligkeit, Taufe, Abendmahl, Ehe und Vielweiberei. Ausführlich wurde auch verhandelt über den Bericht der Schulkommission, insonderheit über das in South Dakota angenommene Schulgesetz, das, wenn streng durchgeführt, unsere Gemeindefschulen dort so gut wie unmöglich machen würde.

J. B.

Verhandlungen des Zentral-Illinois-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 67 Seiten. 34 Cts.

Dieser Bericht enthält eine deutsche Synodalrede, ein längeres deutsches Referat von P. E. Berthold über Artikel VII der Augsburgerischen Konfession: „Von der Kirche“, eine kürzere englische Arbeit von Prof. R. Keitel über Artikel VIII der Augustana und die Geschäftsverhandlungen, deutsch und englisch. Großes Interesse wurde der Schulsache dargebracht. Wir lesen: „Die Visitatoren sollen angewiesen werden, wo möglich, zu ermitteln, aus welchen Gründen eine Anzahl Schulen eingegangen sind. Sie sollen darauf hinarbeiten, sie, wo möglich, wieder zu eröffnen, und es als ihre Aufgabe betrachten, in ihren Kreisen alles, was in ihren Kräften steht, zu tun, daß regelrechte Gemeindefschulen gegründet und erhalten werden. Die Missionskommission soll gehalten sein, mit allem Ernst darauf zu sehen, daß ihre Missionare so bald als irgend tunlich regelrechte Gemeindefschulen einrichten, und in bezug hierauf von den Missionaren sich Bericht erkaffen lassen. . . . Die Synode erkennt es zwar an, daß eine Anzahl Brüder Sommer- und Samstagsschulen haben; jedoch ermuntert sie dieselben, tunlichst bald, wenn irgend möglich, diese Schulen in Wochenschulen umzuwandeln, und bittet die Brüder, in deren Gemeinden noch keine Gemeindefschule besteht, dringend, baldigst eine solche einzurichten.“ In der Synodalrede heißt es: „Der ganz und gar in Materialismus und irdischen Sinn versunkenen Welt gegenüber, die in der Erziehung ihrer Kinder nur auf dies zeitliche Dasein Rücksicht nimmt und das Wohl der unsterblichen Seele derselben ganz außer acht läßt, wollen wir doch in allen unsern Gemeinden die Kraft des Christentums offenbaren in der Aufrichtung, Pflege und Förderung christlicher Gemeindefschulen, in denen unsere getauften Kinder vor allem auf die Weisheit des göttlichen Wortes geführt werden und nicht nur der Verstand mit allerlei irdischem Wissen angefüllt, sondern vornehmlich in die Herzen die Gottesfurcht gepflanzt wird, die der Weisheit Anfang und die beste und nützlichste Klugheit ist. Denn was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und doch Schaden nähme an seiner Seele, den Himmel nicht gewönne! Je mehr Satan in seinen Kindern gegen die christliche Schule wütet und kämpft, desto mehr sollten wir durch bekenntnismutigen und opferfreudigen Eifer für dieselbe die göttliche Kraft unsers Christentums merken lassen. Wenn die Gemeindefschule nicht so ein feines und treffliches Mittel wäre zum Bau und zur Wohlfahrt der Kirche Christi, so würde die christusfeindliche Welt nicht so heftig dagegen ansetzen. O laßt uns doch wenigstens ebenso offene Augen haben wie die Welt für das tödliche Kleinod unserer lutherischen Kirche, die Gemeindefschule!“ Angenommen wurde auch die Empfehlung, daß das „Statistische Jahrbuch“ und die *Concordia Triglossa* von jeder Gemeinde angeschafft werden.

J. B.

Proceedings of the Twenty-eighth Convention of the Canada District of the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, a. O. St. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 56 Seiten. 28 Cts.

Deutsch ist in diesem Bericht nur das Referat von P. L. J. A. Hügli. In fließender Sprache, lebendiger Darstellung und mit zeitgemäßen Anwendungen be-

handelt es nach Richt. 3, 5—11 „Israels Abfall und Rückkehr zur Zeit Athniels“, und zwar unter folgenden Gesichtspunkten: 1. Israels Abfall vom Herrn; 2. Israels Knechtschaft; 3. Israels Rückkehr zum Herrn; 4. Israels Befreiung durch Athniel. Die englische Synodalrede gründet sich auf 2 Tim. 2, 3 und ermuntert zum entschiedenen Kampf wider die Gefahren unserer Zeit: Unglauben und Abfall. Alle Gemeinden des Canada-Distrikts befinden sich in Ontario, ausgenommen zwei in Quebec. Von der Gemeinde in Inlet, Quebec, heißt es im Missionsbericht: „This congregation and their pastor also deserve credit for being the only mission-congregation in our District maintaining a parochial school.“ Aus dem Bericht über die Schulsache geht hervor, daß auch in Ontario eine Bewegung zur Einführung eines Religionsunterrichtes in den Staatsschulen vorhanden ist. Auch lesen wir hier: „The Committee finally laments the lack of enthusiasm in school and Sunday-school work in the District.“ J. B.

Awake, My Heart, with Gladness. Easter anthem for male chorus. By *J. Wambeganss*. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 15 Cts.; Duzend \$1.50.

„Auf, auf, mein Herz, mit Freuden!“ — das ist der hier englisch und deutsch gebotene Text. Unser Verlag bemerkt: „Male choruses will find it a pleasure to rehearse and to sing this number, which was dedicated by the composer to the St. Louis Seminary Chorus.“ J. B.

The Lord Thy Healer. By *Rev. J. Sheatsley*. A Book of Devotion for the Use of Pastors when Visiting the Sick. Lutheran Book Concern, Columbus, O. \$1.50.

Außer einem Formular für Nottaufe und Krankencommunion enthält dies handliche Buch zahlreiche Gebete und Andachten zum pastoralen Gebrauch bei Krankenbesuchen usw. In der Regel werden etliche Bibelstellen abgedruckt, denen sich eine kurze Betrachtung und ein Gebet anschließt. Geboten wird eher zu viel (über 100 Betrachtungen) als zu wenig. Auch scheint uns in den Betrachtungen der Unterschied zwischen Straßleiden, Züchtigungsleiden und Bekenntnisleiden nicht genügend berücksichtigt zu sein. Synergistisch kann eine Stelle wie die folgende ausgedeutet werden: „We must, in the light of God's Word, come to see and feel our sinfulness, and that we cannot save ourselves, and that we need a Savior. Then we will begin to look around for some one to save us, and if we keep on humbly searching God's Word, we will soon be directed to Jesus Christ as the only Savior from sin and death. Like the first disciples, we must be willing to accept Christ's message concerning Himself, and believe it as much as we can, asking Jesus Himself to help our unbelief. Then our eyes will begin to open; Jesus Himself will open our understanding, so that we can understand the Scriptures; faith, too, will begin to grow,“ etc. (121.) Typographie usw. läßt gar manches zu wünschen übrig. J. B.

An Impossible Amendment and an Antisocial Petition. Examined by *Theo. Graebner*.

The Private School and Religious Liberty. A Candid Presentation of the Case of the Lutherans of Michigan versus the Public School Defense League. By the Lutheran Schools Committee, Detroit, Mich.

Diese beiden Schriftchen befassen sich mit dem von uns bereits in der vorigen Nummer von „Lehre und Wehre“ charakterisirten neuen Schulgesetz in Michigan, über welches bei der nächsten Wahl abgestimmt werden soll. Das Urtheil beider gipfelt darin, daß Annahme dieses Gesetzes, das alle Gemeindeschulen schließen will, nichts Geringeres als einen rohen Eingriff in die religiöse Freiheit unsers Landes bedeuten würde. Wahr ist und bleibt es, daß Gott allein der Souverän und Herr der ganzen Welt ist, dem jedermann, auch die Obrigkeit, wird Rechenschaft ablegen müssen. Daraus folgt, daß kein Mensch in der Welt ein Recht hat, sich wider Gott zu erheben und sein Wort und seinen Willen mit Füßen zu treten. Auch die Obrigkeit hat weder Recht zum Unrecht noch zum Zwang zum Unrecht. Kein Staat in der Welt hat das Recht, selber Unrecht zu tun oder von irgendetem seiner Bürger irgend etwas zu verlangen, was Gott verboten hat, oder ihn zu hindern an der Ausübung irgendeiner Pflicht, die Gott ihm auferlegt hat. So hat z. B. die Obrigkeit kein Recht zu verlangen, daß jemand irgendwo einem falschen

Gottesdienst oder einem falschen papistischen, jüdischen, reformierten, evolutionistischen oder rationalistischen Religionsunterricht beizubringen. Und ebensowenig hat der Staat ein Recht, die in Gottes Wort geforderte Erziehung der Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu verbieten, direkt oder indirekt zu erschweren und zu verhindern. Wommer der Staat, es sei in Rußland oder Amerika, den Eltern die rechte Erfüllung dieser in Gottes Wort gebotenen Pflicht unmöglich macht, da lehnt er sich auf wider Gott und wird zu einem Verfolger der christlichen Religion und Kirche.

Aus der Tatsache jedoch, daß kein Mensch ein Recht hat, Gott und sein Wort zu ignorieren, und daß auch der Staat kein Recht zum Unrecht hat, folgt nicht, daß es ein gottverliehenes Recht des Staates und eine ihm aufgelegte Pflicht und Aufgabe sei, dafür zu sorgen, daß sich jeder Bürger Gott und seinem Worte unterwerfe. Wie vielmehr jeder Mensch, so soll und muß sich auch der Staat in seinem Tun und Lassen darauf beschränken, was Gott ihm, gerade ihm, befohlen hat. Ein Recht, das Gott ihr nicht gegeben, soll und darf sich auch die Obrigkeit nicht anmaßen. Die Puritaner irren, wenn sie lehren, daß es Recht, Aufgabe und Pflicht des Staates sei, allem Geltung zu verschaffen, alles zu gebieten, zu erzwingen und durchzusetzen, was die Heilige Schrift oder das Moral- oder Naturgesetz oder das Gewissen des Menschen fordert, und umgekehrt, alles zu verbieten, zu bekämpfen und zu verhindern, was Schrift, Naturgesetz und Gewissen als sündlich verurteilen. So hat z. B. der Staat nicht den Beruf, Religiosität, Gebet, christlichen Unterricht usw. zu gebieten und den Liberalismus, jede Ehescheidung usw. zu verbieten. Es gehört dies eben nicht zu den Pflichten, die Gott der weltlichen Obrigkeit aufgelegt hat.

Der Zweck und die Aufgabe des Staates ist nicht ein geistlicher und jenseitiger, nicht die Sorge für das ewige Seelenheil (das ist Sache der christlichen Kirche), sondern ein rein diesseitiger, nämlich die Sorge für den zeitlichen Schutz und Frieden und das irdische, leibliche Wohlergehen seiner Bürger. Und die Mittel, die nötig sind, um unter gegebenen Bedingungen diesen Zweck zu erreichen, lehrt weder die Schrift noch das Moralgesetz, sondern die Vernunft, die menschliche Klugheit oder Staatsräson, obwohl bei der Wahl solcher Mittel das Moralgesetz nicht verletzt werden darf. Ist nun aber der Zweck des Staates ein rein weltlicher, so folgt auch, daß sich der Staat in keiner Weise in religiöse und kirchliche Dinge einmischen darf, vielmehr auf diesem Gebiete völlige und allgemeine Glaubens-, Gewissens- und Religionsfreiheit zu gestatten hat, und nicht etwa bloß dem wahren Glauben und dem recht unterrichteten Gewissen, sondern auch dem falschen Glauben und irdenden Gewissen freies Spiel zu lassen hat. Denselben Schutz und dieselbe Freiheit, die der Staat Lutheranern, welche die volle, reine religiöse Wahrheit vertreten, gewährt, hat er auch in gleichem Maße den in vielen Punkten von der Wahrheit abweichenden Sekten und selbst Juden und Heiden angedeihen zu lassen. Einzuzugreifen hat hier überall die Obrigkeit immer nur da, wo man den bürgerlichen Frieden bricht oder den weltlichen Rechten und Aufgaben des Staates anmaßend und hindernd in den Weg tritt. Würde darum Michigan den Lutheranern die Gemeindefschulen schließen, so wäre das eine politische metabasis eis allo genos, ein Sprung heraus aus der eigenen Rechts- und Machtphäre und ein tyrannischer Eingriff in die Rechte der Kirche und somit nichts anderes als Religionsverfolgung.

Daß auch der amerikanische Staat diese Grenze kennt und anerkennt und sich dessen bewußt ist, daß der Zweck des Staates ein rein weltlicher, diesseitiger ist, bringt die Unabhängigkeitserklärung deutlich also zum Ausdruck: "To secure these rights [life, liberty, and the pursuit of happiness], governments are instituted among men." Mit den Dingen dieser Welt, nicht mit geistlichen und jenseitigen Fragen, hat und soll sich also nach ihrer eigenen Konstitution die amerikanische Regierung befassen. Damit stimmt das "First Amendment": "Congress shall make no law respecting an establishment of religion, or prohibiting the free exercise thereof," etc. Ein für allemal ist damit entschieden, daß die amerikanische Regierung sich nur mit weltlichen, bürgerlichen Dingen und nicht mit Religionsfragen als solchen (sondern nur etwa sofern diese mit dem weltlichen Zweck des Staates in Verührung, resp. in Konflikt geraten) zu befassen hat, daß sie jeder Kirche und Religion Freiheit gibt, keine verbietet, keiner irgendwelche Hindernisse in den Weg legt, aber auch keine begünstigt und keine zur Staatsreligion erhebt. Wollten also die Michiganer die lutherischen Schulen, die doch dem weltlichen Zweck des Staates nicht im geringsten hinderlich sind, schließen und

so die Lutheraner hindern an der freien Ausübung dessen, was sie für ihre heilige Religions- und Gewissenspflicht halten, so hätten sie damit, soviel an ihnen ist, auch die Konstitution der Vereinigten Staaten umgestoßen und zum alten Eisen geworfen.

Dazu kommt, daß der Geist der amerikanischen Freiheit sich auch dadurch von puritanischer Intoleranz unterscheidet, daß er aller unnötigen Gesetzgebung und Einschränkung der freien Entwicklung und individueller Betätigung unsympathisch und ablehnend gegenübersteht. Finden es darum lutherische Bürger als unberechtigt, wenn der Staat ihren Gemeindeschulen die Lehrgegenstände, Sprachmedium und ähnliche Dinge, die zwar nicht das Gewissen betreffen, wohl aber lästig und hinderlich sind, vorschreibt, und suchen sie solche Gesetze niederzustimmen, so betätigt sich bei ihnen auch darin der rechte Amerikanismus, dem alle willkürlichen Gesetze und unnötigen Schnürbrüste ein Greuel sind. Die Lutheraner unsers Landes haben denn auch je und je zu den besten, einsichtsvollsten und wachsamsten Bürgern unsers Landes gehört, wenigstens was die amerikanische Freiheit betrifft. Woimmer man die Glaubens- und Religionsfreiheit beschneiden und dem Diablen der amerikanischen Freiheit ihren schönsten Diamanten ausbrechen wollte, da waren sie auf dem Plan. Zum großen Teil dank der Wachsamkeit und Energie unsers Komitees sind auch, in der letzten Wahl in Michigan die Feinde der Religionsfreiheit, die ihrem Staate den Schandfleck religiöser Intoleranz anzuhängen suchten, zuhanden geworden. Und auch in der kommenden Wahl wird ihnen dies, will's Gott, nicht gelingen. Dazu werden auch die beiden genannten Pamphlete gute Dienste leisten und bei dem bevorstehenden Ringen in Michigan um das höchste amerikanische Gut ihre Wirkung nicht verfehlen. F. B.

The Death of Christ. By *William Dallmann*. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 5 Cts.; Duzend 48 Cts.; 100: \$3.00.

Dieses Heftchen bietet reiches Material, das sich gut für Passionspredigten verwerten läßt. F. B.

Historical and Legal Phases of Religious Freedom. Remarks of *Hon. Harry B. Hawes* of Missouri in the House of Representatives. Washington Government Printing Office. 1921.

Diese Rede wurde gehalten am 31. Oktober 1921. In derselben richtet sich Hawes gegen jede religiöse Intoleranz im Staate. Zuerst charakterisiert er kurz die frühere Unbulbsamkeit in den Neuenglandstaaten. Dabei läßt er den Historiker John Fiske zu Worte kommen. Mitgeteilt wird der in Virginia unter Jeffersons Führung angenommene Beschluß für Religionsfreiheit. Ausführlich wird sodann das erste Amendement zur Konstitution der Vereinigten Staaten besprochen, vornehmlich in Auszügen aus den Schriften Judge Cooleys, den Hawes bezeichnet als "America's greatest law-writer". Von den Aussprüchen Hawes' mögen hier etliche Platz finden. Wir lesen: "The honest friend of religious freedom cannot, without protest, permit any man's creed to be made the subject of persecution or the sole measure of his fitness for public office. We cannot lose religious freedom without losing civil freedom; so both must be guarded by zealous citizens. Our danger will not come from a change in our laws, but from an intolerant spirit which would evade the established law and, by indirection, do those things which the law prohibits." "Our best pioneer stock came to this country because of the religious intolerance of the Old World. . . . It has been said medieval Europe was a time of intolerance and persecution, modern Europe a period of simple toleration, but it was the United States which first proclaimed religious liberty and equality." "While the fundamental principle of a democracy is the rule of the majority, this must carry with it not only recognition, but respect for the rights of the minority. If for no higher motive than the fear of retaliation, we must constantly remember that a majority to-day may be a minority to-morrow, and a persecuted minority may become an intolerant majority inflicting its unlicensed will upon its former adversary. It becomes the particular duty of those in a majority to insist upon the preservation of the rights of the minority, and the fight against religious intolerance should be made by the Protestant for the Catholic and by the Catholic for the Protestant, and, because of numerical weakness, of both Protestant and Catholic for the religious rights of the Jew." Gewiß eine nötige Mahnung, insonderheit für

unsere vielen puritanischen Protestanten sowohl wie für herrschsüchtige Katholiken und anmaßende Juden. Das folgende von Hawes aus Hisle mitgeteilte Ereignis im Kampf um die religiöse Freiheit in Virginia gegen die Episcopalen verdient hier ebenfalls eine Stelle: "The trouble began in 1768, when the Baptists had made their way into the center of the State and three of their preachers were arrested by the sheriff of Spottsylvania. As the indictment was read against these men for preaching the Gospel contrary to the law, a deep and solemn voice interrupted the proceedings. Patrick Henry had to come on horseback many a mile over roughest roads to listen to the trial, and this phrase, which savored of the religious despotism of old, was quite too much for him. 'May it please your worships,' he exclaimed, 'what did I hear read? Did I hear an expression that these men, whom your worships are about to try for a misdemeanor, are charged with preaching the Gospel of the Son of Man?' The shamefaced silence and confusion which ensued was of ill omen for the success of an undertaking so unwelcome to the growing liberalism of the time."

J. B.

The Welfare and Hygiene of Maternity and Infancy. Speech of Hon. Harry B. Hawes of Missouri in the House of Representatives. Washington Government Printing Office. 1921.

Welche Stellung Hawes einnimmt, zeigen folgende Auszüge: "Unfortunately, we have in our great Republic more than our fair share of cranks, parlor bolsheviks, and theorists, who seem to derive some pleasurable excitement from a discussion of the sacred things of pregnancy, maternity, and infant control. Whether their interest is the result of an abnormality or a moral perversion, it undoubtedly exists, and in the name of decency should be condemned by all right-thinking people." (3.) "Personally, I have the old-fashioned idea of maternity, that marriage is the result of love; that maternity is the result of marriage; that the child's care is dependent upon parental affection; that any attempt, by scientific management or governmental regulation, to change this natural order of life would be to undermine the welfare of the nation and put love, marriage, and maternity upon that lower animal basis of stockfarm management, where regulations are provided for the stable and the cow-barn." (16.) "Soon the National Government will be called upon to regulate the clothes we wear, the food we eat, the kind of houses we should live in, . . . to examine the prospective bride and groom, to record the cases of pregnancy, direct the mother, and control the child." (9.) Mit Recht bezeichnet Hawes Leute, welche für solche Dinge agitieren, als "thoroughly un-American in their understanding". In unsere Staatschulen gehört kein Religionsunterricht, auch kein eigentlicher Unterricht in der Moral, wohl aber ein Unterricht über rechten Amerikanismus, dem nicht bloß die Denk-, Glaubens- und Redefreiheit, sondern auch ein größtmögliches Maß von persönlicher Freiheit wesentlich ist.

J. B.

Lasset die Kindlein zu mir kommen! Die vier Evangelien in 298 Andachten für Kinder und Eltern. Von D. G. M. Jörn. Verlag und Druck von Johannes Herrmann, Zwickau, Sachsen. 528 Seiten. \$2.00. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Im Concordia Publishing House erschien vor etlichen Jahren D. Jorns „Weide meine Lämmer!“ das 532 Geschichten aus dem Alten Testament enthält. In seinem neuen Buch „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ werden nun die vier Evangelien behandelt, und zwar (mit Ausnahme der beiden Geschlechtsregister Jesu) vollständig. Jede Andacht bringt eine biblische Geschichte, der sich dann ein Gebet und Niederbets anschließt. Das Buch eignet sich darum auch zum Vorlesen bei der täglichen Hausandacht. In der Anzeige des Jornschen Buches bemerkt der Verlag: „Der durch viele Lehr- und Erbauungsschriften bekannte Verfasser malt hier das Bild des Heilandes, wie es in den vier Evangelien aufbewahrt ist, so anschaulich und einfältig, daß selbst das schwächste Kind es fassen kann. Und dabei bricht er der Hoheit der Gestalt des gottmenschlichen Erlösers und der Tiefe der von ihm geoffenbarten Wahrheit nicht das Geringste ab, sondern führt Leser und Hörer, seien es Kinder oder Eltern, Schüler oder Lehrer, in das rechte Verständnis der Offenbarung ein und zum andachtsvollen Anschauen der Herrlichkeit des in Jesu erschienenen Heiles hin.“

J. B.

Licht von oben. Von D. Otto G. Th. Willkomm. Dritte Auflage. Verlag von Johannes Herrmann, Zwidau, Sachsen. 31 Seiten. 12 Cts. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

„Wir leben in einer Zeit“, so beginnt hier Willkomm, „die sich besonderer Aufklärung rühmt. Wir sind ja gegen das ‚dunkle‘ Mittelalter und selbst gegen die ‚gute alte Zeit‘ unserer Väter und Großväter sehr fortgeschritten. Was hat man, seit die erste Dampfmaschine zu arbeiten begann, nicht alles erfunden und entdeckt! Fast schwindelt einem der Kopf, wenn man davon hört und liest. Und wie gewaltige Fortschritte hat man in fast allen Wissenszweigen gemacht! In Babylonien und Ägypten fangen die Steine an zu reden von längst vergangenen Zeiten; in Völker- und Ländermuseen kann man die Sitten, Gebräuche, Trachten, Wohnungen der entferntesten Völker sehen; die Astronomen photographieren den Himmelsraum und zeigen den erkaunten Zuschauern in Lichtbildern die wunderbaren Vorgänge daselbst. Durch scharfe Mikroskope wird uns das Leben in der Luft, im Tropfen Wasser und die feine Gestaltung der kleinsten Tiere oder Pflanzen gezeigt. So wird für Aufklärung gesorgt und überall Licht verbreitet. Und doch herrscht über der Menschheit noch dasselbe Dunkel wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Der Schatten des Todes liegt auf der ganzen Welt. Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht. Und so sind auch die Menschen dieses aufgeklärten zwanzigsten Jahrhunderts durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte, und alles Licht der Aufklärung vermag diese Furcht und dieses Dunkel nicht zu beseitigen.“ Ausgeführt wird dann, daß nicht die Vernunft, sondern nur das Wort der Offenbarung in der Heiligen Schrift dies Dunkel zu lichten vermag und das rechte Antidot bildet gegen den praktischen Materialismus, den Sorgengeist, die Selbstsucht, die Welt- und Fleischeslust, den Geiz, die Hoffart, die Ungebuld und Verzagttheit und auch wider die Todesfurcht. Es ist der leichtfertige Geist unserer Zeit, gegen den sich Willkomm's Betrachtungen richten. In seinen Schlussbemerkungen zitiert er das Wort Luthers: „Trauen und Leid tragen ist nicht ein seltsam Kraut bei den Christen, ob es gleich auswendig nicht scheint, auch wenn sie gern wollten fröhlich sein in Christo und auch äußerlich, soviel sie können. Denn sie müssen täglich sehen und fühlen im Herzen, wenn sie die Welt ansehen, so viel Bosheit, Muthwillen, Verachtung und Väterung Gottes und seines Wortes, dazu so viel Jammer und Unglück, beide in geistlichem und weltlichem Regiment, daß sie nicht viel fröhliche Gedanken können haben, und ihre geistliche Freude sehr schwach ist. Und wo sie es stets sollten ansehen und nicht zuweilen die Augen wegwerfen, könnten sie keinen Augenblick fröhlich sein.“ (E. A. 43, 23.) F. W.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. In unsern kirchlichen Zeitschriften ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß wir dieses Jahr auf das fünfundsiebzigjährige Bestehen der Synode zurückblicken dürfen. Dies gibt uns eine besondere Veranlassung, auf den Charakter der kirchlichen Arbeit der Väter der Synode zu achten. Zwei Eigenschaften sind es, die die kirchliche Tätigkeit unserer Väter kennzeichnen. Sie waren im rechten Sinne theoretische und im rechten Sinne praktische Leute. Einerseits drangen sie auf die klare Erfassung und auf das treue, unverkürzte Lehren und Festhalten der christlichen Lehre, wie sie in der Heiligen Schrift geoffenbart vorliegt und im Bekenntnis der lutherischen Kirche bezeugt ist. Andererseits war bei ihnen nichts bloße Theorie, sondern alles auf die christliche Praxis gerichtet, auf den persönlichen Glauben an den gekreuzigten Sünderheiland und auf die Gestalt eines wahren Christenlebens, das in jenem Glauben seine einzige Quelle und Kraft hat. Unsere Väter haben die landläufigen Reden

von einer „toten Orthodogie“ widerlegt. Sie haben den Tatbeweis geliefert, daß die „Orthodogie“ nicht tot, sondern lebendig und lebenerzeugend ist. Sie waren hierin treue Schüler Luthers. Luther war wahrlich orthodox. Weil er die Heilige Schrift für Gottes eigenes Wort hielt, so wollte er die Schriftlehre „rein“ und „ganz“ haben und keinen Artikel derselben um äußern Friedens willen der menschlichen Willkür preisgeben, weil sie „alle ineinander gewunden und geschlossen sind wie eine goldene Kette“. Andererseits bekämpfte Luther bis an das Ende seines Lebens, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, jeglichen „Intellektualismus“, nämlich die *fides acquisita*, das ist, den Glauben, den der Mensch sich selbst macht und einbildet, der an Christo nur spekulativ (*speculando*) interessiert ist und nur im Kopfe und Munde seinen Sitz hat. Luther wollte einen Glauben, dem es um Leben und Seligkeit (*vita et salus*) zu tun ist, der den gekreuzigten Christus als seinen Heiland ergreift, den der Heilige Geist in einem zerschlagenen Sünderherzen durch das Evangelium wirkt und erhält und der daher aus dem Menschen einen neuen Menschen macht nach Herz, Sinn, Mut und Gedanken. So war auch die Orthodogie der Väter unserer Synode beschaffen. Weil ihnen die Heilige Schrift Gottes eigenes und unfehlbares Wort war, so waren sie auch im Gewissen gebunden, keine Schriftlehre dem menschlichen Ermessen anheimzugeben, sondern auf Übereinstimmung in der christlichen Lehre zu dringen und den Unionismus als Gott mißfällig und kirchenschädlich abzulehnen. Andererseits waren sie einem bloßen Kopf- und Autoritätsglauben so feind, daß sie sagen konnten, ein Quentchen wahrer Armut des Geistes sei mehr wert als tausend Zentner Kopferkenntnis. Die Devise war: „rechtgläubig und rechtgläubig“, wie Dr. Söhler es auszudrücken pflegte. Sie hatten zwar zunächst um die christliche Lehre von Kirche und Amt zu kämpfen. Der Ertrag dieses Kampfes ist in D. Walthers Schrift „Die Stimme unserer Kirche in der Frage von Kirche und Amt“ niedergelegt. Aber daß sie dadurch nicht zu Effektieren wurden, sondern für die Reinheit der ganzen christlichen Lehre in allen Artikeln, und zwar vom Zentralartikel der Rechtfertigung aus, eintraten, kommt in kurzer Zusammenfassung zum Ausdruck in der unscheinbaren Schrift „Die ev.-luth. Kirche die wahre sichtbare Kirche Gottes auf Erden“. Wie in „Kirche und Amt“, so ist auch in dieser Schrift der Darlegung der einzelnen Lehren stets der *Schriftbeweis* vorangestellt. Denn so fest unsere Väter davon überzeugt waren, daß das Bekenntnis der lutherischen Kirche in allen seinen Lehren schriftgemäß sei, so hielten sie doch streng den Grundsatz fest, daß der Glaube der Christen nicht die Autorität der Kirche, sondern lediglich die Autorität der Heiligen Schrift zum Fundament habe. Daß bei unsern Vätern nichts bloße Theorie war, sondern daß sie es durch Gottes Gnade verstanden, die ganze christliche Lehre in die Praxis hinüberzuführen, geht besonders aus der Schrift hervor: „Die rechte Gestalt einer vom Staate unabhängigen ev.-luth. Ortsgemeinde.“ über Zweck und Charakter dieser Schrift, die teilweise unter Mitarbeit einer Pastoralkonferenz entstanden ist, sagt Walther in dem Vorwort: „Enthielt die vor elf Jahren erschienene Schrift ‚Die Stimme unserer Kirche in der Frage von Kirche und Amt‘ die Lehre, auf welche sich die rechte Gestalt einer vom Staate unabhängigen Partikularkirche gründet, so soll die gegenwärtige Schrift die praktische Ausführung dieser Lehre darlegen und zeigen, daß jene Lehre keineswegs, wie vielfach ausgesprochen worden, konsequent zu anarchi-

sehen, ochlokratischen, anabaptistischen und independentistischen Zuständen führe, sondern gerade die festeste Grundlage bilde, auf welcher sich eine Partikularkirche in rechter Gestalt erbaue. Zugleich liefert die gegenwärtige Schrift den Rathbeweis dafür, daß unsere alten rechthgläubigen Lehrer, obwohl in einer Staatskirche unter konsistorialer Verfassung lebend, sich auf Grund ihrer Lehre von Kirche, Amt, Kirchenregiment usw. die Gestalt einer vom Staate unabhängigen Ortsgemeinde nicht anders gedacht haben, als sich dieselbe hier dargestellt findet.“ Dem Schreiber dieser Zeilen sei hier die Bemerkung erlaubt, daß er diese Schrift, die gewöhnlich unter dem abgekürzten Titel „Walthers rechte Gestalt“ ging, für *klassisch* im eminenten Sinne des Wortes hält. Hier ist kaum etwas übersehen, sondern allseitig und ins einzelne gehend dargelegt, worauf eine christliche Gemeinde achten sollte, wenn sie die heilsame christliche Lehre in die Gemeindepraxis einsetzen will zum Heil der einzelnen Seelen und zum geistlichen Wohlstand einer ganzen christlichen Ortsgemeinde. Wenn wir hörten, daß in einer Gemeinde unserer Synode der Stand der Gemeinde unter das Niveau sinken wollte, so haben wir unter anderm empfohlen, diese Schrift Walthers mit der Gemeinde in einem etwa zweijährigen Kursus durchzusprechen. Zu unserer großen Freude haben wir gehört, daß das polnisch-lutherische Kirchenblatt „Der Volksfreund“ im letzten Jahre die 66 Paragraphen dieser Schrift Walthers abgedruckt hat. Was die Schrift „Die rechte Gestalt“ für die ganze Gemeinde ist, das ist Walthers „Pastorale“ für die Pastoren insonderheit. Walther ist die Pastoralthéologie die praktische Verwertung aller theologischen Disziplinen. Wir möchten Walthers „Pastorale“ „die rechte Gestalt eines evangelisch-lutherischen Pastors“ nennen. Sie beschreibt, ins einzelne eingehend, wie der Pastor öffentlich predigen, und wie er die Privatseelsorge üben sollte, um, soviel an ihm ist, jede der ihm anbefohlenen Seelen zur Seligkeit zu führen. Vergessen ist auch nicht eine Anweisung, wie der Pastor zu den Vereinen, die etwa innerhalb der Gemeinde bestehen, sich stellen sollte, und wie der Pastor es anzufangen habe, damit in der Gemeinde ein lebendiges Interesse für die Kirche im ganzen, für Lehranstalten, Mission usw., geweckt und erhalten werde. Auch für das Fortstudium des Pastors werden die nötigen Anweisungen gegeben. Wir haben von einzelnen Pastoren in deutschen Landeskirchen das Bekenntnis gehört, daß sie erst nach dem Studium von Walthers „Pastorale“ erkannten, wie ein Pastor gerade auch zu unserer Zeit sein Amt in der Gemeinde ausrichten sollte. Das fünfundsiebzigjährige Jubiläum unserer Synode wird für uns eine Veranlassung werden, einen besonderen Rückblick auf die kirchliche Arbeit der Väter der Synode zu tun. F. P.

Über öffentliches Reden in einer andern als der englischen Sprache in den Vereinigten Staaten hat kürzlich die Appellationsabteilung des New Yorker Obergerichts eine Entscheidung abgegeben. Diese Entscheidung ist auch für kirchliche Gemeinschaften in unserm Lande von Wichtigkeit, weil in den meisten derselben in öffentlichen Versammlungen auch andere Sprachen neben der englischen gebraucht werden. Sonderlich muß die lutherische Kirche Amerikas zu den polyglotten Kirchen gerechnet werden. In der Missouri-Synode z. B. kommt sicherlich ein halbes Duzend Sprachen gelegentlich auch in öffentlichen Versammlungen zur Verwendung. Die Entscheidung des Appellationsgerichts geht dahin, daß der öffentliche Gebrauch einer andern als der englischen Sprache nicht verboten werden dürfe. Selbst eine

Legislatur könne nach amerikanischen Grundsätzen ein solches Verbot nicht erlassen. In dem Fall, der diese Entscheidung veranlaßte, handelte es sich um den Schutz der „jüdischen“ Sprache. Was das für eine Sprache sei, finden wir in den uns vorliegenden Berichten nicht näher angegeben. Schwerlich war es die hebräische Sprache, da diese, wie uns unser erster Judenmissionar, der selige Landsmann, wiederholt versicherte, der großen Masse der Juden völlig unbekannt ist. Immerhin kommt der gesetzliche Schutz der „jüdischen“ Sprache, was für eine das immer sein mag, auch andern Sprachen zugute. Der Fall, der in der Tagespresse etwas ausführlicher behandelt worden ist, war kurz dieser: Louis P. Goldberg hatte an einer Straßenede in Brooklyn „jüdisch“ über hohe Mieten geredet. Er wurde verhaftet, weil der Polizeikommissär Enright polizeigewaltlich den Gebrauch einer „fremden“ Sprache verboten hatte. Goldberg wurde aber am nächsten Tage vor dem Magistrat freigesprochen. Nun ging Goldberg in die Offensive über. Er verklagte den Polizeikommissär auf Schadenersatz vor dem Countygericht von Brooklyn. Dieses Gericht erklärte die Verordnung des Polizeikommissärs zwar für ungebührig, verurteilte aber Enright nicht zum Schadenersatz, weil dieser in gutem Glauben gehandelt habe, nämlich um einer möglichen öffentlichen Störung vorzubeugen. Gegen diese Entscheidung des Countygerichts legte Goldberg Berufung beim New Yorker obersten Gerichtshof ein. Richter Putnam stieß den Entscheid des Countygerichts um und ordnete ein neues Verhör für die Schadenersatzklage Goldbergs gegen den Polizeikommissär Enright an. Putnam hat die folgende, offenbar sehr sorgsam abgefaßte prinzipielle Begründung seines Urteils verlesen: „Um die Verhaftung des Berufungsklägers [Goldbergs] zu rechtfertigen, müßten wir den extremen Standpunkt einnehmen, daß jeder, der eine fremde Sprache öffentlich spricht, verhaftet werden könne, was auch immer der Zweck und der Charakter seiner Rede sei. Jemanden, der Jüdisch in einer jüdischen Nachbarschaft spricht, zu verhaften, wäre eine tyrannische Vergeßwärtigung der jüdischen Bürger. Eine derartige Begründung scheint diesen Eingriff in das Recht eines Bürgers, eine Rede in seiner Muttersprache zu halten, nicht zu rechtfertigen. Es ist darauf hingewiesen worden, daß diese Verordnung in den Worten Bacon's, unter dem Eindruck besonderer Umstände' erlassen wurde. Es geschah, weil die Polizei im allgemeinen die Sprache der Juden nicht verstand. Um daher Unruhestiftungen vorzubeugen, die damals im kritischen Zeitpunkt der lokalen Wohnungsnot befürchtet wurde, versuchte die Polizei vorzuschreiben, daß alle Reden in der englischen Sprache gehalten werden müßten. Dies könne eine derartige Polizeiverordnung erklären, es könne sie aber nicht rechtfertigen. Unter den angegebenen Umständen könne selbst die Legislatur eine derartige Verordnung nicht erlassen.“

F. P.

II. Ausland.

Der lutherische Schutzbund in Thüringen hat ein zweites Flugblatt ausgeben lassen, worin die lutherischen Gemeinden Thüringens ermuntert werden, sich der neugebildeten „Thüringer Evangelischen Kirche“ gegenüber klar und entschieden auf Grund des alten, völlig schriftgemäßen lutherischen Bekenntnisses zusammenzuschließen. Es heißt in dem Flugblatt: „Wer darf uns zumuten, in Dingen der Seligkeit von dem Wahrheitsbesitz, den wir hatten und den die [wirklich] lutherische Kirche durch die Jahr-

hunderte treu bewahrt hat, auch nur ein Tüttelchen herzugeben? Wer will es verantworten, in eine verwirrte Zeit noch mehr Verwirrung hineinzutragen, statt mit der klaren Gotteswahrheit dem Volk aus der Wirnis herauszuhelfen?" Wir widmen dem Kampf um eine lutherische Kirche in Thüringen etwas mehr Raum, weil dort die Sachlage eine eigentümliche zu sein scheint. Der „Schutzbund“ macht nämlich die Tatsache geltend, daß die neugebildete „Evangelische Kirche in Thüringen“ auch nach menschlichem Recht nicht als Nachfolgerin der lutherischen Landeskirchen Thüringens bezeichnet werden könne. Zur Beschreibung der neugebildeten „Thüringer Evangelischen Kirche“ heißt es zunächst in dem Schutzblatt: „Zwar die ‚Thüringer Evangelische Kirche‘ will, wie sie sagt, uns unsern Glauben nicht antasten, aber sie will auch die Lehre als gleichberechtigt gelten lassen, die gegen das Bekenntnis ist. Das ist nicht aus der Wahrheit, ist gegen die Schrift und listl Zweiherrendienst. Zwar die ‚Thüringer Evangelische Kirche‘ will sich in ihrer Weise auch auf Schrift und Bekenntnis stellen. Aber warum spricht sie das nicht klar und entschieden und eindeutig aus, wie es unsere Väter ausgesprochen haben, und wie es bisher in der lutherischen Kirche in Geltung war? Warum aber spricht sie es aus in vieldeutigen Worten (vgl. grundlegende Bestimmungen und Pfarramtsgesetz), denen auch zustimmen können die Gegner des Bekenntnisses, die Leugner einer Offenbarung, die Leugner Christi, des ewigen Sohnes Gottes, die Leugner der Versöhnung durch Christi Blut, der Rechtfertigung allein durch den Glauben, die Anhänger der Selbsterlösung, der Menschheitsreligion, des Monismus und allerhand anderer Irrlehrer und Sektierer? Solches ‚Bekenntnis‘ ist kein klares Zeugnis, sondern babylonische Sprachverwirrung, geboren nicht, wie man sagt, aus dem Geist duldbender Liebe, sondern aus einer unbiblischen Menschengefälligkeit auf Kosten der Entschiedenheit des Glaubens. Die ‚Thüringer Evangelische Kirche‘ will eine ‚freie‘ Kirche sein. Aber sie ist es nicht.“ Dies wird daran nachgewiesen, daß die neue Kirche das politische Wahlrecht in sich aufgenommen hat, und daß ferner die Gemeinden nicht um ihre Zustimmung zu der neuen Organisation angegangen worden sind. Die „Freikirche“, das Blatt unserer Glaubensbrüder in Deutschland, referiert über das Flugblatt weiter: „Nachdem noch ausgeführt ist, daß die neue ‚Evangelische Kirche in Thüringen‘ sich auch nach menschlichem Recht nicht als Rechtsnachfolgerin der lutherischen Landeskirchen Thüringens bezeichnen kann, und daß die neue ‚Thüringer Kirche‘ rettungslos dem Abgrund zuwandelt, stellt das Flugblatt die Frage: Was sollen wir nun tun?“ Es antwortet sehr richtig: „Nichts weiter, als was euer Gewissen und euer Glaube von euch verlangt: daß ihr das Recht in Anspruch nehmt, an der alten lutherischen Kirche festzuhalten, die ja noch zu Recht besteht, und daß ihr alles zurückweist, was im Widerspruch zu ihr steht. Ihr habt nicht etwa aus der neuen ‚Thüringer Kirche‘ auszutreten, denn ihr gehört eurem Glauben und Bekenntnis nach nicht zu ihr, sondern zur lutherischen Kirche, und habt einfach die Pflicht, alle eurem Bekenntnis widersprechenden Forderungen der neuen Kirche abzulehnen. Die lutherische Kirche war eher da als diese; der haltet auch die Treue. Damit richtet nicht ihr Trennung und Separation an, sondern die, welche entgegen dem Geist der lutherischen Bekenntnisse eine bessere Kirche zu bauen meinen.“ . . . Gottes Wille hierzu ist klar ersichtlich aus Röm. 16, 17—19. Dieses treffliche Zeugnis wird jeden Freund der lutherischen Kirche mit großer Freude erfüllen. Gott

segne den „Schutzbund“ für seinen Bekennermut! Möge das Flugblatt vielen lutherischen Christen in Thüringen sowohl als auch an andern Orten den Weg zeigen, den sie nach Gottes Wort gehen müssen, um sich und ihren Kindern die Kirche des reinen Wortes und unverfälschten Sakraments zu erkämpfen und zu bewahren!“ So weit die „Freikirche“. Wenn wir die Sachlage richtig auffassen, so hält der lutherische „Schutzbund“ dafür und will dahin wirken, daß in Thüringen nicht die lutherischen Gemeinden, die am Bekenntnis festhalten wollen, sondern die neugebildete „Evangelische Kirche“, die das lutherische Bekenntnis verleugnet, als Separierte anzusehen und zu behandeln seien. Der „Schutzbund“ betrachtet sich als in statu confessionis stehend, der widerrechtlich eingedrungenen Irrlehren zu wehren hat. Es wird nicht leicht sein, den status confessionis festzuhalten und durchzuführen.

J. P.

Die letztjährige Feier kirchlicher Feste in Thüringen. Dem „Elfässischen Lutheraner“ entnehmen wir die folgende Notiz: „In Thüringen hatte die sozialistische Regierung Reformationstfest und Bußtage aufgehoben. Um so erfreulicher ist die Meldung der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“, daß gerade das Gegenteil durch die Aufhebung bewirkt wurde. Es heißt in dem Bericht: Sämtliche Kirchen in Gotha waren derart überfüllt, daß viele Besucher kaum Platz bekommen konnten und sich mit einem Stehplatz begnügen mußten. Die Kommunisten hatten als Demonstration gegen die kirchlichen Feiern einen „Festzug“ in Bewegung gesetzt, dessen Kosten in der Hauptsache die unmündige Jugend bestreiten mußte. Daß man sie nebenbei noch dazu mißbrauchte, durch Klopfen an den Kirchentüren den Gottesdienst zu stören, ist in Gotha nicht weiter verwunderlich. Auf jeden Fall hat die Maßnahme der Regierung den Erfolg gehabt, daß sie auch die Lauesten im bürgerlichen Lager aufrüttelte und so den Zusammenschluß des Bürgertums bewirkte. — Auch in Jena ist der Bußtag fast allgemein als Feiertag begangen worden. Die Geschäftswelt hatte geschlossen. Die Gottesdienste waren überfüllt. In der Universität und ihren Instituten herrschte nur geringer Betrieb.“

J. P.

Die „Vereinigung der Bekenntnisfreunde in der hannoverschen Landeskirche“, bestehend aus 349 Gliedern, hat sich, wie das „Ev.-Luth. Zeitblatt“ berichtet, in corpore dem Lutherischen Bund angeschlossen. Über ihre letzte Versammlung in Hannover berichtet P. Goudefroy-Osnabrück: „Immer wieder wurde betont, daß es heilige Pflicht sei, mit aller Energie und ohne Menschenfurcht für das gute Bekenntnis, wie es D. Luther in seinem herrlichen Kleinen Katechismus nach der Schrift so klar und wahr dargestellt hat, einzutreten, die Bekenntnistreuen zu sammeln und allen Versuchen, die Geltung des lutherischen Bekenntnisses in der hannoverschen Landeskirche abzuschwächen oder gar zu beseitigen, mannhaft entgegenzutreten.“ Hauptanlaß zu diesen Aussprachen gab der Fall Dörries, der ein scandalöses Buch mit einem geradezu lästerlichen Leitwort herausgegeben hat (das, wie Goudefroy schreibt, „in völligem Widerspruch mit dem Evangelium steht und einen Jesus verkündigt, der abgrundtief verschieden ist von dem Jesus des ganzen Neuen Testaments und der Kirche“) und den trotzdem das Landeskonsistorium im Amte lasse, obwohl Dörries sein Buch samt dem Leitwort nicht etwa zurückgezogen, sondern verteidigt habe. „Ein ernster Christ aus dem Kreise Wittlage“, sagt Goudefroy, „schreibt mir: „Wie kann eine Kir-

denregierung so einen Menschen Sonntag für Sonntag auf eine evangelisch-lutherische Kanzel steigen lassen? . . . Wenn Herr Dörries nicht selbst die Konsequenzen zieht, muß er dazu gezwungen werden. . . . Und wenn unsere Männer im Konsistorium nicht wissen, was sie zu tun haben, dann müssen auch diese durch andere ersetzt werden. Wir wollen uns dann Männer wählen, die bereit sind, Wächter unsers Bekenntnisses zu sein, und mit Herz und Seele im Glauben stehen. In welche Gewissensnot müssen doch die Eltern kommen, die ihre Kinder so einem Pastor zum Konfirmandenunterricht anvertrauen müssen! Ich bitte Sie, kämpfen Sie energisch für unsere Sache; denn es ist Jesu Sache und nicht die unsere. Ich bin gern bereit (und mit mir viele Gemeindeglieder), teilzunehmen an diesem Kampfe.“ Insonderheit beschwerten sich diese „Bekenntnisfreunde“ über die Haltung der „Lutherischen Vereinigung“ (früher Pfingstkonferenz). Goudefroy schreibt: „Die Lutherische Vereinigung, die früher der Hort [?] des lutherischen Bekenntnisses war und es auch jetzt noch sein will, hat noch nicht einmal gegen ein so ärgerniserregendes Buch wie das Dörriesche öffentlich und energisch Protest eingelegt. Sie betont wohl feierlich ihren Bekenntnisstandpunkt und die Notwendigkeit der Lehrzucht; wenn es aber gilt, wirklich Lehrzucht zu üben, wo sie unbedingt geübt werden muß, wie z. B. gegenüber P. Dörries, der auf die Behörde ‚pfeift‘, dann versagt sie vollständig. Auch wird in ihrer Langen, auf ihrer letzten Pfingsttagung beschlossenen Erklärung über Bekenntnis und Lehrzucht Dörries‘, dessen Buch doch diese Erklärung hauptsächlich veranlaßt hat, nicht einmal erwähnt. Die Lutherische Vereinigung hält selbst in dem unerhörten Fall Dörries ein Irrlehreverfahren nicht für nötig und macht sich daher indirekt in hohem Maße mitschuldig an den traurigen Zuständen unserer Landeskirche.“ Den Vorwurf seitens der „Lutherischen Vereinigung“, daß sie „Kegerprozesse“ wollen, weist Goudefroy zurück als Verleumdung. Er schreibt: „Wir wollen das Bekenntnis schützen gegen seine Totengräber und verlangen, daß, wenn ein Geistlicher gegen das Bekenntnis gräßlich verstößt und sich trotz ernster, seelsorgerlicher Vorstellungen nicht raten läßt, sondern dabei bleibt, gegen das lautere Evangelium zu streiten (wie Dörries), aus dem Amt entfernt wird. Tausendmal lieber aber ist es uns, wenn er freiwillig zurücktritt, denn ein Irrlehreverfahren ist immer etwas überaus Schmerzliches und Bedauerliches. Wir können nicht zugeben, daß die Kirche ein Sammelpfad aller möglichen, mit dem Bekenntnis in Widerspruch stehenden subjektiven Meinungen ist. Wir können es nicht zugeben um der ewigen, göttlichen Wahrheit willen, um der Ehre unsers erhöhten Herrn willen, um der Ehre der Kirche willen und besonders um der Gemeinden willen, die durch Irrlehren wie die Dörrieschen heillos verwirrt werden.“ — An einen Austritt aus der Landeskirche scheinen jedoch auch die Bekenntnisfreunde in Hannover nicht zu denken. Obwohl sie seit Jahren eine Niederlage nach der andern erlitten haben, hoffen die Positiven immer noch auf den schließlichen Sieg in der Landeskirche. Freilich, schreibt Goudefroy, ist „auch von der hannoverschen Pastorenschaft nicht viel zu hoffen. Unsere Hoffnung ruht auf den gläubigen Laien. . . . Wir fühlen uns wie Luther in unserm Gewissen gebunden an Gottes Wort. Und darum wollen wir uns auch von niemand und durch nichts beirren lassen und treulich weiterkämpfen in der „unerschütterlichen Gewißheit, daß die ewige, göttliche Wahrheit Sieger bleiben wird. Der alte schöne Spruch aus dem Jahr 1619,

den ich vor Jahren an einem alten Hause in Hameln las, wird sich auch in unserer Bekenntnisfrage betähren: Tandem bona causa triumphat! Endlich triumphiert die gute Sache.“ Den Gedanken, ob man nach Gottes Wort und mit gutem Gewissen in Kirchen-, Glaubens- und Abendmahls-gemeinschaft bleiben darf mit Irlehrern wie Dörries und seinen Patronen, scheinen die Bekenntnisfreunde in Hannover überhaupt nicht ins Oberbewußtsein kommen zu lassen. Und doch ist dies die Frage, die hier schließlich alles entscheidet. Denn in der Kirche soll nicht der Opportunismus, sondern Gottes klares Wort regieren.

J. B.

Austritt aus der Landeskirche in Ostpreußen. In Max Glages Schrift „Das Rätsel des Landeskirchentums und seine Lösung“ lesen wir: „Es gibt auch, gottlob, noch hocherfreuliche Mår in diesen geringen Tagen. Kürzlich ist ein junger ostpreußischer Amtsbruder mit vierzig Männern und Frauen seiner bis dahin landeskirchlichen Gemeinde dem Beispiel der Anshartkapelle gefolgt, und der Brief, den er mir danach schrieb, soll als ein ermutigendes und beschämendes Dokument glaubenskühnen Zeugenmuts hier veröffentlicht werden: Am Sonntag, dem 19. des Monats, haben auf meinen Aufruf im öffentlichen Gottesdienst vierzig Familienväter und -mütter die vierthe evangelische Landeskirche verlassen und sich zunächst durch Unterschrift und Handschlag zu einer freien evangelisch-lutherischen Gemeinde vereinigt. Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen. In einigen Wochen werden wir uns nach vorangehender einsetzungsgemäßer Feier des heiligen Abendmahls zu einer freien evangelisch-lutherischen Bekenntnis-kirche in Ostpreußen in aller Form und Feierlichkeit konstituieren. So ist denn der große Schritt und Schnitt trotz ungeheurer Anfechtung des Teufels vollzogen. Gott war mit uns, und er wird ferner für uns streiten. Unser Gewissen ist nun frei, und wir spüren schon jetzt den Segen unsers Herrn, der notwendigerweise zu innerem Reichtum führen muß. Außerlich aber sind wir arm geworden, sehr arm. Wir haben jetzt kein Kirchgebäude mehr, keine Kirchenggeräte, kein Pfarrhaus, überhaupt nichts haben wir behalten, und uns fehlen zunächst die Mittel, um das Nötigste zu beschaffen. Trotzdem wollen wir nicht trauern, denn der Herr wird uns alles zur rechten Zeit geben. . . . Wir stehen auf einsamem Posten, umbrandet von den Wogen landeskirchlicher Union. Im Glauben wollen und werden und müssen wir diesen so kühn genommenen Posten halten, so schwach wir auch selber sind. Der Herr wird für uns streiten!“ So weit dieser glaubensstärkende Brief. Das junge Gemeindlein hat nun bereits seine Leidensstaufe empfangen. Bei einem Gottesdienst in einem Privathause haben die Landeskirchlichen im Nachbarhause gelärmt, geschrien und getrommelt in Bewährung des alten Luthertwortes: „Wo die Wahrheit auf den Plan tritt, fängt der Satan zu rumoren an.“ Die Scheune ist der treuen Schar zur Kirche geworden und die Verfolgung zur Ehre. Sie ist fest geblieben, und ihre Zahl hat sich schnell verdoppelt. Ja, das ist vom Herrn geschehen, so läßt er seine Sache marschieren. Er braucht dazu Zeugen, er braucht immer noch Märtyrer. „Wach‘ auf, du Geist der ersten Zeugen!“ Wird die gottwidrige Staatsunion in Preußen nicht endlich zusammenbrechen, nachdem die Staatskirche aufgehört hat? O über die Trägheit, über die Feigheit des Fleisches! Darum, einzelne an die Front, einzelne Gemeinden und Gemeindlein, nach dem jüngsten Vorbild der kleinen tapferen ostpreußischen

Freischar! Wo aber solch eine Gemeinde noch nicht marschieren kann, da müssen einzelne Persönlichkeiten voran. *Exempla trahunt* (Beispiele ziehen). Noch ein anderes merkwürdiges Beispiel soll hier zur Nachahmung empfohlen werden. Ich kenne eine Personalgemeinde, in welcher etwa die Hälfte aller Gemeindeglieder und der größte Teil des Kirchenvorstandes persönlich aus der Landeskirche ausgetreten sind. Aber die Gemeinde als Ganzes kann sich noch nicht als freie Bekenntnisgemeinde konstituieren, weil ihr Pastor sich für seine Person zu dem entscheidenden Schritt noch nicht entschließen kann. Wie oft hört man aus dem Munde bekennnistreuer Pastoren die müde Rede: Wir können noch nicht, denn unsere Gemeinden sind noch nicht reif! Hier aber haben wir den seltsamen Fall, daß die Herde dem Hirten vorangeht und ihn zieht. Wo bleibt in diesen Zeiten der Freiheit auf allen Gassen die Freiheit des einzelnen Christenmenschen, die persönliche kirchliche Freiheit des Protestanten, der Mut zum allgemeinen Priestertum aller Gläubigen? Laien an die Front, einzelne tapfere Männer und Frauen, die den Mut besitzen, ihren Hirten betend zu tragen und zu treiben — zur Wahrheit und damit zur Freiheit!“ Mit Recht betont Glage das geistliche Priestertum aller Christen, das hier allein zu freudiger, kräftiger Initiative führen kann. Aber gerade an diesem Punkte stößt er auf den Widerspruch auch der Konservativsten. Im „Ev.-Luth. Zeitblatt“ (Organ des Lutherischen Bundes) stimmt ein Rezensent Glage wesentlich zu in seiner Verurteilung der Landeskirchen und urteilt: „Die lutherische Bekenntniskirche wird in nicht allzuferner Zukunft in Deutschland nur in der Freikirche zu erhalten sein.“ Dann aber fährt er fort: „Für bedenklich aber halte ich es, daß der Verfasser alles auf die Souveränität der Einzelgemeinde stellt. Die Einzelgemeinde ist ein Glied am Leibe der Kirche wie der einzelne Christ; ein Glied aber ist nie souverän.“ (XIV, 2.) Solange die landeskirchlichen Pastoren und Gemeinden in dem romanisierenden Irrtum gefangen liegen, daß sie nicht bloß ihrem Meister Christo, sondern auch einer Synode oder Landeskirche um des Gewissens willen Gehorsam schuldig sind, wird es schwerlich bei ihnen zu einem fröhlichen schriftgemäßen Handeln kommen, auch da nicht, wo ein sonnenklares Gotteswort dies fordert. Das geistliche Priestertum aller Christen mit seinen unveräußerlichen, unverlierbaren Rechten und unabweisbaren, unabladbaren Pflichten, das ist eine der großen Wahrheiten, die jetzt von allen Kanzeln Deutschlands erschallen sollten.

F. B.

Deutschland. In landeskirchlichen Kreisen, z. B. in den Gemeinden der Stadt Dresden, herrscht große *Finanznot*. Sie kommt daher, daß der Staat nicht willens oder auch nicht imstande ist, die versprochenen Beiträge zu leisten. Daher werden die Glieder der Landeskirche zu freiwilligen Beiträgen aufgefordert. Hierzu bemerkt die „Freikirche“: „Freiwilligkeit ist zweifellos der beste Ausweg aus der Finanznot der Kirche. Aber es ist dabei zu bedenken, daß die Landeskirche eben viele Glieder zählt, die für die Kirche überhaupt nichts übrig haben, und daß auf die verhältnismäßig geringe Anzahl derer, die wirklich willig sind, ihren Anteil zu tragen und auch im voraus zu zahlen, ganz andere Beträge entfallen würden, als sie nach der Steuerordnung erwartet haben. Und das dürfte dann wiederum manche abschrecken und aus Willigen Unwillige machen. Es haben ja doch bisher die wenigsten Glieder der Landeskirche ein Bewußtsein davon gehabt,

daß es ihre persönliche Pflicht ist, für den Gehalt ihrer Pastoren zu sorgen nach dem Wort: „Der unterrichtet wird mit dem Wort, der teile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet“ (Gal. 6, 6). Und die Pastoren haben es wohl auch meist unterlassen, ihre Kirchkinder gerade auch über diese ihre Pflicht zu belehren. Denn sie wußten sich sicher durch die staatlich geschützten Rechte und Einkünfte und hielten es zum Teil wohl auch für unter ihrer Würde, als solche dazustehen, die vom guten Willen der Gemeindeglieder abhängig seien. So sahen die letzteren auch die Pastoren vielfach als gut-gestellte Leute mit sicherem Einkommen und durch Pensionen gesicherter Zukunft an. Woher soll da jetzt auf einmal die Willigkeit kommen, große Opfer zu bringen? Und doch ist die Freiwilligkeit der Kirchglieder der einzige Ausweg aus der Finanznot der Kirche, freilich ein Ausweg, der im Grunde die Auflösung der — eben nicht auf Freiwilligkeit gegründeten — Landeskirche bedeutet und, wenn folgerichtig durchdacht und ausgeführt, auch tatsächlich zu ihrer Auflösung führen muß. — Die Klage über die Beseitigung des kirchlichen Anteils an der Grundsteuer und Grundverbssteuer ist unberechtigt. Denn diese Steuer war ein Unrecht gegen diejenigen Volksangehörigen, die der Landeskirche nicht angehörten und doch gezwungen wurden, von ihren Grundstücken Abgaben für sie zu geben. Wenn die Landeskirche recht stände, hätte sie solche Steuern ablehnen sollen. Denn willige persönliche Leistungen sind es, die die Kirche braucht und die allein sie zu erhalten vermögen.“

Die Tschechen und der Papst. Aus Prag wird Ende Dezember gemeldet: „Der Verband der tschechischen Geistlichkeit ‚Jednota‘ hat dem Papst ein Memorandum überreicht, in dem sich u. a. folgende Forderungen befinden: Die tschechische Sprache ist für alle Gottesdienste zu gestatten, da das Volk die lateinische nicht versteht; gerechte Aufteilung des Kirchenvermögens nach den Bedürfnissen der Kirchen und der Geistlichkeit; Erleichterung des Zölibats und Sanktionierung aller bereits abgeschlossenen Priesterhehen; Reform des theologischen Studiums und Beschleunigung der Errichtung von Kirchengemeinden, die mit der Obforge der Kirchen und des Kirchenvermögens betraut werden.“ Die „Jednota“ ist eine Verbindung, die die nationale Einigung der Tschechen zum ausschlagenden Faktor macht. Bei diesem Ziel soll es vorkommen, wie uns schon früher privatim mitgeteilt wurde, daß die Katholiken lutherische und die Lutheraner katholische Feste gemeinsam feiern.

F. P.

Die Hungersnot in Rußland. In einem Flugblatt des American Committee for Russian Relief schreibt Sir Philip Gibbs: „It is unlucky for 25,000,000 peasants in Southern Russia that they have no food to eat at a time when the world is tired of tales of human misery, sick of its own troubles, and busy, with passionate selfishness, in trying to cure its own maladies. Those Russian peasants have been very unlucky! First the war came, and their sons were taken from plows and fields to fight the Germans. They obeyed because they were Russian peasants, even when they had to advance upon German artillery and machine guns without rifles or without ammunition, and were slaughtered in droves like silly sheep. . . . Then the Red Armies called for recruits and took the last reserves of grain to feed them. . . . Russia was invaded by ‘White’ Armies paid for by French and British money. These white armies destroyed many things along their line

of march — houses and barns and railways and bridges and the very standing corn. The Russian peasants . . . were caught between the tides of the Red Armies and White Armies and fled, if they could, from advancing terror on this side or that — refugees without refuge. At last, when Kolchak and Judenitsch and Denikin and Wrangel were finished, there was peace in Russia. But the peasants were unlucky again. It seemed that God now had declared war upon them after all the cruelties of men. No rain fell to swell their seed corn in the soil and give it life." Und jetzt sei es die Sünde, die das menschliche Erbarmen zu ersticken und das Hilfswerk lahmzulegen drohe. Gibbs schreibt: "In Riga and Helsingfors and other places near the Russian frontier there are factories of lies, and the liars are so busy with the cables accusing the Soviet government of seizing food sent for the relief of famine, . . . poisoning public opinion with the belief that its charity will be wasted because Red Armies and not starving peasants will get the food sent for rescue. . . . The truth is exactly opposite. Whatever may be the past and present crimes of the Soviet government, — and that is outside my line of inquiry, — I have absolute evidence that all food sent for famine relief, both by British and American societies, has reached the famine areas intact, without any robbery and with the zealous assistance of Soviet authorities. The American relief people are sending 1,500 tons a week, which is sufficient to feed nearly 1,000,000 children, and they have no kind of theft or outrage to report."

F. B.

Die Lage in Armenien. In einem vom „Armenischen Hilfskomitee zur Unterstützung ärztlicher Mission und Evangelisation“ aus Nürnberg uns zugesandten Heft vom Dezember 1921 lesen wir: „Wahrlich, eine große Vergangenheit hat Armenien gehabt! Uralte Keilschriften, zum Teil noch nicht zu enträtseln, sind Zeugnisse der hohen Kultur, die in diesem Lande wohnte in Zeiten, die mit dem biblischen Altertum gleichen Schritt halten. Wiederholt im Laufe der Geschichte hat Armenien Großmachtstellung innegehabt. Armenien ist das erste Land gewesen, welches das Christentum als Volksbekenntnis annahm, zwei Jahrzehnte vor der Taufe eines Konstantin des Großen; aber seitdem ist seine Geschichte eine Geschichte der Leiden und Kämpfe gewesen. Während die Christenheit des übrigen römischen Reiches nach den Verfolgungszeiten zur Ruhe kam, entbrannten dort jene heißen Kämpfe eines christlichen Volkstums mit den gewaltsam eindringenden Feueranbetern. Eine jahrhundertelange Blütezeit folgte dieser ersten Leidensperiode; aber nur um so furchtbarer traf das arme Land der Sturm der Selbsthaken und Mongolen, der das Land verwüstete und den aus den Blutbädern übriggebliebenen Teil des Volkes in die Schlupfwinkel des Kaukasus oder in die Schluchten des Taurus jagte. Trotz allem aber — das geistige, aus dem Christentum sich nährenden Leben dieses Volkes konnte zwar zeitweilig erschüttert werden, gestorben ist es nicht, an seinem Christenglauben hielt dies Volk in ständigem Kleinkrieg mit der es umgebenden mohammedanischen und heidnischen Welt mit bewundernswerter Fähigkeit fest, obwohl es fast keinen Helfer hatte, obwohl es furchtbar litt unter den Einfällen der Feinde wie unter dem Streit seiner angeblichen Freunde um die Vorherrschaft im Lande. Es rettete sich aus der Vergangenheit herüber ein christliches Armenien — ein Baum in der Wüste Asiens! Die Gegenwart aber hat diesem Heldentum der Vergangenheit die allerschwersten Proben auf-

gelegt. Was für das gequälte Land Schutz und Hilfe bedeuten sollte, wurde eine Quelle seines Untergangs. Die Verpflichtung durch den Berliner Kongress, für Reformen zu sorgen, nahm die Hohe Pforte zur Rechtsgrundlage für einen Vernichtungsfeldzug; die Räuberbanden der Kurden wurden jetzt reguläre türkische Truppen, angeblich zur Abwehr feindlicher Einfälle, in Wirklichkeit, um dem armenischen Volkstum den Garaus zu machen. Alle Hilfsaktionen amerikanischer, englischer, schweizerischer, deutscher, dänischer und anderer Kräfte konnten das nicht verhindern. Und die türkische Revolution von 1908? Sie schien anfangs für Armenien ein Zeichen anbrechender Freiheit zu werden; aber schon im nächsten Jahre machte islamitischer Fanatismus alle Hoffnungen zunichte. Das Blutbad von Adana mit seinen 30,000 Toten erweckte böse Ahnungen. Es kam der Weltkrieg und damit die Tragödie der Ausrottung des größten Teiles des armenischen Volks. Die Türkei hat die Gelegenheit benützt und die armenische Frage „erledigt“. Zwei Drittel der Bevölkerung Armeniens sind durch die berühmten Deportationen dahingerafft worden; den Rest hat Paul Rohrbach 1919 auf zwei Millionen, alle Versprengten schätzungsweise einbegriffen, berechnet. . . . Das Ende des Weltkrieges mit der Niederlage der Türkei brachte dem Rest des armenischen Volkes neue Hoffnung, die genährt wurde durch die Versprechungen der Entente. Ach, von einem neuen Aufblühen träumten sie, in einem freien, unabhängigen Vaterland mit zwei Häfen am Schwarzen Meer und wer weiß was noch! Heute ist von allen Versprechungen übriggeblieben — der Absatz 8 der Londoner Orientabmachungen, der Armenien eine „Heimstätte in gewissen Grenzen“ verspricht! Und zwischen den ersten und den letzten Versprechungen liegt die furchtbare Zeit, in welcher der Rest des armenischen Volkes aufs neue dezimiert wurde durch Kämpfe nach außen und im Innern. Denn als niemand sich des jungen, verheißungsvollen Anfangs annahm, den der gesunde Rest eines zähen Volkstums seit 1918 zu machen versuchte, da hat sich die armenische Republik in ihrer Verzweiflung den Bolschewisten Rußlands in die Arme geworfen und von ihnen Hilfe gegen die neuen Bedrängungen der Türken erbeten. Und sie ließen sich nicht zweimal bitten. Aber jetzt hatte es die Regierung mit der Entente verdorben, die ihr weiteres Eintreten für ein selbständiges Armenien davon abhängig machte, daß die Bolschewisten aus dem Land gejagt würden, und jetzt entbrannte der Bruderkampf zwischen den zwei sich bildenden Parteien für und gegen dies Ultimatum, während von Westen her die türkischen Nationalisten unter dem berüchtigten Kemal anrückten. So ist also Armenien vollends zum Tode verurteilt? Es scheint wahrhaftig so. Denn was alle Feinde, was Krieg und Massakers nicht fertig brachten, das scheint nun ein unheimlich Gewappneter zu vollenden — der Hunger!“ Seine ärztliche Mission will das Armenische Hilfskomitee beginnen mit dem Armenier Armenag Baronigian, der seit 1910 in Deutschland studierte und 1918 in Leipzig einen Vortrag über die Lage Armeniens hielt, der zur Gründung des Hilfskomitees führte. Die Losung desselben lautet: „Evangelium den Armeniern, und zwar durch Armenier selbst, innerhalb ihrer armenisch-gregorianischen Nationalkirche! „Wir Deutschen“, bemerkt das Heft, „haben nach diesem Kriege, der uns als Bundesgenossen der Türkei gesehen hat, eine ungeheuer vermehrte Schuld gegen das sterbende Brudervolk drüben in Armenien.“

F. W.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 68.

März 1922.

Nr. 3.

Verfassungsnöte der Landeskirchen Deutschlands.

1. Der augenblickliche Erfolg der kirchenfeindlichen Mächte.

Ihrem Charakter als staatlicher Gebilde haben die Landeskirchen Deutschlands es zu verdanken, daß die Novemberrevolution des Jahres 1918 sie bis in ihre Grundfesten erschüttert und der ganzen Welt gezeigt hat, daß sie dem auf Sand gebauten Hause in den Gleichnisreden des Herrn ähnlich gewesen sind. Die Schadenfreude über die schweren Schädigungen, die die Landeskirchen Deutschlands erlitten haben, kann man denen überlassen, welche den Ruin nicht nur der Landeskirchen, sondern der Kirche überhaupt, ja des Christentums, längst geplant hatten und nun in dem drohenden Zusammenbruch der Landeskirchen den ersten merklichen Erfolg ihrer langjährigen Bemühungen verzeichnen. Die Not, die jetzt über die Landeskirchen Deutschlands hereingebrochen ist, und das Elend, in dem sie verkümmern zu müssen scheinen, ist auch für diejenigen kein erfreulicher Anblick, die schon lange vor dem Eintreten der gegenwärtigen Katastrophe in echter Bruderliebe und treuer Lehrmacht ihre warnende Stimme erhoben haben gegen den in den Landeskirchen sich immer mehr ausbreitenden Abfall vom Wort, die ungescheute Verleugnung der Wahrheit von seiten vieler ihrer prominentesten Glieder, ihren Mangel an Lehrzucht und Kirchengzucht und die sich daraus ergebenden ärgerlichen Zustände in dem ganzen kirchlichen Leben und Treiben dieser Körperschaften. Auch konfessionelle Scheidungen von der Landeskirche, die um des in Gottes Wort gebundenen Gewissens willen vorgenommen werden mußten, können nicht verhindern, daß die von ihr Geschiedenen ihren drohenden Zusammenbruch wegen der in ihr noch vorhandenen Reste rechter Glaubenserkenntnis und geistlicher Kraft betrauern und an allen Versuchen, aus dem Ruin zu retten, was noch zu retten ist, einen innigen Anteil nehmen. Der gegenwärtige Versuch, einen Überblick über die in den Landeskirchen Deutschlands vorliegende Lage der Dinge zu bieten, ist aus einem solchen Gefühl des Mitleids entsprungen. Damit verbindet sich der erschütternde Gedanke, den das bei einer ähnlichen Gelegenheit vom Herrn an die Jünger gerichtete

Wort von den Galiläern, deren Blut Herodes mit dem Blut von Opfertieren vermischt hatte, und von den achtzehn, auf welche der Turm von Siloah fiel, an die Hand gibt. Nicht zu hämischen Reflexionen, sondern zu ernster Selbstprüfung ladet der Anblick des Jammers ein, der über die Kirchen hereingebrochen ist, denen das herrliche Erbe der lutherischen Reformation anvertraut war, und die so treulose Verwalter desselben gewesen sind. Und wenn nun in diesem Zusammenhang abermals der Finger gelegt wird auf die unselige Verquickung von Kirche und Staat, an dem die Landeskirchen Deutschlands so lange Zeit gelitten haben, so ist damit keineswegs der Gedanke impliziert, als hänge das Heil einer Kirche von einer besonderen Verfassungsform ab, wohl aber soll damit von neuem zu einer Überlegung eingeladen werden, ob diejenigen, welche vor einer Fortsetzung dieser Verquickung warnen, nicht besser zum Wohl und Gedeihen der Kirche raten als diejenigen, welche eine Fortdauer dieser Zusammenkoppelung unvereinbarer Elemente begünstigen.

Die Landeskirchen Deutschlands befinden sich allerdings in einer höchst kritischen Lage. Von der Evangelischen Landeskirche Preußens insonderheit wird bekannt, daß sie „durch die grundstürzende Umwälzung unserer Staatsverhältnisse aufs schwerste getroffen worden ist“. ¹⁾ Damit wird von einem hohen staatlichen Beamten zugegeben, daß die bekannten kirchenfeindlichen Mächte im ehemaligen deutschen Kaiserreich, in deren Händen die Leitung der Revolution lag, durch dieselbe der Verwirklichung ihrer nie verhehlten Kirchenumsturzpläne sehr nahe gekommen sind. „Der Sozialismus hat unter furchtbarem Zusammenbrechen einen Teil seiner Forderungen durchgesetzt.“ ²⁾ Die gegenwärtige Lage in der deutschen Republik erheischt demgemäß bei Staatsmännern wie bei Kirchenmännern, ehe sie ihre Entschlüsse fassen, ein beständiges Schielen auf die Mächte des Umsturzes. D. Gustav Strefemann ³⁾ z. B., der sich unter den Staatsmännern des republikanischen Deutschlands bewegt, wirft der die Regierung führenden Partei vor, daß ihre gesetzgebende und verwaltende Tätigkeit eine fortlaufende „Kapitulation vor der Straße“ ist. Andererseits mahnt unter den Kirchenmännern D. theol. Wilhelm Zöllner: ⁴⁾ „Mehr als je ist es not, zwar auf die Gasse zu sehen, aber den Blick auf die Sterne selbst klar zu erhalten und ändern zu zeigen.“

Die Revolution hat in Deutschland eine ominöse Situation geschaffen. „Noch stehen die zwei, wenn nicht wider-, so doch nebenein-

1) Konfistorialrat Hans Vespig in „Das kirchliche Gemeindevahlgesetz“ usw. Berlin 1920. S. 3.

2) D. Gottfr. Naumann (früher Professor in Strassburg i. G., jetzt Pfarrer und Professor in Leipzig) in „Sozialismus und Religion in Deutschland“, S. 97.

3) Führer der deutschen Volkspartei, in „Deutsche Gegenwart und Zukunft“, S. 10.

4) Generalsuperintendent in Münster in Westfalen, in „Klare Fronten“, S. 34.

ander: Christentum und Sozialismus, wie zwei Riesen, die sich zwischen Trümmern durchgearbeitet haben. Was soll werden? Steht die Frage auf einem Entweder — Oder? Entweder du oder ich? Ein Teil der Sozialisten will zweifellos die Vernichtung des Christentums. Die einen von ihnen arbeiten an ihr ganz zielbewußt; da die Kirche ihnen zu stark ist, versuchen sie es durch Unterbindung des Religionsunterrichts in der Schule. Die andern erhoffen von der weiteren Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, daß das Christentum eines natürlichen Todes sterben werde. Die Umwälzungen im ideologischen überbau, die durch die Herbeiführung der sozialistischen Gesellschaft kommen müßten, brächten das ganz von selbst mit sich.“ (Naumann, a. a. O.)

Der Sozialismus Deutschlands hatte die deutschen Staatskirchen für politische Zwangseinrichtungen erklärt, durch welche der deutsche Untertan mit dem bekannten, ihm von seinen Vorgesetzten zugemessenen beschränkten Verstand in einseitig vertrauender Unterwürfigkeit als frommes Schaf erhalten und gelegentlich im Interesse seiner selbstsüchtigen Führer und Meister geschoren werden sollte. Der jüngere Liebknecht hatte erklärt: „Die Kirche fühlt sich wohlüberlegt als Instrument der herrschenden Klassen zur Unterdrückung der breiten Massen des Volkes und stützt wohlüberlegt unter dem Schutze des Staates die kapitalistische Ausbeutung.“ Der Sozialdemokrat Rauch hatte die Kirche „eine riesenhafte, staatlich geschützte und von den Gemeinden subventionierte Verdummungsanstalt“ genannt. Zwar hat es immer unter den Sozialdemokraten einzelne gegeben, und es gibt auch heute noch solche, die mit Hochachtung von der Kirche reden. Kautsky sagte einmal: „Man kann sich nicht eines Gefühles hoher Bewunderung erwehren, wenn man die christliche Kirche betrachtet, die fast zwei Jahrtausende alt ist und noch immer voll Lebenskraft vor uns dasteht.“ Aus der Zeit, wo er noch Sozialdemokrat war, stammt die Erklärung Maurenbrechers: „Die christliche Religion hat in der geschichtlichen Erziehung des Menschengeschlechts eine ungeheure Arbeit geleistet. . . . Die Masse der Menschen ist unter ihrem Einfluß edler, milder, selbstbeherrschter und gewissenhafter geworden, als sie es wahrscheinlich ohnedas sein würde.“⁵⁾ Nennt sich doch auch eine Fraktion der sozialistischen Partei christlich. Aber die meisten der Gründer und großen Führer des Sozialismus waren ausgesprochene Feinde der Kirche und des Christentums. So steht es auch heute noch. Amerikaner insonderheit sollen sich nicht durch die ihnen sympathische Parole: Trennung von Kirche und Staat! täuschen lassen, mit welcher die deutschen Revolutionäre ihre Regierung begannen und an die Ausbreitung der neuen Reichsverfassung heranzutaten. Es gilt auch hier zu bedenken: Si duo idem etc.

Will man das widerchristliche, religionsfeindliche Element in der sozialistischen Bewegung in Deutschland verstehen, so wird man, wie auch

5) Zitiert in P. Karl Helbig's „Was hat das Volk von der Kirche?“ S. 1.

Raumann in seinem kritischen Bericht über das Verhältnis des Sozialismus zur Religion in Deutschland tut, über Lasalle und Engel-Mary hinausgreifen müssen. Viele Aussprachen kommunistischer Stimmführer und Presseleiter Deutschlands in der Jetztzeit sind ein Wiederhall aus Wilhelm Weitlings „Evangelium eines armen Sünders“ und seiner Schrift „Garantien der Harmonie und Freiheit“. Dieser ehemalige Magdeburger Handwerksbursche, der 1871 als überzeugter Kommunist in New York starb, versteht zwar seine Gedanken in eine religiöse Sprache zu kleiden, redet auch von einem Herannahen des Reiches Christi, dessen Aufrichtung durch einen zweiten Messias, „größer als der erste“, zu erwarten steht, richtet sich aber mit all seinem religiösen Denken, Tun und Hoffen ausschließlich in der sichtbaren, materiellen Welt des Diesseits ein. Zu den spezifischen Hoffnungen und dem Trost der christlichen Religion im Jammer und Elend dieses Erdenlebens setzt er sich in absoluten Gegensatz: „Das alles sind unsere Hoffnungen nicht. Aber auf die Zeit hoffen wir, in welcher der arme Mann nicht mehr um die Fristung seiner Existenz zu bitten und zu betteln braucht, sondern wie alle übrigen seinen Platz an der reichbesetzten Tafel der gütigen Mutter Natur gebedt findet.“ „Auf ein ewiges Leben, auf Vergeltung dort oben, hoffen wir nicht, solange es hier unten nicht besser wird; daß es aber bald anders und bald besser werde, darauf hoffen wir; auf ein sorgenfreies, glückliches Leben und auf Gerechtigkeit für alle Menschen auf Erden, darauf hoffen wir. Das Vesserhabenwollen dort oben hat der Egoismus erfunden, dessen Habgier sich hier unten nicht genug sättigen konnte. Vesser wollen wir armen Sünder es dort oben gar nicht haben, als es hier unten für uns sein könnte; daß es aber besser werde, und zwar recht bald, das hoffen wir.“ Diese Grundstimmung der Ablehnung des Christentums bietet Weitling nicht als eine bloß intellektuelle Ergöblichkeit, sondern als ein Lebensprinzip dar. Sie schließt bei ihm den Haß gegen das organisierte Kirchentum ein. Seiner Gefolgschaft gibt er diesen Rat: „Wenn auch die Deutungen und Auslegungen der Pfaffen und Vorrechtler jeden Funken Liebe für das kirchliche Evangelium in eurer Brust ausgelöscht haben, so weist doch dieses [nämlich „das Evangelium des armen Sünders“] nicht verächtlich zurück; es ist von keinem Heiligen, keinem Pfaffen, keinem Frommen oder Tugendhaften, sondern von einem Sünder. Wenn ihr in euren Zweifeln der Rechtfertigung und in den Stürmen eurer Leidenschaften des Trostes und der Hoffnung bedürft, wenn ihr euch nach einem bessern Leben sehnst, und der Herr Pfarrer euch dazu keine befriedigenden Rat schläge gibt, wenn euch derselbe bei den Leiden, die euch zu Boden drücken, auf Demut und Entfagung verweist und die Befriedigung eurer Bedürfnisse und Begierden auf den Himmel vertröstet, so haltet ihm dies Evangelium vor.“⁶⁾

6) „Ev. eines a. S.“, S. 17 f. 9.

In dieser Schrift hat Weitling auch den kommunistischen Jesus gezeichnet. Derselbe, „ein uneheliches Kind“, war selber „ein armer Sünder“, nämlich „ein Lebemann, der inmitten der dornichsten Bahn, die er betreten, von den Freudenblumen des kurzen Lebens so viele pflückte, als ihm erlaubt war, ohne das Ziel der Reise zu verfehlen. Jesus wohnte trotz der Vorurteile der Welt den Festen und Gastmählern der Sünder bei und scheute die Verührung und den Umgang mit verurteilten Weibern und Mädchen nicht.“ Viel sündigen, nannte er viel lieben“. Er habe, lehrt Weitling, die Abschaffung des Eigentums, der Erbschaft, des Geldes (Matth. 10, 9), der Familie gepredigt und den Krieg, das heißt, die Revolution, gefordert.

Die gelehrte Deckung für seine Jesuszeichnung fand Weitling an David Fr. Strauß' „Leben Jesu“. Was der berühmte deutsche Professor, der im Dienst seiner Landesregierung stand, in wissenschaftlicher Form vortrug, das wurde von Weitling popularisiert. Der Unglaube, den Strauß direkt in die höheren, gebildeten Kreise Deutschlands trug, wurde durch Weitling in die niederen Volksschichten verpflanzt. Weitlings Buch wurde „der Katechismus der deutschen Kommunisten“, und seine Verbreitung wurde durch die wirtschaftliche Lage der damaligen Zeit sehr begünstigt. Denn Deutschland befand sich damals in der Periode des Übergangs von einem Agrikultur- zu einem Industriestaat. Der Druck des Kapitalismus lastete schwer auf den Arbeitermassen, und ihre Klagen verhallten ungehört, ja führten zu Unterdrückungsmaßregeln, an denen sich zuweilen auch die Geistlichkeit beteiligte und damit sich und der Kirche den Haß der Proletarier zuzog. In ihrem wirtschaftlichen Elend, das die rücksichtslose Ausbeutung der Arbeitskraft nicht bloß der Männer, sondern auch der Frauen und Kinder einschloß, sahen sich die Proletarier vom Staate verlassen, dessen Verfügungen immer nur die besitzenden und vornehmen Klassen schützten. Ein tiefer Staatshaß grub sich in die Seelen der vom reaktionären Staat polizeilich aus ihrer Heimat ausgewiesenen Anhänger der neuen kommunistischen Ideen. Als die Vertreter der Kirche diesen Elenden nur Unterwerfung unter die obrigkeitliche Gewalt zu predigen wußten und manche derselben in heftiger Weise gegen die „Vollsbefreiung“ zeternten, glaubten sich die Proletarier auch von der Kirche verlassen, und ihr Staatshaß wurde auf die Kirche übertragen, deren Pastoren von den Proletariern als „die schwarze Polizei“ angesehen wurden. Von der Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit des Staates und der mit dem Staate zusammenwirkenden Kirche haben damals, wiewohl aus ganz andern Gründen, auch die Vertreter der freikirchlichen Bewegung in Deutschland ein gut Teil zu kosten bekommen: auch sie wurden von den privilegierten Klassen als eine staatsgefährliche Gesellschaft angesehen, und das Odium, welches damals in der öffentlichen Meinung auf sie abgelagert wurde, haftet ihnen wohl zum Teil noch heute an und wird von ihnen als ein Stück der Schmach Christi getragen. Aber der Proletarier, der sich dem Un-

glauben geweiht hat, kennt den Begriff des geduldigen Tragens von zugefügtem Unrecht nicht; er sucht seinen Tyrannen, ballt die Faust und brüdet Rache. Unvermeidlich war ja auch für den Proletarier die Wahrnehmung, daß in den höheren Gesellschaftsschichten, unter denen er seine Bedrücker wählte, ein immer weiter um sich greifender Unglaube und praktischer Atheismus Mode geworden war; daß ungläubige Professoren die Lehrer seiner „gläubigen“ Pastoren waren; daß für die Vorbereitung zum Predigtamt andere Richtlinien gezogen wurden, als bei der Amtsführung getreu den überlieferten Traditionen maßgebend sein mußten. Auf Grund dieser Wahrnehmung gesellte sich zu dem Kirchenhaß der Proletarier eine tiefe Verachtung der Träger des heiligen Amtes: diese waren in den Augen der kommunistisch aufgeklärten Arbeitermassen nichts anderes als miserable Heuchler, die um schnöden Gewinns willen ihre Amtsgeschäfte schablonenmäßig verrichteten und lehrten und predigten, was sie selber gar nicht glaubten.

Man kann, wenn man der Entstehung und Entwicklung der Umsturzideen in Deutschland nachspürt, nicht umhin, den kausalen Zusammenhang zwischen dem Abfall in den höheren Gesellschaftsschichten Deutschlands und dem in den niederen zu notieren. Auf dem Gebiet der theologischen Arbeit und der kirchlichen Tätigkeit hat sich in Deutschland schon vor Generationen ein Umsturz vollzogen, der unsagbar greulich und zerstörender gewesen ist als der, welcher sich jetzt auf dem staatlichen Gebiet vollzogen hat. Der Abfall von der Heiligen Schrift und dem schriftgemäßen Bekenntnis ist wesentlich Revolution, Bolschewismus. Er tritt nur in anderer Form auf. Diejenigen, welche selber die allerhöchste Autorität entthront haben, können sich nicht beklagen, wenn andere sich nicht mehr unter menschliche Autoritäten beugen wollen, die in der entthronten göttlichen Autorität ihre Stütze suchen. Die geistlichen Empörer werden auch keine Kraft haben für den Kampf mit den staatlichen und sozialen; denn sie haben sich von der göttlichen Quelle ihrer Kraft abgewandt, und ihr Zeugnis, selbst wenn es formell korrekt wäre, ist zu einem dummen Satz geworden. Für den Wind, den man vor Generationen gesät hat, muß man jetzt den Sturm ernten.

Mit der Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins am 23. Mai 1863 nahm die mit Staat und Kirche unzufriedene Arbeiterschaft Deutschlands eine feste Form an und trat vor die Öffentlichkeit. Die Stellung ihrer großen Führer zur Kirche ist allbekannt und sei hier nur in ihren frappantesten Äußerungen registriert. Der ehemalige Jude Lasalle bekennt sich in seiner „Seelenbeichte“ als religionslos: „er trage ebensowenig von der christlichen als der jüdischen Religion in seinem Herzen“. Doch war er bereit, bei der Verfolgung seiner politischen Ziele politisch-kirchliche Abkommen zu schließen, z. B. mit dem katholischen Bischof Ketteler, und „die religiösen und moralischen Potenzen mitwirken zu lassen“.

Friedrich Engels hat die moderne kritische Theologie auf dem Ge-

wissen. Nur mühsam hat er sich von dem religiösen Einfluß Friedrich Wilhelm Krummachers in seiner Vaterstadt Barmen und von der die Orthodogie vertretenden „Evangelischen Kirchenzeitung“ Hengstenbergs losgemacht und ist erst Schleiermacherianer, dann Straußianer-Hege-
lianer und zuletzt, nach dem Erscheinen von Ludwig Feuerbachs „Wesen des Christentums“, Feuerbachianer, das heißt, erklärter Atheist, geworden. Er hat fortan den Materialismus für die einzig berechnigte Weltanschauung gehalten und alle überfinlichen religiösen Begriffe für menschliche Einbildung erklärt. „Der Mensch idealisire aus Egoismus vermittelst der Phantasie sein eigenes Wesen und verwandele es in Gott, so daß nicht Gott die Menschen, sondern die Menschen sich Gott erschaffen hätten (homo homini deus est).“

Der sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits einer alten Rabbinerfamilie namens Mordechai entsprossene Karl Marx war Ultra-Feuerbachianer. Feuerbach hielt das „religiöse Gefühl“ für eine Verirrung einzelner Menschen; Marx erklärte es für ein gesellschaftliches Produkt der irregeleiteten Volksmassen, auf dessen Ausrottung daher die Volksbefreier bedacht sein müßten. „Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, weil sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes. Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glücks des Volkes ist die Forderung seines wirklichen Glücks. Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedarf. . . . Die Kritik der Religion enttäuscht den Menschen, damit er denke, handle, seine Wirklichkeit gestalte, wie ein enttäuschter, zu Verstand gekommener Mensch, damit er sich um sich selbst bewege. Die Religion ist nur die illusorische Sonne, die sich um den Menschen bewegt, solange er sich nicht um sich selbst bewegt. . . . Es ist also die Aufgabe der Geschichte, nachdem das Jenseits der Wahrheit verschwunden ist, die Wahrheit des Diesseits zu etablieren.“

Diese Anschauung wurde in der bald einsetzenden Diskussion nach vielen Seiten hin erweitert. Die Geschichte, Kultur, Literatur, Kunst wurde von materialistischen Gesichtspunkten aus betrachtet. Das „gesellschaftliche Produkt“ der Religiosität wurde in Verbindung gesetzt mit den jeweilig herrschenden Wirtschaftsverhältnissen und als dem Wandel der Zeiten unterworfen dargestellt. In der Zeit der Handmühlen sei Religion etwas anderes gewesen als in der Zeit der Dampfmühlen. „Dieselben Menschen, welche die sozialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Produktionsweise gestalten, gestalten auch die Prinzipien, die Ideen, die Kategorien gemäß ihren gesellschaftlichen Verhältnissen.“ Es ist nichts Ewiges in der Religion. Aber indem sie Anspruch auf ewigen Ursprung und ewige Dauer macht, wird die Religion zu einer konservativen Macht und zur Feindin der menschlichen Freiheits- und Fortschrittsbestrebungen. Man kann darum nicht mit philosophischem Gleichmut warten, bis mit der entstehenden neuen Wirtschaftsordnung die

Religion allmählich von selbst aus den Köpfen der damit benebelten Menschen verschwinde, sondern der Entwicklungsprozeß müsse beschleunigt und gegen widrige Einflüsse sichergestellt werden dadurch, daß man die Religion offen bekämpfe. So entwickelte sich aus der Religionslosigkeit eine agitatorische Antireligiosität.

Kautsky versuchte, dieser Agitation einen biblischen Gut aufzusetzen, indem er die ersten Christengemeinden als aus Klassenhaß und Kommunismus hervorgegangen schilderte. Das Leitmotiv des Urchristentums sei der „Rebellengedanke“ und die revolutionäre Gesinnung gewesen; erst später sei das Christentum „regierungsfromm“ geworden.

Unter Wilhelm Liebknecht und seinem geistigen Sohn, dem ehemaligen Drechslergefellen August Bebel, entwickelte sich die deutsche Sozialdemokratie zu einer parlamentarischen Größe mit einem eigenen Organ, „Der Volksstaat“. In diesem Blatt hatte Bebel den Vorwurf erhoben, daß Staat und Kirche „sich brüderlich unterstützen, wenn es das Volk zu knechten, zu verdummen und auszubeuten gilt“. Bebel, der ursprünglich Protestant, in seiner Jugendzeit aber in eine katholische Arbeitergesellschaft eingetreten war, hatte mit seinen Bemerkungen über die Kirche vornehmlich auf die katholische Kirche abgezielt. Infolge des von Kaplan Wilhelm Hohoff auf ihn gemachten Angriffes setzte er sich dann in seinem Buch „Christentum und Sozialismus“ mit der Kirche überhaupt sowie mit der Religion auseinander. Darin bekannte er sich als Gegner „nicht nur des Katholizismus, sondern jeder Religion“. Religion, Kirche, Bibel seien pure menschliche Erfindungen. „Kein Buch in der Welt hat mehr Menschen ins Irrenhaus gebracht als die Bibel.“ Die Gesetze der Bibel stellten unmoralische Anforderungen. „Das Christentum ist freiheits- und kulturfeindlich. Durch seine Lehre vom passiven Gehorsam gegen die ‚von Gott eingesetzte‘ Obrigkeit, sein Predigen zur Duldung und Ergebung im Leiden, verknüpft mit dem Hinweis, daß für alle Beschwerden hienieden die Seligkeit im jenseitigen Leben entschädigen werde, hat es die Menschheit von ihrem Zweck, sich nach allen Richtungen zu vervollkommen, nach ihrer höchsten Entwicklung zu streben und der gewonnenen Güter sich zu freuen, abgezogen. Es hat die Menschheit in der Knechtschaft und Unterdrückung gehalten und ist bis auf den heutigen Tag als vornehmstes Werkzeug politischer und sozialer Ausbeutung benutzt worden und hat dazu gedient.“ „Christentum und Sozialismus stehen sich gegenüber wie Feuer und Wasser. Der sogenannte gute Kern im Christentum ist nicht christlich, sondern allgemein menschlich, und was das Christentum eigentlich bildet, der Lehren- und Dogmenkram, ist der Menschheit feindlich.“ An seinen Angreifer sich wendend, hatte Bebel erklärt: „Das Gute, das während der Herrschaft des Christentums entstanden, gehört ihm nicht, und das viele Üble und Schlimme, das es gebracht, das wollen wir nicht; das ist mit zwei Worten unser Standpunkt. Und nun werden Sie vielleicht

einschauen, Herr Kaplan, wie himmelweit verschieden unser Streben von dem des Christentums ist. Ihre Bischöfe, Ihre Domherren, Ihre Grafen, Barone und Bourgeois, die als Leiter an der Spitze der katholischen Bewegung stehen, das sind nicht unsere Männer, die wollen die Gleichheit und das Glück der Menschen nicht; denn sonst müßten sie ihre bevorrechtete Stellung, wenn nicht aufgeben, so doch benutzen, um der von ihnen angeblich erstrebten Wohlfahrt der Menschen zum Siege zu verhelfen. Aber sie sind die Hauptverteidiger der Vorrechte, der Standes- und Klassenherrschaft; sie wollen nicht die Gerechtigkeit, sondern die Wildtätigkeit, nicht die Gleichheit, sondern die demütige Unterwerfung, nicht das Wissen, sondern den Glauben. Und während das Volk nach menschenwürdiger Existenz und dem Ertrage seiner Mühe und Arbeit strebt und verlangt, predigen sie ihm die Zufriedenheit und verträsten es auf den Himmel, sie selbst aber leben in Herrlichkeit und Freuden und genießen die Früchte der Arbeit anderer.“ Mutatis mutandis, war diese Erklärung auch an die evangelischen und evangelisch-lutherischen Landeskirchen gerichtet. Vebel schiebt diese mit in seine Anklage ein, wenn er sich über Luther also vernehmen läßt: „Aus Luthers Verhalten geht hervor, einmal, daß er für Interessen arbeitete, von denen er keine Ahnung hatte, und dann wird aufs neue bestätigt, daß das Christentum, wie jede Religion, reaktionär und nur ein Mittel zum Zweck ist; endlich, daß der Protestantismus keinen Vorzug vor dem Katholizismus hat.“ „Auf die Bibel gestützt, hält Luther dem blinden Gehorsam gegen die Obrigkeit und dem beschränkten Untertanenverstand wahre Lobreden. Nie zuvor war in der Kirche die Lehre des absoluten Gehorsams gegen die Fürsten und die Obrigkeit mit solcher Entschiedenheit verfochten worden wie durch Luther.“ „Das protestantische Vongentum ist seit der Zeit seines Bestandes stets und überall das unbedingte und gefügige Werkzeug der Regierung gewesen. Zu allen fürstlichen Niederträchtigkeiten hat es seinen Segen gegeben, und zwar mit demselben Servilismus, den Luther und Melanchthon offenbarten, als sie dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem ‚Großmütigen‘, erlaubten, zwei Frauen zu besitzen.“

Einen besonderen Versuch machte Vebel in seiner Schrift „Die Frau und der Sozialismus“, die Frauen von der Kirche loszureißen, in der sie degradiert worden seien. „Die Frau glaubt an die Kirche, weil sie in ihr die Trösterin in ihren Leiden, die Erretterin aus so vieler Not, der sie hilflos und verlassen gegenübersteht, zu finden hofft. Es ist die Aufgabe des Sozialismus, die Frau diesem Wahn und damit der Kirche zu entreißen. Sie gehört zu uns, wir kämpfen für ihre wirkliche Befreiung, in der Verwirklichung unserer Ziele findet sie allein die wahre Freiheit und Unabhängigkeit; trete sie also als Bundesgenossin uns zur Seite.“

Mit beständig wachsender Heftigkeit wurde die Ablehnung des Christentums ausgesprochen. Der 1888 in Chicago verstorbene „Philosoph

der Sozialdemokratie“, Joseph Diezgen, dessen Schriften in Deutschland eine weite Verbreitung fanden, schwärmt für die „neue Zeit“ mit ihrem „neuen Heiland“, der Arbeit heißt. „Die Verstorbenen und Beschränkten, welche den Glauben an die demokratische Entwicklung der Gesellschaft nicht finden können, mögen es bedürfen, ihre Hoffnung und Liebe von der Erde weg in ein Jenseits zu verlegen. Anders der Demokrat.“ „In der ökonomischen Gemeinschaft lebt der Erlöser, der uns vom leibhaftigen Bösen befreien kann.“ „Wer Christus zum Sozialisten macht, verdient den Titel eines gemeinschädlichen Konfusionstates. Sozialismus und Christentum sind so verschieden wie Tag und Nacht.“ Die christlichen Sittlichkeitsgebote, sonderlich das Gebot der Nächstenliebe, das z. B. fordert, daß man das linke Ohr darreicht, wenn man aufs rechte geschlagen ist, und das den Haß verdammt, werden lächerlich gemacht. „So wird die christliche Liebe zum Lämmerchwänzchen. Auch wir [Sozialisten] wollen den Feind lieben, Gutes tun dem, der uns haßt — aber doch erst, wenn er, unschädlich gemacht, am Boden liegt. Unter dessen deklamieren wir mit Herwegh: ‚Die Liebe kann erlösen nicht, Die Liebe nicht erretten. Halt du, o Haß, dein Jüngst Gericht, Brich du, o Haß, die Ketten! Bis unsre Hand in Asche stiebt, Soll sie vom Schwert nicht lassen; Wir haben lang' genug geliebt Und wollen endlich haßen.‘“

Als abgeklärter Niederschlag der sozialistischen Glaubensziele erschien dann die im vorstehenden geschilderte Gesinnung in den sozialistischen Parteiprogrammen. Im Eisenacher Programm wurde die „Trennung der Kirche vom Staat und die Trennung der Schule von der Kirche“ gefordert. Die Absicht war, den Staat durch die Entziehung der kirchlichen Kräfte zu schwächen. Das Gothaer Programm änderte diese Forderung um in die „Erklärung der Religion zur Privatfache“. Den radikalen Elementen genügte diese Erklärung nicht; sie forderten die Proklamation des offenen Kampfes gegen die Kirche von seiten der Partei. Nur politische Erwägungen haben bisher den Erlaß einer solchen Proklamation verhindert. Besonnenere Köpfe unter den Umstürzlern weisen nämlich ihre Parteigenossen darauf hin, daß intolerante Maßregeln die antireligiöse Entwicklung im Volk, welche sie anstreben, nur stören würde, weil sie von der Partei abschrecken würde. Aber außer diesem strategischen Gedanken wird die Stellung nicht weniger Sozialdemokraten zur Religion auch durch die ehrliche Überzeugung bestimmt, daß tatsächlich jeder Mensch das Recht haben müsse zu glauben, was er wolle. Raumann referiert die Situation so: „Keine Gesellschaft habe das Recht, einem Menschen mit der Faust ans Gewissen zu greifen, ihm eine andere Meinung aufzudrängen. Intoleranter Eifer erkläre sich daher, daß noch ein Stück Jehovah in den Eiferern sei, den sie nicht ganz los werden könnten. . . . Statt mit Nebensachen die Kräfte zu zersplittern, packen wir die ökonomische Basis an, auf welcher der heutige Klassenstaat mitsamt den Kirchen oder Konfessionen und dem Pfaffentum steht; fällt die Basis, dann fällt alles andere mit.“ Die von Rau-

mann zitierte Autorität ist Liebknecht, dessen Programm, die Religion nicht durch unmittelbaren brutalen Angriff, sondern langsam und mittelbar durch Zersetzung mit der wissenschaftlichen Aufklärung zu vernichten, die Zustimmung einer Majorität in seiner Partei gewann. Schönlant wendete sich gegen seine intoleranten Parteigenossen mit der Erklärung: „Eine Pfaffenherrschaft ist gleich unerträglich, mag die Pfäfferei als Gottesleugnerin oder als Gottesbekennerin auftreten.“ Wie er sich aber den schließlichen Sieg der Religionslosigkeit über die Religion denkt, lassen folgende Worte erkennen: „Diejenigen, welche die Entwicklung des religiösen Bewußtseins hinter sich, welche sie überwunden haben, müssen den gleichen Rechtsschutz, dieselbe Sicherheit wie die Gläubigen genießen.“ Er hält also die noch bestehende Religiosität für ein bloßes Übergangsstadium. Darum ist er sogar so weit gegangen, daß er Sperrgesetze („Ab Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken“) nicht sonderlich begünstigt, weil dadurch, daß das staatliche Vorrecht eines Bekenntnisses erlösche, die Entfaltung eines Bekenntnisses keineswegs unmöglich gemacht sei. „Im Gegenteil, erst wenn die geschichtlichen Lebensbedingungen einer Religion, die immer in einem gesellschaftlichen Grunde wurzelt, zerstört sind, erst wenn die Massen sich von ihr befreien und an ihre Stelle eine neue Weltanschauung setzen, eine Befreiung, welche Hand in Hand mit der Befreiung der Unterdrückten überhaupt geht, erst dann ist das Todesurteil über eine, über die Religion in ihrer jetzigen Gestalt gesprochen.“⁷⁾

Die eben berührte Differenz in der Strategie, welche die Umsturzparteien Deutschlands in ihrem Kampfe gegen die Kirche einzuschlagen gedenken, besteht noch. Der Streit der Meinungen wogt hin und her; gemäßigte und radikale Stimmen erklingen immerfort. In manchen Gegenden wiegt die eine, in andern die zweite Richtung vor. Es ist noch fraglich, welche Richtung in der Gesamtpartei die Oberhand gewinnen wird. Beim Ausbruch der Revolution kamen augenscheinlich die radikalen Elemente ans Ruder. Der neue preußische Kultusminister

⁷⁾ Naumann, S. u. R. i. D., passim. Um Raum zu sparen, ist die detaillierte Quellenangabe für die in den vorstehenden Abschnitten angeführten Zitate unterblieben. Die einschlägige Literatur über diesen Gegenstand ist enorm groß und würde für sich eine kleine Bibliothek bilden. Nur wenige werden sich die betreffenden Werke zur Nachprüfung und zum Weiterstudium anschaffen können. Die meisten Leser werden ihre wesentlichen Bedürfnisse gedeckt finden in der handlichen Broschüre (108 Seiten Kleinoktav) von Gottfried Naumann: „Sozialismus und Religion in Deutschland. Bericht und Kritik von G. N.“ Sie ist 1921 bei J. C. Hinrichs in Leipzig erschienen und für wenige Mark zu haben. Naumann ist sehr gewissenhaft in seinen Quellenangaben und hat mit großem Geschick alle bedeutungsvollen Äußerungen aus der sozialdemokratischen Literatur gesammelt. Seine Fußnoten stellen eine auch für solche, die Spezialstudien zu machen wünschen, genügende Bibliographie dar. Seine Broschüre kann man in anderthalb Stunden bequem lesen.

Adolf Hofmann — unrühmlich bekannt durch das Berliner „Maifest der Gottlosen“ im Jahre 1914 — unternahm, als er seine kurze Amtsführung begann, stürmische Schritte bei der Durchführung der Trennung von Kirche und Staat auf dem Wege obrigkeitlicher Verordnungen. In stark kommunistischen Landesteilen, wie Thüringen und in Teilen von Sachsen, wurde der Austritt aus der Landeskirche auf alle mögliche Weise, sogar durch unsinnige Erlasse, begünstigt und selbst Kindern von vierzehn Jahren ohne Zustimmung ihrer Eltern möglich gemacht. Grobe und feine Unfreundlichkeiten gegen Kirchenleute ereigneten sich fortwährend. Man sah mancherorts mit Bangen einer deutschen Auflage der Kirchenverfolgung im Baltikum durch die Bolschewisten entgegen und rüstete sich auf ein Martyrium. Dieser Gedanke war nicht unberechtigt, wenn man die Zukunft nach den Absichten beurteilte, die bei der Gefolgschaft der „Roten Fahne“⁸⁾ vormalsteten. Wie sich die Trennung von Kirche und Staat unter einer solchen Regierung gestalten werde, läßt sich z. B. aus dem Verfassungsentwurf der Programmkommission der USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands) erkennen. Darin heißt es nämlich:

1. Alle direkten und indirekten Leistungen des Reiches, der Einzelstaaten, der Kommunen und Kommunalverbände hören auf.

2. Kein im öffentlichen Dienst stehender Beamter, Angestellter oder Arbeiter darf für Zwecke der Religionsgemeinschaften verwendet werden. Soweit diese Maßnahme Entlassungen erforderlich macht, unterliegen die Pensionsansprüche oder sonstigen Forderungen dieser Beamten, Angestellten und Arbeiter an den Staat den allgemeinen Regeln, die auf dem Gebiete des Pensionsrechts neu aufzustellen sein werden.

3. Der Staat verzichtet auf alle Aufsichts- und sonstigen Rechte, die er bisher über die Religionsgemeinschaften ausgeübt hat.

4. Keine Behörde darf eine Statistik oder sonstige Erhebung über die konfessionelle Zugehörigkeit der Landesbewohner anstellen oder einen einzelnen nach seinem Glauben fragen.

5. Kirchliche Feiertage werden nicht als gesetzliche anerkannt. Die Sonntage bleiben Ruhetage; Weihnachten, Ostern und Pfingsten bleiben mit je zwei Ruhetagen erhalten. Die Oster- und Pfingstfeiertage sind im Kalender festzulegen.

6. Den Leitungen von Anstalten, die dem Reiche, dem Staat oder einer Gemeinde gehören oder unterstehen, ist die Veranstaltung von religiösen Feiern oder Handlungen oder die Anregung dazu untersagt. Unter diesen Anstalten sind auch Schulen zu verstehen. Das Verbot berührt nicht das religiöse Bedürfnis des einzelnen.

7. Allen Bewohnern der deutschen Republik ist es gestattet, sich zu religiösen Vereinen zusammenzuschließen. Die Religionsgemeinschaften

⁸⁾ Das von Liebknecht gegründete und von ihm und Rosa Luxemburg geleitete Organ der KPD = Kommunistische Partei Deutschlands.

unterstehen dem allgemeinen Vereinsrecht; sie sind nicht Körperschaften des öffentlichen Rechts. Als Mitglieder gelten nur solche Personen beiderlei Geschlechts, die sich nach Inkraftsetzung dieser Regelung zum Beitritt neu melden.

8. Das bewegliche Vermögen der bisherigen Kirchengemeinden wird inventarisiert und wird öffentliches Eigentum. Eine Kommission, die zur Regelung der Vermögensverhältnisse, zur Auflösung der Verbindlichkeiten und Rechte der bisherigen Kirchengemeinden eingesetzt wird, entscheidet auf Grund eines besonderen Gesetzes über die weitere Verwendung des Vermögens. Bei der Inventarisierung sind die Leiter, Vertrauensleute und Angestellten der Kirchengemeinden verpflichtet, den Behörden genaue Auskunft über den Vermögensstand der Gemeinden zu geben.

9. Der gesamte Besitz der bisherigen Kirchengemeinden an Grundstücken und Baulichkeiten geht in den Besitz der Gemeinschaft über. Zur Abhaltung der religiösen Handlungen werden die Baulichkeiten den neu zu konstituierenden religiösen Vereinen von Fall zu Fall durch die mit der Verwaltung der Baulichkeiten betrauten Behörden auf Grund besonderer Verträge überlassen. Nach Bedürfnis und Mitgliederzahl dieser Religionsgemeinschaften können einzelne Baulichkeiten den Religionsgemeinschaften jedoch auch zur ausschließlichen Benutzung und unbeschränkten Verfügung übergeben werden. Eigentümer bleiben auch in diesem Fall Reich, Staat oder Gemeinde. Die Religionsgemeinschaften erwerben das ausschließliche Verfügungsrecht durch einen beiderseitig kündbaren Mietvertrag von begrenzter Dauer. In diesem Falle trägt die Religionsgemeinschaft für die Dauer des Vertrages alle Kosten für die Unterhaltung der Baulichkeiten.

10. Die für den Kult notwendigen Gerätschaften der bisherigen Kirchengemeinden gehen in den Besitz der nachfolgenden religiösen Vereine über.

11. über die Abschaffung des Religionsunterrichts an den Schulen und der theologischen Fakultät siehe das Schulprogramm.

12. Bestattungspläne sind in Zukunft Gemeindebesitz. Die Formen der Bestattung und des Gräberschmucks sind Privatsache. Sie dürfen mit dem allgemeinen Recht nicht in Widerspruch stehen.

Zuweilen reden die Regierungserlasse in kirchlichen Angelegenheiten eine noch schroffere Sprache, z. B. in Sachsen und Thüringen.

Die Ausführung des in der neuen Verfassung des Deutschen Reiches niedergelegten Gedankens der Trennung von Kirche und Staat hat sich nun aber nicht so schnell und glatt ins Werk setzen lassen, wie die regierende Partei beabsichtigt hatte. Eine nicht ganz leicht zu lösende Schwierigkeit entstand bei den Versuchen, den Trennungsgrundsatz auszuführen durch die Kirchengüter. Sollten sämtliche Kirchengebäude einfach für sekuläre Zwecke sequestriert und sonstige Kirchengüter, liegende Gründe,

fromme Stiftungen und dergleichen vom Staat beschlagnahmt, Privilegien, an die sich ein materieller Wert knüpfte, aufgehoben werden usw.? Dies schien doch manchen als ein zu gewagter Schritt und sah stark nach Kirchenräuberei aus. Freilich in den ersten Tagen nach der politischen Umwälzung haben radikale Elemente kirchliche Gebäude in einer Weise benützt, die einfach Kirchenschändung war; aber dies geschah doch nur in vereinzeltten Fällen. Hintwiederum sollten die Kirchengüter an die Kirche, an Gemeinden, übertragen werden, so entstand die Frage: Wer ist die Kirche? Wer sind die Gemeinden? Organisierte Ortsgemeinden, wie sie unter unserer freiheitlichen Verfassung entstanden sind, gab es ja nicht oder nur in höchst seltenen Ausnahmefällen. Zum andern sah sich die regierende Partei in der Erwartung getäuscht, daß das deutsche Volk als Ganzes oder in seiner großen Mehrzahl für einen erkärten Zustand der Religionslosigkeit oder der Antireligiosität reif sei. Die von den Umstürzern mit großem Eifer betriebene Kirchenaustrittsbewegung erzielte nicht die erhofften Resultate und flaute bald ab. Sogar Glieder der kommunistischen und sozialistischen Parteien erklärten sich dagegen oderkehrten bald nach ihrem Austritt zur Kirche zurück. In den konservativen Rechtsparteien gab es noch viel Anhänglichkeit an die Kirche, und zwar an die ehemalige Staatskirche, nicht bloß unter den Pastoren und kirchlichen Beamten des früheren Regimes, sondern auch unter den Laien. Die Glieder der römischen Zentrumsparthei waren sämtlich wenigstens nominell kirchlich, auf jeden Fall kirchlich eingeschult. Diese Partei hatte in der Revolution glänzende Eroberungen gemacht. Der neue Reichspräsident, der Vorsitz der Ministerrats oder Reichskanzler und die Träger bedeutender Portefeuilles im Regierungskabinett (vieler anderer subalternen Beamten zu geschweigen) gehören dieser Partei an, die dem Prinzip der Trennung von Kirche und Staat nicht hold ist. Endlich hat die regierende Partei wohl auch die Entdeckung gemacht, daß sie mit Hilfe einer kirchlich gesinnten Partei regieren, ja vielleicht sogar leichter regieren könne, solange sie nur in allen kirchlichen Fragen das entscheidende Wort zu sprechen habe, und die Kirchenleute den Politikern „aus der Hand essen“ müssen. Kirchenleute der liberalen Richtung und wissenschaftliche Theologen arbeiteten ihr ja sogar in die Hände. Die Umsturzparteien konnten also mit ihren augenblicklichen Erfolgen zufrieden sein und an eine mehr oder minder kongeniale Auseinandersetzung mit den Kirchenleuten über die entstandenen Rechts-, Verwaltungs- und andere Fragen herantreten, um die beste Weise zu finden, wie der Verfassungsgrundsatz der völligen Trennung von Kirche und Staat auszuführen sei. Dieser Prozeß nähert sich jetzt seinem Abschluß und verspricht überraschende Resultate. D.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Synodalbericht des Kansas-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri usw. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 100 Seiten. 47 Cts.

Die Synodalrede dieses Berichts gründet sich auf Hebr. 10, 23: „Lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung!“ usw. Das von Dr. P. E. Kregmann vorgelegte Referat führt folgende Gedanken aus: Die moderne Diesseitigkeitsreligion verwirft die Schrift als das unfehlbare Gotteswort; leugnet die stellvertretende Genugtuung Christi; leugnet auch die andern Grundwahrheiten der Schrift (Schöpfung, Wunder, Dreieinigkeit, Jungfrauengeburt, die Lehre vom Teufel, von den Sakramenten und von der Kirche); nährt falsche, fleischliche Hoffnungen und gefährdet daher das ganze Leben der Kirche. In dem ausführlichen Missionsbericht lesen wir unter anderm auch folgende Worte der Ermunterung: „Gott läßt seine Diener nicht darben, so sie nur hingehen, wohin er sie sendet. Wer die Arbeit in dem gottlosen Rinne dieser Zeit scheut und entfliehen will, dem wird Gottes Hand auch jetzt noch aufs Meer folgen. Wer aber den Willen seines Herrn befolgt, den wird Gott erhalten und speisen wie seinen Propheten Elias. Laßt uns nicht ängstlich sorgen, sondern am ersten trachten nach dem Reiche Gottes! Gott, dem Herrn Himmels und der Erde, dienen wir; dient ihm mit Freuden und rechter Treue!“ Daß auch im Kansas-Distrikt unsere Missionare den Logentampf nicht scheuen, zeigen folgende Stellen desselben Berichts: „In Greeley entbrannte ein Logentampf. . . . Obgleich der größte Teil der Gemeinde sich von uns trennte, hat doch Gott also Geheihen gegeben, daß diese Gemeinde nun schier so stark ist wie ehedem. Auch Fort Collins hatte einen Logentampf zu bestehen.“ Wie aus dem ausführlichen Bericht der Schulkommission hervorgeht, wurde der Gemeindefschule, die auch in Kansas als der Augapfel der Synode gilt, viel Zeit und Interesse gewidmet. Die gegenwärtige Sachlage bringen folgende Sätze zum Ausdruck: „1. Nach dem Schulgesetz von Kansas darf in unsern Schulen deutscher Religionsunterricht erteilt werden. Das schließt 2. ein, daß auch so viel deutscher Lesunterricht gegeben wird, wie zum Religionsunterricht nötig ist, und zwar 3. letzteres durch das Medium der englischen Sprache, wenn der Unterricht während der regulären Schulzeit stattfindet. Außerhalb der regelmäßigen Schulzeit kann dieser Unterricht in beliebiger Sprache gegeben werden.“

Proceedings of the Central District of the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, and Other States. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 36 Seiten. 18 Cts.

Die Präsidialrede (deutsch) legt Ps. 119, 43 zugrunde: „Nimm ja nicht von meinem Munde das Wort der Wahrheit!“ Wenn uns nur die göttliche Wahrheit bliebe, so könne es uns schließlich nicht schaden, wenn uns andere teure Güter, wie z. B. die deutsche Sprache und selbst das volle Maß der Religionsfreiheit, genommen würden. Luther sage: „Die Seele kann alles Dinges entbehren ohne das Wort Gottes, und ohne das Wort Gottes ist ihr mit keinem Ding geholfen.“ Ein deutsches Referat von P. Georgi behandelt in gedrängter Form das Thema: „Jesus Christus, Gottes Sohn, unser Herr.“ Die von P. Vankenanu vorgelegte englische Arbeit trägt die Überschrift: „The Church and Missions.“ Gezeigt wird, wie trotz der vielen Missionare immer noch viel Finsternis das Erdreich bedeckt. Von den 1700 Millionen Bewohnern der Welt seien 1200 Millionen auch nicht einmal dem Namen nach Christen. Unter diesen missionierten etwa 25,000 christliche und 100,000 eingeborne Arbeiter. In Afrika mit seinen 150,000,000 Einwohnern komme auf je 75,000 Heiden ein Missionar, in Indien mit 300,000,000 Einwohnern auf je 50,000 ein männlicher und ein weiblicher Arbeiter, und unter den 400,000,000 Chinesen seien kaum 5000 Arbeiter tätig. Ähnlich sehe es in Japan, Korea, Zentral- und Südamerika usw. Dazu komme, daß auch unter den 500 Millionen, die sich Christen nennen, viel Missionsarbeit nötig sei. Gehörten doch in unserm eigenen Lande mehr als 50,000,000 keiner Kirche an. Unter diesen befänden sich nicht weniger als 3,000,000, die lutherisch (?) getauft seien. „Great, wonderfully great, was the missionary task of our fathers, but our own missionary opportunities surpass theirs by far. They did much, but the work has only been begun, and the possibilities for gathering in those upon whom

we have first claim are practically boundless." Nur angedeutet wird die ungeheure Missionsarbeit und Verantwortung für das Luthertum oder wahre Christentum, die auch uns aus dem Weltkrieg und dem Schreckensfrieden von Versailles erwachsen ist und immer mehr erwachsen wird. „Vorwärts! Auf der ganzen Linie voran!“ so bringt also von überallher in der Welt der Ruf an unsere Ohren. Das gesamte treue Luthertum an die Front! Wir haben, was die Welt und auch das franke moderne Christentum nötig hat. Angenommen wurden denn auch Beschlüsse dahin zielend, überall in unserer Synode das Missionsinteresse zu beleben und nichts zu versäumen, um die Arbeit nach allen Richtungen hin in möglichst großem Maße auszudehnen. Mit Bezug auf die Logen wurde erklärt, “that we, like the fathers before us, stand fast in opposition to the sinful lodge evil, and encourage our congregations to continue combating these secret orders to the glory of God and His holy Word.” F. P.

Popular Commentary of the Bible. The New Testament. Vol. I: The Four Gospels and Acts. By Paul E. Kretzmann, M. A., Ph. D., B. D. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$4.50, postpaid.

Die Heilige Schrift recht und heilsam auszulegen, ist nicht jedermanns Ding. Wer hier nicht die rechte Stellung einnimmt und die rechten Prinzipien und Grundzüge befolgt, wird mit seinem Auslegen nur Verwirrung und Unheil anrichten. Zahlreiche Erregten aller Zeiten, insonderheit die alten Rationalisten und die modernen Neurationalisten, haben dafür Belege genug geliefert. Zu den Grundvoraussetzungen einer rechten Bibelklärung gehört nun neben Sprachkenntnis und andern Erfordernissen vornehmlich, daß der Erregt nicht bloß festhält am Offenbarungscharakter der Bibel, sondern auch an ihrer wörtlichen Eingebung, Irrtumslosigkeit und völligen Klarheit, und ganz besonders auch, daß er die zentrale Wahrheit der Bibel klar erkannt hat und nun auch im Lichte derselben, dem eigentlichen Lichte der Bibel selber, alles schaut und beurteilt.

Wer nicht mehr glaubt, daß die Bibel göttliche Offenbarung von oben ist, vielmehr sie mit den Schriften der heidnischen Religionen auf eine Stufe stellt; wer sie für ein rein menschliches Werk, ein Produkt naturalistischer Entwicklung ausgibt, für bloße Evolution des jüdischen Geistes und seiner heidnischen Umgebung, insonderheit Bablyons: wer, wie Harnad und Kompanie, von wirklicher göttlicher Offenbarung und übernatürlichen Eingriffen in den Lauf der Natur und Geschichte und somit auch von den in der Bibel berichteten Wundern nichts mehr wissen will; wer mit Friedrich Delitzsch, dem Hädel der modernen Theologie (der sein umfangreiches Wissen in den Dienst der Lüge und Verleumdung stellt), die Bibel aus Babel stammen und den wesentlichen Inhalt ihrer Schriften zum großen Teil aus der bablylonischen Literatur entlehnt sein läßt und alle darin berichteten Großtaten und Wunder Gottes für eine „große Täuschung“, für eitel Lug und Trug der Pfaffen und Machthaber erklärt und Jehovah für weiter nichts als einen jüdischen Rationalgöhen — wer eine solche oder ähnliche Stellung zum übernatürlichen Offenbarungscharakter der Bibel einnimmt, der gehört jedenfalls nicht unter die Erregten und kann die Heilige Schrift ebensowenig sachgemäß auslegen, wie ein alles zermühendes Wildschwein einen Gemüsegarten zu pflegen vermag.

Das Festhalten am Offenbarungscharakter der Bibel jedoch genügt noch nicht zur allseitig richtigen und heilsamen Auslegung derselben. Dazu ist ferner erforderlich, daß der Erregt sich nirgends irremachen läßt an der wörtlichen Eingebung der Heiligen Schrift. Nur sie führt zu religiöser und theologischer Festigkeit, Gewißheit, Bestimmtheit und Klarheit. Ohne sie gerät überall das theologische Urteil ins Schwanken und verwandelt sich überall klare Gewißheit in Verschommenheit. Wer sich der alten lutherischen Lehre von der Verbalinspiration (die doch nichts anderes ist als die Lehre der Schrift selber) schämt und behauptet, daß die Bibel nur einen menschlichen Bericht der göttlichen Offenbarung enthalte, oft wohl gar nur einen Bericht nicht einmal erster Hand, einen Bericht vermischt und verwohen mit allerlei subjektiven Ansichten und zeitgeschichtlichen falschen Anschauungen usw. — auch wer so steht, der lasse nur die Finger von der Bibel weg, der taugt zu nichts weniger als zu einem Schriftausleger, wird die Schrift auch nicht auslegen, sondern kritisieren und sich überall an Gott und seinem Wort vergreifen.

Ja, wer wollte, wer könnte ein Ausleger der Bibel sein, wenn sie zwar göttliche Offenbarung enthält und doch nicht wörtlich eingegeben ist! Der Theolog stünde dann vor einer Aufgabe, die doch allein dem allwissenden Gott möglich wäre.

Mühte er doch feststellen, was in der Bibel von Gott und aus seiner Offenbarung stammt und was aus dem Geiste der Schreiber und ihrer menschlichen Lehrer und sonstigen Umgebung usw.! Und läßt sich ein Exeget auf diese Narrheit ein, was kann und wird er dann als Maßstab anlegen, um in der Bibel das Göttliche vom Menschlichen zu scheiden? Ja, was anderes als sein eigenes menschliches Innere, seine eigenen Anschauungen und Vorurteile, seine eigene Vernunft und Willkür, sein eigenes wirkliches oder vorgebliches Erlebnis usw.! Als richtig wird er nur gelten lassen, was sich ihm als wahr bewährt in eigener Erfahrung, im eigenen Innern. Alles kommt ihm zu stehen auf subjektiven Dünkel und Wahn. Wer darum die Verbalinspiration leugnet und die Bibel für ein Konglomerat von Göttlichem und Menschlichem hält, der erklärt sich damit eo ipso für unfähig, die Schrift zuverlässig auszulegen.

Daraus ergibt sich ferner, daß nur der ein rechter Schriftausleger sein kann, der auch unerschütterlich festhält an der bölligen Irrtumslosigkeit der Bibel. Ist die Schrift im vollen Sinne Gottes Wort, so ist selbstverständlich auch jede Aussage derselben göttlich wahr und gewiß; denn, sagt Luther, wie Gottes „Mund redet und spricht, also ist es, als der nicht lügen oder trügen kann“. Nur wer mit Christo spricht: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden“; nur wer mit Paulo erklärt: „Ich glaube allem, was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten“; nur wem, wie Luther, jedes klare Wort der Schrift die ganze Welt zu eng macht — nur der befindet sich in der rechten geistlichen Verfassung, wie sie die Theologie und Schriftauslegung zur Voraussetzung hat. Wer dagegen dem modernen Wahn ergeben ist, wonach die Schrift eine Mischung von göttlicher Wahrheit und menschlichem Irrtum ist, und dementsprechend die eigentliche Aufgabe des Exegeten darin erblickt, in der Bibel den Weizen von der Spreu zu sondern, dem fehlt eine wesentliche Vorbedingung rechten Schriftgelehrtentums. Nichts vermag er mehr zur wirklichen Gewißheit zu bringen; an allem, was er als Schriftlehre vorträgt, haftet der Zweifel; alles ist auf Schrauben gestellt.

Auch damit ist dann nichts geholfen, daß ein Exeget erklärt: in religiösen Fragen lasse er die Schrift gelten, in allen andern aber die moderne Einsicht und Wissenschaft. Denn kann man der Bibel nicht in allen Dingen trauen, so wäre es Willkür, wenn man ihr aufs Wort hin glauben wollte in ihren religiösen Aussagen. Wie will man dann die Linie ziehen, wo die Wahrheit aufhört und der Irrtum beginnt? Und, wie bereits angedeutet, wonach anders als nach seinem eigenen Innern kann dann der Exeget entscheiden, was als unantastbares religiöses Gut zu gelten habe, und was außerhalb dieses Kreises zu liegen komme? Die Göttin der Vernunft ist wieder auf den Hochaltar gestellt; Rationalismus tritt an die Stelle des Bibeldirigententums.

Eine notwendige Voraussetzung für die rechte Behandlung und Auslegung der Heiligen Schrift ist ferner die Lehre von der Klarheit derselben, die ebenfalls mit ihrer Inspiration gegeben ist. Denn enthält die Schrift die göttliche Offenbarung in lauter Worten, die der Heilige Geist selbst gewählt hat, um uns Menschen über göttliche Dinge zu belehren, so versteht es sich ja von selbst, daß die Bibel in sich selbst nicht dunkel sein kann; daß sie sich selbst auslegt und alles in sich trägt, was nötig ist, um sie recht und heilsamlich zu verstehen; und daß zu solchem Verständnis derselben weiter nichts nötig ist als Kenntnis ihrer Sprache und aufmerksames Lesen derselben.

Die Bibel ist ihr eigenes Licht, in sich selber ist sie hell und klar. Das Licht zu ihrem heilsamen Verständnis braucht ihr nicht erst anderswoher von außen zugeführt zu werden. Sie ist, wie unser Bekenntnis sagt, nicht bloß fons purissimus, sondern auch limpidissimus, clarissimus. Sie ist ein bis auf den Grund durchsichtiger Quell der seligmachenden Wahrheit. Unser Glaube ruht, Gott Lob, nicht auf irgendwelchen menschlichen Erklärungen der Bibel, weder auf den vorgeblich unfehlbaren ex cathedra-Auslegungen des Papstes noch auf der exegetischen Wissenschaft moderner Spezialisten, weder auf allerlei Licht von Osten, aus Babylon, aus Ägypten, aus den Denkmälern, den Ostraka usw. (lauter Dinge, die auch wir nicht etwa verachten), noch auf der Bekanntheit mit den Religionen und Philosophien der Israel und die erste Kirche umgebenden heidnischen Völker, sondern einzig und allein auf dem klaren Wort der sich selbst auslegenden Heiligen Schrift selber. Nur wer so zur Bibel steht und mit Luther dafürhält, daß nie ein klareres Buch geschrieben worden ist als die Bibel, kann und wird sie auch recht auslegen.

Freilich, vielen, die weder die Inspiration noch die Irrtumlosigkeit noch die Klarheit der Bibel leugnen, bleibt dennoch die Bibel ein verschlossenes Buch. Seinen Grund hat dies aber nicht darin, weil die Heilige Schrift dunkel wäre, sondern weil solche Leser und Exegeten noch Finsternis sind und nicht im Centrum der Bibel ihren Standpunkt haben. In einem Kreise lassen sich alle Figuren nur recht ziehen und berechnen, wenn man zuvor das Centrum desselben gewonnen hat; sonst wird alles exzentrisch und verkehrt. Das gilt auch von der Bibel. Wer sie recht verstehen, beurteilen, auslegen und anwenden will, muß zuvor durch den Heiligen Geist in das Centrum derselben verkehrt worden sein. Dies Centrum aber ist der Glaube an den für uns gekreuzigten und wieder auferstandenen Christus. Wer in der Bibel nicht alles von diesem Mittelpunkt aus überschaut und beurteilt, wird alles schief sehen und überall irgehen. Wenn die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden allein durch den Glauben an die stellvertretende Sühne Christi noch verborgen ist, der wird nicht imstande sein, auch nur ein einziges Buch oder Kapitel der Bibel wirklich recht und religiös erbaulich zu erklären und anzuwenden. Überall wird er Gesetz und Evangelium ineinandermengen und wahrhaft heilsam lehren weder von der Buße noch vom Glauben noch von den guten Werken. Insbesondere die Grundlehre der Bibel von der freien, unbedingten Gnade Gottes, die der Vernunft ein unüberwindliches Ürgernis ist und bleibt, wird er verschweigen oder verfälschen. Und doch ist nur eine Exegese der Bibel, des Alten sowohl wie des Neuen Testaments, die wahre — die christozentrische.

Solche christozentrische Stellung kann aber nur einnehmen, wer zuvor seine ihm von Adam angeborne anthropozentrische Stellung preisgegeben hat. Solange jemand, einerlei wie gelehrt und scharfsinnig er sein mag, noch in sich selber verliebt ist, seine eigene Vernunft bewundert und sich im Geistlichen auf eigenes Können und Wissen verläßt, mag er zwar Goethe, Schiller und Shakespeare, die seiner fleischlichen Gefinnung congenial sind, richtig exegesieren, in der Schrift wird er, soviel an ihm ist, nur Unheil und Verwirrung anrichten. Das Licht der Offenbarung streitet eben am meisten gerade wider das, was die Vernunft für das Höchste hält, die Lehre nämlich, daß der Mensch vor Gott gerecht wird durch eigenes Bemühen und Gutesun. Wer deshalb noch nicht erkannt hat, daß er von Natur infolge der Erbsünde geistlich völlig blind und untüchtig ist, wird, wenn er als Exeget an die Bibel herantritt, seine Vernunft nicht gefangennehmen unter das Urteil der Schrift, ihr vielmehr das Wort einräumen wider die Schrift zur Kritik und Fälschung derselben. Statt die Bibel auszulegen, wird er sie meistern und ihr seine eigenen fleischlichen Gedanken unterlegen. Aus eigener Vernunft und Kraft und ohne den Heiligen Geist vermag eben der natürliche Mensch auch aus der Bibel etwas Heilsames weder zu lernen noch zu lehren.

Nur wer in dieser Gefinnung an die Bibel herantritt, wird sie recht verstehen, auslegen und anwenden. Solch Auslegen wird dann eben nicht darin bestehen, daß er seine eigene Weisheit zu Worte kommen läßt, sondern daß er, sooft er die Bibel aufschlägt, mit Samuel spricht: „Rede, Herr; dein Knecht höret!“ daß er auf das Wort der Schrift merkt, lauscht und horcht und lehrt und niederschreibt, nicht was er der Bibel, sondern was die Bibel ihm sagt. Kurz, nur solange und in dem Maße, als ein Exeget als demütiger Schüler vor seiner Bibel sitzt, ist er ein wirklicher Ausleger derselben.

In dem dargelegten Sinne haben Luther und die Verfasser der lutherischen Symbole samt allen treuen Lutheranern je und je Exegese getrieben. Sie haben die Schrift recht ausgelegt, das heißt, sie haben die Schrift selber zu Worte kommen und sie sich selber auslegen lassen. Und so ist es auch gekommen, daß wir in unsern Bekenntnissen eine reine, richtige Darlegung der Schriftwahrheiten besitzen, Bekenntnisse, bei denen es, je öfter und sorgfältiger man sie durch die Schrift zieht und an ihr prüft, immer nur desto klarer wird, daß sie die reine göttliche Wahrheit zum Ausdruck bringen. Uns steht es darum auch fest, daß ein rechter Schriftausleger bei seiner Arbeit nichts als eine Lehre der Bibel jutage fördern kann und wird, was mit den symbolgemäßen Lehren unserer Kirche im Widerspruch steht. Wirkliche Schriftexegese wird sich allemal auch bewähren als symbolgemäße Exegese, obwohl eigentlich weder die Schrift nach den Symbolen noch die Symbole nach der Schrift, sondern beide aus sich selber auszulegen sind.

Was nun den vorliegenden prächtigen Band des neuen vom Concordia Publishing House herausgegebenen Kommentars betrifft, so ist dessen Art und Weise usw. durch die Verlagsanzeigen usw. bereits genügend charakterisiert worden.

Wir fügen nur hinzu: Was man sonst etwa an diesem Kommentar vermiffen oder ausfehen mag — die von uns dargelegten Grundfätze werden darin nirgends verlegt. Die hier gebotene Auslegung ift fchrift- und bekennnismgemäß und damit ift ein Lob gefpendet, das man leider in unferer Zeit nur wenigen, nur allzuwenigen Kommentaren mehr erteilen fann. Möge darum Concordia Publishing House auch mit diefem großen Unternehmen Erfolg haben und für das neue Werk viele Abnehmer und aufmerkffame Lefer finden!

F. B.

Wilhelm Gesenius' hebräifches und aramäifches Handwörterbuch über das Alte Teftament. In Verbindung mit Prof. Dr. G. Zimmern, Prof. Dr. W. Mag Müller und Prof. Dr. D. Weber bearbeitet von Dr. Frants Buhl. Siebzehnte Auflage. Unveränderter anaftatifcher Neudrud. Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig. 1013 Seiten $7\frac{1}{2} \times 10$. Preis: \$3.25. Zu beziehen vom Concordia Publ. House, St. Louis, Mo.

Hebräifche Grammatik mit Benutzung der von C. Raußch bearbeiteten 28. Auflage von Wilhelm Gesenius' hebräifcher Grammatik verfaßt von G. Bergkräffer. Mit Beiträgen von M. Lidzbarski. I. Teil: Einleitung, Schrift- und Lautlehre. 166 Seiten 6×9 . Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig.

Der Name des alten gelehrten Gesenius ift unzertrennlich mit der hebräifchen Legitographie und Grammatik verbunden. Obwohl Gesenius schon seit dem Jahre 1842 nicht mehr unter den Lebenden ift, fo ift doch fein Wörterbuch noch immer auf dem Marke, und es ift bei Freund und Feind in der ganzen gelehrten Welt fo gut wie ausgemacht, daß kein anderes Wörterbuch an Handlichkeit, Brauchbarkeit und Vollständigkeit fich mit Gesenius meffen fann. Das kommt eben daher, daß es auch nach Gesenius' Tod immer von tüchtigen Gelehrten bearbeitet und beftändig auf der Höhe der Zeit gehalten worden ift, erft von Dietrich dann von Mühlau und Volk und in den lehten fünf Auflagen von Frants Buhl, feinerzeit Nachfolger Franz Delifch' auf dem altteftamentlichen Lehrstuhl zu Leipzig, jezt schon eine Reihe von Jahren Professor an der Univerfität Kopenhagen. Er bemerkt in dem Vorwort, daß diefe Ausgabe wohl die letzte von feiner Hand fein werde, und daß er auch aus diefem Grunde, nachdem er jahrelang viel Zeit und Arbeit an dies Buch gewandt habe, fich nicht habe entfchließen können, durch eine vollftändige Umarbeitung ein ganz neues Buch daraus zu machen. Wir fagen, glücklicheweife nicht. Denn die ganze Anlage des Wörterbuchs hat fich bewährt, die äußere und innere Form hat fich eingebürgert, es läßt einen nicht im Stich, erfetzt auch dadurch, daß von den weitaus meiften Wörtern, die besprochen werden, alle Stellen angegeben werden, an denen fich das betreffende Wort findet, für den gewöhnlichen Gebrauch eine Kontordanz. Dabei ift Buhl beftändig darauf bedacht gewesen, die neufften Forschungen auf diefem Gebiete zu verwerten, und durch eine faum bemerkbare Änderung des Formats und kompressen und doch beim Hebräifchen fo wichtigen klaren Druck ift die Seitenzahl nur um fieben vermehrt worden, obwohl auch in diefer Auflage wieder eine nicht geringe Stoffmenge aufgenommen worden ift. Sehr praktifch ift es auch, daß die Vergleichen mit andern femitischen Dialekten, die doch die meiften Benutzer nicht verwerten können, in kleinerem Druck geboten ift und deshalb leicht übergangen werden fann. Ich möchte Gesenius-Buhl um feinen Preis miffen, und es wird meines Erachtens in diefen neuen Auflagen durch kein anderes Wörterbuch erfetzt, weder durch König, das ganz bedeutend weniger enthält, noch durch Siegfried-Stade, das von ganz liberalen Theologen bearbeitet worden ift, noch durch Fürst-Ryffel, das schon längere Zeit keine neue Auflage erlebt hat, noch durch Brown-Driver-Briggs, das bedeutendfte englische Wörterbuch, das nicht alphabetifch, sondern etymologifch verfaßt, auch nicht durch die englische Überfetzung von Gesenius durch Edward Robinson, die schon 1854 zum ersten Male erschienen ift und seitdem immer wieder von den alten Blatten abgedrudt wird. Freilich darf auch nicht verfhwiegen werden, daß Buhl eben auch moderner Theolog ift, der dem überlieferten Text öfters sehr frei gegenübersteht und daran ohne zureichenden Grund ändert und in biblisch-theologifchen Artikeln öfters feinen modernen Standpunkt erkennen läßt. Das darf auch bei dem Gebrauch nicht außer acht gelassen werden. Daß er aber auch da nicht der extremen Kritik hulldigt, läßt fich z. B. in dem Artikel מִן erkennen, bei dessen Namensdeutung er gegenüber den modernen Umdeutungen dieses höchsten Gottes-

namens bemerkt, daß „es sicherer ist, bei der (Ex. 3, 14 . . . gegebenen Auffassung zu bleiben“, der einzig richtigen, weil biblischen Erklärung dieses wunderbaren Gottesnamens. Wer Gesenius-Buhl besitzt, hat ein hebräisches Wörterbuch für Lebenszeit, wenn er nicht besondere Fachstudien zu treiben hat. Es ist das standard work der hebräischen Lexitographie.

Das Gesagte gilt auch von der hebräischen *Grammatik* des alten Gesenius, nur daß diese noch weitere Verbreitung gefunden und deshalb auch noch mehr Auflagen erlebt hat. Die ganze gelehrte Welt zitiert nach Gesenius; in die meisten modernen Sprachen, Englisch, Französisch, Dänisch, Polnisch, Ungarisch usw., ist sie übersetzt, und wer auf diesem Gebiete arbeitet, kann ohne sie kaum fertig werden. Nach Gesenius' Tod hat sie zunächst sein Schüler und Freund Rödiger bearbeitet, dann in vielen Auflagen Rauhsch, durch den sie fast ein neues Buch geworden ist. Von 202 Seiten der ersten Auflage ist sie auf 558 Seiten in der 26. Auflage, die wir gewöhnlich benutzen, herangewachsen. Nun ist vor einigen Jahren auch Rauhsch gestorben, und die Notwendigkeit einer neuen Auflage war vorhanden. Aber da kam die Ungunst des Krieges und die traurigen Nachwirkungen desselben für Bücher und Zeitschriften. Der vorliegende erste Teil, die Einleitung, Schrift- und Lautlehre umfassend, ist schon vor mehr als drei Jahren erschienen, aber noch keine Fortsetzung der Hauptteile, der Formenlehre und der Syntax. Der Bearbeiter ist ein jüngerer Gelehrter, G. Bergsträsser, damals, als er das Vorwort schrieb, in Konstantinopel, jetzt Universitätsprofessor. Mit dem vorliegenden Teile ist natürlich nicht viel anzufangen, und wir müssen diejenigen Leser unserer Zeitschrift, die wiederholt angefragt haben, ob denn nicht wieder Gesenius zu haben sei, noch auf die Zukunft vertrösten. Ohne einer späteren Besprechung des fertiggestellten Werkes irgendwie vorgreifen zu wollen, müssen wir doch schon heute sagen, daß wir ein Bedenken nicht unterdrücken können. Der Verfasser wird wohl das alte Werk ziemlich durchgreifend umarbeiten. Auf dem Titelblatt heißt es zwar oben: „Wilhelm Gesenius' hebräische Grammatik. 29. Auflage.“ Aber darunter steht: „Hebräische Grammatik, mit Benutzung der von G. Rauhsch bearbeiteten 28. Auflage von Wilhelm Gesenius' hebräischer Grammatik, verfaßt von G. Bergsträsser.“ Wenn alles umgearbeitet wird, wird es lange dauern, bis sich das Werk recht eingebürgert. Denn das war das Gute an den früheren Auflagen, daß bei aller Vermehrung des Stoffes immer die alte Anordnung und Paragrapheneinteilung beibehalten wurde, so daß, wenn man auch nicht immer die neueste Auflage hatte, aber wenn man Verweise in älteren Kommentaren auf das Werk fand, leicht in seinem Exemplar den betreffenden Paragraphen finden konnte. Wenn dies nicht mehr der Fall sein wird, so werden das außer dem Rezensenten noch manche andere gewiß bedauern. Man vergleiche z. B. die vielen Hinweise auf Gesenius-Rauhsch in A. Piepers Jesajas-Kommentar oder in Keil-Deitrich, Strack-Hödler, Nowak und andern neueren Werken. Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern nur ein Bedenken laut werden lassen. Was Bergsträsser in diesem ersten Teile bietet, ist sehr gründlich und umfassend. An die verschiedenen Typen, die beim Druck gebraucht sind, große und kleine deutsche und lateinische Schrift, muß man sich freilich erst gewöhnen.

Freimaurertum und echtes Luthertum. Von Ph. Wambsgansh, Fort Wayne, Ind. 12 Exemplare 10 Cts.; 50: 35 Cts.; 100: 50 Cts.

Dieses Blättchen von vier Seiten bringt etliche Zitate aus *New Age Magazine*, dem Organ der Scottish Rite of Freemasonry, mit hinzugefügten Bemerkungen. Die angeführten Stellen zeigen, daß diese Freimaurer auch den Gründonnerstag feiern „to meet once a year to break bread, one with the other — to feast body and soul, in commemoration of the blessed freedom Masonry vouchsafes her children“. Beim letzten Abendmahl soll Christus aber diesen Freimaurern zufolge nur eine jüdische Feier gehalten und nicht etwa ein neues Sakrament mit neuem christlichen Glauben gestiftet haben. In einem Gebet, das ebenfalls abgedruckt ist, wird der Gott der Parsen, Mohammedaner, Indier und Afrikaner identifiziert mit dem Gott der amerikanischen Väter und Verfasser unserer Landeskonstitution.

Masonry vs. Christ Jesus. By B. M. Holt, Fargo, N. Dak. Dugend 15 Cts.; 100: \$1.00.

Dies Blättchen bringt auf 4 Seiten Aussprüche, aus denen hervorgeht, daß das Freimaurertum Christus nicht bekennt und nicht bekennen will. Etliche

mögen hier folgen. W. V. Stodwell, Executive Member Masonic Service Association, U. S., Official Document, January 18, 1921: "We do not require any member seeking admission to the order to make any declaration except a belief in one God. There is no rejection of Jesus Christ, neither is there any requirement of acceptance of Jesus Christ." G. F. Knepper, Secretary Grand Lodge, Idaho, Official Document, January 8, 1921: "It is true, a Jew may be a good Mason and reject the teachings of Christ. With that Masonry has nothing to do." Proceedings Grand Lodge, South Carolina, 1919, p. 47: Das Vaterunser sei nicht das Gebet Christi und könne von Freimaurern, Juden und Heiden gebetet werden. Proceedings Texas Grand Lodge, 1907: "... it [to conclude a prayer according to the formula of any definite religion] is contrary to the spirit of Freemasonry, which would demand that no phrases or terms should be used in a Masonic service that would arouse sectarian feelings or wound the religious sensibilities of any Freemason." So lautete das Endurteil über die Anfrage einer Logalodge, ob ein Logengebet geschlossen werden dürfe mit den Worten "for the sake of Jesus Christ", was der Großmeister bejaht hatte. Obwohl aber die Freimaurer als solche von Christo nichts wissen wollen, so wollen sie doch die Menschen selig machen. Proceedings Grand Lodge, Oklahoma, 1918, p. 225: "The principles we teach are the only influences that can save and redeem the world." Und wie? Ja, wie anders, als je und je alle Heiden gelehrt haben. Proceedings Grand Lodge, Iowa, 1920, p. 175: "Immortal life is something to be earned by slow self-conquest and comradeship with pain and patient seeking after higher truths. . . . Faith cannot rescue, and no blood redeem the soul that will not reason and resolve." J. B.

Gibt es ein Fortleben nach dem Tode? Mit besonderer Berücksichtigung des Spiritismus und Okkultismus. Von Pfarrer Karl Helbig. Verlag von Max Koch, Leipzig.

Dieses Schriftchen von 88 Seiten, das freilich selbst nicht frei ist von mancherlei schriftilosen und auch schriftwidrigen Ansichten, bekämpft den Unglauben, der die Unsterblichkeit der Seele leugnet, und auch den Spiritismus, der mit dem ganzen Christentum aufräumt. Das Urteil Helbigs über letzteren lautet: "Im Spiritismus kommen keine Toten wieder; in seinen Erscheinungen reichen sich menschlicher Wahn, menschlicher Betrug und Verführung durch Geister der Finsternis die Hand." Daß es schon in der römischen Kaiserzeit den Spiritismus mit kloppenden Tischen und den andern Zutaten seines heutigen Treibens gab, dafür bringt Helbig folgende Stelle aus Tertullians *Apologeticum* (cap. 25): "Weiter führen auch die Magier Geistererscheinungen vor und bringen dadurch die Seelen der schon Verstorbenen in Verzug [weil sie eben diese Erscheinungen als abgeschiedene Seelen ausgeben — D. V.]; sie treiben Kinder zwangsweise zum Ausspruch von Weissagungen [Hypnose?], verrichten allerlei alberne Wunder mit gaulterischem Blendwerk; sie haben Träume und legen sich in diesem Zustande [trance] die Macht von eingeladenen Engeln und Geistern bei, durch die sowohl Ziegen wie Fische zu wahr sagen pflegen." (S. 40.) Die Leere des Glaubens, eine Folge des überall in der Welt zunehmenden Unglaubens, füllt sich rasch mit allerlei heidnischem Aberglauben: ein Spezialfall des horror vacui. Vor kurzem ging uns sogar ein Schriftchen zu mit sieben photographischen Abbildungen von Geistererscheinungen bei Materialisationsfähigkeiten in Lissabon! Es geht hier nach dem bekannten Worte Goethes: „Glaube, dem die Tür verjagt, steigt als Aberglaub' durchs Fenster. Wenn den Teufel ihr verjagt, Kommen die Gespenster.“ J. B.

Die Frage ans Jenseits! Neue Antworten über Tod, Endzeit, Ewigkeit. Herausgegeben von Max Braun. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. M. 10.

Dieser Band enthält sechs Abhandlungen von verschiedenen Autoren. „Zur Einführung“ liefert Braun einen Artikel über „Die Frage ans Jenseits“; Fülltrug behandelt „Das Rätsel des Todes“; Dibelius schreibt über „Seelenschlaf und Seelenwanderung“; Friedrich über „Verkehr mit der Geisterwelt“; Zsrael über den „Sieg der Gemeinde Jesu in den Anfechtungen der letzten Zeit“; Heinatsch behandelt das Thema: „Der Antichrist und das tausendjährige Reich“; Kuntz: „Der Jüngste Tag“; und Agenfeld: „Weltkriß, Weltende, Weltfriede.“ Was den In-

halt betrifft, so bieten diese Abhandlungen neben vielen schönen und richtigen Ausführungen doch auch mancherlei Ungefundenes, Chylastisches, Abergläubiges und Schwärmerisches. In Brauns Artikel lesen wir: „Ja, wir gehen dem Weltende entgegen, aber dreierlei muß sich vorher erfüllt haben. Erstens eine weitere Zeit furchtbarer Kriegsgreuel unter den Völkern der Erde mit nie dagewesenen Bedrängnissen — einer graufigen antichristlichen Verfolgung der christlichen Befenner — einer gotteslästerlichen Schmähung des Namens Jesu und eines großen Abfalls der Kinder Gottes. Zum andern muß das Evangelium ‚zu einem Zeugnis über alle Völker‘ (Matth. 24, 14) verkündigt sein, so daß also jedes Volk der Erde die frohe Botschaft vom Heil empfangen haben muß ohne Rücksicht darauf, ob es sich für oder wider Christus entscheidet. Endlich muß auch die Christianisierung des Judentums in seiner Gesamtheit erfolgt sein; denn das in seiner gegenwärtigen Gebundenheit an die Welt unheilvoll und zersetzend wirkende Israel soll nach seiner Befreiung beim Weltende noch einmal seine Vorerwählung durch Gottes Gnade bewähren.“ Dibelius: „Das Alte Testament hat für uns nicht beweisende Kraft. Es muß gemessen werden an der vollkommenen Offenbarung Gottes.“ (41.) „Durch das ganze Alte Testament zieht sich der Glaube, daß die Toten hinabfahren in eine Unterwelt, um dort ein trübes, dumpfes Schattendasein zu führen.“ (44.) „Nur hier und da blüht es einmal auf im Alten Testament wie eine Hoffnung auf Ewigkeit und Auferstehung. ‚Deine Toten werden leben!‘ „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet!“ — aber es ist nur ein Aufblitzen, ein Ahnen, kein Glaube in Kraft und Freudigkeit.“ (44.) „Es gibt eine doppelte Auferstehung: die erste nur für die Märtyrer, als die wahren Befenner Christi. Die werden tausend Jahre mit ihm herrschen. Und dann, nachdem der Fürst dieser Welt noch einmal seine Kraft entfaltet hat, wird das große Gericht sein, das die ganze Welt umfaßt und das die zweite, die allgemeine Auferstehung, bringt. Und dann erst beginnt das ewige Leben und die ewige Seligkeit.“ (47.) Friedrich: „Ich habe in meinem Leben schon mehrere Todesfälle von Verwandten und Freunden erlitten, aber zwei Todesfälle waren darunter, die mich im Allerinnersten aufwühlten, mir aber dann auch den festen, gewissen Trost schenkten, daß die Gestorbenen nicht tot sind, sondern daß ich mit ihrer Seele völlig klar und gerade verkehren kann, daß sie sich zu mir herabneigen und sich meiner erbarmen, mich segnen, trösten und geleiten.“ (64.) „Ich kann keine Wissenschaft geben, wenn ich vom Verkehr mit Geistern spreche. Ich kann aber mehr geben, ich kann Künstlertum der inneren Erfahrung zeigen, die mir gewisser ist als Wissenschaft.“ (65.) „Wenn Franziskus‘, des großen Heiligen, Hände in den Handflächen zu bluten begannen, wie einst die Hände des Gekreuzigten geblutet haben, so bewirkte das die starke Kraft seines Tiefenbewußtseins, das den Heiland so innig liebte und ihm so völlig gleichen wollte, auch in den Schmerzen, die er ertragen hat. Und ob die feinen elektrischen, radioaktiven Kräfte, die dem Körper entströmen, nicht manchmal wirklich auf Wangen oder Hals Figuren, wie sie das Unterbewußtsein kraftvoll will, zeichnen können, sogar photographierbar zeichnen können, das ist noch gar nicht so unwahrscheinlich.“ (75.) Heinatsch: „Es ward ihm gegeben ein Mund, zu reden große Dinge und Rästern“, Offenb. 13, 5. Da steht mit einem Male wieder das ‚kleine Horn‘ bei Daniel vor uns, ‚das hatte Augen wie Menschenaugen‘. In der Tat haben wir hier den persönlichen Antichrist vor uns, das Haupt des letzten gottfeindlichen Weltreiches. Er wird ein Mensch sein mit ungeheuren Nachtmitteln, wie sie nie in eines Menschen Hand vereinigt gewesen sind, und von ungeheurer geistiger Begabung. Er wird ein Genie sein sondergleichen und wird das ganze Wissen und die künstlerischen Gaben seines Zeitalters in sich vereinigen. Und das alles wird bei ihm in den Dienst eines rücksichtslosen Gottes- und Christushasses gestellt sein.“ (104.) „Das jüdische Volk ist das fünfte Haupt. Es hat in der Zerstörung Jerusalems einen tödlichen Streich erlitten. Es ist seitdem ausgeschaltet aus der Reihe der Völker. Als geschlossenes Volk ist es nicht mehr da. Aber es hat noch eine gewaltige Zukunft, im Guten wie im Bösen. Israel ist das einzige Volk, das als Ganzes sich noch einmal bekehren wird. Aber bevor dies geschieht, wird es den Antichrist aus sich heraus gebären.“ (107.) — Auch an mancherlei Anspielungen und Bezugnahmen auf den Weltkrieg und die Folgen, die er für Deutschland gehabt hat, fehlt es nicht. In der Abhandlung von Agenesfeld lesen wir: „Es ist seltsam, wie gläubig und ungläubig zugleich die Menschen sind, und wie dasselbe Geschlecht, das über die biblischen Wunder lächelt, die unwahrscheinlichsten Verwandlungen zuversichtlich erwartet. Mit keiner Macht der Berechnung hat man unser armes Volk hindern

können, die gleißenden Zusagen unserer Feinde über den zu schließenden Frieden zu glauben, die doch so offenbar als Kriegslust zu erkennen waren. Auf Wilson hat es trotz allem, was es schon mit ihm erlebt und durch ihn erlitten hatte, blind vertraut. Noch schweigen die Waffen des Krieges nicht, und in unheimlichem Maße hat sich durch den gewalttätigsten Frieden der Zündstoff in der Menschheit vermehrt; aber die Träumerei, daß wir nun einem neuen Zeitalter, einem dauernden Weltfrieden, entgegengehen, findet bereitwillig Anhänger. Das Seltsamste vielleicht ist, daß bei uns in Deutschland so viele Menschen, weil sie sehen, daß unser Volk in absehbarer Zeit keine Aussicht hat, mit Wassengewalt sein unerträgliches Sclavenjoch zu zerbrechen, plötzlich umgelernt haben und von der „unwiderstehlichen Macht der Wahrheit und Gerechtigkeit“ zuversichtlich erwarten, daß sie zu einer Änderung des Friedensvertrages und zu einer befriedigenden Regelung des gegenseitigen Verhältnisses der Völker führen und damit künftige Kriege endgültig überflüssig, ja unmöglich machen werde. Als ob damit, daß man etwas wünscht und braucht, auch sichergestellt wäre, daß es möglich und zu erwarten ist!“ (169.) Daß in den Schreden des Todes und des Gerichtes nichts trösten und das Gewissen zur Ruhe bringen kann als das Evangelium von der Sühne Christi und dem heiligen, teuren Blute, das er für uns und an unserer Statt vergossen hat, diese Wahrheit kommt leider in diesen Abhandlungen, die sich doch mit Tod und Ewigkeit beschäftigen, nirgends zur eigentlichen Besprechung. F. W.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Über den diametralen Gegensatz, der zwischen dem Christentum und dem Logentum besteht, findet sich in der Märznummer des *Lutheran Pioneer* ein trefflicher Artikel. „The Church and the lodge give two different answers to the important question, What must I do to be saved?“ Zuerst wird dargelegt, was die christliche Kirche aus der Schrift vom Wege zur Seligkeit lehrt, nämlich „that no man can be saved unless he repents of his sins and believes in Jesus Christ, who suffered and died for him“. Sodann wird durch besonders schlagende Zitate aus Logenschriften und Aussprüchen von offiziellen Vertretern der Logen nachgewiesen: „All lodges teach salvation by works. They put God's plan of salvation aside, and in its place put mere moral teachings enforced by material symbols. To the careful observer it is plain that they all have systematically planned to do away with atonement through the blood of Jesus Christ and to lead the poor sinner to trust in himself on the awful Day of Judgment, with no hope except what his miserable, paltry righteousness has been able to get for him. There are, no doubt, members of lodges by the millions who are thus learning to believe that they can be saved without Jesus' bloody merit, by practising this or that virtue, contrary to the plainest teachings of Scripture. Yes, thus there are millions who are being insidiously led to trample the blood of Christ under foot and to despise and reject the Lamb of God, who alone can take away the sins of the world. O the pity of it! Who can withhold his tears when he thinks of the millions whose faith in God's grace and Christ's redeeming merits is thus shipwrecked! Who that sees the awful danger can be silent and refuse to lift his voice in warning, in admonition, in entreaty and appeal?“ Wie groß die Gefahr der Verführung ist, geht auch daraus hervor, daß das Logenwesen nicht nur die protestantischen Sekten zum größten Teil durchfressen hat, sondern auch in

einen großen Teil der lutherisch sich nennenden Kirche eingedrungen ist und da tatsächlich unbelämpft seine Herberge hat. Rom belämpft zwar die Logen, weil sie sich der Herrschaft des Papstes nicht unterwerfen wollen, lehrt aber denselben Weg zur Unseligkeit wie die Logen, nämlich den Weg der Werke. Alle diese Verbindungen gehören zu der großen „Entente“, die das Heerlager der christlichen Kirche umringt, um sie zu zerstören. Es ist die Situation, die jemand kürzlich so beschrieb: „Christ on trial, Christ condemned, and Christ attacked furiously and continually.“ Und das wird erst aufhören mit dem Ereignis, das die Offenbarung St. Johannis mit den Worten beschreibt: „Und es fiel Feuer von Gott aus dem Himmel und verzehrte sie. Und der Teufel, der sie verführte, ward geworfen in den feurigen Pfuhl und Schwefel, da auch das Tier und der falsche Prophet war.“ Inzwischen behalten wir durch Gottes Gnade guten Mut und tun unsere Pflicht, die D. Walther (Pastorale, S. 107) so beschreibt: „Wir wollen in die brausenden Stürme und Wogen Gottes Stimme erschallen lassen ‚zu einem Zeugnis‘ über Gottes Feinde und zu einem Rettungsruf für alle, die sich noch retten lassen wollen.“ — Anlässlich des bevorstehenden Synodaljubeläums ist in mehreren Berichten auf die Pflicht hingewiesen worden, unsere Kinder und unsere Jugend überhaupt mit den Hauptereignissen der Synodalgeschichte bekannt zu machen. So gewiß dies selbstverständlich ist und auch wohl in den meisten Gemeinden bisher bereits in verschiedener Weise geschehen ist, in der Schule, im Konfirmandenunterricht, in den Vereinen innerhalb der Gemeinde, in der Predigt und bei andern Gelegenheiten, so gewiß ist eine fortgehende Erinnerung hieran am Platze. Wird die Synodalgeschichte einigermaßen geschickt behandelt, so wird sie in bezug auf die Hauptartikel der christlichen Lehre nicht minder lehrreich und in bezug auf die Erweckung des kirchlichen Interesses nicht minder erfolgreich als die Reformationsgeschichte. F. P.

Auf pastorale Gedanken beim Ausschreiben statistischer Berichte weist das *Atlantic Bulletin* hin. Wenn der Pastor berichtet, daß eine von ihm bisher bediente Gemeinde sich der Synode noch nicht angeschlossen hat, so fragt er sich, ob es nicht an der Zeit sei, daß diese Gemeinde um Aufnahme in den Synodalverband nachsuche und so sich auch in dieser Weise zu ihren Glaubensgenossen bekenne. Ferner: Die Seelenzahl gibt der Pastor nicht bloß im allgemeinen und nach ungefährender Schätzung an, sondern nach seinem genau geführten Seelenregister. Dabei fragt er sich, ob nicht bei einigen oder mehreren der ihm befohlenen Seelen ein persönlicher Besuch wiederum am Platze wäre. Die genaue Durchsicht der Kommunikantenliste gegen Ende des Jahres kann ihn an solche Glieder der Gemeinde erinnern, die in Gefahr stehen, lau zu werden. Bei der Prüfung der Liste der Stimmberechtigten kann ihm entgentreten, ob einige derselben ihr Licht unter den Scheffel stellen, nämlich nicht an den Ratsversammlungen der Christen teilnehmen. Bei der Angabe der Zahl der Konfirmanden fragt er sich, ob nicht vielleicht der eine oder andere bereits Neigung zeigte, sich von der Gemeinde etwas zu entfernen. Es ist gewiß richtig: „Wenn der Pastor so seine Liste vervollständigt und studiert, mag er selbst davon reichen Segen für seine Arbeit haben.“ F. P.

Die Frage, wo die Grenzen des „objektiven Erkennens“ in der Theologie liegen, ist von uns nicht übersehen, sondern fortgehend und in mannigfachen Verbindungen behandelt worden. Das „objektive Erkennen“, das heißt, das

Erkennen, dem ein wirklicher Tatbestand, die „objektive Wahrheit“, entspricht, hört in der Theologie da auf, wo die Offenbarung der Heiligen Schrift, die Gottes eigenes Wort ist, aufhört. Wenn der Theolog nicht bei den gefunden Worten unferes Herrn Jesu Christi bleibt, so ist er verdüstert (aufgeblasen in subjektiver Meinung) und weiß nichts, 1 Tim. 6, 3 ff. Bleibt er aber an Christi Rede, so erkennt er die Wahrheit, wie Christus ihm Joh. 8, 31. 32 versichert. Freilich ist zuzugeben, daß auch die neuere „konfessionell-lutherische“ Dogmatik die angestrebte „Objektivität“ nicht erreicht. Der Grund hierfür ist der, daß leider auch in dieser Dogmatik eine „Losvon-der-Schrift-Bewegung“ eingesetzt hat. Der Einwand, daß das „objektive Erkennen“ der göttlichen Wahrheit dadurch aufhöre, daß es „subjektiv“ durch den Glauben vermittelt sei, trifft nicht zu. Der Einwand würde zutreffen, wenn der Glaube — wie Luther es ausdrückt — *fides acquisita* wäre, das ist, ein Gedanke, den der Mensch sich selbst macht. Dann kämen wir freilich nicht über das Gebiet der menschlichen Ansicht hinaus. Nun aber steht es so, daß Christi Wort oder, was dasselbe ist, der Apostel und der Propheten Wort (Joh. 17, 20; 1 Petr. 1, 10—12) die Eigenschaft besitzt, sich selbst Glauben zu verschaffen durch die mit ihm verbundene Wirksamkeit des Heiligen Geistes, wie der Apostel Paulus sehr nachdrücklich lehrt, z. B. 1 Kor. 2, 4. 5.

J. P.

Die Bibel und die Wissenschaft. Dr. George E. Hunt, ein presbyterianischer Pastor in Madison, Wis., erklärte dem *Lutheran Sentinel* (1922, S. 493) zufolge in einer Predigt: „When you ask a man to deny facts because a group of books written thousands of years ago seems to teach the contrary, you are asking him to leave the church and forsake Christ. The university professors are not to blame, because the Bible, taken literally, is untruthful. Men coming to college as good church-members drift away from ecclesiasticism when they dip into science, because they cannot accept as fact a lot of the stories they learned in the Bible. The Bible does not claim infallibility [?]. I have never [?] heard of a scientist denying its high place of authority in spiritual matters. But it remains for self-appointed crank leaders to set up a new and false standard of infallibility of the Bible in science, and to read out of their churches every one who does not deny the facts of science. Israel had her Samson carrying off the gates of Gaza, her Joshua commanding the sun to stand still, and her miracles of Gideon, just as Rome had her Remus and Romulus, just as Greece had her Hercules. These literatures of ancient times arose from the same source — the songs of the people's heroes, except that the god of the Bible was a righteous one, and as the Bible surpasses other books in spiritual ideals, so is it greater.“ Leuten wie Dr. Hunt muß man ein Doppeltes klarmachen: erstens, daß bisher noch kein Professor in der Welt bewiesen hat, daß die wirklichen Lehren der Bibel im Widerspruch stehen mit irgend-einer wirklichen Tatsache der wahren Wissenschaft, und daß es sophistisch und unwissenschaftlich ist, wenn sie leichterhand Theorien und Hypothesen für Tatsachen ausgeben; zweitens, daß in die Kirche Christi, der gesagt hat: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden“, solche Leute wie Dr. Hunt, die die Bibel für ein Fabelbuch erklären, ebensowenig gehören wie Wölfe in die Schafhürde, und daß sie selber, wenn sie ehrlich wären, keinen Augenblick in derselben bleiben würden.

J. P.

Das National Lutheran Council. In dem Jahresbericht dieser Verbindung lesen wir S. 41: "A prominent theological professor of Hungary said: 'The Christian Church is the conscience of the world, the Protestant Church is the conscience of Christianity, the Lutheran Church is the conscience of Protestantism, and now the *American* Lutheran Church has become the conscience of Lutheranism.'" Schade, daß in den Kirchenkörpern, die das amerikanische National Lutheran Council bilden, ungefähr dieselben „Richtungen“ sich finden, an denen die „evangelischen“ und „lutherischen“ Kirchen Europas leiden. — Das National Lutheran Council hat auch eine international-lutherische Konferenz in Aussicht genommen in Gemeinschaft mit der Allgemeinen Lutherischen Konferenz und dem Lutherischen Bund. Man hat an den Haag in Holland als Versammlungsort und an den August dieses Jahres als Versammlungszeit gedacht. Doch ist beides noch in der Schwebe. Als Gegenstände der Verhandlung werden genannt: 1. The Confessions in the Church. 2. Methods and Principles of Church Organization. 3. The Attitude of the Lutheran Church to the Proposed Programs of Union with Other Churches. 4. Foreign-mission Problems. Im Anschluß an diese Thematata läßt sich das Richtige sagen. Erfreulich ist, daß das Thema vom Bekenntnis an erster Stelle steht. Es ist da freilich eine Gefahr vorhanden, der die United Lutheran Church sofort bei ihrer Geburt im November 1918 erlegen ist. Es ist dies die Gefahr, daß aus Furcht, es möchte nicht zur beabsichtigten Union kommen, Verhandlungen über den Inhalt der Bekenntnisse und damit über die Einigkeit in Lehre und Glauben ängstlich gemieden werden. Es wäre so ziemlich alles gewonnen, wenn die Lutheraner der ganzen Welt auf dem Wege der Lehrbesprechung sich zunächst auf die Annahme des Kleinen Katechismus Luthers einigen könnten.

F. P.

Über „Staatserziehung“ lesen wir in *Mosby's Missouri Message*: "Education, be it distinctly understood, is not a natural function of the state. Consequently, its rights in the matter are merely auxiliary and limited. All efforts to give the state control of education, therefore, are attempts to extend its limitations and to exceed its rights." Wenn der Staat sich sogar die Zwangserziehung in seinen Schulen anmaßt, so ist das eine Verstaatlichung der Kinder und eine der schlimmsten Formen des Kommunismus.

F. P.

Römische Klage über mangelhafte Unterstützung der römischen Missionen in China. Nach einem Zeitungsbericht sagte Erzbischof Glennon in einer Predigt über Missionen: "There are 2,000,000 Catholics in China, 2,340 priests and 50 dioceses presided over by bishops." He contrasted this with "24,000 missions for 650,000 Protestant, non-Catholic Christians" in China. "These missions," said the Archbishop, "are, owing to the generosity of our Protestant brethren, well supported. While we have 2,000,000 people there who are Catholics, and the Protestants have a little over 500,000, their resources are from ten to twenty times as much as ours. We are not narrow in our faith, but we are very narrow in our contributions." Die „protestantischen Brüder“ gehören zu dem Vokabular, das seit einiger Zeit von dazu beauftragten Würdenträgern Roms besonders gepflegt und weiter ausgebildet wird.

F. P.

Warum die große Mehrzahl der Juden die deutsche Sprache versteht. Daß dies der Fall ist, haben wir gerade auch in unserer Judenmission in

New York erfahren. Wir mußten Traktate in deutscher Sprache, wenn auch mit hebräischen Buchstaben geschrieben, herstellen lassen. Aus der Schrift „Vom Heimatsrecht der deutschen Juden“ bringt ein politisches Blatt Auszüge, die auch über die obige Frage Aufschluß geben wollen. Es heißt da: „Es muß als festgestellt erachtet werden, daß es schon vor der Völkerwanderung, also seit mehr als 1600 Jahren, ansässige Juden am Rhein gegeben hat. Die Stellung der rheinischen Juden im frühen Mittelalter war eine durchaus geachtete. Mehrfach werden Juden als Seefahrer genannt; sogar unter den mittelalterlichen Minnefängern finden sich Juden. Als dann im 13. und 14. Jahrhundert unter der fanatisierenden Wirkung der Kreuzzüge die Juden vom Rhein vertrieben wurden, nahmen sie ihre mittelhochdeutsche Sprache in alle Welt mit. Daher kommt es, daß noch zwei Drittel aller heute meist außerhalb Deutschlands lebenden Juden Deutsch als Muttersprache haben, aber merkwürdigerweise — oder eigentlich natürlicherweise — das Deutsch, das vor sechs- bis siebenhundert Jahren am Rhein gesprochen wurde. Das sogenannte ‚Jiddisch‘ der Ostjuden, die größtenteils die Nachkommen der vertriebenen rheinischen Juden sind, enthält zahllose Elemente des Mittelhochdeutschen, das sich hier erhalten hat, während die Sprache in Deutschland selber gewaltige Umwandlungen erfuhr.“

F. P.

II. Ausland.

Ein Bekenntnis zur Inspiration der Schrift innerhalb der preussischen Landeskirche. Die Pastoren Bilz, Michowitz, O.-S., und Tschmer, Guplaffhagen, haben nach dem Bericht der „Freikirche“ die folgende Zuschrift an den Berliner „Reichsboten“ gesandt: „In Nr. 500 des Reichsboten‘ hat Pfarrer Müller (Annen) über die Weltanschauungswoche in Dortmund berichtet. Er hat als Erstes dabei den Gedankengang eines Vortrags ‚Bibelkritik und Bibelglaube‘ — und zwar mit eigener Zustimmung — mitgeteilt, den Prof. D. Deißner (Greifswald) dort gehalten hat. Ich habe bis jetzt vergeblich gewartet, daß gegen die Behauptungen dieses Vortrags aus dem Leserkreise des ‚Reichsboten‘ Einspruch erhoben würde. Da es anscheinend kein anderer tut, muß ich es nunmehr tun. Ich habe nicht die Absicht, eine Kontroverse über den Inhalt jenes Vortrags anzufangen — dabei kommt selten etwas Nützliches heraus, und das könnten andere Leute wohl besser —; ich möchte nur den Behauptungen jenes Vortrags gegenüber als mein schlichtes persönliches Bekenntnis sagen, daß ich als Pastor und Theolog fest auf dem Boden der Verbalinspiration der Bibel stehe. Die Verbalinspiration ist nicht ‚endgültig aufzugeben‘, sondern sie ist ‚endgültig, das heißt, bis ans Ende der Tage‘, festzuhalten in der gläubigen Kirche, soweit sie eine siegende bleiben will. Es kommt auf den göttlichen Ursprung der Schrift ganz und gar an. Heilige Schrift und Offenbarung sind identisch; die Bibel ‚enthält‘ nicht, sondern ‚ist‘ Gottes Wort. Zwischen Bibelglaube und Bibelkritik ist keine Verbindung möglich. Es ist das Traurige unserer Tage, daß auch die sogenannte ‚gläubige‘ Theologie, statt sich in Demut und Einfachheit unter das Wort Gottes zu stellen und sich von ihm kritisieren zu lassen, wie es die wahrhaft großen Theologen unserer Kirche früher getan haben — ich erinnere aus dem letzten Jahrhundert nur an Männer wie Rudolf Stier und Tobias Wed —, sich in vermeintlicher Menschenweisheit, die schon ein Paulus 1 Kor. uns gebührend gezeichnet hat, über

die Bibel erhebt und meint, dadurch ihre besondere ‚Wissenschaftlichkeit‘ zu erweisen. Eine Kirche, die sich solche Ergebnisse ihrer Menschentheologie als Tatsachen zu eigen macht, mag Apologetik und Volksmission treiben, soviel sie will — sie nimmt sich selbst ihre Kraft und zerbricht ihre Waffen. Es ist die Stärke der heutigen Gemeinschaftsbewegung und eines großen Teiles der konfessionellen Lutheraner, daß sie bis jetzt — und Gott gebe, daß es so bleibe! — fest auf dem Boden der geoffenbarten inspirierten Bibel gestanden haben. Wir Theologen, die wir heute noch für die Verbalinspiration der Bibel einzutreten wagen, werden von seiten der Theologie und Kirche für ‚zurückgeblieben und unwissenschaftlich‘ angesehen. Diese Schmach tragen wir gern und geduldig; ist sie doch ein Teil der Schmach Jesu, die zur Ehre wird. Unserer heutigen Theologie und Kirche aber ist dringend zu raten, wieder einmal in den Spiegel zu schauen, den ihr ein auch von der ungläubigen Welt anerkannter Gelehrter, Aug. Friedr. Christ. Wilmar, im vorigen Jahrhundert vorgehalten hat in seiner stahlharten Kampfschrift ‚Die Theologie der Tatsachen wider die Theologie der Rhetorik‘. Als Student in Berlin habe ich mich einst für die Schliche und Winkelzüge der bibelkritischen Theologie begeistert; die Erfahrungen meines Lebens und Amtes sowie das Studium der Bibel und des Lebens der großen Gottesmänner haben mich ‚zurück-‘, ich sage ‚vortwärts-‘ gebracht zu dem einfältigen Glauben an die geoffenbarte, irrtumslose und fehlerfreie Wahrheit des heiligen Wortes Gottes. ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.‘ P. Bilz, Niechowitz, O.-S. „Vorstehendem Artikel stimme ich von ganzem Herzen zu und erwarte bestimmt die Aufnahme im Reichsboten“. Der Herr hat noch seine Siebentausend — ich erinnere nur an den Bibelbund —, die an das untrügliche Gotteswort glauben, ohne den wissenschaftlichen Theologen in ihrer Wissenschaft nachzustehen. *Les mer, Pastor, Guxlaffhagen.* Die „Freikirche“ schickt diesem herrlichen Bekenntnis die Worte voran: „Zwei Pastoren der preussischen Landeskirche veröffentlichen folgendes höchst erfreuliche Zeugnis für die wörtliche Eingebung der Bibel, welches wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, da es geeignet ist, auch unsern Glauben zu stärken und uns zu ermuntern, in dem uns befohlenen Kampfe für die viel mißdeutete und verklärte Lehre von der Verbalinspiration fortzufahren.“ Wir erinnern hier daran, daß vor etwa dreißig Jahren Pastoren der preussischen Landeskirche (J. W. P. Schulze von Walsleben) der Universitäts-theologie gegenüber (J. W. gegen Prof. Bödler von Greifswald) die Schriftlehre von der Inspiration bekannten und verteidigten. Bödler schrieb dann gegen Schulze in der „Evangelischen Kirchenzeitung“. Er erklärte, die Verbalinspiration sei für immer abgetan, und schloß mit der schrecklichen Drohung: „Die volle Konsequenz des absoluten Verbalinspirationsglaubens ist das Freikirchentum. Man gehe über zu jener im amerikanischen Westen dormalen eifrig kultivierten Position [unserer „missourische“ Position ist gemeint] — und das Ausscheiden aus unsern Landes- und Volkskirchen würde bald genug nicht mehr zu vermeiden sein.“ Das war im Jahre 1891. F. P.

Die Verlegung der Prager deutschen Universität nach Reichenberg. Die Geschichte der Universität Prag ist seit ihrer Gründung (1348) zum großen Teil eine Kampfesgeschichte wegen des Gegensatzes zwischen Tschechen und andern Volksrassen. So war es schon zu den Zeiten von Johann Hus. Im

Jahre 1409 erließ der König Wenzel von Böhmen auf Betreiben von Hus und andern böhmischen Magistern ein Dekret, wonach im Betriebe der Univerſität die böhmische „Nation“ und die drei auswärtigen „Nationen“ (Böhern, Polen und Sachsen) zusammen nur eine Stimme haben sollten. Daher wanderten im Raimonat 1409 die andern „Nationen“ aus und gründeten die Univerſität Leipzig. Dieser Rassenkampf mit gelegentlichen Explosionen ist durch die Jahrhunderte fortgegangen. Infolge der jüngsten politischen Veränderungen scheint sich dieses Jahr die Geschichte wiederholen zu sollen. Aus Prag wird Mitte Januar d. J. berichtet: „Die Abgeordneten des deutschen parlamentarischen Verbandes haben im Parlament einen Antrag auf Verlegung der deutschen Univerſität von Prag nach Reichenberg [im Norden Böhmens] eingebracht. Die Verlegung soll auf Rechnung des Staates erfolgen, und im Sommersemester 1922 soll in Reichenberg eine Univerſitätsbibliothek errichtet werden. In der Begründung des Antrages wird darauf hingewiesen, daß, obwohl den Unterzeichneten der Antrag auf Verlegung der Univerſität mit Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung der Prager Univerſität nicht leicht falle, sie überzeugt seien, daß das weitere Gedeihen der Univerſität und aller Kreise, die auf sie angewiesen sind, die Verlegung unabweiſlich erfordere. Prag habe seit dem Umsturze nicht mehr Raum für die ihm zuſtrömende Hörerschaft und für den Lehrkörper. Die nationalen Reibungsflächen würden durch die Verlegung eingeschränkt werden, was von allen deutschen Parteien gewünscht werde. Als Kultur- und Wirtschaftszentrum und der Lokalverhältnisse wegen eigne sich Reichenberg zum Standorte der Univerſität am besten. Bis zur Herstellung eines Gebäudes könne der Staat dort befindliche staatliche Gebäude zur Verfügung stellen.“

F. P.

An Rom in Deutschland und an die Berliner „Germania“ insonderheit. Aus verschiedenen Orten in Deutschland, z. B. aus Berlin und Wittenberg, wird berichtet, daß Rom daselbst außerordentlich kühn und selbstbewußt auftritt. „Schrift und Bekenntnis“ teilt aus der Berliner „Germania“ den folgenden Paſſus mit: „Der Schwur der Katholiken der Diaspora am gestrigen Sonntag wird weit hinausklingen in die katholischen Herzen unsers weiten Vaterlandes und dort verkünden, daß das katholische Volk in Berlin und in der Mark voll und ganz auf dem Posten ist ungeachtet der vielen Verleumdungen und Anfeindungen von gegnerischer Seite. Unerſchütterlich fest steht der Grundbau der Diasporagemeinden, emsig regen sich fleißige Hände zum Wiederaufbau des Katholizismus in den märkischen Gauen, wo einst vor Jahrhunderten prächtige Dome unser waren. Den Katholizismus zu einem gebietenden Faktor im öffentlichen Leben zu machen, ist der unbeugsame Wille der Katholiken unserer Diaspora. Davon zeugt in erster Linie der Jubeltag in Veltin.“ Rom im allgemeinen und die Berliner „Germania“ im besonderen sollten bei rechter Besinnung Bedenken tragen, gerade in dem Lande so prahlerisch aufzutreten, wo vor vierhundert Jahren der Katholizismus in einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit, nämlich in Luther, sich vor aller Welt als bankrott erwiesen hat. Der Zweck der christlichen Kirche ist doch nicht, „prächtige Dome“ ihr eigen zu nennen, auch nicht, einen „gebietenden Faktor im öffentlichen Leben“ darzustellen. Der Zweck der Kirche ist vielmehr der, den von Gottes Befehl getroffenen Gewissen die Frage zu beantworten: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?“ Und hier ist Rom in der Person Luthers vor aller Welt schmähtlich aufgefunden ge-

worden. Luther war bekanntlich in der römischen Kirche geboren und aufgewachsen. Er hat den Katholizismus mit ganzem Ernst gemeint. Er hat den römischen Weg, der Gnade Gottes gewiß zu werden, nämlich den Weg der Menschenwerke, in jahrelangem, heißem Ringen gründlich probiert. Das Resultat war ein negatives, weil aus des Gesetzes Werken kein Fleisch vor Gott gerecht wird. Luther wurde der Gnade Gottes und der Seligkeit gewiß, als Gott ihn den Weg der eigenen Werke als schriftwidrigen römischen Irrweg erkennen ließ und ihm hingegen die Augen für den Weg öffnete, der für die Leute in den „märkischen Gauen“, in Sachsen, im „weiten Vaterlande“ und in der ganzen Welt der einzige Weg zur Gnade Gottes und zur Seligkeit ist. Das ist der Glaube an Christi vollkommenes Veröhnungswerk, das seiner Ergänzung durch Menschenwerke bedarf. Wer nach Roms Anweisung diese Ergänzung versucht, den trifft das Wort der Heiligen Schrift: „Ihr habt Christum verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid von der Gnade gefallen.“ Wenn die Berliner „Germania“ und andere Vertreter Roms nur ein wenig Erkenntnis von Sünde und Gnade hätten, so würden sie sich bei ihrer Propaganda für den „Katholizismus“ als Bankrottierer vorkommen, die sich vor aller Welt als reich darstellen, während sie doch keinen Pfennig in der Tasche haben.

§. 8.

Wiederaufleben der Alchimie? Die vermeintliche Kunst, unedle Metalle in edle, namentlich Gold, verwandeln zu können, spielte bekanntlich im Mittelalter eine große Rolle. Albertus Magnus und Roger Bacon werden unter den Alchimisten des 13. Jahrhunderts genannt. In den folgenden Jahrhunderten haben auch Fürsten, weil sie oft in Geldverlegenheit waren, die Alchimie patronisiert und sind dabei namentlich von den Juden hinter's Licht geführt worden. Luther warnt in einem Schreiben vom 9. März 1545 Joachim II. von Brandenburg vor den alchimistischen Juden. „Denn das sie mit der Alchimie vorgeben, ist ein großer, schändlicher Trug. Man weiß wohl, daß Alchimie nichts ist und kein Geld machen könne.“ (St. L. XXIb, 3071.) Am 2. Mai desselben Jahres meldet Luther Nikolaus von Amstdorf: „Die Alchimisten des Markgrafen sind entflohen, nachdem sie ihn betrogen haben.“ (A. a. O., 3086.) Nun ging kürzlich durch amerikanische Zeitungen die folgende Notiz: „Die Mitteilung, daß in Deutschland die Herstellung synthetischen (künstlichen) Goldes gelungen sei, findet ihre Bestätigung, wie man erfährt. Es ist ein Gramm dieses Edelmetalls irgendwo in einem deutschen Laboratorium vorhanden. Das Geheimnis der Golderzeugung wird ängstlich gewahrt. Nur sechs Personen im ganzen Lande kennen den neuen Herstellungsprozeß. Synthetisches Gold kann noch nicht in solchen Mengen erzeugt werden, daß es für den Handel in Betracht kommt, aber die Regierung leistet Beihilfe zu den sehr kostspieligen Versuchen, um dies zu erreichen. Die Versuche schließen auch die Herstellung einer elektrischen Vakuum-Schmelzofenanlage ein. Wenn die Entdeckung für den Handel verwendbar gemacht werden kann, so würde auch die Frage auftauchen, ob es Deutschland gestattet werden würde, die Gutmachung in künstlichem Golde zu bezahlen. Das Ende würde jedenfalls sein, daß jegliches Gold seinen Wert verlieren und als Grundlage für jede Münzwährung unbrauchbar würde.“ Möglich, daß es sich nur um Propaganda gegen Deutschland handelt, dem man allerlei hinterlistige Erfindungen zutraut, wodurch die angelsächsische Welt Herrschaft gefährdet wird.

§. 8.

Das Urteil des Berliner „Reichsboten“ über den gestorbenen Papst Benedikt XV. lautet so: „Benedikt hat es meisterhaft verstanden, sich mit den irdischen Mächten, die jetzt die Welt beherrschen und unser armes Deutschland zu vernichten suchen, gut zu stellen und sie zu benutzen für die Weltherrschaft des internationalen Papsttums. Masche an Masche hat er am Reß der päpstlichen Diplomatie geflochten und sein ‚Fischerneß‘ über Staaten und Regierungen geworfen. Benedikt XV. war ein Deutschfeind. Nicht nur hat er während des Krieges niemals seine Stimme für uns erhoben, auch gegen Englands Hungerblockade hatte der ‚Statthalter Christi‘ nichts einzulwenden; nicht nur ließ er nach dem Kriege alle himmelschreienden Ungerechtigkeiten gegen uns schweigend zu; nein, Benedikt XV. hat sich in einer am 6. April 1919 an eine französische Abordnung gehaltenen Ansprache offen und feierlich bekannt als ‚Franzose dem Herzen nach‘. Auch als religiöser Eiferer war Benedikt XV. für Deutschland ein Feind. Den Protestantismus unter ausdrücklicher Nennung Luthers hat er gleichfalls in öffentlicher Ansprache (vom 21. August 1915) schwer beschimpft: ‚Räuber‘, ‚Knechte Satans‘ usw. Ehen von Protestanten und Katholiken, die nicht vor dem katholischen Priester geschlossen werden, hat er in seinem ‚Kirchengesetzbuch‘ als Konkubinate behandelt.“ Der „Reichsbote“ kommt mit seinem Urteil den Tatsachen sicherlich näher als eine St. Louiser deutsche Zeitung, die in einem Nekrolog den gestorbenen Papst einen wahren Friedenspapst nannte.

J. P.

über den am 22. Januar gestorbenen Viscount Bryce, der sechs Jahre Gefandter in Washington war und in Amerika viel Anklang fand mit seiner Schrift *The American Commonwealth*, lesen wir in *The Nation* vom 1. Februar: „It is cause for regret that James Bryce could not have stood with John Morley and John Burns against the war as Cobden and Bright stood against the Crimean ‘war to end war’ (when the foes were the ‘Slavic Huns of the North’) and Bryce himself, Campbell-Bannerman, Lloyd George, and others stood against the Boer War. Regrettable, too, is the fact that so sound a historian and investigator lent himself to the partisan and unscientific report on the German acts in Belgium which has not been wholly [!] sustained.“ Die Berichte, auf welche sich die *Nation* bezieht, sind die anonymen Verleumdungen über deutsche Greuel in Belgien, die Bryce herausgab, wodurch der allgemeinen Lügenheze wieder neue Nahrung geboten wurde. Jedoch auch unter den Großen ist Bryce längst nicht der einzige, der seinem „Patriotismus“ solch ein Opfer gebracht hat. J. P.

Mit Bezug auf den Satz im *Verfallener Frieden* von der Alleinschuld Deutschlands am Weltkrieg schreibt Prof. Julius Göbel von der Universität Illinois in der „Brücke“: „Andere Lügen der französisch-englischen Propaganda werden mit der Zeit verblasen, viele sind bereits an ihrer Absurdität krepirt, aber jene Erzlüge hat sich zu tief in die Seele der Leichtgläubigen und unwissenden Millionen eingefressen; sie ist in der Presse, auf der Kanzel und auf dem Statheber zu oft und zu frech wiederholt worden, als daß man hoffen dürfte, daß sie von selbst eines schnellen Todes sterben werde.“ „Wie es für die Amerikaner keine größere Beleidigung gibt, als öffentlich ein Lügner genannt zu werden, wenn er sich unschuldig weiß, so kann er sich umgekehrt nichts Verächtlicheres denken als einen Menschen oder gar ein Volk, das eine Unwahrheit feige und ungerecht auf sich sitzen läßt. Sollte die Zeit auch endlich kommen, da Deutschland von der Schulblüge gereinigt ist

— und sie wird kommen —, dann wird es die Schmach jedoch nie abwaschen können, die ihm ehrlose und feige politische Führer damit zufügten, daß sie ihr Volk auf Grund einer Lüge der Sklaverei überlieferten. Ja noch mehr. Zum unfühnbaren Verbrechen wird die Schmach im Hinblick auf die Tatsache, daß die Regierung die Beweise für die Unschuld Deutschlands in den Händen hat, sie aber, sei es aus Feigheit, sei es aus fluchwürdigen parteipolitischen Gründen, zurückhält.“ — Gewiß, wenn Deutschland unschuldig ist, so war es eine namenlose und zugleich höchst verhängnisvolle Schmach, welche die Vertreter Deutschlands ihrem eigenen Volke angetan haben, als sie in Versailles auch den Paragraphen von der Alleinschuld Deutschlands unterschrieben, obwohl sie dies taten, um Deutschlands Frauen und Kinder von der Folter der Hungerblode zu befreien. Aber wer hat es dann doch die größere Schmach, der Inquisitor, der die Daumschrauben so lange andreht, bis er hört, was er hören will, oder sein Opfer, das sich schließlich zu einer Lüge bekennt, um sich von den Qualen zu befreien? Freilich, wenn in solchem Fall ein Mann von Luthers Mut und Wahrhaftigkeit die Deutschen vertreten hätte, welch ein erhabenes Schauspiel hätte dann Versailles der Welt geboten!

F. B.

Verachtung der kanonischen Autorität der Vulgata bestraft. Ein hiesiges politisches Blatt bringt die folgende Nachricht aus Wien: „Das Telegraphen-Korrespondenzbureau meldet aus Rom, daß die Kongregation des heiligen Offiziums das in Wien erschienene Buch des Zisterzienser Paters Dr. Schlögel ‚Die heiligen Schriften des Neuen Testaments‘ auf den ‚Index librorum prohibitorum‘, das Verzeichnis verbotener Bücher, gesetzt hat. Das im ‚Burgverlag‘ in Wien erschienene Werk ist eine mit großer Sorgfalt durchgeführte wissenschaftliche Übersetzung des Neuen Testaments. Daß der Verfasser verschiedene Stellen des alten Bibeltextes, der auf der Vulgataübersetzung beruht, neu ausgelegt [?] hat, scheint in Rom Anstoß erregt zu haben.“ Wenn die Nachricht wahr ist, so handelt es sich um die Anwendung eines Dekrets im Tridentinum, wo es von der Vulgata heißt, daß sie „in öffentlichen Vorlesungen, Disputationen, Predigten und Auslegungen für authentisch gehalten werden soll, und daß niemand es wage oder sich vermesse, sie unter irgendeinem Vorwande zu verwerfen“. (Sessio IV, Decretum de editione et usu sacrorum librorum.)

F. B.

Die Kirchenschätze in Rußland. Die Affoziierte Presse berichtet aus Moskau: „Das allrussische Zentralkomitee hat beschlossen, die Werksachen der Kirchen aller Konfessionen in Rußland zu beschlagnahmen und den aus der Veräußerung derselben erhaltenen Betrag zur Unterstützung der Nothleidenden im Hungergebiete zu verwenden. Der Wert dieses Kircheneigentums soll sich auf mehrere Hunderte von Millionen Dollars belaufen.“ Wenn diese Nachricht wahr ist, so handelt das allrussische Zentralkomitee nach berühmten Mustern. In Spanien wurden im vorigen Jahrhundert die Kirchengüter wiederholt vom Staat mit Beschlagnahme belegt und zum Verkauf ausgeschrieben (1836, 1855, 1868), und zwar zum Teil in andern Ländern, weil in Spanien selbst wenig Geld zum Ankauf vorhanden war. Ein spanischer Staatsmann ist durch den Ausspruch berühmt geworden: „Die Kirche ist ein Schwamm, den man von Zeit zu Zeit sich vollsaugen läßt, um ihn nachher desto besser auszudrücken.“ Eine Rechtfertigung dieser Prozedur suchte der Minister in der allgemein-menschlichen Maxime: „Not kennt kein Gebot.“

F. B.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 68.

April 1922.

Nr. 4.

Verfassungsnöte der Landeskirchen Deutschlands.

2. Eine warnende Stimme vor dem Zusammenbruch.

Schon vor dem großen Kriege hatte der jüngst verstorbene Kirchengeschichtler an der Leipziger Universität, Dr. Albert Gaud, die evangelische Kirche Deutschlands auf eine möglicherweise bald eintretende Trennung der Kirche vom Staate aufmerksam gemacht und seine Kirchengenossen aufgefordert, sich darüber klar zu werden, ob sie die Trennung als einen Segen begrüßen oder als ein Unheil betrachten würden. In einem lichtvollen Vortrag, der auch nach der Revolution von 1918 noch in unveränderten Auflagen erscheint,¹⁾ hatte er darauf hingewiesen, daß in den Jahrhunderten der Reformation das einst enge Band, das Staat und Kirche umschloß, sich sehr gelockert habe. „Schon wenn wir von Landeskirchen sprechen, gebrauchen wir einen Namen, der sich mit der Sache nicht mehr deckt. Keine deutsche Landeskirche ist wirklich die Kirche des Landes, nach dem sie sich nennt. Denn überall herrscht Religionsfreiheit, und stehen demgemäß verschiedene Kirchen mit gleichen Rechten nebeneinander. Nicht anders ist es, wenn man von der landesherrlichen Kirchengewalt spricht. Auch sie existiert im früheren Sinne nicht mehr. Denn in allen evangelischen Kirchen ist die gemischte Verfassung, das Nebeneinander von Konsistorium und Synode, zur Herrschaft gekommen. Auch unsere Pfarreien sind nicht mehr nur Seelsorgerbezirke; durch die Einfügung presbyterianischer Elemente in ihren Organismus ist ihre Umbildung zu Gemeinden, ich will nicht sagen, vollzogen, aber wenigstens begonnen. Endlich hat die Verbindung der Landeskirchen zur Lösung gemeinsamer Aufgaben den Abschluß der Landeskirchen gegeneinander erschüttert. Mit einem Worte: die völlige Unselbständigkeit der Kirche, die zunächst die Folge ihrer Verbindung mit dem Staate war, ist nicht mehr vorhanden. Aber geliebt ist das

1) Die Trennung von Kirche und Staat. Ein Vortrag von Dr. Albert Gaud, Professor in Leipzig (vor der Pastorkonferenz in Meißen, 9. Mai 1912). Sechste, unveränderte Auflage. Leipzig: J. C. Hinrichs. 1919.

Wesentliche, daß einerseits das Kirchenregiment von landesfürstlichen Behörden gehandhabt wird, und daß andererseits der Staat der Kirche einen weitgehenden Einfluß auf staatliche Einrichtungen gewährt.“²⁾

Ferner hatte der Redner die Pastoralconferenz anzuleiten gesucht, sich richtige Vorstellungen zu machen von den Beweggründen, die hinter der Forderung oder der Ablehnung der Trennung von Kirche und Staat stecken, und von den Zielen, denen die Befürworter und die Gegner der Trennung zustreben mögen. An der Hand geschichtlicher Tatsachen³⁾ zeigte er, daß „die Motive, aus denen diese Forderung hervorging, außerordentlich verschieden sind. Wurde sie zuerst aus religiösen Gründen erhoben, so wurden diese im Verlauf durch politische ersetzt; schließlich sah die Feindschaft gegen Religion und Kirche in der Trennung ein Mittel, um die Kirche zu schwächen, womöglich zu vernichten, und forderte sie deshalb.“²⁾ Mit Recht hob der Redner auch die Tatsache hervor, daß die Scheidung der Kirche vom Staate wohl in keinem Lande, das dieselbe im Prinzip angenommen hat, völlig konsequent durchgeführt werde. „So verschieden die Länder, so verschieden sind die Motive, die zur Trennung führten, und so verschieden ist die Weise der Trennung. Da die Trennung in den Vereinigten Staaten unter der Nachwirkung religiöser Motive geschah, so hindert sie nicht, daß das religiöse, wenn auch nicht das konfessionell bestimmte, Element im öffentlichen Leben wirksam geblieben ist: in einer Anzahl von Staaten sind Personen, die nicht an das Dasein Gottes und die jenseitige Vergeltung glauben, unfähig zur Velleidung öffentlicher Ämter; nicht weniger als 31 Verfassungsurkunden amerikanischer Staaten gebrauchen in der Einleitung die Wendung 'grateful to Almighty God'; die Sitzungen des Kongresses beginnen mit Gebet; der Präsident ist befugt, Dank- und Bußtage auszusprechen; der Gottesdienst aller Denominationen ist strafrechtlich geschützt u. dgl. m. Ähnlich in Irland; hier verlor zwar die Episkopalkirche durch das Entstaatlungsgesetz von 1869 ihren öffentlich-rechtlichen Charakter; sie ist organisiert auf Grund des Vereinsrechts; aber im übrigen wurde ihre Organisation nicht angetastet. Sie behielt die Kirchen, die sie im Gebrauch hatte, ebenso die Friedhöfe und Schulhäuser; sie erhielt eine Dotation von fünf Millionen Pfund (= 100 Millionen Mark) und die Pfarrhäuser und Pfarrländereien gegen eine billige Entschädigung. Man begreift, daß die bischöfliche Kirche die Entstaatlung ohne irgendwelche Einbuße ertragen hat. Sie hat durch dieselbe Ver-

2) Von uns unterstrichen.

3) Der wiedertäuferischen Bewegung im Reformationszeitalter, der englischen Kongregationalisten (Robert Browne), der amerikanischen Baptisten (Roger Williams), der Unionsverfassung der nordamerikanischen Republik von 1787, der Entstaatlung der bischöflichen Kirche in Irland, der radikalen Abschüttelung der Kirche in Frankreich, in Genf usw.

luste an Besitz erfahren; aber an Freiheit der Bewegung hat sie um so mehr gewonnen. In ähnlicher Weise ist die Trennung in Basel vollzogen worden; die reformierte Kirche behält ihr Kirchen- und Schulgut, die altkatholische und römisch-katholische Kirche erhalten je eine Kirche mit Pfarrhaus und eine Dotation von 150,000, bzw. von 200,000 Franken. Alle Gemeinden haben das Recht, von ihren Gliedern Kultussteuern zu erheben. Die Ausgaben für die Geistlichen an Spitälern und Gefängnissen trägt der Staat, wie auch die theologische Fakultät im Verbands der Universität verbleibt. Wenn ich recht berichtet bin, so hat denn auch in Basel die Trennung nicht zur Erschütterung der kirchlichen Verhältnisse geführt. Anders gestaltete sich die Sache in Frankreich. Hier begnügte man sich nicht, den Kirchen den öffentlich-rechtlichen Charakter zu entziehen, den sie bis zur Trennung hatten, und sie im übrigen so zu lassen, wie sie waren. Vielmehr ist für die Republik die ganze kirchliche Organisation nicht mehr vorhanden. Das französische Gesetz kennt nur Kultvereine, die sich auf Grund des Gesetzes neu bildeten. Diese Kultvereine sind nun aber nicht freie Vereine, die sich je nach dem Bedürfnis da und dort bilden können, sondern sie unterliegen einer Menge Beschränkungen, sie stehen sodann unter einer viel strengeren staatlichen Aufsicht als die große Masse der übrigen Vereine, und sie sind endlich in finanzieller Hinsicht außerordentlich eingeschnürt: sie können Umlagen erheben, aber diese müssen ausschließlich für Kultuszwecke bestimmt sein; Kollekten für Armezwende sind unzulässig. Ebenso ist die Ansammlung von Vermögen ausgeschlossen; erlaubt ist lediglich die Bildung eines Reservefonds, der aber den drei- bis sechsfachen Betrag der Jahresausgaben nicht überschreiten darf. Nur dadurch, daß den Kultvereinen der Zusammenschluß zu Kultverbänden gestattet ist, ist der Fortbestand der Kirchen ermöglicht. Wenn man bei den Worten Trennung von Kirche und Staat an die freie Kirche im freien Staat denkt, so mag das in Irland gelten, in Frankreich trifft es nicht zu. Hier bedeuten sie keineswegs Freiheit der Kirche: die Kirchen existieren rechtlich nicht mehr, und die Kultvereine sind in ihrer Betätigung in den wichtigsten Punkten beschränkt und eingeengt. — Die Vorstellung Trennung der Kirche vom Staat, das ergibt sich aus dem Gesagten, hat keineswegs einen einheitlichen, bestimmten Inhalt. Alles kommt auf die Weise an, wie die Trennung vollzogen wird.“ (S. 9. 14 ff.)

Diese mündlichen Ausführungen des Redners sollten seiner Zeit und ihre wiederholte Veröffentlichung im Druck soll noch heute nicht bloß dem beschaulichen Geiste von Kirchenleuten eine interessante, intellektuelle Beschäftigung darbieten, sondern sie verfolgten den höchst praktischen Zweck, die evangelische Kirche Deutschlands auf eine kirchliche Neuordnung vorzubereiten, die der Redner herankommen sah. Sowohl die Gegner wie die Förderer der Bewegung, die Kirche vom Staate zu trennen, wollte er veranlassen, sich gewissenhaft Rechenschaft zu geben von den Gründen für ihre Stellungnahme in der immer brennender werden-

den Zeitfrage; und seine detaillierte Beschreibung der Ausführung des Prinzips der Trennung in verschiedenen Ländern sollte eine besonnene und gerechte Handhabung des Prinzips in Deutschland anbahnen, wenn die Zeit dazu gekommen sein würde.⁴⁾ Mit klarem Blick kennzeichnete er die Lage vor dem Kriege also: „Wie steht nun Deutschland zu dieser Frage? Daß die Trennung weder von seiten des Staates beabsichtigt, noch von seiten der Kirche gefordert wird, ist offenkundig. Aber es wäre mehr als Torheit, daraufhin zu urteilen, die Trennungsfrage gehe uns nichts an. Auch bei uns gehört sie zu den großen Problemen, die die Allgemeinheit beschäftigen. Sie spielt im Gegensatz der politischen Parteien bereits eine Rolle. Punkt 6 des Erfurter Programms der deutschen Sozialdemokratie erklärt die Religion für Privatsache, fordert die Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln für kirchliche Zwecke, erklärt sich aber andererseits für die vollkommene Selbstständigkeit der Kirchen bei der Ordnung ihrer Angelegenheiten. Man tut der Sozialdemokratie kein Unrecht, wenn man den Wunsch, die Kirchen zu

4) Amerikanern kann das nachdenkliche Studium der kleinen Schrift Haucks noch in anderer Weise von Nutzen sein. Zunächst kann es uns vor einer Selbstüberhebung bewahren, zu der wir geneigt sein können, weil bei uns die Trennung von Kirche und Staat längst als Grundsatz in unserer Verfassung festgelegt ist. Aber verhehlen wir es uns doch nicht, daß auch bei uns die Durchführung des Grundsatzes, dem wir nun schon 135 Jahre huldigen, noch mangelhaft ist. Außer den von Hauck angeführten Inkonsequenzen in unserer Landespraxis könnten noch andere aufgeführt werden, z. B. die Anstellung von Kaplänen in Heer und Flotte. Dazu kommt, daß das Prinzip der Trennung selbst durchaus nicht gesichert ist. Unsere Geschichte zeigt manche Übergriffe des Staates auf kirchliches und der Kirche auf staatliches Gebiet auf. Wir haben einflußreiche Gruppen in unserem Lande, die offen auf eine Verquickung von staatlichen und kirchlichen Interessen hinarbeiten. Zum andern können uns Haucks Ausführungen sowohl vor einer verfrühten Freude als auch vor einer zu empfindlichen Enttäuschung beim Anblick der kirchlichen Lage in Deutschland bewahren. Die lautesten Schreier und ruchlosesten Agitatoren für die Trennung von Kirche und Staat in Deutschland sind Leute, vor denen sich ein Christ betruztigt. Für sie ist die Trennung nicht bloß Zweck, abschließender Endzweck und feierliche Prinzipienklärung, sondern Mittel zu einem weiter hinaus liegenden Zweck und das Vorspiel zu einer greulichen Vergewaltigung der Kirche, ebenso wie in Frankreich. Man hat bei uns vor einigen Jahren für Freiheitsbestrebungen in Deutschland geschwärmelt, und der Verein der Friends of German Democracy war hier sehr tätig, die deutschen Freiheitsstreber zu unterstützen. Es ist hernach in diesem Stück eine seltsame Stille eingetreten. Ähnlich schwärmte man ja auch für Frankreich, bis der Atheist Viviani unsern Kongreß besuchte und sich vernehmen ließ, als sähe er in unsern Gesetzgebern atheitische Gesinnungsgenossen. Wenn Bürger der gegenwärtigen deutschen Republik die Trennung von Kirche und Staat mit gemischten Gefühlen und einem gewissen Unbehagen betrachten, so liegt das zuweilen nicht an ihrer Abneigung gegen das Prinzip, sondern an ihrer Verabscheuung der Begleitumstände, unter denen das Prinzip unter die Massen geschleudert wurde, und vielleicht an ihrer Furcht vor den späteren Auswirkungen des Prinzips.

schwächen, womöglich zu zerstören, als den Vater dieses Programmpunktes betrachtet. Auch von der freisinnigen Volkspartei ist anzunehmen, daß sie dem Trennungsgedanken zustimmend gegenübersteht, nicht aus demselben Grund wie die Sozialdemokratie. Bei ihr wirken die Ideale der Demokratie des vorigen Jahrhunderts noch nach: dieselben gingen zunächst auf Durchführung der vollen Religionsfreiheit: gleiches Recht für alle Religionsgesellschaften, Beseitigung aller Vorrechte irgend-einer Kirche. Aber diese Gedanken führten weiter; schon der 5. Artikel der Grundrechte von 1848 erklärte: Es besteht fernerhin keine Staatskirche. Darin lag noch nicht die Trennung. Aber dadurch wurde sie vorbereitet. So hat denn auch ein Teil der demokratischen Richtung schon im vorigen Jahrhundert das Verlangen der Trennung aufgenommen. Eine Gegnerin derselben ist die ultramontane Partei: ihre Stellung ist dadurch gebunden, daß Pius IX. in seinem Syllabus von 1864 den Satz: *Ecclesia a statu, statusque ab ecclesia sejungendus est*, ausdrücklich zu den *praecipui nostrae aetatis errores* gerechnet hat. Noch nicht fixiert ist, soviel ich weiß, die Stellung der Konservativen und der nationalliberalen Partei zur Trennungsfrage. Doch wird man schwerlich irren, wenn man die Konservativen im allgemeinen als Gegner der Trennung betrachtet; und wenn man von den Nationalliberalen annimmt, daß sie nach einigen Zögern auf die Seite ihrer Wahlverbündeten treten werden. Ist das richtig, dann ist zu erwarten, daß in absehbarer Zeit in den parlamentarischen Körperschaften eine Mehrheit für die Trennung vorhanden sein wird.“ (S. 16 ff.) So ist es auch gekommen. Die Parteien im Reichstag haben sich bei der Revolution und infolge derselben etwas anders gestaltet, aber im großen und ganzen hat der Historiker die Dinge, die gekommen sind, richtig vorausgesehen.

Aber als Lehrer seiner Zeitgenossen ist Hauck noch ein bedeutendes Stück weiter gegangen, um ihnen eine besonnene Stellungnahme zur Frage der Trennung zu ermöglichen. Sorgfältig wägt er Vorteil und Nachteil der Trennung sowohl für die Kirche als auch für den Staat gegeneinander ab. Durch die Erhaltung des mittelalterlichen Volkskirchentums unter dem Schutze der weltlichen Obrigkeiten sicherte sich der Staat eine weitgehende Übereinstimmung der sittlichen Anschauungen seiner Bürgerschaft, die in ihrer Vollzahl oder überwiegenden Majorität dem Christentum zugehörte, und schuf damit die unerläßliche Vorbedingung für seinen dauernden Bestand. Indem der Staat zugleich die Führung der Kirchengewalt in Händen hatte, verhinderte er das Wiederaufkommen des Papocäsarentums, die Konkurrenz der Kirchen gegenüber der Staatsgewalt. Die Kirche erwuchs unter dem Schutze des Staates in äußerem Frieden und Sicherheit und konnte sich ungehindert ausbreiten durch die Verkündigung der Heilswahrheiten im Gotteshaus und in der Schule, durch vielfältigen Liebesdienst und durch die Verfestigung ihrer heilsamen Ordnungen in der von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten frommen Sitte. Diesen Vorteil forderte der Redner etwaige

oberflächliche Geister unter seinen Zuhörern auf, weit höher einzuschätzen als den „Posten der Kultusausgaben im Budget des Staatshaushaltes, der der Kirche ihren physischen Bestand sichert“.

Nun kam er jedoch auf das große Aber zu sprechen, mit dem leider so viele, die für die Weibehaltung der alten Zustände schwärmen, entweder gar nicht oder viel zu leichtfertig rechnen: die „Gemeinsamkeit der Weltanschauung auf der Grundlage des biblischen Christentums“, die für das gedeihliche Zusammenwirken von Staat und Kirche in dem anmutigen Vergangenheitsbilde, das der Redner gezeichnet hatte, die unangefochtene Voraussetzung gewesen war. Dem stellte er gegenüber die Gegenwart mit ihrem „ausgesprochenen Mangel an dieser Gemeinsamkeit“. Leider kam nun bei ihm der moderne, aufgeklärte „Wissenschaftler“ zu Wort; er rechtfertigte den eben von ihm notierten Mangel so: „Jetzt, darüber können wir uns nicht täuschen, ist diese Einheit dahin. Und täuschen wir uns auch darüber nicht: sie ist dahingefallen nicht als ein Opfer des Leichtsinns oder des Frevelmuts von ein paar gegen die Vergangenheit undankbaren Generationen; sondern sie mußte schwinden, da der Fortschritt der Menschheit über den Punkt hinausführte, den man im 16. und 17. Jahrhundert erreicht hatte. Die Bibelkritik hat die Betrachtung und Benutzung der Heiligen Schrift, die den Reformatoren ihren Todesmut und den Orthodoxen ihr gutes Gewissen gab, zerstört. Aber die Bibelkritik war im Rechte gegen die überlieferten Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Naturwissenschaft hat das Weltbild, an dem sich unsere Väter erfreuten und erbauten, zerstört. Aber die Naturwissenschaft war im Recht gegenüber der poetischen Betrachtung des 11. und den aus der Phantasie geborenen Vorstellungen über sein Werden. Der Individualismus war im Recht, wenn er den persönlichen Charakter der Religion betonte. Nun ist es ja freilich gewiß, daß diejenigen Kinder sind als Kinder, die für die Gegenwart eine nagelneue Religion begehren, die sie „auf Grundlage der Ergebnisse der Naturwissenschaft“ selbst zu erfinden hoffen oder vielleicht schon erfunden zu haben glauben. Aber es ist doch verständlich, warum die kirchlichen Anschauungen weithin erschüttert, von ungezählten aufgegeben sind. Es ist die Wirkung des augenblicklichen Standes unserer Kulturentwicklung. Sie wird verstärkt einerseits durch die in politischen Anschauungen wurzelnde Feindschaft der Sozialdemokratie gegen die Kirche, andererseits durch die Abneigung der Lebenswelt gegen die sittlichen Schranken, die das Christentum aufrichtet; endlich auch durch politische Bedenken, die die Macht des internationalen Klerikalismus der katholischen Kirche hervorruft: Berechtigtes und Unberechtigtes wirken zusammen, um den Bruch mit den älteren Anschauungen, um die Krisis des Christentums hervorzurufen, vor der wir in der Gegenwart stehen.“ (S. 20 ff.)

Unter diesen Zuständen ein Fortbestehen der Verbindung zwischen Kirche und Staat zu verlangen, heißt unleidliche Widersprüche zu sanktionieren. Dem prinzipiell unkirchlichen Deutschen der Gegenwart er-

scheint es als Herausforderung, wenn ihm ein Eid in religiöser Form abgefordert wird. Das Ansinnen, daß er bei einem Gott schwören soll, den er nicht anerkennt, empört ihn. Lehrer, „für die Christus nur eine Parallele zu Mübezahl ist und für die Gott der Vater auf keiner andern Linie steht als Botan“, werden den ihnen aufgetragenen Religionsunterricht als unfreitwilligen Humor oder, wie man hierzulande sagen würde, als practical joke auffassen. Solche Vorkommnisse sind gleichsam Versuche, jemanden in einen Rock zu zwingen, der für eine ganz andere Person gemacht ist. Hinwiederum ist die von der Kirche den unfirchlichen Massen geleistete Bedienung mit Wort und Sakrament bei Taufen, Konfirmationen, Trauungen, Beerdigungen und bei der Abendmahlsverwaltung ein sinnloses opus operatum und eine Verhöhnung der Heiligtümer. Die Kirche läßt Kinder taufen, bei denen sie nicht die geringste Garantie hat, daß sie in ihrem Taufgelübde werden erzogen werden. Sie segnet Ehen ein, von denen sie weiß, daß sie weder im Ausblick zu Gott geschlossen sind noch geführt werden sollen. „Sie verkündet am Grabe von solchen, die nichts kannten als dieses Leben, denen die Auferstehung als ein Kindermärchen und das ewige Leben als ein Hirngespinnst galt, den Trost des ewigen Lebens und die fröhliche Auferstehung von den Toten.“

Aus dem allem ergibt sich, daß die Frage der Trennung von Kirche und Staat eine sehr ernste Frage ist. Die auf Grund von Rechtsverordnungen oder Gewohnheiten bestehenden Zustände können unmöglich fortbauern. Aber eine wirklich nützliche Lösung der Frage wird nicht erreicht durch die leichtfertige Entscheidung entweder für oder wider die Scheidung auf Grund der Parteinteressen derer, die die Entscheidung vornehmen. Insonderheit muß sich die Kirche fragen, ob sie für die Trennung vom Staate gerüstet ist, ob sie ohne Einbuße in ganz neue Verhältnisse eintreten kann. Nachdem ihr die staatliche Stütze genommen sein wird, wird sie als eine organisationslose Masse dastehen, die in ihrer Gesamtheit nicht wissen wird, was sie nun zu tun Macht, Zug, Recht und Pflicht habe, mögen immerhin einzelne Männer oder Vereine in ihr das Rechte erkennen und demselben zustreben. „Deshalb ist es dringend geboten, die presbyterialen und synodalen Ordnungen, auch die finanzielle Selbstständigkeit der Kirche weiter auszubauen und vor allem dahin zu arbeiten, daß die vorhandenen Ordnungen aufhören, toter Buchstabe zu sein. Das sind sie leider jetzt vielfach; blickt man aber in die Zukunft, so wird man nicht daran zweifeln können, daß die lebendige Einzelgemeinde diejenige Organisation ist, auf die alles ankommt. Etwas kongregationalistisches Salz wäre uns in Deutschland recht vonnöten.“ (S. 26 f.)

Etwas mehr Entschiedenheit und lutherische „Einseitigkeit“ nach dem Prinzip der Gemeindeunabhängigkeit, der Gemeindefouveränität, der Gemeinderechte und -pflichten, wäre dieser Ausführung an manchen

Punkten zu wünschen gewesen. Aber sie hat an entscheidenden Punkten, abgesehen von der modern-wissenschaftlichen Beschränktheit des Verfassers, das Richtige mit klaren Worten ausgesprochen. Nach dem zuletzt angeführten Satz Hauds könnte man der nach einer neuen Verfassung ringenden Kirche Deutschlands kaum etwas Besseres empfehlen als ein eingehendes Studium von Walthers „Rechte Gestalt“. Es hat leider den Anschein, als ob Hauds warnendes Wort im Winde verhallen wird.

D.

Unsere Pilgerväter.

(Schluß.)

3. Die Puritaner.

Eine Anzahl der mit der Staatskirche Englands unzufriedenen Puritaner befand sich in dem Flecken Scrooby. Sie hatten zwar von den Staatskirchlichen manchen Spott einzustechen, blieben aber von seiten der Regierung unbehelligt, und erst als sie Vorbereitung trafen, den Landesgesetzen zuwider heimlich aus England zu entweichen, legte sich die Landesregierung drein, behandelte sie aber auch alsdann sehr glimpflich und human. Es gelang ihnen dennoch, 1609 aus England nach Amsterdam zu entkommen. Von dort zogen sie nach Leyden und bildeten eine puritanische Gemeinde. Hier reifte unter ihnen der Plan, nach der Neuen Welt auszuwandern. Die Wegegründe, Holland zu verlassen, waren theils patriotischer, theils wirtschaftlicher, theils religiöser Natur. Bradford, einer ihrer Führer und später Gouverneur von Plymouth, nennt als Wegegründe: die für viele vorhandene Schwierigkeit, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, die Unwahrscheinlichkeit des Wachstums ihrer Gemeinde nebst der Besorgnis, daß ihre Glieder im Laufe der Zeit sich verlaufen würden, die Versuchungen, denen ihre Kinder ausgesetzt seien, und endlich ihr Wunsch, das Evangelium in der Neuen Welt auszubreiten. Dazu fügt Winslow noch hinzu, es sei ihre Absicht, Engländer zu bleiben, und es sei ihnen unmöglich, ihren Kindern eine so gute Erziehung zu geben, wie sie selbst empfangen hätten; dazu hätten sie wenig Erfolg gehabt und ebensowenig Aussicht auf Erfolg, daß sie die Holländer beeinflussen könnten, ihren Sabbat zu reformieren. Schon die Königin Elisabeth hatte bestimmt, daß Länder von Barbaren, in denen sich Engländer niederließen, mit ihren Reichen England und Irland verbunden sein sollten, und daß die, die dort geboren oder dort hin auswandern würden, die Rechte eines freien Eingebornen des Reiches haben sollten.

Englische Geschäftsleute steckten ihr Geld in das Unternehmen der Auswanderung in der Hoffnung auf Gewinn, während manche der Auswanderer von höheren Motiven geleitet wurden, und so war die erste Kolonie Neuenglands das Kind zweier sehr verschiedener Eltern. In

der für das Unternehmen gebildeten Aktienkompanie sollte jeder Anteilsschein £10 (\$50 — nach heutigem Geldwert etwa \$250) betragen. Jeder Auswanderer erhielt einen Anteilsschein und einen zweiten, wenn er sich zu dem genannten Betrage selbst ausrüstete oder seine Überfahrt bezahlte. Aller Gewinn von der Arbeit floß in die gemeinsame Kasse, daraus jeder Nahrung, Kleidung und andere Nothdurft erhielt. Nach sieben Jahren sollte der ganze Vermögensbestand, Häuser, Ländereien und Bargeld eingeschlossen, unter den Anteilhabern nach Verhältnis verteilt werden. Die eingezahlten Gelder für die Aktien — das Kapital wurde fast ganz in London gezeichnet — betrug bis zum Jahre 1624 ungefähr £7000.

Die Auswanderer waren durchaus nicht alle Glieder der Gemeinde in Leyden gewesen; nur ein Drittel dieser Gemeinde beteiligte sich an dem Unternehmen, und ihre Zahl wurde auf der Reise während der Landung in England verstärkt. Unter den 102 Auswanderern, die auf der *Mayflower* nach Amerika kamen, befand sich höchstens ein Duzend, die auch nur entfernterweise auf Scrooby und seine Nachbarschaft als Ausgangspunkt sich zurückführen lassen. Nur 35 der Auswanderer waren Glieder der Gemeinde in Leyden gewesen, die übrigen waren von London gekommen. Im Juli hatte man Holland verlassen, und nach widrigem Aufenthalt in England hatte die kleine *Mayflower* erst am 6. September von Plymouth abfahren können. Die Hoffnung der Auswanderer, vom König Jakob Bewilligung der Religionsfreiheit zu erlangen, hatte sich nicht erfüllt. Der König wollte nicht unter seinem Großsiegel ("broad seale") ihnen nach ihrem Begehre religiöse Duldung bewilligen; dies würde ihn in ernste politische Verlegenheiten gebracht haben; aber er war, wie es scheint, bereit, „in bezug auf sie nachsichtig zu sein und ihnen nichts in den Weg zu legen, vorausgesetzt, daß sie sich friedliebend verhalten würden“.

Nach langer, stürmischer Fahrt erblickte man Cape Cod, und nach weiteren Kreuz- und Quersfahrten warf man Anker im Hafen von Provincetown. Am 21. Dezember 1620 landete man am Plymouthfelsen, an der Küste des nachmaligen Massachusetts. Es war nicht gerade eine freundliche Küste, keine reiche, fruchtbare Gegend, dazu war es eine unwirkliche Jahreszeit. In der Anfangszeit hatten die Kolonisten mit mancherlei Widrigkeiten, mit Nahrungsnot und Entbehrungen zu kämpfen, fanden nur ungenügendes Obdach; insolgedessen stellten sich viele Krankheiten ein, und der Tod hielt reiche Ernte. Doch bald hob sich ihre gedrückte Lage. Durch ihren Fleiß wurden die Wälder gelichtet, und an die Stelle der vorigen Wildnis traten Gärten und Felder. Durch Jagd auf Pelztiere, Fischfang, Gewerbesleiß und Handel gelangten sie zu Wohlstand. Besonders der Pelzhandel mit den Indianern einerseits und mit Europa andererseits war für sie eine stark fließende Einnahmequelle. Man hat Bibel und Biber die Hauptstützen der jungen Kolonie genannt; die erstere hielt ihre Hoffnung und Zu-

versicht aufrecht, der letztere mit seinem gesuchten Pelz bezahlte ihre in Europa fälligen Rechnungen.

Als der Saum der kleinen Ansiedlungen an der Küste entlang entstanden war, da war das gleichsam eine Grenzmark Europas; als aber immer neue Ansiedlungen entstanden, die sich immer weiter und weiter landeinwärts vorschoben, da entstand eine amerikanische Grenzmark. Der Grenzrand in Neuengland wurde nicht durch vereinzelt Jäger oder Pelztierfänger und Händler, auch nicht durch die Familie des Farmerpioniers, sondern durch den town gebildet. Sobald ein Stück Wildnis abgeholt wurde, da geschah dies nicht, um dort eine einsame Einsiedlerhütte, sondern die Heimstätten eines geordneten Gemeinwesens zu pflanzen, das vollständig mit Kirche und Town-Regierung ausgestattet und bestimmt war, das neue Zentrum einer dem Wilden fremden Zivilisation zu werden, und zwar ein bleibendes, unverrückbares, sich ausdehnendes Zentrum. Wenn der französische Händler oder Fallensteller sich in den Wald stürzte und die grünen Zweige sich hinter ihm schlossen, so geschah es, um in das Leben der Wilden einzugehen, das, durch ihn unverändert, in seinem Laufe weiterfloß. Wenn dagegen Engländer Waldgebiete in Felder umgewandelt und eine Kirche errichtet hatten und kraft ihrer Besitzurkunde ein unbestrittenes Eigentumsrecht auf ihre neu erworbenen Quadratmeilen Landes beanspruchten, so war es, als ob ein großer Felsblock in dem Strom des Lebens der Wilden aufgepflanzt worden war, so daß dieser nun um das neue Hindernis herumzufließen gezwungen wurde. So rückte die Vorpostenlinie der Zivilisation immer weiter in das Gebiet der Wilden vor. Immer neuen Zuzug erhielten die Kolonisten aus Europa, eine Kolonie reihte sich an die andere, eine Ansiedlung nach der andern entstand, immer weiter wurden die Ureinwohner zurückgedrängt.

Die Puritaner sind ihres frommen Vorsatzes, in der Neuen Welt das Evangelium auszubreiten, nicht uneingedenk geblieben. Man sammelte die Indianer am Rande der Zivilisation in Dörfer im Bereiche der Ansiedlung der Weißen, um ihnen das Evangelium zu predigen und sie mit einer christlichen Gemeinde zu vereinigen. Dieses Missionswerk hatte in Rhode Island und Connecticut keinen nennenswerten Erfolg, in der Massachusetts- und Plymouth-Kolonie dagegen hatte es bis zum Kriege Philipps bedeutende Fortschritte gemacht. Hier hat John Eliot (+ 1690 im Alter von 86 Jahren), der Apostel der Indianer genannt, gewirkt. Er hat die Bibel für die Indianer übersetzt, auch einen Katechismus und eine Grammatik in indianischer Sprache geschrieben. Eliots und seiner Mitarbeiter Bemühungen wurden mit gesegnetem Erfolge gekrönt, so daß etwa 4000 Indianer bekehrt wurden. Eine beträchtliche Zahl dieser „betenden Indianer“, wie sie genannt wurden, wohnten unter den Puritanern in vielen Dörfern zerstreut, 1100 derselben in Massachusetts allein.

Die meisten der neuen Ankömmlinge in der Kolonie Plymouth,

vielleicht ein Drittel der Bevölkerung, hatten die Dreistigkeit, am Weihnachtstag von der Arbeit zu ruhen und den Tag mit solcher „Gottlosigkeit“ wie Stangenwerfen und Ballspielen auf der Straße zu feiern, auch den Maitag mit Errichtung eines Maibaums in der in England üblichen Weise zu begehen. Der strenge Rodey puritanischer Moral und Sitte siegte durch Unterdrückung dieser Vergnügungen. Unterdrückung und Unterwerfung war der Grundton, nach dem das Leben Neuenglands fortwährend gestimmt wurde. Dies hatte allerdings nicht eine allgemeine Sittlichkeit erzeugt, aber wenigstens den Schein davon und sehr viel Heuchelei. Wenn ihr denn lärmten müßt, rief Gouverneur Bradford den Ballspielern zu, so tut es heimlich, und „seit der Zeit hat man nichts Derartiges versucht, wenigstens nicht öffentlich“. Jahrzehnte danach hatte er Ursache nachzudenken über die ungeheure Masse von Verbrechen unnennbarer Art, „wie meines Wissens in höherem oder auch nur in solchem Maße an keinem andern Orte vorkommt“. Der Puritanismus stemmte sich wohl gegen die Unsitlichkeit, aber es muß zugestanden werden, daß er dadurch, daß er der Arbeiterklasse und andern die Gelegenheit zur Erholung nahm, selbst die gröberen Erscheinungen des Lasters gezüchtet und die Sünden, die er am meisten verabscheute, hat er vermehren helfen. Diejenigen, welchen der Geschmack oder die Anlage abging, von der tödlichen Eintönigkeit ihrer lang ausgedehnten Arbeit Abspannung in theologischen Erörterungen zu finden, und die sich von ihren altgewohnten Vergnügungen abgeschnitten sahen, beziefen der Trunkenheit und geschlechtlichen Ausschweifungen, die beide im puritanischen Neuengland sehr verbreitet waren.

Die Einwohnerschaft des Grenzstreifens setzte sich aus verschiedenartigen Leuten zusammen. Da gab es solche, die dort ein leichteres und schnelleres Fortkommen, wirtschaftliche Verbesserung suchten; da gab es andere, denen das profaische Leben in einem geordneten Gemeinwesen nicht behagte und denen das abenteuervolle Leben an der Grenze mehr zusagte; da gab es aber auch solche, die mehr Freiheit liebten und sich in den alten Gemeinwesen mit Strafen bedroht sahen, weil sie den dort herrschenden gesellschaftlichen religiösen und politischen Ansichten, selbst nur einen Lippendienst darzubringen, sich nicht anzubequemen vermochten.

In Massachusetts war für solche, die mit den Machthabern in irgendeinem Stück nicht stimmten, ebensowenig Raum — wenn nur so viel — wie in England in einem derartigen Fall, und diejenigen, welche in diese Kolonie gekommen waren in der Hoffnung, eine größere Religionsduldung und politische Freiheit zu genießen, fanden sich sofort nach ihrer Ankunft enttäuscht. Aussicht auf wirtschaftliche Verbesserung, Freiheitsliebe und Abenteuerlust trieben die Ansiedler, die Grenzen immer weiter auszubehnen. Dazu kam ein unerfättlicher Landhunger. Roger Williams schrieb: Land wird „einer der Götter Neuenglands“. In dem Wettlauf um Land und Macht hatten die Leute der Massa-

Massachusetts-Kolonie vermöge ihrer Bevölkerungszahl, Hilfsquellen und ihrer zentralen Lage ungeheure Vorteile vor schwächeren Kolonien, wozu noch die niedrige Handlungsweise kam, daß sie die früheren Rechte anderer mißachteten. Am Connecticut hatten Pilger der Plymouth-Kolonie Land gekauft und besetzt, woraus die Dorchester-Leute aus der Massachusetts-Kolonie sie zu verdrängen suchten. Auf Vorhalt Bradford's, des Gouverneurs der Plymouth-Kolonie, hatten die Dorchester-Leute die Stirn zu antworten: Gott „in seiner gütigen Vorsehung hat es uns beschert“, worauf Bradford scharf erwiderte, „sie sollten den Namen der göttlichen Vorsehung mit solchen Reden nicht mißbrauchen“. Massachusetts jedoch war stark, und Plymouth war schwach. Es gab Unterhandlungen, die damit endeten, daß die Plymouth-Leute fünfzehn Sechstel des Landes an Massachusetts überlassen mußten, wofür sie eine kleine Summe Geld erhielten, und so behielten sie nur ein Sechstel des ihnen nach Recht und Gerechtigkeit gehörenden ganzen Gebietes.

Der Schulbildung wurde eine für jene Zeit außerordentliche Pflege zuteil. Die Dorfschule mit der Bürgerversammlung und der Kongregationalistengemeinde wurde bald das charakteristische Kennzeichen des Gemeindelebens in Neuengland. In Massachusetts wurde 1647 durch Gesetz verfügt, daß jedes town mit fünfzig Familien einen Lehrer für Lese- und Schreibunterricht zu unterhalten und jedes town mit hundert Familien eine Lateinschule zu errichten habe. Jedes town in Connecticut hatte Vorkehrungen für Elementarunterricht getroffen, und jedes County hatte seine Lateinschule. Selbst Plymouth hatte trotz seiner Armut hierfür recht gut gesorgt. In der Höhenschule Harvard, die 1636 gegründet wurde, besaßen die Kolonien eine Anstalt für höheres Unterrichtswesen.

Die Einwohnerzahl Neuenglands nahm rasch zu; 1640 war sie bereits auf etwa 8000 gestiegen; im Jahre 1690 wurde sie auf 82,000 geschätzt. In Massachusetts waren nur ein Fünftel der Bevölkerung Glieder einer Gemeinde. Mit der Bevölkerung hielt das Wachstum im Besitz und Vermögen Schritt. Die Kolonie Massachusetts hat in den ersten zwölf Jahren ihres Bestandes £200,000 — nach dem Geldwert unserer Tage vielleicht \$5,000,000 — für seine Ansiedlung aufgewandt.

4. Staat und Kirche der Puritaner.

Mit der Einführung der Staatskirche in England waren gar manche unzufrieden, weil ihnen die Reformation derselben nicht weit genug gegangen war. Schon vor der vollendeten Einführung hatte sich in London 1588 eine Gemeinde gebildet, die im Volksmund hieß „Puritaner oder fleckenlose Lämmlein des Herrn“ („Unspotted Lambs of the Lord“) oder „die Heiligen“. Die Glieder selbst nannten ihre Gemeinde „die reine oder fleckenlose Religion“. Manche von ihnen hatten Calvin in Genf kennen gelernt und verehrten ihn als ihr Vorbild im Kirchen-

regiment und in der Lehre mit Einschluß seiner Gnadentwähllehre. Diejenigen, welche nicht glaubten wie die Puritaner, gehörten nicht zu den Auserwählten und waren daher von Gott zur ewigen Verdammnis verurteilt. Das Alte Testament zumal war ihre Herzensfreude; daraus nahmen sie fast ausschließlich ihre Predigttexte, und es gab ihnen immer Gelegenheit, ihre unmenschlichsten und blutdürstigsten Handlungen zu rechtfertigen. Christus stand ja in ihrer Theologie, aber ihrem Geiste nach konnten sie fast mehr als Juden gelten wie als Christen. Ihre Gesetze waren die Gesetze des Alten Testaments; ihr Sabbat war der jüdische, nicht der christliche Sonntag. Als 1641 in Massachusetts ein Auszug von Gesetzen gemacht wurde, war aus diesem Geiste heraus ein Entwurf vorgelegt worden — freilich ohne Annahme zu finden —, der sich ganz aus Bibelstellen zusammensetzte, von denen sechsundvierzig aus dem Alten Testament und nur zwei aus dem Neuen Testament genommen waren. Nichts war so gering, daß es gleichgültig gemessen wäre; der Schnitt ihrer Kleider, ihre Namen, ihre ganz gewöhnlichen Gebräuche des Umgangs konnten alle in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes gesetzt werden. Dieser Wille war ein für allemal in der Bibel, und nur in der Bibel, ausgesprochen, und der Puritaner glaubte, daß er allein den Schlüssel zu dieser Bibel habe, daß er allein der rechte Ausleger für die übrige Menschheit sei. In England waren die Puritaner sowohl unter den Pastoren als unter den Laien in der Minderheit, und darum wurde von ihnen verlangt, daß sie sich der Mehrheit fügen sollten. Die Puritaner seufzten unter diesem Druck; in Amerika davon befreit, wurden sie selbst Unterdrücker! Wenn man wegen der Unterdrückung der Puritaner Grund hat, die Kirche von England zu tadeln, dann müssen auch die Puritaner gerade so streng verurteilt werden, weil sie die Minoritäten in Neuengland unterdrückt haben. Schon Cromwell hatte im Parlament ausgerufen: „Was für eine größere Heuchelei kann es geben, als wenn die, welche sich den Bischöfen widersetzen, nachdem das Joch von ihnen genommen ist, selbst die größten Unterdrücker werden!“ Für eine und dieselbe Handlungsweise kann es zur Beurteilung keine zwei Regeln geben, und die Puritaner, die in Neuengland die Gewalt hatten und sie zur Unterdrückung der Minorität mißbrauchten, waren, wenn irgend etwas, die schuldigeren.

Aus dem Puritanerkreise Englands heraus ist die Auswanderung zuerst nach Holland und dann nach Amerika entsprungen und so der Geist des Puritanismus nach der Neuen Welt verpflanzt worden. Die erste Kolonie der Puritaner war die von Plymouth, der sich bald andere anreiheten, unter denen besonders die an der Massachusetts Bay eine große Rolle gespielt hat. Es hatte sich in England eine Handelskompanie gebildet, die sich für ihre geplante Ansiedlung am Fluß Charles an der Massachusetts Bay vom König Karl I. 1629 einen charter erwirkte. So kamen 1630 gegen 1000 Ansiedler herüber, die sich in Bezirken ansiedelten, die später unter den Namen Charlestown, Boston, Medford,

Watertown, Roxbury, Lynn und Dorchester Towns bekannt geworden sind. Die Massachusetts Bay-Kolonie kam bald zur Blüte, erlangte große Bedeutung, übte einen wichtigen Einfluß aus und hat eine inhaltsreiche Geschichte. Der charter war auf fünf Namen und ihre Handelsgenossen ausgestellt; die Gesamtgliederchaft betrug etwa 110. Eine allgemeine Behörde (General Court) sollte sich vierteljährlich versammeln und alljährlich einen Gouverneur, Vizegouverneur und eine Behörde von Beiständen, aus achtzehn Gliedern bestehend, erwählen; sechs der letztgenannten mit dem Gouverneur oder seinem Vertreter bildeten einen beschlußfähigen Ausschuß. Die Allgemeine Behörde hatte das Recht, sich aus den Gliedern der Gesellschaft zu ergänzen und notwendige Gesetze und Verordnungen zu erlassen, die den Gesetzen Englands nicht widersprechen durften.

Die Glieder der Kompanie überließen 1631 im Widerspruch zum charter den Beiständen das Recht, allein den Gouverneur und seinen Vertreter zu erwählen; auch sonst wurde der charter verletzt. Da nun nur sechzehn bis zwanzig Glieder der Gesellschaft herübergekommen waren, von denen einige gestorben, andere nach England zurückgekehrt waren, so trat der Fall ein, daß die politischen Rechte eines Gemeinwesens von vielleicht 2000 Personen in den Händen einer winzig kleinen Clique von zwölf Personen ruhte; 99½ Prozent der Bevölkerung waren ohne Stimmrecht und Vertretung. Dies geschah mit Wissen und Willen der Führer. Sie wollten einen Bibelstaat, in welchem die politischen und religiösen Grundsätze nach ihren wechselseitigen Beziehungen in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes sich befänden, in dem Sinn freilich, wie er von ihnen, den in der Gewalt befindlichen Regenten, verstanden und erklärt wurde. Im Oktober 1639 wurde bestimmt, daß alle Regierungsangelegenheiten nach dem Worte Gottes geordnet werden sollten, und schon 1636 war beschlossen worden, daß die Behörden alle Rechtsfälle nach den bestehenden Gesetzen entscheiden sollten und, wo ein Gesetz fehle, nach dem Gesetze Gottes. Die Regenten, die nun einmal die Gewalt hatten, betrachteten sich als solche, die vor andern für ihren Posten geeignet und befähigt seien, die andern als ihre Mündel. Sie, die ihr Vermögen in das Unternehmen gesteckt hatten, waren von Eiferfucht und Sorge erfüllt, daß die Kontrolle der Regierungsform, von Gesetz und Ordnung und Gesetzgebung in andere Hände übergehen möchte. In einem solchen Kirchenstaat konnte keine politische Frage erzwungen werden, ohne ihre Tragweite auf Religion und Kirche, keine religiöse Meinung besprochen werden, ohne ihre Folge für das weltliche Regiment ins Auge zu fassen. Da nun aber beim Beharren auf dem alten Standpunkt zu besorgen war, daß die der Bürgerrechte entbehrenden Einwohner auswandern möchten, half man sich damit, daß man wohl das Stimmrecht erteilte, aber seine Bedeutung einschränkte.

Eine enge Verbindung bestand zwischen der Geistlichkeit und der hohen Obrigkeit, wie die Beistände bald genannt wurden. Diese Leute

wollten ja zur Ehre Gottes einen Staat gründen und im Dienste wahrer Religion eine feste Ordnung schaffen, aber doch so, daß sie in diesem Bau die höchste Gewalt besäßen. Hätte die puritanische Oligarchie ihre Gewalt behalten und erweitert, so würden wir herzlich wenig von bürgerlicher Freiheit und religiöser Duldung haben. In irgendeinem Fall, welcher drohte, die bestehenden Beziehungen zwischen Kirche und Staat zu schwächen oder in Frage zu stellen, daß der letztere Recht und Pflicht habe, die strammste Unterwerfung unter die Lehren und Gebräuche der ersteren zu fordern, da konnte man sicher darauf rechnen, daß Obrigkeit und Klerisei gewissenhaft zusammenhalten würden. Bemängelung von Vorgesetzten in Kirche und Staat und ihrer Regierungsweise fand scharfe Rüge und ernste Strafe. Ein gewisser Ratcliffe hatte etwas frei über das Kirchenregiment der Gemeinde zu Salem geredet. Wegen dieser „böshaften und ärgerlichen Reden“, wie das Verbrechen vom Gericht in seinem Urteilspruch bezeichnet wird, wurde er durchgepeitscht, wurden ihm beide Ohren abgeschnitten, wurde ihm die unerschwingliche Strafsumme von £50 auferlegt, wurde er aus der Kolonie gejagt. Ein Thomas Gray wurde wegen eines ungenannten Verbrechens aus der Kolonie vertrieben, sein Haus niedergedrückt und allen Engländern unter Androhung schwerer Strafe verboten, ihm Obdach zu gewähren. Thomas Dexter wurde wegen seiner Rede: „Diese tadelwürdige Regierung wird alles verderben“, in den Stock gelegt, um £50 bestraft und seines Stimmrechts beraubt. G. Lynn wurde, „weil er falsch und böswillig gegen die Regierung und Rechtspflege dahier geschrieben hatte“, mit Peitschenhieben und Verbannung bestraft, während Thomas Knowles in den Stock gelegt wurde, weil er gesagt hatte, daß er im Fall seiner Bestrafung die Rechtmäßigkeit des Urteils in England prüfen lassen werde. Blackstone, ein alter Ansiedler, sprach die Meinung vieler aus, als er sagte, daß die Tyrannei der „Lord Bishops“ nur in die der „Lord Brethren“ umgewandelt sei.

Im Jahre 1631 landete in Boston Roger Williams, ein Mann von einnehmendem Wesen, der den Ruf hatte, ein frommer Prediger zu sein. Bald trat er mit der Lehre hervor, daß die Gewalt der Obrigkeit sich auf bürgerliche Angelegenheiten zu beschränken habe, und daß sie kein Recht habe, die Entheiligung des Sabbats oder andere Vergehen gegen die Religion zu bestrafen. Er sprach auch der Obrigkeit das Recht ab, einen Eid abzunehmen. Sodann verkündigte er die den gesetzlichen Bestand der Kolonie erschütternde Lehre: Grund und Boden der Kolonie gehöre den Indianern; der König habe kein Recht gehabt, einen charter zu verleihen, und die Kolonie solle darüber, daß sie ihn angenommen habe, Buße tun. Dies letztere war wohl in den Augen der Obrigkeit die Hauptkezerei, in den Augen der Klerisei war es die Theorie von religiöser Duldung. Ihr Urteil ging dahin: „Wer beharrlich solche Meinungen verteidigt, durch welche eine Kirche in Kezerei, Abfall oder Tyrannei geraten könnte, und daß die bürgerliche Obrigkeit sich nicht

bazwischenlegen dürfe“, der sollte entfernt werden. Williams wurde prozeßiert, und das Urteil lautete auf Verbannung. Als er gewärtigen mußte, nach England zurückgeschickt zu werden, flüchtete er sich Mitte Januar durch pfablose, in Schnee gehüllte Wälder zu den gastlichen Indianern der Narragansett Bay. Hier gründete er die Rhode Island-Kolonie, in der ein freierer Geist herrschte, in der auch Andersgläubige, z. B. Baptisten und Quäker, geduldet wurden.

Wie die Pastoren mit ihrem Ansehen und Einfluß den obrigkeitlichen Personen in ihrer oligarchischen Regierung zustimmend zur Seite standen, so hintwiederum diese mit der Staatsgewalt den Pastoren in ihrem tyrannischen Kirchenregiment, so daß man von einer Theokratie geredet hat. Eine kleine Minderheit hielt es für ihre Pflicht, ihre Meinung und Weise den übrigen aufzuzwingen. Es war ein Fundamentalartikel des Massachusetts-Puritanismus, daß in Sachen mit dem Anspruchs eines sittlichen Wertes in irgendeinem Grade eine Minorität das „göttliche Recht“ hat, ihren Willen der Majorität aufzunötigen und dazu den Arm der weltlichen Obrigkeit zu gebrauchen und so ihre Ansichten von Moral bei der Nation durchzusetzen. Der Puritaner glaubte ebensowenig an die politischen Rechte der Einzelperson als solcher oder an Demokratie wie an Religionsduldung, und die Führer in Massachusetts verwarfen beides mit gleicher Heftigkeit. Das Unterschlagen, die moralische Überzeugung einer Minderheit zu einer für alle verbindlichen Gesetzesvorschrift zu machen, war zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts durchaus nicht auf Neuengland beschränkt. Es war und ist ein Charakteristikum des Puritanismus, wovimmer er nur gefunden wird. Zu ebender selben Zeit, als Gouverneur Bradford in Plymouth die Weihnachtsspiele verbot, erließen die Behörden in Bermuda Gesetze, daß alle „Sabbatshänder“ vor Gericht geschleppt werden sollten, und als solche wurden bezeichnet, die die Kirche nicht besuchten oder sie während des Gottesdienstes verließen, oder die sich körperliche Erholung durch Spiele oder Leibesübung verschafften, oder die irgendwelche Dienstarbeit verrichteten oder reisten, fischten, Holz spalteten, Kartoffeln ausgraben, Lasten trügen, Getreide ausdrörschen, nebst einer langen Liste anderer Vergehen.

Da in Massachusetts keine Gemeinden zugelassen wurden außer denen, die nach der „Weise Neuenglands“ („New England way“) gestaltet waren, so war die Folge, daß solche, die sich ihnen nicht anschließen konnten, politisch entrechtet und sie und ihre Kinder von den Vorteilen christlicher Gemeinschaft und christlichen Unterrichts abgeschnitten waren. Das Stimmrecht konnte nur ein Kirchenglied bekommen. Um Glied einer Gemeinde zu werden, war es nicht genug, daß man sich zu den Lehren der Kirche bekannte und ein frommes Leben zu führen versprach, sondern man mußte auch unter fühlbaren Nüchternungen bekehrt worden sein. Von dieser Bekehrung mußte man vor der Gemeinde eine Erklärung abgeben und ihr mitteilen, in welcher Art und

Weise man die Wirkung des Geistes in seinem Innern empfunden habe. Verstand sich jemand dazu nicht, so blieb er von der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und demgemäß auch vom Stimmrecht im bürgerlichen Gemeintwesen, und seinen Kindern wurde die Taufe versagt sowie die Teilnahme am kirchlichen Leben. Die puritanische Gemeinde bestand also nur aus solchen, die von der ihnen widerfahrenen Bekehrung die andern Glieder der Gemeinde überzeugen konnten. Der hochangesehene Pastor Boston's, John Cotton, schrieb mit charakteristischer, weithergeholtter Verwendung alttestamentlicher Schriftworte: „Die Steine, die zum Bau des salomonischen Tempels verwandt werden sollten, waren rechtwinklig behauen und hergerichtet, ehe sie in die Mauer eingefügt wurden . . . und warum, wenn nicht dazu, um anzuzeigen, daß keine Glieder in die Kirche Christi aufgenommen werden sollten als nur solche, die bearbeitet und behauen und nach dem Winkelmaß zugerichtet sind, in gerader Linie und anschließend an Christum und seine Glieder zu liegen.“

Mit den Vorgesetzten in Kirche und Staat der Puritaner war nicht zu scherzen. Eine Frau Hutchinson wurde, weil sie die Pastoren kritisiert hatte, nebst ihrem Schwager Wheelwright verbannt, zwei ihrer Richter wurden aus der Gemeinde ausgeschlossen: der eine, weil er an einer Petition zugunsten Wheelwright's sich beteiligt hatte, der andere, weil er ihn für unschuldig hielt; und dieser wurde nicht nur des Stimmrechts beraubt, sondern auch mit Verbannung bedroht, im Fall er irgend etwas reden sollte, was den Frieden stören würde; einem andern wurde das Stimmrecht entzogen, und Verbannung wurde ihm zuteil. Dann wurden noch sieben von den Unterzeichnern jener Petition mit Entziehung des Stimmrechts bestraft, zehn andere aber, die ihre „Sünde“ der Unterzeichnung bußfertig bekannten, begnadigt. Ein Gesetz wurde angenommen des Inhalts: Jeder, der irgendeine obrigkeitliche Person oder eine Behörde oder irgendeine ihrer Regierungsmaßregeln und Schritte „verlästern“ würde, der solle um Geld und mit Gefängnis bestraft, des Stimmrechts beraubt oder verbannt werden.

Es war jetzt offenbar, daß keine Stimme zum Tadel irgendwelcher Handlungen der bürgerlichen und kirchlichen Behörden sich erheben durfte, und daß Geist und Leben der etwa 10,000 Einwohner von Massachusetts völlig unter die Gewalt ihrer Regenten gekommen war. Ein Mann, der in Gemeinschaft mit einer Anzahl anderer unternommen hatte, eine Gemeinde zu organisieren, ohne die Erlaubnis der Obrigkeit und der Klerisei eingeholt zu haben, wurde um £20 gestraft und dem Gefängnis überwiesen auf so lange, als es dem Gericht gefallen würde. Hugh Buet, der „Reberei“ schuldig befunden, empfing das Urteil, innerhalb drei Wochen bei Strafe des Stranges die Kolonie zu verlassen. Drei andere wurden ins Gefängnis geworfen, weil sie die Regierung und die Klerisei getadelt hatten; wegen desselben Vergehens sollte Katharina Finch durchgepeitscht werden. Im Jahre 1635 wurde ein

Gesetz angenommen, das den Kirchenbesuch für alle Einwohner obligatorisch machte bei Geld- und Gefängnisstrafe. Drei Jahre später wurde durch Gesetz bestimmt, daß jeder Einwohner, ob Kirchenglied oder nicht, zum Unterhalt der Pastoren besteuert werden solle. Auch wurde jetzt das Gesetz angenommen: Wenn jemand von der Gemeinde exkommuniziert ist, muß er sich bemühen, binnen sechs Monaten wieder aufgenommen zu werden, oder es trifft ihn „Geldstrafe, Gefängnis, Verbannung oder weiteres“. Dies ominöse „weiteres“ sollte offenbar Tod bezeichnen, und man kann sich schwer eine Maßregel vorstellen, die mehr geeignet wäre, ein Geschlecht von Heuchlern zu erziehen.

Es tritt uns hier eine Gesellschaft von Menschen entgegen, die andere Leute zurückstießen, unterdrückten und in die Verbannung jagten oder wenigstens sie aller politischen Rechte beraubten, nicht darum, weil sie unleidliche (undesirable) Bürger oder unmoralische waren, sondern weil sie sich weigerten, das besondere Kirchenregiment und die Lehre anzunehmen, welche die ersten Ansiedler in der amerikanischen Wildnis entwickelt hatten. Die Theokratie von Massachusetts hatte unter Leitung ihrer Pastoren sich weit entfernt von der Strömung englischen Lebens, das immer einen gesunden Haß gegen die Einmischung kirchlichen Regiments in bürgerliche Angelegenheiten gezeigt hatte. Hervorragende Männer der damaligen Opposition in England, die sich mit Auswanderungsgedanken trugen, konnten nicht bereit sein, ihre politischen Rechte und ihre politische Laufbahn völlig in die Hände der engherzigen Pastoren und Gemeinden des kleinen Massachusetts zu legen. So viele von denen, die später auswanderten, lenkten ihre Schritte anderswohin. Auswanderung zeigte einen Ausweg; diesen Ausweg ergriff ein sehr großer Teil der Bevölkerung der Kolonie New Haven, und diese Leute zeigten damit an, daß sie das „Christuslose Regiment“ („Christless rule“) Connecticuts mit seinen Eigentümserfordernissen für das Stimmrecht dem Druck der New Haven-Gemeinden vorzogen. Während man anderwärts beim Wachstum der Kolonien unter den entstehenden Schwierigkeiten im Geiste der Freiheit und Toleranz notgedrungen Zugeständnisse machte, trat man in Massachusetts den Schwierigkeiten im Geiste von Männern entgegen, die aus ehrlicher Überzeugung von Demokratie und Toleranz nichts wissen wollten, und die unter dem Drang der Verhältnisse Zugeständnisse machten, zu denen ihnen alles Zutrauen fehlte.

Die im Jahre 1648 angenommene Cambridge Plattform bestimmte in bezug auf das Zuchtverfahren, daß die ganze Gewalt des Staates aufgeboden werden sollte, um Gehorsam und Unterwerfung unter das Regiment und die Entscheidung der Geistlichkeit zu erzwingen. „Gözendienst, Gotteslästerung, Kezerei, Aussprechen von verderblichen und gefährlichen Meinungen“, so heißt es in der Plattform, „sollen durch die Staatsgewalt unterdrückt und bestraft werden. Wenn eine oder mehr Gemeinden schismatisch werden, sich losreißen von den andern Gemeinden oder beharrlich und unverbesserlich ihren eigenen verderb-

lichen Weg wandeln der Regel des Wortes entgegen, da soll in solchem Fall die Obrigkeit Maßregeln ergreifen, je nachdem die Sache es verlangt.“ Was diese frühen amerikanischen Verfolger, von eigener Einbildung trunken, unter „je nachdem es die Sache verlangt“ verstanden wissen wollten, im Fall nämlich Leute sich weigerten, die persönliche Auslegung dieser Herren von des allmächtigen Gottes Sinn und Wegen anzunehmen, das ist aus deutlichen Beispielen zu erkennen. Im Sommer desselben Jahres machten einige Baptisten, John Clark, einer der vortrefflichsten Bürger Rhode Islands, Obadiah Holmes und John Crandall als Repräsentanten der Baptistengemeinde zu Newport, einem alten, gebrechlichen Gliede ihrer Gemeinschaft einen Besuch in Lynn. Im Jahre 1644 war ein Gesetz angenommen worden, das jeden mit Verbannung bestrafte, der öffentlich oder heimlich gegen die „orthodoxe“ Massachusetts-Lehre von der Taufe reden würde. Sofort wurden die drei genannten Baptisten verhaftet; Clark wurde um £20, Holmes um £30 und Crandall um £5 bestraft, und als sie nicht bezahlen konnten, wurden sie durchgepeitscht.

Die Theokratie hatte jetzt in ihren Vertretern eine solche Höhe des Weisheitsdünkels und der Selbstüberhebung, als ob sie die einzigen Inhaber der Erkenntnis Gottes und die einzigen rechtmäßigen Ausleger seines Willens für die Welt seien, erreicht, daß entweder alle Denk- und Gewissensfreiheit in Massachusetts sterben oder ihre Macht gestürzt werden mußte. In dem entstehenden Kampfe waren die Geistlichen und obrigkeitlichen Behörden bereit, Ströme von Blut zu vergießen. Dramas finsternes, Blut heischendes Anklitz blickt uns aus den puritanischen Gesetzen an.

Bei den Verhandlungen über den charter erhob der Generalanwalt Englands Einsprache gegen die Statuten Massachusetts', die die Todesstrafe verfügten über halbstarrige, widerspenstige Kinder, wegen der Zivilehe, Geldstrafen wegen der Feier des Weihnachtstages auferlegten, die Kinder, welche am Sonntag spielten, mit Strafen belegten, wie auch betreffs der gegen Kezerei gerichteten Gesetze. Der Fanatismus feierte seine Blutorgien bei der Verfolgung der Quäker.

Auch noch als die Blutprozesse schon aufgehört hatten, verfügte ein neues Gesetz, daß die Quäker ergriffen, mit Entblößung des Oberleibes an einen Karren gebunden und, durch jeden town bis zur Grenze der Kolonie geführt, durchgepeitscht werden sollten. Die schauerliche Liste der Quäkerbestrafungen bildet den Schluß. Bis zum Jahre 1659 waren in den puritanischen Kolonien, besonders in Massachusetts, 40 Quäker durchgepeitscht, 64 eingekerkert, über 40 in die Verbannung getrieben worden; einer war gebrandmarkt, dreien waren die Ohren abgeschnitten, fünf die Appellation nach England versagt, vier hingerichtet worden, während viele andere in verschiedener Weise geduldet hatten.

Ich habe die Mitteilungen des Verfassers nach gewissen Gesichtspunkten geordnet und zusammengestellt, ohne damit den reichen Inhalt des Buches auch nur annähernd erschöpft zu haben. In meinen Aus-

jügen habe ich des Autors Nachrichten und Urteile — gern auch nach seinen Worten — wiedergegeben; wenn seine Darstellung zusammengezogen worden ist, so ist dadurch Sinn und Meinung des Autors nicht geändert worden. Ist durch das Dargebotene in diesem oder jenem meiner Leser der Wunsch erweckt worden, das Buch selbst zu lesen, so daß er alsdann es vielleicht auch seinen Freunden zur Lektüre und einer öffentlichen Bibliothek zur Anschaffung empfiehlt, so ist meine Mühe und Arbeit nicht vergeblich gewesen.

Der Verfasser stellt in der Vorrede die Fortsetzung seines Werkes in Aussicht. Wir warten mit Spannung darauf und wünschen ein glückliches Gelingen. Vivat sequens!

Jos. Schmidt.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. „Fünfundsiebzig Segensjahre.“ Von Theo. Engelber. 3 Cts.; 100: \$2.00 plus Porto.

2. „Seventy-five Years of Sound Lutheranism.“ By Louis Wessel. 3 Cts.; 100: \$2.00 plus Porto. — Diese beiden Blättchen von je vier Seiten bieten eine kurze Geschichte unserer Synode und sind bestimmt zur Massenverbreitung bei der diesjährigen Jubelfeier.

3. „Programm für einen Kindergottesdienst zum fünfundsiebzigjährigen Jubiläum der Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten.“ 5 Cts.; 100: \$4.00 plus Porto.

4. „Program for a Children's Service on the Seventy-fifth Anniversary of the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, and Other States.“ 5 Cts.; 100: \$4.00 plus Porto. — Diese Hefte von je 11 Seiten in Frage und Antwort und mit 13 Bildern sind berechnet für die Jubiläumsfeier in den Schulen.

5. „A Short Course in Letter-Writing.“ Compiled by L. C. Heidemann. 27 Seiten. 15 Cts. — Ein Büchlein, das jedem gute Dienste leistet.

6. „The Voice of Rejoicing. Man singet mit Freuden.“ By M. H. Schumacher. — Es ist dies ein ansprechender und nicht sonderlich schwieriger Ostergesang mit englischem und deutschem Texte für gemischten Chor und eine Solo-Sopranstimme.

Achtundzwanzigster Synodalbericht des Iowa-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri usw. Concordia Publ. House, St. Louis, Mo. 76 Seiten. 36 Cts.

Geboten wird hier ein ausführlicher deutscher Bericht samt einem kurzen englischen Auszug. Die Arbeit P. F. Wolters behandelt das Thema: „Die vierte Bitte für Lehrer und Hörer“ in so überaus frischer, fließender, anregender und wahrhaft geistlicher Weise, daß wir dies Referat in den Händen aller unserer Prediger, Lehrer und Laien demüthigen. So heißt es hier, am wenigstens eine Probe zu geben: „Bei dem Menschen geht seit dem Sündenfall alles Sinnen und Denken, Tun und Lassen auf das Fleisch; er geht ganz auf im Fleischesdienste. All sein Tun ist eitel Eßgottesdienst: sein Geben, sein Nehmen, sein Saufen, seine Ent-haltbarkeit, sein Geiz, seine Freigebigkeit, seine Keuschheit, sein Duren, sein Sparen, sein Verschwenden; denn er kann nicht zwei Herren dienen. Und diese Befinnung ist ein Zustand des Todes bei lebendigem Leibe. In diesem Zustand ist der Mensch unglücklich in allen Verhältnissen. Er ist in Furcht und Schreden, sowohl in Armut als in Reichtum, in Krankheit und Gesundheit, in Ehre und Schande, im Leben und im Tode. Er findet in nichts Ruhe und Frieden. Wie wäre es denn auch anders möglich? Dient er doch der Materie, dem leblosen Stoffe. Ob nun der Mensch in solchem Zustande seine Schuße sucht oder sein Gesicht wäscht, ob er selbst ist oder das Vieh füttert, es ist alles ein Dienste der toten

Materie. Sein Gott ist und bleibt der Bauch, den endlich die Würmer fressen; da wird seine Ehre zuschanden.“ (27.) Die Logen betreffend wurde beschlossen, allen Missionaren einzuschärfen, keine Gemeinden mit Leuten zu bilden, die noch einer Loge angehören, auch sich von dem Grundsatz leiten zu lassen, keiner Person das heilige Abendmahl zu reichen, solange sie noch ein Logenmitglied ist; ferner, ein Komitee zu ernennen, das ein Buch herstelle, in welchem die verschiedenen Logen alphabetisch beurteilt werden. Interessant ist auch der Bericht des Schulkomitees, nach welchem jetzt dem Bundesobergericht die Frage zur Entscheidung vorliegt, ob das Sprachengesetz, wie es von dem Staatsobergericht in Iowa ausgelegt worden [das den Gebrauch jeder fremden Sprache in irgendeiner Schule unter dem achten Grad verbietet, jedoch den Religionsunterricht in irgendeiner Sprache zuläßt], eine Verletzung bürgerlicher Freiheit und persönlicher Rechte nach dem Verstand des vierzehnten Amendements unserer Konstitution ist. F. B.

Verhandlungen des Texas-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri usw. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 56 Seiten. 28 Cts.

Das hier von P. C. W. Wische vorgelegte Referat behandelt den dritten Artikel der Konfessionsformel. Beantwortet werden dabei die Fragen: 1. Welches ist die Gerechtigkeit des Glaubens vor Gott? 2. Wo wird diese Gerechtigkeit verkündigt und dargereicht? 3. Wie wird diese Gerechtigkeit erlangt? 4. Wie allein werden wir unserer Rechtfertigung gewiß? 5. Welche Früchte bringt der rechtfertigende Glaube hervor? In dem in gehobener Stimmung verfaßten ausführlichen Missionsbericht lesen wir: „Unsere Mission blüht. Auch in dieser späten Abendzeit der Welt läßt sich der Herr noch immer, auch in Texas, seine Kinder geboren werden wie Tau aus der Morgenröte. Und unsere [35] Missionare, diese Boten Gottes, singen ihnen das neue Lied des Evangeliums vor, damit sie es selber singen lernen zu Gottes Preis und zur Förderung seines Reiches. Nicht nur unsere selbständigen Gemeinden, sondern auch unsere Missionsgemeinden und -plätze haben reichlich zur Mission beigetragen. . . . Wenn unsere lieben Christen mit Beten und Geben anhalten wie bisher, dann wird sich das neue Lied noch besser singen lassen, und wir werden noch viel mehr Wunder desselben erleben. . . . Etliche [Missionsparochien] haben hundert-, etliche sechzig-, etliche dreißigfältige Frucht gebracht, je nach der Gabe des Herrn; nur bei ganz wenigen blieb die gehoffte Frucht aus.“ Wie aus dem Bericht hervorgeht, sind fünf Missionsparochien selbständig geworden. Auch gedenkt man Alt-Mexiko zu explorieren, um dort ebenfalls die Missionsarbeit in Angriff zu nehmen. Gott erhalte allzeit unsern Arbeitern in Texas den Mut und die Freudigkeit, der aus ihrem Berichte atmet! F. B.

Ebenezer. Reviews of the Work of the Missouri Synod during Three Quarters of a Century. Edited by W. H. T. Dau. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$2.00.

Eine ausführliche Beschreibung dieser Publikation aus unserer Feder findet der Leser in der Mainnummer des *Theological Monthly*. An dieser Stelle möchten wir noch darauf hinweisen, daß diese Schrift einen tiefen Einblick gewährt in das rege innere und äußere Leben und Treiben unserer Synode. Was zunächst das Äußere betrifft, so haben offenbar unsere Reiseprediger, Pastoren, Lehrer und Gemeinden überall einen nicht unbedeutenden Anteil gehabt an dem ökonomischen und kulturellen Auf- und Ausbau unsers Landes, obwohl sie dies nirgends als ihre eigentliche Aufgabe angesehen haben. Im vorigen Jahre feierte der Staat Missouri sein hundertjähriges Jubiläum und die Erfolge, die er in dieser Zeit zu verzeichnen hatte. Daß an dieser Arbeit auch die Deutschen beteiligt gewesen sind, weiß jeder, der sich auch nur ganz oberflächlich mit den Tatsachen vertraut gemacht hat. Und was insonderheit die Missourisynode betrifft, so hat sie, von andern abgesehen, den Namen dieses Staates weiter hinaus in die Welt getragen als wohl irgendeine andere Gemeinschaft oder Gesellschaft. Auch wird dadurch dies Verdienst nicht aus der Welt geschafft, daß der Chauvinismus es nicht anerkennt oder es mit Schweigen übergeht, wie das in Missouri und sonst vielfach bisher der Fall war. Tatsache ist und bleibt, daß überall in Amerika die Missourier gerade auch dem Staat und seiner gesunden Entwicklung unschätzbare Dienste geleistet haben. Mit Bezug auf unsere Reiseprediger im großen Nordwesten sagt D. Pfotenbauer: „Their pictures are not hung in the State Capitol at St. Paul among the pioneers, their names are not mentioned in the history of the State, but

they have contributed much to the colonization of Minnesota and its rapid development." Übrigens liegt auch schließlich nicht sehr viel daran, ob diese Verdienste um den kulturellen Aus- und Aufbau unferes Landes öffentliche Anerkennung finden oder nicht. Der eigentliche Daseinszweck der Missouri-Synode ist eben ein ganz anderer — ist ein geistlicher, ein religiöser. Und hier bestehen ihre Verdienste vornehmlich darin, daß sie mit ganzer Treue am alten lutherischen Glauben festgehalten und insonderheit auch gegen die Wogen des modernen Liberalismus einen festen Damm gebildet hat. Unentwegt ist Missouri in den fünfundsiebzig Jahren seiner Existenz eingetreten für das alte, echte, ganze, volle, unverfälschte Luthertum oder Christentum. Missouriern ist eben „missourisch“ nur ein anderer Name für treulutherisch, just wie Lutheranern „lutherisch“ nichts anderes bedeutet als wahrhaft „christlich“. Im Grunde bezeichnet darum auch „missourisch“ nichts anderes als wahrhaft, konsequent christlich. Luthertum ist nicht etwa Christentum plus etlicher Ideen Luthers, und Missouriertum ist nicht Luthertum plus etlicher Einfälle Walthers, sondern beide bezeichnen unverfälschtes Christentum und sonst weiter gar nichts. Wie nun Luther, so ist auch Missouri je und je eingetreten für das uralte, biblische, ökumenische Christentum. Allen Fälschungen in alter und neuer Zeit und allen vorgeblichen Lehrentwicklungen gegenüber hat Missouri die alte orthodoxe Lehre verfochten, wie sie in der inspirierten Schrift mit klaren Worten ein für allemal als unverbrüchlicher Glaube den Heiligen vorgegeben ist. Missouri nimmt keine einzige Lehre als verbindlich an, die nicht aus der Bibel bewiesen werden kann, leugnet aber auch keine, die in der Schrift klar vorgetragen wird. Die Bibel ohne Abstriche und Zusätze — so lautete je und je die Parole der Missouri-Synode. Sie kennt nur einen Meister: Christum; nur eine Konstitution: die Bibel; nur eine Flagge: den alten Glauben; nur einen Beweis: das Schriftwort; nur eine Regel und Richtschnur: die prophetischen und apostolischen Schriften. Dem Liberalismus und Neurationalismus gegenüber hat denn auch Missouri, just so wie unsere Väter zur Zeit der Reformation, sich bekannt zu den alten ökumenischen Symbolen mit ihren fundamentalen Lehren von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der Jungfrauengeburt usw. Alle diese Lehren glaubt Missouri heute noch genau so wie die alte Kirche. Die Selten-gemeinschaften sind zum großen Teil liberal geworden. Freigeister predigen auf ihren Kanzeln, lehren in ihren theologischen Schulen, führen ihre Gemeinden und leiten ihre Versammlungen. Gott Lob, von alledem findet sich in Missouri bis jezt noch keine Spur. Auch gegen das liberale Freimaureertum und Logenwesen wird ernstlich Front gemacht. Soweit Menschen wissen, gibt es in Missouri keinen einzigen liberalen Prediger, keinen einzigen liberalen Lehrer, keinen einzigen liberalen Professor und keine einzige Gemeinde, die in irgendeiner Form den Liberalismus auf ihr Banner geschrieben hätte. Solange die Missouri-Synode steht, ist in ihren Druckereien auch nicht eine einzige Schrift erschienen, in welcher an den Fundamentalartikeln des christlichen Glaubens gerüttelt worden wäre. Könnte man ihre 600,000 Kommunizierenden an einem Orte versammeln, so würden sie alle *unisono*, einträchtig und ohne alles Wanken und Schwanken den Apostolischen Glauben bekennen, auch die Worte: „... seinen einzigen Sohn, ... empfangen von dem Heiligen Geist, geboren aus Maria, der Jungfrau, ... auf-erstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten“. Ohne Ausnahme würden auch alle einstimmen in Luthers Erklärung: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Einigkeit geboren, ... der mich verlorren und verdammten Menschen erlöst hat, erworben und gewonnen ... mit seinem heiligen teuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben“ usw. Und mit Bezug auf diesen Glauben an den dreieinigen Gott und an die Gottheit Christi samt seinem stellvertretenden Leiden und Sterben und Auferstehen scheut Missouri sich auch nicht, mit dem Athanasianum zu bezeugen: „Das ist der rechte christliche Glaube; wer denselben nicht fest und treulich glaubt, der kann nicht selig werden.“ Dieselbe Treue hat Missouri auch den spezifisch lutherischen Symbolen und deren Lehren bewahrt. Hier erst noch lange beweisen zu wollen, daß Missouri fest eingetreten ist für die lutherisch-biblischen Lehren von der Sünde, vom freien Willen, von der Belehrung, von den guten Werken, von der Rechtfertigung, von der Gnadenwahl usw., hieße wahrlich Eulen nach Athen tragen. Eben das hat man ja vielfach Missouri zum Vorwurf gemacht, daß es allzu eifern und unbeugsam festhalte an den Lehren

Luthers und der Symbole! Aber gerade dies treue Festhalten am alten Evangelium war es, was Missouri bisher, wie gezeigt, auch immun erhalten hat gegen den modernen Liberalismus und Neurationalismus, dessen Opfer auch Deutschland nie geworden wäre, wenn es nicht zuvor das Luthertum preisgegeben hätte. Und diese Treue hat Gott gesegnet, wie nun schon längst vor aller Augen ist. Gott hat der Missourisynode sein lauterer Evangelium gegeben und bewahrt, und so hat er sie, wie einst Abraham, gesegnet und vielen zum Segen gesetzt. Und wenn sie treulich festhält am Worte, so wird dieser Segen auch in der Zukunft für sie und andere nicht ausbleiben; denn Gott ist es eben, der hier alles allein geben und wirken muß. Deshalb gebührt auch die Ehre Gott allein. „Ist etwas Gut's am Leben mein, so ist es wahrlich lauter Dein!“ so bekennet jeder rechte Missourier für sich. Und ebenso lautet auch das Bekenntnis der ganzen Synode. Die Sünden, Fehler und Gebrechen, an denen es auch in ihrer Geschichte nicht fehlt, kommen voll und ganz auf unsere eigene Rechnung zu stehen; alles andere aber schulden wir Gott und ihm allein. Das war wenigstens die Gesinnung unserer Väter. Heil Missouri, solange diese Gesinnung in ihr wirklich lebendig bleibt und nicht zum bloßen Lippendienst wird! Und diesen frommen Geist der Väter, der alles einzig und allein von der göttlichen Gnade erwartete, in uns, und zumal unsern Nachkommen, zu nähren, dazu wird auch die an Lehre, Warnung, Mahnung und Trost so reiche Lektüre von *Ebenezer* vortreffliche Dienste leisten. F. B.

The American Lutheran. Published monthly by the American Lutheran Publicity Bureau, New York, N. Y. \$1.00.

Die Aprilnummer dieses Blattes widmet unserer diesjährigen Jubelfeier besondere Aufmerksamkeit. In allen seinen Spalten setzt sich der Dank für den großen Segen in der Vergangenheit um in ein „Vorwärts“ für die Zukunft. Aus jedem Satze atmet das starke Gefühl für die Pflicht zur Ausbreitung der göttlichen Wahrheit, die der Besitz derselben uns auflagt. Mitgeteilt wird auch das interessante Schreiben Präsident Garbings vom 20. März 1922, in dem er u. a. sagt: „I am going to be frank and say that, until your letter came to me, I do not recall ever having learned of the Lutheran migration to the Mississippi Valley in 1838. . . . The parallel between this migration and the voyage of the *Mayflower*, more than two hundred years earlier, is one which need not be suggested. . . . It is therefore a pleasure to convey to the Missouri Synod of the Lutheran Church my congratulations and felicitations on the anniversary of your Diamond Jubilee this year.“ Auch hat das Publicity Bureau ein sogenanntes news sheet mit einem Bilde und fünf passenden Artikeln geliefert für Publikationszwecke in lokalen Blättern bei unserer Jubiläumsfeier. F. B.

To the Throne from the Sheepcotes. By *William Schoeler*. The Roxburgh Publishing Co., Boston, Mass. Cloth, \$1.75. Order from Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Dieser Roman schildert, in freier Ausmalung und lebendiger Darstellung, wie David von den Schaffhürden zum Thron gelangte. Der Verlag schreibt: „This grand story will hold the reader interested throughout. It is full of action, delightfully interesting, true to Biblical record, yet handled in that modern, masterly and literary style and finish warranting the author's right to a place high up on the list of modern authors.“ Es fehlt jedoch nicht an slang oder doch semislang, z. B.: „At this intelligence Saul got busy, too.“ „Jonathan bounced from the chair,“ etc. „Then he shook his index-finger at his sister.“ „Get that?“ „‘Hands up!’ David cried.“ Seite 151 sollte es Jonathan heißen statt Jehovah. F. B.

Pastoralblätter für Predigt, Seelsorge und kirchliche Unterweisung. Herausgegeben von Lic. *Erich Stange*. 64. Jahrgang. 5. Heft, Februar 1922. Verlag C. Ludwig Ungelent, Dresden.

Der Herausgeber schreibt uns: „Die letzten Monate haben eine engere Arbeitsgemeinschaft zwischen den lutherischen Kirchen der Erde angebahnt. Eine lutherische Weltkonferenz ist für 1923 in Aussicht. Das seeben erschienene allgemeine lutherische Missionsjahrbuch (Lic. *Erich Stange*) hat zum ersten Male auch literarisch ein Organ geschaffen, das alle lutherischen Missionen der Erde umfaßt und damit ihrem Zusammenarbeiten dienen will. Endlich ist seeben als Februarheft

unserer Monatschrift „Pastoralblätter“ eine Sondernummer über das Luthertum Nordamerikas mit hervorragenden Beiträgen aus den lutherischen Kreisen Ihres Landes erschienen. Das sind hoffnungsvolle Anfänge. Aber sie können nicht genügen. Wenn es nur zu gelegentlichen und einzelnen Berührungen kommt, wird nichts Dauerndes geschaffen. Herr P. Georg von Boffe in Philadelphia schreibt auf Seite 197 des genannten Sonderheftes mit Recht: „Unsere Zeit fordert mit zwingender Gewalt Zusammenschluß aller derer, die zusammengehören. Die römisch-katholische Kirche steht auf der ganzen Erde da als ein fest zusammengefügtes Ganzes. Warum sollten sich nicht die bekennnistreuen Lutheraner aller Lande unter ihrem Haupte Jesus Christus zusammenschließen können und vor allem die, welche auch durch völkische Bande zusammengehören? Wir glauben, die Zeit dafür ist gekommen. Gott gebe, daß wir sie nicht versäumen!“ Wir möchten deshalb unsere Zeitschrift in den Dienst einer dauernden Fühlungnahme zwischen den lutherischen Geistlichen der Erde stellen. . . . Das soeben erschienene amerikanische Heft enthält Beiträge von P. Georg von Boffe in Philadelphia (Wäre eine Annäherung zwischen der lutherischen Kirche Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Amerika wünschenswert und möglich?), P. Dr. Pfatteicher in Pennsylvania (Aus der Arbeit einer amerikanisch-lutherischen Gemeinde) und P. G. Brüdner in Hoboken. Die Zeitschrift möchte auch künftighin die Erfahrungen des praktischen Amtes in den lutherischen Kirchen Nordamerikas für ihre Leser fruchtbar machen und im übrigen eine Austauschstelle solcher Erfahrungen zwischen allen lutherischen Kirchen mehr und mehr werden. Ein schwebisches und ein österreichisches Heft sind in Vorbereitung. Dazu ist aber nötig, daß die Zeitschrift in noch größerem Maße als bisher einen Kreis regelmäßiger Leser gewinnt.“ In seinem Artikel weist P. Boffe hin auf die Unterstützung der lutherischen Arbeit in Amerika durch Frende und Löhne und meint, daß die lutherische Kirche „ihre innere Kraft und ihren geistigen Gehalt immer wieder von der Mutterkirche [in Deutschland] holen muß“. Wir sind der Meinung, daß dazu ein treues Festhalten an der Schrift und an den lutherischen Symbolen genügt. Boffe berichtet: „Während des Krieges fand in Amerika eine Vereinigung verschiedener lutherischer Kirchenkörper unter dem Namen United Lutheran Church statt. Innerhalb dieser Vereinigung sind die deutsch-lutherischen Geistlichen [die der U. L. C. angehören] sich näher getreten und haben bereits unter großer Beteiligung zwei allgemeine deutsche Konferenzen abgehalten, die eine in Philadelphia, die andere am 19. und 20. Oktober 1921 in Buffalo, N. Y., unter Vorsitz von P. E. J. Krätling. . . . Hier wäre ein Anknüpfungspunkt. Bei einer weiteren Konferenz sollte unbedingt ein Abgeordneter der lutherischen Kirche Deutschlands erscheinen und gemeinsam über etwa zu ergreifende Schritte einer Annäherung beraten werden. Wir halten es z. B. für sehr wichtig, daß Studenten eines amerikanisch-lutherischen College . . . oder Seminars zur weiteren Ausbildung noch etliche Semester auf einer Universität Deutschlands Theologie studierten. . . . Solche Studenten würden daraus einen großen Gewinn für ihre spätere Amtstätigkeit gerade an deutschen Gemeinden erzielen und ein Bindeglied für die lutherische Kirche hüben wie drüben bilden. . . . Auf der andern Seite sollten auch Kandidaten der Theologie oder jüngere Geistliche von Deutschland nach Amerika kommen und sich hier mit den Verhältnissen der Freikirche bekannt machen.“ (196.) Ob aber P. von Boffe seine Vorschläge nicht bedeutend verlausulieren wird, wenn er an die liberal gefinnte deutsche Theologie denkt, die sich überall breit macht und insonderheit das Schriftprinzip, mit dem die lutherische Kirche steht und fällt, unterminiert? In derselben Nummer der „Pastoralblätter“, in der sein Artikel erscheint, lesen wir z. B. in einem Artikel von Dr. Dempel in Halle über die Bedeutung des Alten Testaments für die gegenwärtige Gemeinde: „Da ist endlich die jahrhundertelange Gewöhnung der Gemeinde, die in diesen Schriften die wörtlich inspirierte Offenbarung ihres Gottes, also eine Größe sieht, deren letzten Ursprung ein einheitlicher, nur zeitlich, nicht auch sachlich in mehrere Äste auseinander tretender Vorgang bildet. Alle Gründe, die gegen diese alte Lehre sprechen und sie unmöglich machen, hat Sellin kürzlich noch einmal in außerordentlich wirksamer Weise zusammengefaßt. Da handelt es sich wirklich nicht um Unglauben oder Zweifelsucht, da handelt es sich um gar nichts anderes als um Anerkennung der schlichten Wirklichkeit. Gott hat uns kein wunderbar fehlerfreies heiliges Buch geschenkt, sondern ein solches, das nach Textüberlieferung und den mannigfachen inhaltlichen Widersprüchen, die dasselbe durchziehen, ein sehr irdenes Gefäß darstellt. Die gegenwärtige Dogmatik hat ja daher auch allgemein jene

Lehre aufgegeben zugunsten einer psychologischen Vermittlung der Offenbarung. Siehe vor allem den Satz von Jhmels: „Nichts würde verkehrter sein, als wenn man den supranaturalen Charakter der christlichen Offenbarung auf Kosten ihrer psychologischen Vermittlung betonen wollte.“ Zentralfragen, Leipzig 1918, S. 78.“ (211.) Glaubt P. von Hoffe wirklich Theologen insofern zu können, die sich vom altlutherischen Unterplatz so weit entfernen wie auch hier in den „Pastoralblättern“?

Laßt die Kurrende wieder singen! Von Lic. Paul F i a d e. Verlag von Max Koch, Leipzig.

„In der Kriegsnot hat das deutsche Volk das Singen guter Lieder, ja das Singen überhaupt fast verlernt“, sagt der Verfasser. Das dürfe aber nicht so bleiben. Denn das Lied gehöre mit zum Edelbesitz des Deutschtums. „Wie das Wort ‚Gemüth‘, so hat auch nur die deutsche Sprache das Wort ‚Lied‘ geprägt, und selbst der Franzose spricht deshalb lie lied und les lieder und nicht chanson, wenn er unsere ‚Lieder‘ meint.“ Jetzt, da das Volk so vielfach schmelze, sei auch die rechte Zeit, ihm wieder gute Lieder zu geben. Diesem Zwecke würde die Wiederbelebung der Kurrende dienen. Ihre Geschichte betreffend lesen wir hier: „Wir alle kennen die Kurrende aus Luthers Jugend. Ist er doch selbst ein solcher Kurrendaner gewesen, hat vor den Häusern gesungen und durch seine helle Stimme den Eingang in Frau Cottas Haus gefunden. Damals war die Kurrende eine durchaus kirchliche Einrichtung, die dazu diente, einem Knaben einen notdürftigen Unterhalt zu verschaffen. Wie lärglich es im Mittelalter die Kurrendanersänger hatten, zeigen nicht nur Stiftungen für sie, z. B. in Jittau, Jwidau und Dschag (auch in der Lausitz war es feste Sitte bei den Tuchmachern und Leinwebern, ihnen jährlich Stoffe zu ihrer Bekleidung zu geben), sondern auch die Tatsache, daß Luther in seinem Lob der Frau Rusta von den Kurrendenknaben redet, die in gestickten Mänteln und Schuhen gehen und das liebe Brot vor den Türen sammeln. Gerade er aber wollte durchaus, daß die Kurrende weiterbestehen sollte. Deshalb mahnt er ja auch, die Partelshengste, die Knaben, die, wie er es getan, um Partikeln Brot fängen, ja nicht zu verachten, und weist darauf hin, daß aus ihnen oft die besten, gelehrtesten und vornehmsten Leute hervorgegangen seien. Melancthon aber hat sogar selbst etliche Lieder für ihren Gregoriusumgang gedichtet. So wurde die Kurrende als kirchlicher Singumgang tatsächlich von der Reformation übernommen und hat von der mittelalterlichen Zeit her z. B. in Burgstädt, Eibenstod, Geber, Rügeln, Kossen, Dschag, Siebenlehn weiterbestanden, ja gerade mit der Vertiefung der evangelischen Frömmigkeit hat sie sich allgemein ausgebreitet. Wenn Kurfürst August sie in seiner Schulordnung 1580 dem Konfistorium unterstellt, so wies er ihr im öffentlichen Wesen ihre bestimmte Stellung an, und daß z. B. in Dschag 1588 der Gregoriusumgang eingeführt wurde, zeigt, wie die Singumgänge am Ende des 16. Jahrhunderts immer mehr an Boden gewannen. In der Tat ist Kurrende damals und in der Folgezeit in Deutschland überhaupt, so auch in einer großen Anzahl sächsischer Städte bezeugt, wie in Koburg, Dessau, Halberstadt, Merseburg, Nordhausen und Torgau, so in Annaberg, Bauzen, Chemnitz, Freiberg, Glauchau, Hohnstein, Leipzig, Löbau, Hlitzsch, Pirna, Plauen, Schneeberg und Jwidau. Der Dreißigjährige Krieg hat freilich mit seinem Umsturz aller Verhältnisse auch hier viel geschadet. Die Kurrendaner singen an, allerlei Unfug zu treiben; die allgemeine Verarmung tat das Ihrige dazu, die Singumgänge und die Kurrendaner als Bettelvolk unbeliebt zu machen. Übrigens sind die Klagen über die Bettelei der Kurrende, die man damals verschiedentlich hört, zum Teil auch nur Vorwand gewesen. Einmal war unter dem Einfluß Rousseaus und der Philanthropen in den Schulen die Pflege des Gesanges und damit die Leistungen der Kurrende sehr zurückgegangen. Dann aber gefiel es der Aufklärung, die der Zeit kräftigen Glaubenslebens gefolgt war, nicht mehr, daß auf Gassen und Märkten geistliche Lieder gesungen wurden. Daß dieser innere Widerstand gegen geistliche Singumgänge in den folgenden Zeiten der politischen Kämpfe nicht geringer wurde, ist verständlich, und so ist denn die Kurrende von den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts an immer mehr eingeschlafen. Ja, als durch ein Gesetz am 10. Februar 1851 die Ablösung der Singumgänge für die Lehrer angeordnet wurde, bedeutete das vielfach ein stilles Begräbnis der alten Singumgänge; die Verordnung vom 20. August 1877 aber, die die Beschränkung des Leichenzuges und die Verminderung des Singens bei Beerdigungen dringend anempfahl, ließ an vielen Orten auch die noch

übriggebliebene Grabkurrende verkummen.“ Daß die Kurrende, die jetzt bereits an vielen Orten wieder eingeführt sei, beim deutschen Volke Anklang finden werde, daran zweifelt Flade nicht. „Denn unser Volk“, sagt er, „müßte nicht im tiefsten Grunde so christlich sein, wie es sich gerade am Kriegsanfang wieder zeigte, wenn es nicht bald seine Fenster öffnete oder zu den jungen Sängern hinaussträte, die ihm am Reformationsfest, 'Ein' feste Burg ist unser Gott', am Karfreitag, 'O Haupt voll Blut und Wunden' . . . oder auch einmal ein schönes Abendlied oder ein gutes vaterländisches Lied vor seiner Thür anstimmen.“ J. B.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Dr. Berner Scholl, Erlangen, hat uns folgende Publikationen, die später in „Lehre und Wehre“ besprochen werden sollen, zugesandt:

1. „Das Alte Testament und die evangelische Kirche der Gegenwart.“ Von D. Dr. Ernst Sellin, Professor der Theologie in Berlin. Auseinanderlegung mit Friedrich Delitzsch und Abolf von Harnack. VII plus 108 Seiten. M. 14. 400% Valutazuschlag.

2. „Linien idealistischer Weltanschauung.“ Wider Materialismus und Bolschewismus. Von Prof. a. D. Dr. Konrad Graf in Dorpat. 77 Seiten. M. 12 plus 400% Valutazuschlag.

3. „Kritiker und Neuschöpfer der Religion im zwanzigsten Jahrhundert: Keffersling, V. Ziegler, Plüher, Chamberlain, Steiner, Scheler, Scholz, Hauck.“ Von Prof. D. R. G. Grünmacher, Erlangen. VI plus 92 Seiten. M. 12 mit 400% Valutazuschlag.

4. „Kommentar zum Alten Testament“, herausgegeben von Prof. D. Ernst Sellin. Band XII: Das Zwölfsprophetenbuch, übersetzt und erklärt von D. Ernst Sellin, Professor der Theologie in Berlin. VIII plus 568 Seiten. M. 90; gebunden M. 115 plus 400% Valutazuschlag.

5. „Kommentar zum Alten Testament“, herausgegeben von Prof. D. Ernst Sellin. Band XIII: Die Psalmen, übersetzt und erklärt von D. Rudolf Kittel, Professor der Theologie in Leipzig. Dritte und vierte Auflage. LVII plus 462 Seiten. M. 115 plus 400% Valutazuschlag.

6. „Kommentar zum Neuen Testament“, herausgegeben von Prof. D. Dr. Theodor Zahn. Band V, 2. Hälfte: Die Apostelgeschichte des Lukas. Zweite Hälfte (Kap. 13—28), ausgelegt von Theodor Zahn. Erste und zweite Auflage. S. 395 bis 884. M. 110; gebunden M. 152 plus 400% Valutazuschlag.

7. „Kommentar zum Neuen Testament“, herausgegeben von Prof. D. Dr. Theodor Zahn. Band VII: Der erste Brief des Paulus an die Korinther, ausgelegt von D. Philipp Bachmann, Professor der Theologie in Erlangen. Dritte Auflage. VI plus 487 Seiten. M. 110; gebunden M. 155 plus 400% Valutazuschlag. J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Der „Lutheraner“ enthält in bezug auf die Feier des bevorstehenden Synodaljubiläums die folgende Erinnerung: „Daß wir nur alle über den äußeren Vorbereitungen nicht die Hauptsache übersehen: rechte Erkenntnis der Gnadenwohlthaten Gottes gegen uns, aufrichtige Buße über unsere Trägheit, Gleichgültigkeit und Undankbarkeit, heiliger Vorsatz, immer treuer und gewissenhafter zu werden im Bewahren dessen, was uns anvertraut ist. Nur dann wird unsere Jubelfeier gottgefällig sein.“ — über die Akkreditierung unserer Schulen von seiten des Staates wurde bei der Schulkonferenz, die vom 22. bis zum 24. Februar in River Forest versammelt war, geurteilt: „Informelle Akkreditierung, das heißt, ein gegenseitiges Verständnis mit den Staatsschulbeamten in der Vergebung unserer Schüler, ist der formellen Akkreditierung vorzuziehen.“

Die Erwähnung unserer Schulen erinnert uns an eine Aussprache unserer Väter bei der Feier des fünfundschwanzigjährigen Synodaljubiläums. Wir teilen daraus einige Sätze mit: „Das ist unter uns ja eine ausgemachte Sache, daß wir unsere Kinder nicht in die öffentlichen Schulen schicken, sondern Gemeindeschulen haben. Auch eine bloße Sonntagsschule befriedigt unsere Bedürfnisse nicht, sondern ist nur ein armseliger Behelf. Unsere Gemeindeschulen sind Baumschulen der Kirche. Je besser unsere Gemeindeschulen, um so besser wird auch der Zustand unserer Gemeinden sein. Keine Gemeinde soll die Lasten scheuen, welche mit der Errichtung einer Gemeindeschule verbunden sind. Doch nicht allein errichten soll man Gemeindeschulen, sondern auch fördern; tun wir dies nicht, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn manche Eltern, welche Gemeindeglieder sind, ihre Kinder aus der Gemeindeschule nehmen und in die öffentlichen Schulen schicken. Unsere Gemeindeschule ist nach der reinen Lehre unser höchster Schatz, den wir haben.“ — Das „Kirchenblatt für Südamerika“ bringt in Nr. 3 und 4 dieses Jahres den Jahresbericht über unser Seminar in Porto Alegre. Aus dem Bericht teilen wir einige Einzelheiten mit. Es befanden sich voriges Jahr (1921) 25 Böglinge in der Anstalt. Neben einigen Lehrern, die auf der Anstalt ihre Ausbildung empfangen, sind bis jetzt im ganzen 21 Pastoren aus dem Konkordia-Seminar hervorgegangen. Über das Anstaltsleben im Jahre 1921 heißt es in dem Bericht: „Was das Betragen unserer Böglinge anlangt, so war dasselbe im allgemeinen gut. Ausschreitungen schwererer Art kamen nicht vor. Andere Verfehlungen, wie sie beim Zusammenwohnen von 25 jungen Leuten sich zutrugen, wurden in christlicher Weise erledigt. Man merkt unsern Böglingen an, daß ihnen ihr Christentum ein rechter Ernst ist und sie sich dessen bewußt sind, daß sie einmal dem Herrn in seinem Weinberge dienen wollen. Die Andachten sowie die Gottesdienste in unserer Christuskirche wurden regelmäßig besucht, und der tägliche und reichliche Umgang mit Gottes Wort sowohl im theologischen als auch im Profeminar tut sein übriges. Im allgemeinen konnten wir deshalb im sittlichen Verhalten nur gute Sufsuren ausstellen. Auch über Fleiß und Fortschritte konnten sich die Seminarlehrer im allgemeinen nur freuen.“ Dem argentinischen Bezirk des Distrikts wird das Zeugnis gegeben, daß er sich eifrig auch durch finanzielle Beisteuer in den Dienst der Erhaltung der Anstalt gestellt hat. Dieses Jahr wird die Anstalt 40 Böglinge haben. Erinnert wird: „Da seit der Delegatensynode 1920 unser Konkordia-Seminar von einer Distrikts- oder Missionsanstalt zu einer anerkannten Synodalanstalt erhoben worden ist, so sollte es auch unter den Beschluß derselben Synode fallen, wonach die Kosten für Heizung, Licht und Bedienung aus der Synodalkasse der Gesamtsynode bestritten werden sollen. Wir haben bisher diese Vergünstigung nicht genossen, müssen aber wohl in Zukunft, da wir für eine größere Zahl von Böglingen aufzukommen haben, darauf Anspruch machen. Es wäre uns das eine große Hilfe.“ J. P.

„Ob die Sittlichkeitsreligion vernünftig sei?“ Der Sinn der neuerdings wieder aufgeworfenen Frage ist der, ob die Religion „vernünftig“ zu nennen sei, welche die creeds, insonderheit den Glauben an die satisfactio vicaria des menschengewordenen Sohnes Gottes, beiseiteschiebt und statt dessen das Wesen der christlichen Religion in die moralische Besserung nach dem Vorbild setzt. Diese Religion vertraten alle alten und neuen Unitarier. Auch die Leiter des Interchurch World Movement wollten mit dieser Reli-

gion in kurzer Zeit die Welt „christianisieren“. Die Frage, ob diese Religion „vernünftig“ sei, kann nicht eher beantwortet werden, als bis man sich über die Bedeutung dieses Prädikats geeinigt hat. Versteht man unter vernünftig das, was dem Menschen nach seiner natürlichen Vernunft oder nach seiner menschlichen Meinung als Wahrheit erscheint auf religiösem Gebiet, so ist die „Sittlichkeitsreligion“ vernünftig. Die menschliche Vernunft kommt, wie es in der Apologie der Augsburgerischen Konfession heißt (134, 144), nicht über die *opinio legis* hinaus, das heißt, über die Meinung, daß der Mensch ganz oder teilweise durch eigenes Tun Gott versöhnen müsse. Diese Meinung, fügt die Apologie hinzu, steckt von Natur (*naturaliter*) in allen Menschenherzen und kann daraus nur durch Belehrung von Gott (*divinitus*) vertrieben werden. Alle von Menschen aus ihrer Vernunft gemachten Religionen sind *Werke* Religionen, Religionen „nach der Menschen Lehre und nach der Welt Satzungen und nicht nach Christo“, Kol. 2, 9. Luther sagt: „Siehe aller Juristen Gesetze, aller Philosophen und Heiden Bücher an, so kommen sie nicht weiter denn bis zur Erkenntnis des Gesetzes Moses, als daß man nicht stehlen soll noch falsch schwören, daß man Obrigkeit und Eltern liebe.“ (VII, 1711.) Die Erkenntnis, daß wir durch den Glauben an Christum ohne des Gesetzes Werke selig werden, „wächst in unserm Garten nicht, die Vernunft weiß nicht einen Tropfen davon“. (VII, 1706.) In diesem Sinne ist die „Sittlichkeitsreligion“ vernünftig. Dagegen ist sie in einem andern Sinne durchaus unvernünftig, in dem Sinne nämlich, daß sie den Zweck, den sie erreichen will, in jedem konkreten Falle nicht erreicht. Die Anhänger der „Sittlichkeitsreligion“ erlangen nicht die Versöhnung mit Gott, sondern im Gegenteil den Fluch des göttlichen Gesetzes, das sie nicht gehalten haben, Gal. 3, 10. Daher gibt der Apostel Paulus den Galatern, insofern sie sich vom Glauben an Christum ab- und der „Sittlichkeitsreligion“ zugewendet hatten, das Prädikat „unverständlich“ oder „unvernünftig“, *anoetoi*, Gal. 3, 1. Gewaltig beschreibt Luther die Unvernunft der Anhänger der „Sittlichkeitsreligion“ zu Gal. 4, 9 (IX, 533): „Man sagt von solchen Leuten mit Recht, daß sie einen Stein wälzen, das heißt, sich vergeblich abmühen, wie die Dichter von Sisyphus in der Fabel schreiben, daß, sooft er in der Unterwelt einen Felsblock auf den Gipfel eines Berges gewälzt hatte, derselbe immer wieder zurückrollte; desgleichen, Wasser schöpfen mit einem Siebe, wie die Poeten dichten, daß die Töchter des Danaus in der Unterwelt mit durchlöchernten Schöpflannen Wasser in ein löcheriges Faß gießen müssen.“ Luther setzt hinzu: „Und ich möchte wohl, daß ihr Studenten der Theologie mehr solche Gleichnisse sammeltet, damit ihr den Unterschied des Gesetzes und Evangeliums desto besser behalten könntet, [zum Beispiel] daß, wenn man durchs Gesetz gerecht werden will, dies ebensoviel ist, als wenn man aus einem leeren Kasten Geld zählen will, aus einer leeren Schüssel essen und aus einem leeren Krüge trinken, da Stärke und Reichtum suchen, wo lauter Schwachheit und Armut ist, dem, der unter einer schweren Bürde seufzt und erliegt, dieselbe noch schwerer machen, hundert Goldgulden bezahlen wollen und nicht einmal einen Heller haben.“ J. P.

Zu Bryans Kontroverse mit Präsident Virge. Die Kontroverse Bryans mit Dr. Virge, dem Präsidenten der Staatsuniversität von Wisconsin, hat in weiteren Kreisen Aufsehen erregt. Es handelt sich nicht um ein neues, sondern um ein schon oft, und zwar vergeblich behandeltes Thema. Bryans

Forderung geht wesentlich dahin, daß Lehren, welche der Bibel widersprechen, z. B. Evolution, nicht auf Kosten des Staates vorgetragen werden sollten. Hierin hat Bryan vollkommen recht. Es gibt im Staat doch noch immer eine Anzahl Leute, die die Bibel für Gottes Wort halten und daher „in ihrem religiösen Empfinden verletzt werden“, wenn in Staatsanstalten, für die sie doch auch besteuert werden, direkt oder indirekt die göttliche Autorität der Heiligen Schrift angegriffen wird. Es ist dies aber eine Sachlage, die sich unter der Voraussetzung, daß wir Staatschulen haben wollen, nicht ändern läßt. Der Staat besteht bei uns wie in andern Ländern in seiner großen Majorität aus Ungläubigen, das heißt, aus Leuten, die die Heilige Schrift nicht für Gottes Wort halten. Und da die Majorität bekanntlich regiert, so richtet sie naturgemäß Schulen ein, die mit ihrer ungläubigen Art in Einklang steht. Wir persönlich finden uns mit dieser Sachlage in unserm Gewissen in der Weise ab, daß wir die Besteuerung für die Staatsanstalten, insofern sie Unglauben lehren, als einen uns auferlegten staatlichen Zwang er leiden, dabei aber privatim und öffentlich von den Gottlosigkeiten uns lossagen, die bei dem Unterricht in den Staatsanstalten mit unterlaufen. F. P.

Daß die „soziale Seite“ der christlichen Religion (social application of religion, applied Christianity, etc.) von den Vertretern des „dogmatischen Christentums“ vergessen und erst in unserer Zeit nach Beseitigung der Dogmen gebührend hervorgekehrt worden sei, gehört zu den Unwahrheiten, mit denen jetzt Kirche und Welt betrogen werden. Wie gewaltig Luther die soziale Seite des Christentums betont hat, geht z. B. aus seiner Auslegung der zehn Gebote und aus der dem Katechismus beigelegten „Haustafel“ hervor. Die soziale Krankheit, an der gegenwärtig so ziemlich die ganze Welt zugeständenermaßen leidet, wäre sicherlich nicht da, wenn man Luthers sozialen Unterricht in sich aufgenommen hätte. Dasselbe gilt auch von den „orthodoxen Dogmatikern“, die in der Lehre von der Heiligung und den guten Werken die christliche Religion reichlich in alle Winkel des sozialen Lebens hineintragen. Die unwahre Beschuldigung, daß das „dogmatische Christentum“ die Anwendung der christlichen Religion auf die sozialen Verhältnisse vergessen habe, wird in der Absicht erhoben, die christliche Jenseitsreligion in eine Diesseitsreligion zu verwandeln. F. P.

Nahum Sokolow in St. Louis. Nahum Sokolow, der Vorsitz der Exekutivkomitees der internationalen Zionistenorganisation, ist nun auch in St. Louis eingetroffen. Bei einem Bankett, das ihm zu Ehren im Planters' Hotel veranstaltet war, wurde er von dem Bankettvorsitzenden, Gustav Citron, „als der größte Jude der Gegenwart“ vorgestellt. Sokolow erging sich zunächst in dem Gedanken, den er auch schon voriges Jahr auf dem Zionistenkongress in Karlsbad stark betonte und den man kurz dahin zusammenfassen kann, daß am Judentum, näher, an der Wiederherstellung der „nationalen Heimat“ der Juden in Palästina, die Welt genesen müsse. Der wiederhergestellte Jude bildet das Zentrum der Welt. „Mich deucht“, sagte Sokolow, „Palästina ist die Metropole aller großen Religionen und ganz besonders die Heimat des Sternes von Bethlehem.“ Daher sei es „die Pflicht der Menschheit, für die Wiederverjüngung jenes Landes einzutreten, welches der Welt die zehn Gebote gegeben hat“. Der Zionismus, den Sokolow vertritt, verfolgt keineswegs egoistisch-jüdische Ziele, sondern hat selbstlos das Wohl der ganzen Menschheit im Auge, ähnlich wie die Mitterten, die diesen

jüdischen Segen für die Welt möglich gemacht haben durch den von ihnen geführten Krieg. Wir heben nach den Zeitungsberichten noch die folgenden Einzelheiten aus Sokolows Rede hervor: „Wir wollen weiter nichts als ein Heim für die in aller Welt zerstreuten Juden, zunächst für die drei Millionen verfolgten und verhungerten Juden der Ukraine. Haben wir dieses Heim — Palästina —, dann werden wir unsere Kinder in unserem Sinne erziehen. Freilich gibt es arabische Schulen in Palästina, aber diese dienen meistens der Verbreitung des Aberglaubens. Wir wollen unsere Kinder in dem Geiste unserer Rasse ausbilden, sie die hebräische Sprache — die Sprache unserer Vorfahren — lehren. Das jiddische Jdiom ist keine würdige Sprache für die Kinder Israels. Wir müssen das Hebräische wieder zu einer lebenden Sprache machen.“ Die Ausführung dieses Programms wird seine Schwierigkeiten haben. Gottes Programm für Israel geht dahin, daß es unter die Völker zerstreut bleibe, damit das ganze geistliche Israel selig werde, indem es den Heiden nachseifert, die an den gekommenen Messias Israels gläubig geworden sind. Armes jüdisches Volk! Israel gelangt nun nach „Jerusalem“ und auf den „Berg Zion“, nicht nach dem Rezept Sokolows und des Zionismus, durch Leibliche Rückkehr in „das Land der Väter“, sondern in der Weise, die der Hebräerbrief den an Christum gläubig gewordenen Juden mit den Worten beschreibt: „Ihr seid gekommen [nämlich durch den Glauben an Christum] zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler tausend Engel“, Hebr. 12, 22. Auch das Erlernen der hebräischen Sprache dürfte seine Schwierigkeiten haben. Die Juden sind ein sehr begabtes Volk. Sie lernen manche Dinge leichter als andere Rassen. Aber das Hebräische geht ihnen nicht leicht ein. Die Sprache ihrer „Vorfahren“ lernen sie schwerer als andere. Das bezeugt sogar ein Teil ihrer Rabbiner. Das „jiddische Jdiom“ (Deutsch, vermischt mit hebräischen Worten und Konstruktionen) ist freilich nicht gerade eine sehr schöne Sprache. Sokolow meint: „keine würdige Sprache für die Kinder Israels“. Immerhin ist es vorteilhafter für die Juden, durch das ziemlich allgemein verstandene jiddische Jdiom miteinander zu verkehren, als auf ein allgemeines Verkehrsidiom überhaupt verzichten zu müssen. F. P.

Zur Bekämpfung der Könige. Schon vor einigen Monaten brachte der republikanische Repräsentant Herrick von Oklahoma einen Gesetzentwurf ein, in welchem bestimmt ist, daß jede Person, welche in einem Schauspiel oder Festaufzug oder Karneval einen König oder Königin darstellt, mit einer Geldstrafe von nicht mehr als \$10,000 und Haft von zehn bis zwanzig Jahren bestraft werden soll. Ähnliche Strafen sind für jene vorgesehen, welche eine Person anstellen, um einen König oder eine Königin zu repräsentieren. Zur Begründung seiner Vorlage sagte Repräsentant Herrick, daß durch solche Schaustellungen Gedanken gefördert werden, welche mit den Grundsätzen der bestehenden Regierungsform im Widerspruch stehen und als Hochverrat angesehen werden müssen.“ Dies erinnert an die wütesten Tage der sozialistischen Regierung in Deutschland. Es soll nach Zeitungsberichten damals beantragt worden sein, eine revidierte Bibel herauszugeben, aus der jede Bezugnahme auf Könige und Fürsten gestrichen sei. Was unsern Herrick betrifft, so bleibt natürlich sein Antrag im Komiteezimmer begraben. Herrick gehört zu den „Patrioten“, die unsere republikanische Regierungsform, für die wir eintreten, vor der Welt lächerlich machen. F. P.

II. Ausland.

Ein weiteres Zeugnis gegen die Leugner der Inspiration der Schrift und der stellvertretenden Genugtuung Christi finden wir in dem Kirchenblatt „Die köstliche Perle“, November 1921, S. 14 f. Dort schreibt P. Clausen u. a.: „Bei ihnen [nämlich bei denen, die das Lied von dem Lamm, das der Welt Sünde trägt, recht singen können] gilt nur die Schrift, das irrumslose Gotteswort. Was kluge Menschen sagen, liegt ihnen welkenfern. Menschentüchtigkeit im Kampf mit Gottes Wort, Bibelkritik im Kampf mit dem Glauben an die von Christus verkündigte Irrtumslosigkeit der Schrift: das gibt dem religiösen Leben unserer Zeit ihr eigentümliches Gepräge. Das ist der ‚tierische‘ Zug des modernen Unglaubens, daß er den Glauben an das irrumslose Gotteswort über alles haßt und verfolgt. Sie wissen wohl warum. Haben sie das erst erzwungen, daß die Schrift hier und da in einzelnen Punkten irrt, dann ist die Bahn frei zum Sturmloch gegen jede Wahrheit der Schrift. Wenn das eine in der Bibel falsch ist, dann kann alles falsch sein. Dann ist vor allen Dingen das falsch, daß Christus der nie irrende Herr und Gott vom Himmel ist. Dann ist auch das falsch, daß sein Tod das göttliche Schuldopfer für die Sünde der Welt ist. So hängt alles eins mit dem andern zusammen. Wer seine Hand gegen die Bibel erhebt, der erhebt seine Hand gegen das Kreuz von Golgatha, gegen Gott selbst und gegen Leben und Seligkeit aller Menschen. So sind die um das Lamm Gottes gescharten Gläubigen mit ihrem Denken und Glauben Fremdlinge in dem Geschlecht unserer Tage und werden angefochten, verachtet, verspottet, gehaßt, verfolgt wie einst ihr Herr, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Und sie müssen es dulden, solange es Gott gefällt. Nur unter dem Haß und der Verfolgung des ‚Tieres aus dem Meere‘ und des ‚Tieres von der Erde‘ kann die wahre Kirche Christi das sein und bleiben, was sie ist, die auserwählte Schar, die das Lied singt, das sonst niemand lernen kann. Nur in den allerhöchsten Bedrängnissen Leibes und der Seele lernen die wahren Gläubigen ihre ganze Zubericht auf das Lamm Gottes setzen, das die Sünde der Welt trägt. Und je schärfer die äußere und innere Bedrängnis wird, desto klarer gestaltet sich vor dem Glaubensbild der Auserwählten das Bild des Gekreuzigten aus. In ihren höchsten Nöten lernen sie ihn sehen und verstehen, wie er in himmlischer Reinheit am Kreuze hängt, der ewige Gottessohn, der Jungfrauensohn, der Sündlose unter den Sündern, der die Sünder vor Gott im Gericht vertritt und als Wortführer und Stellvertreter der Sünder von Gottes Richterhand zu Tode getroffen wird. Da lernen sie auch verstehen, daß Gott nicht nur den Gekreuzigten nach erlittener Todesstrafe in der Auferstehung von den Toten wieder angenommen hat, sondern auch die, deren Sache er sterbend führte und die er im Tode vor Gott vertrat. Das sind die wahrhaft Gläubigen, die nun auf dem Berg des Heils, Zion, um das Lamm geschart stehen. Und während sie stehen und sehen und glauben, was dort am Kreuz geschieht, beginnt in ihrem Herzen ein Klingen wie Harfentöne aus einer andern Welt, lieblich und gewaltig zugleich wie Donner und Meeresbrausen, und ihr Herz selbst beginnt zu klingen, und aus ihrem Herzen steigt das Lied der Lieber zum Throne Gottes empor, das ewige Lied vom Lamm Gottes.“ Wenn es in den landeskirchlichen Gebieten zu einer kirchlichen Erneuerung kommt, so wird sie von bisher in weiteren Kreisen unbekanntem Pastoren und gläubigen Laien ausgehen, nicht von den Universitäten.

Über Erweckungen in den baltischen Staaten finden wir im *Lutheran Sentinel* die folgende Mitteilung: „Auf der Warte reports numerous revivals in the Baltic provinces. In Esthonia, sorely distressed by terrorism, injustice, war, and revolutionary atrocities, a large Alliance Conference took place during the Pentecost season of this year. The attendance was unusually large, and the halls in which the public meetings were held could scarcely accommodate the crowds. In the large Ohla Church in Reval about 8,000 persons were present at an afternoon meeting. Individual pastors reported a promising reawakening of the religious life. One old Provost from the Isle of Dago related how a Catholic girl, oppressed by her sins, came to him one day and besought him to lay his hands upon her head and pray for her. After several days twenty-three others came with the same request. And now from these beginnings there has resulted a spiritual awakening such as he has never before experienced. A Russian brother from Siberia reported large revivals in the Far East. In Finland likewise religion is coming into new life. The Finnish government allows free railroad transportation to pastors, young people's secretaries, and others engaged in religious work.“

Reaktion gegen demokratisierende Literatur. Aus Chicago berichtete kürzlich die Affoziierte Presse: „Die französische Zeitschrift *La Vie Parisienne* war heute in keinen Verlagsbandlungen zu haben, da die für Chicago bestimmte Sendung von den Postbehörden konfisziert worden war. Viele Abteilungen in der neuesten Ausgabe sollen anstößig gemessen sein.“ Aus Berlin berichtete eine hiesige politische Zeitung: „In einem Vororte von Berlin sind gewaltige Massen von Schundromanen auf einem Scheiterhaufen öffentlich verbrannt worden. Es handelte sich dabei um eine wohlthätige Maßnahme im sittlichen Interesse der Schuljugend. Jeder Schüler, der zwei Delinquenten zur Justifizierung einlieferte, erhielt eine Ergreifungsprämie in Gestalt eines guten Jugendbuches. Man kann sich mit solchem drastischen Vorstoß gegen die Schundliteratur um so unbedingter einverstanden erklären, wenn man ermägt, daß die dramatische Inszenierung dieses Flammentribunals, bei dem sogar Feuerwehr ausgerückt war, gewiß auf die Seelen der Jugend, um die da gekämpft wurde, einen stärkeren Eindruck gemacht haben dürfte als alle die wohlgemeinten Reden und Schriften, in denen bisher erfolglos zu Feld gezogen wurde.“ Vor einigen Monaten legte man auch in New York einer englischen „*Dame*“ das Handwerk, die dort für „Geburtenkontrolle“ Propaganda gemacht hatte. Um so mehr haben wir uns darüber gewundert, daß ein Professor der Staatsuniversität von Wisconsin in Milwaukee „Geburtenkontrolle“ empfehlen durfte. F. P.

Römischer Götzendienst in Brasilien. Das „Kirchenblatt für Südamerika“ berichtet, daß der Erzbischof von Porto Alegre eine Gedächtnisrede auf den verstorbenen Papst hielt, die also begann: „Zäh waren die letzten Blitze des funkelnden Gestirns, das länger als sieben Jahre am Himmel der Christenheit die Völker der fünf Erdteile erleuchtete. Unerwartet waren die letzten Strahlen dieses Gestirns, das als Führer diente den Irrenden, als Licht den Verlassenen, als Trost den Unglücklichen, als Leuchtturm den Nationen, die auf dem blutigen Ozean gigantischer Kämpfe die gegenseitige Vertilgung suchten: Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht.“ Armes Volk, das Finsternis Licht und Licht Finsternis nennt!

F. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 68.

Mai 1922.

Nr. 5.

Die Apologie des Aristides.

Die letzten fünfzig Jahre haben uns so manchen glücklichen Fund aus der altchristlichen Literatur beschert. Würde man eine vollständige Liste davon herstellen, sie würde eine respektable Länge bilden. Nicht am niedrigsten, vielmehr mit am höchsten unter den aufgefundenen Schätzen steht die Apologie des Aristides. Die äußere Geschichte dieses Werkes ist höchst interessant. Eusebius und Hieronymus erwähnen, daß es zu ihrer Zeit existierte. Der erstere berichtet in seiner Kirchengeschichte (IV, 3): „Auch Aristides, ein rechtschaffener Mann unter unsern Glaubensgenossen, hat ebenso wie Quadratus eine dem Hadrian zugeschriebene Apologie für den Glauben hinterlassen. Seine Schrift wird ebenfalls noch jetzt bei sehr vielen aufbewahrt.“ Hieronymus spricht sich mehrere Male lobend über Aristides aus, und das ist, von ein paar Kleinigkeiten abgesehen, alles, was aus der alten Kirche über diesen Mann und sein Werk mitgeteilt wird. Die Apologie selbst ging früh verloren. Die großen Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts mußtten sich damit begnügen, auf die paar genannten Zeugnisse über Aristides hinzuweisen; sein Werk lag ihnen nicht vor. Erst spät im Jahrhundert wurde ein größeres Fragment davon in armenischer Sprache gefunden und 1878 in lateinischer Übersetzung veröffentlicht. Doch im Jahre 1889 hatte der Engländer J. Rendel Harris das Glück, im Katharinenkloster auf dem Berge Sinai, allgemein bekannt als langjährige Heimat des Codex Sinaiticus, eine syrische Übersetzung der apologetischen Schrift des Aristides zu finden. Als diese nun übersetzt und in weiteren Kreisen bekannt wurde, stellte es sich heraus, daß man das Werk allerdings schon früher gehabt, aber nicht als Apologie des Aristides gekannt und deshalb wenig beachtet hatte. In einen griechisch geschriebenen und den Fachgelehrten des neunzehnten Jahrhunderts vorliegenden Mönchsroman des frühen Mittelalters, „Das Leben Barlaams und Joasaphs“ betitelt, war diese Apologie fast vollständig hinübergenommen worden, ohne daß der Romanschreiber die Quelle angegeben hätte. Durch Harris' glücklichen Fund war man also mit einem Schläge in den Besitz der griechischen und der syrischen Version unserer Apologie gekommen.

Über das Leben des Aristides ist uns fast nichts bekannt. Daß er ein Philosoph war, geht aus seiner Apologie hervor, in deren Überschrift er sich ausdrücklich diesen Titel beilegt. Über die Zeit der Verabfassung seiner Verteidigungsschrift gehen die Meinungen auseinander. Es wird darüber gestritten, ob er sein Werk dem Kaiser Hadrian, wie Eusebius berichtet, oder dem Kaiser Antoninus Pius überreicht habe. Die in der Überschrift enthaltene Adresse ist leider unklar. Harnack und Zahn nehmen an, die Schrift sei an Antoninus Pius gerichtet und etwa 145 geschrieben. Doch haben sie durchaus nicht jedermann überzeugt. Ein vor etlichen Jahren in der „Theol. Quartalschrift“ (Tübingen) erscheinender Artikel nimmt eine Gegenstellung ein; der Schreiber kommt nach gründlicher Untersuchung zu dem Resultat, Eusebius habe recht berichtet. Dann wäre die Apologie etwa 126 entstanden, auf jeden Fall vor 138, dem Todesjahr Hadrians. An die große Tragweite dieser Frage für die Wertung der Apologie braucht kaum erinnert zu werden; sie liegt auf der Hand.

Sehr schwierig ist es, den ursprünglichen Text unsers Werkes zu bestimmen. Beide Versionen, die syrische und die griechische, weichen oft erheblich voneinander ab. Aristides hat die Apologie natürlich griechisch geschrieben, aber bei ihrer Hinübernahme in den genannten Roman mag sich der Schriftsteller allerlei Freiheiten mit dem Text erlaubt haben. Man darf daher den jetzt vorliegenden griechischen Text nicht ohne weiteres als eine getreue Wiedergabe des Originals ansehen. Wer sich mit dem Text dieser Apologie möglichst vertraut machen will, kann dies gut an der Hand der Ausgabe der ältesten Apologeten, die Prof. Goodspeed in Chicago besorgt hat, tun. Da ist, wo der syrische Text den Vorzug zu verdienen scheint, dieser in lateinischer Übersetzung geboten, während der griechische eben griechisch gegeben wird, wovimmer er für besser gehalten werden kann. Der ausführliche kritische Apparat bringt die für weniger gut befundene Lesart *sub linea* und nimmt auch Bezug auf das armenische Fragment, soweit dieses reicht. Ich lasse nun eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe des Werkes, und zwar so, daß ich den Aristides redend einführe, folgen, in der Hoffnung, daß manchem Leser, der diese und etwa auch die andern altchristlichen Apologien noch nicht gelesen hat, eine Gelegenheit nicht unerwünscht sein wird, den Charakter dieses und damit auch den anderer apologetischer Werke jener Zeit in etwas kennen zu lernen; denn sie bewegen sich alle mehr oder weniger in denselben Bahnen.

Die Betrachtung der Welt und der regelmässigen Bewegung der großen Weltkörper, erlauchtester Kaiser, brachte mich zu der Erkenntnis, daß es einen Gott gibt, der dies alles in Bewegung erhält. Das Wesen dieses Gottes geht weit über menschliches Verstehen hinaus. Doch kann man ihn beschreiben als ewig, vollkommen und über alle Schranken erhaben. Er hat keinen Namen nach Art der Menschen, keine Gestalt, kein

Gliedergefüge; er ist weder männlichen noch weiblichen Geschlechts. Ferner ist er nicht sündlichen Affekten, Irrtum und Vergeßlichkeit unterworfen. Er bedarf keines Dinges; aber ohne ihn kann nichts bestehen.

Wer sind nun die Menschen, die die rechte Gotteserkenntnis besitzen? Ich theile die Menschheit ein in drei Klassen, nämlich die Anbeter eurer Götter, die Juden und die Christen. Die Hauptrepräsentanten der ersten Klasse sind die Chaldäer, Griechen und Ägypter. Die Chaldäer kannten den wahren Gott nicht. Sie fielen in großen Irrtum hinsichtlich der Elemente und begannen, die Geschöpfe zu verehren anstatt des Schöpfers [offenbar eine Anspielung auf oder Entlehnung aus Röm. 1, 25]. Sie machten sich Darstellungen des Himmels, der Erde, der Gestirne usw., schlossen diese Gebilde in Tempel ein, verwahrten sie gegen Diebstahl und verehrten sie als Götter. Welch ein Wahn! Götter, die selber des Schutzes bedürfen, können die andern Schutz gewähren? Merkwürdig, daß auch eure Philosophen die den Elementen zu Ehren gemachten Gebilde Götter genannt und nicht erkannt haben, daß diese Elemente selbst veränderlich und auflösbar sind. Denn wenn ein kleiner Teil eines Elementes zerteilt und zerstört werden kann, was doch unleugbar ist, so folgt, daß überhaupt das Element der Zerteilung und der Vernichtung unterworfen ist. Wenn nun nicht einmal diese Elemente göttliche Art haben, wieviel weniger dürfen ihre Darstellungen Gott genannt werden.

Um etwas auf Einzelheiten einzugehen — man denke an den Sternenhimmel. Er dreht sich, und die Drehung erfolgt nach bestimmten Gesetzen. Auch besteht er aus vielen verschiedenen Teilen. Man hat ihn Kosmos, das trefflich Geordnete, genannt. Diese Bezeichnung aber setzt schon einen Künstler voraus, der die Ordnung hergestellt hat. Etwas Geordnetes hat ferner Anfang und Ende. Aus allem Gesagten ist es klar, daß der Sternenhimmel nicht Gott, sondern das Werk Gottes ist. Auch die von den Menschen in schimpflicher Knechtschaft gehaltene Erde kann nicht Gott sein, ebensowenig das Wasser, das beschmußt oder gekocht wird und zu Eis gefriert, das Feuer und das Wehen des Windes. Sonne und Mond sind nicht Gott, sind sie doch gewissen Gesetzen unterworfen und müssen dem Menschen dienen. Auch der schwache, mit Mängeln aller Art behaftete Mensch darf nicht Gott genannt werden. Der Irrtum der Chaldäer liegt auf der Hand.

Handeln wir weiter von den Griechen, die von Zeus abstammen wollen. Obwohl sie auf Weisheit Anspruch machen, sind sie auf noch größere Narrheiten geraten [vgl. Röm. 1, 22] als die Chaldäer, indem sie behaupten, es gebe viele Götter, männliche und weibliche, und alle seien Sklaven mannigfacher Leidenschaften und frönten allerlei Freveln. Was für Schandtaten und lächerliche Dinge erzählt man von Kronos und Zeus, Hephäst und Hermes und den andern Göttern! In ihren Nöten konnten sie nicht sich selbst Hilfe leisten; wie könnten sie andern helfen?

Am schlimmsten von allen aber sind die Ägypter fehlgegangen. Sie haben sich nicht begnügt mit einer Gottesverehrung nach Art der Chaldäer und Griechen, sondern sie haben auch noch allerlei unvernünftige Tiere zu Göttern gemacht. Sie verehren Osiris und Isis, aber auch in manchen Fällen ein Schaf, in andern einen Ziegenbock, einen Ochsen, ein Schwein, allerlei Vögel oder ein Krokodil. Noch andern Tieren geben sie göttliche Ehre, wie Katzen, Fischen, Hund, Wölfe, Schlangen, dazu auch Pflanzen, wie Knoblauch und Zwiebeln. Welch elende Götter, die von ihren eigenen Untertanen getötet oder gegessen werden!

Wie können die Ägypter, Chaldäer und Griechen die Bilder verehren, die sie mit eigenen Augen unter den Händen von Handwerkern haben entstehen sehen? Aber auch die Götterbeschreibungen der Dichter und Philosophen sind verwerflich, sie sind eben selbst erdacht. Sie stellen Gott als unvollkommenes Wesen dar, indem sie ihn als opferbedürftig schildern. Ferner, wie stimmen die Geschichten von Sader, Zwietracht und offenen Feindseligkeiten unter den Göttern mit dem bei den Philosophen anerkannten Grundsatz, daß die Gottheit eines Wesens, also doch gewiß mit sich selbst einig sei? Erkennen ferner nicht die griechischen Weisen, daß sie, indem sie Gesetze zur Verhinderung von Mord, Diebstahl und Ehebruch machen, damit ihre eigenen Götter verdammen, die nach ihren Sagen gerade solche Dinge begangen haben? Sind die Göttergeschichten nur Märchen, dann fällt diese ganze Götterlehre zusammen; sind sie wirklich geschehen, dann sind ihre Götter nicht Gottheiten, sondern Unholde.

Was ist die Anschauung der Juden von Gott? Sie sagen, daß es nur einen Gott gebe, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und daß neben ihm nichts als göttlich zu verehren sei. Hierin scheinen sie näher als alle andern Völker zur Wahrheit gekommen zu sein, da sie nämlich Gott verehren und nicht seine Werke. Ihrem Gott ahmen sie nach in Liebe zu ihren Mitmenschen; sie erbarmen sich der Armen, kaufen die Gefangenen los, begraben die Toten und tun ähnliche Dinge, die Gott angenehm sind und bei ihren Mitbürgern Beifall finden. Freilich, auch sie besitzen nicht die volle Wahrheit. Ihr Halten des Sabbats und Neumondtages, ihr Passah, ihr Fasten, ihre Beschneidung und ihre Beobachtung besonderer Speisegesetze bilden nicht einen wahren Gottesdienst.

[Die griechische Version hat hier noch die folgenden Worte: Als der Sohn Gottes in Gnaden auf die Erde gekommen war, übergaben ihn die Juden in blindem Haß dem Landpfleger der Römer, Pilatus, und ließen ihn zum Kreuzestod verurteilen, ohne auf seine barmherzigen Werke und seine zahllosen Wunder zu achten; und durch ihre eigene Gottlosigkeit gingen sie zugrunde. Sie verehren freilich auch jetzt noch den einen allmächtigen Gott, aber mit Unverständnis. Sie verleugnen nämlich Christum, den Sohn Gottes, und stehen auf gleicher Stufe mit den Heiden. Wenn sie sich auch der Wahrheit in etwas zu nähern scheinen, so haben sie sich doch tatsächlich weit davon getrennt.]

Die Christen haben ihren Namen von dem HERRN IESU CHRISTO. Von diesem wird bezeugt, daß er der Sohn des höchsten Gottes sei, vom Himmel herabgekommen zur Rettung der Menschen, und daß er von einer Jungfrau Fleisch angenommen habe. Dies wird im Evangelium gelehrt. Wenn ihr es lest, werdet ihr seine Erhabenheit erkennen. Er hatte zwölf Jünger, sein Werk hinauszuführen. Er selbst wurde von den Juden gekreuzigt, starb und wurde begraben. Man sagt, daß er nach drei Tagen von den Toten auferstanden, und daß er gen Himmel gefahren sei. Seine zwölf Jünger gingen dann hinaus in die verschiedenen Länder der Erde und verkündigten seine Herrlichkeit. Daher werden noch jetzt die, die der von ihnen verkündigten Gerechtigkeit dienen, Christen genannt.

Diese Christen, gnädigster Kaiser, sind im Besiz der Wahrheit. Sie erkennen nämlich Gott als Gründer und Schöpfer aller Dinge; einen andern Gott als diesen verehren sie nicht. Sie haben die Gebote des HERRN IESU in ihr Herz geschrieben und halten sie, indem sie auf eine Auferstehung der Toten und ein Leben in der zukünftigen Welt warten. Sie meiden Ehebruch, Hurerei, falsches Zeugnis, das Begehren der Güter des Nächsten; sie ehren Vater und Mutter und lieben den Nächsten; als Richter sind sie gerecht. Wobon sie nicht wollen, daß man es ihnen zufüge, das fügen sie auch nicht einem andern zu. Sie ermahnen die, die ihnen unrecht tun, und machen sie sich zu Freunden. Männer und Frauen halten sich von jeder Unkeuschheit fern. Die Diener werden durch die Liebe ihrer Herren zur Annahme des Christentums bewogen. Sie wandeln in aller Demut und Freundlichkeit. Lügen wird bei ihnen nicht gefunden. Einander gegenüber beweisen sie Liebe; die Notleidenden in ihrer Mitte versorgen sie redlich. Wenn nötig, fasten sie ein paar Tage und sparen sich am Munde ab, was etwa ein armer Mitbruder an Lebensmitteln bedarf. Sie sind bereit, für Christum ihr Leben zu opfern. Frühmorgens und zu jeder andern Stunde bringen sie dem HERRN Dank dar, wann immer sie Speise und Trank und die andern Güter genießen. Beim Tode eines Frommen sind sie freud- und dankerfüllt. Sehen sie aber einen von ihnen in Gottlosigkeit dahinsterven, so weinen und seufzen sie, weil ihn Strafe treffen wird.

Ihr Leben bringen sie zu mit Gebet, worin sie sowohl Gott recht anrufen als auch für sich das Rechte erbitten. Und da sie die Wohltaten Gottes anerkennen, so fliehet um ihretwillen alles Gute herab, das man hier genießt. Mit ihren guten Werken prangen sie nicht; sie suchen vielmehr, sie zu verbergen. Ihre Lehren und Gesetze, das Herrliche ihres Gottesdienstes und ihre Erwartung einer Belohnung in der zukünftigen Welt, die den Werken eines jeden gemäß sein wird, kannst du aus ihren Schriften erkennen. Mir ist es genug, Eure Majestät in etwas über die Sitten der Christen und die Wahrheit, die sie besitzen, unterrichtet zu haben. Denn groß und wunderbar in der That ist ihre Lehre für den, der sie erkennen und betrachten will. Wir haben darin

wirklich etwas Neues und Göttliches. Lest daher ihre Schriften. Ihr werdet finden, daß ich diese Dinge nicht aus meinem Eigenen genommen oder als Anwalt der Christen zurechtgestutzt habe, sondern, weil ich sie in ihren Schriften gelesen, habe ich sie fest geglaubt, auch was das noch Zukünftige betrifft. Darum fühle ich mich gedrungen, die Wahrheit denen vorzulegen, die sich darüber freuen und die zukünftige Welt suchen.

In manchen ihrer Schriften finden sich Dinge, die zu schwierig sind zur Erörterung, ja sogar, sie zu nennen. Großes und Wunderbares wird von den Christen gesagt und getan, denn sie reden nicht Worte der Menschen, sondern Gottes. Die Griechen freilich wenden, weil sie in Unzucht leben, den Spott ihrer Unreinheit gegen die Christen. Die aber sind fromm und geduldig, tragen willig den Spott und beten für die Spötter. Wird einer von den Letzteren bekehrt, so legt er seine Unreinheit ab und lobt Gott. Mögen alle, die Gott nicht kennen, sich mit den Christen in Verbindung setzen und Worte des ewigen Lebens hinnehmen! Mögen sie so das schreckliche Gericht von sich abwenden, welches durch Jesum Christum über das ganze menschliche Geschlecht kommen wird!

Das ist der Inhalt der Apologie des Aristides. Gerade den letzten Teil habe ich besonders ausführlich geboten, weil er hauptsächlich für uns von Interesse ist. Die Schlußschrift ist einfach, besonders wenn man sie mit den ähnlichen Werken des Justin und erst recht des Athenagoras vergleicht. Es sind nur ein paar Hauptgedanken da, die näher ausgeführt werden. Mit Freuden lesen wir, wie dieser Mann, der offenbar von Hause aus ein Heide war, den Christen das Zeugnis ungeheuchelter Frömmigkeit gibt. Er bestätigt, was wir aus andern Quellen über das Leben der ersten Christen wissen. Einen Lutheraner befremdet es, daß Aristides gerade das Veröhnungsoffer Christi nicht mehr herausstreicht. Es mag das seinen Grund in dem Zweck der Schrift haben, nicht sowohl die christliche Lehre darzulegen, als den Kaiser für die neue Religion günstig zu stimmen.

Für die Kanongeschichte scheint mir diese Schrift von nicht geringer Bedeutung zu sein. Einmal setzt Aristides hier eine weite Verbreitung der christlichen Schriften voraus, indem er auffordert, man solle nur diese Schriften zur Hand nehmen und lesen. Alle Anhaltspunkte sprechen dafür, daß er sich auf die Schriften der Apostel bezieht. Es ist eine solche Verbreitung der apostolischen Schriften so früh in der Geschichte der Kirche kaum verständlich, wenn man nicht annimmt, daß die Christen gleich, als sie diese Schriften überkamen, deren göttlichen Charakter kannten und darum sich ihre Verbreitung anlegen sein ließen. Ferner nennt er, wenn die griechische Version hier korrekt ist, ausdrücklich die Evangelien „Heilige Schrift“. Er sagt (ich übersehe wörtlich): „Die Herrlichkeit des Kommens Jesu kannst du aus der bei ihnen Evangelium genannten Heiligen Schrift erkennen.“ Soweit mir

bekannt, ist dies die älteste Stelle in der christlichen Literatur, wo die Bezeichnung Heilige Schrift ausdrücklich in Beziehung auf die Evangelien gebraucht wird. (Es ist allerdings nicht zu vergessen, daß schon in der Epistel, die den Namen des Barnabas trägt, ein Zitat aus Matthäus eingeführt wird mit den Worten: „Wie geschrieben steht“, was offenbar dies Evangelium auf gleiche Stufe mit der Heiligen Schrift Alten Testaments stellt.) Haben wir in dem zitierten Satz die ursprünglichen Worte des Aristides, so besitzen wir hier ein wichtiges Zeugnis dafür, daß die Evangelien (oder wenigstens eins davon) schon früh im zweiten Jahrhundert als Heilige Schrift zirkulierten, also nicht etwa bloß als ehrwürdige Schriften angesehenen Männer. Aber auch wenn der zitierte Satz nicht authentisch sein sollte, so viel geht aus beiden Versionen, der syrischen und der griechischen, hervor, daß 1. Aristides die Lehre der Christen aus ihren eigenen Schriften kennen gelernt hat; 2. daß er seine Kenntnis des Lebens Jesu aus unsern kanonischen Evangelien und nicht etwa aus apokryphischen Werken gewonnen hat, da die Notizen, die er über Jesum bringt, gerade die sind, die unsere Evangelien betonen; 3. daß er diesen Schriften absolute Autorität beimißt. Gewisse Wendungen, die Aristides gebraucht, machen es glaublich, daß er das Matthäus-, Lukas- und Johannesevangelium gehabt hat. Nun, dann wird er auch der Kenntnis des Markusevangeliums nicht ermangelt haben.

Offenbar hat Aristides auch andere neutestamentliche Schriften als die Evangelien in seinen Händen gehabt. Ob er alle andern neutestamentlichen Bücher hatte oder nur einen Teil davon, läßt sich nicht erkennen. Aber daß er eine Anzahl hatte, zeigt deutlich der in der Inhaltsangabe angeführte Ausspruch über Schriften der Christen, die wunderbare Dinge enthalten. Wörtlich übersetzt, lauten die Worte: „Übrigens finden sich in andern ihrer Schriften Dinge, die zu schwierig sind, als daß sie dargelegt, ja, als daß sie erwähnt werden könnten, Dinge, die nicht bloß gesagt, sondern auch geschehen sind.“ Er scheint mir hier einmal von der Offenbarung St. Johannis zu reden, die ja viel des Wunderbaren enthält, dann aber auch von der Apostelgeschichte, weil er sich auf Dinge bezieht, die geschehen sind. Oder denkt er auch an die Episteln St. Pauli, von denen es 2 Petr. 3, 15, 16 bekanntlich heißt: „Und die Geduld unsers Herrn achtet für eure Seligkeit, als auch unser lieber Bruder Paulus nach der Weisheit, die ihm gegeben ist, euch geschrieben hat, wie er auch in allen Briefen davon redet, in denen sind etliche Dinge schwer zu verstehen“ usw.? Die Frage wird fürs erste unentschieden bleiben müssen; vielleicht wird ein weiterer glücklicher Fund hier noch einmal Aufklärung schaffen. Aber so viel steht fest, daß Aristides auch andere heilige Schriften der Christen gekannt hat. Und er sagt kein Wort darüber, daß er sie den Quellen unterordnet, woraus er die Lebensgeschichte Jesu und seine Angaben über die Sitten der Christen geschöpft hat. Übrigens zeigen die indirekten Hinweise auf

Stellen im Römerbrief, auf die ich bei der Angabe des Inhalts aufmerksam gemacht habe, daß ihm diese Epistel bekannt war.

Es ist klar, wir Christen, die wir die Schriften des Neuen Testaments für inspiriert halten, ebenso wie die des Alten Testaments, können uns nur über das Auffinden der Apologie des Aristides freuen. Sie ist eins der Dokumente, die uns beweisen, daß schon bald nach dem Heimgang der Apostel ihre Schriften der Kirche das waren, was sie uns sind; daß demnach ihr Charakter als inspirierte Schrift sich nicht erst allmählich entwickelte, sondern von vornherein ihren gläubigen Lesern feststand. Den Schluß bilde ein schönes Wort von Chemnitz, das passend hätte als Motto des Artikels dienen können (Examen, Ed. Preuß, S. 44): „Amamus et veneramus veteris et purioris ecclesiae testimonia, cuius consensu et adiuvamur et confirmamur; fidem vero oportet niti Verbo Dei, non humana auctoritate.“ A.

Verfassungsnöte der Landeskirchen Deutschlands.

3. Das Streben nach dem Ziel der „Volkskirche“.

Außer Haud haben eine ganze Reihe weitblickender Kirchenmänner Deutschlands sich bereits seit mehr als einem Jahrzehnt vor der Revolution mit dem Problem eines möglicherweise bald vorzunehmenden Verfassungsneubaus der deutschen Landeskirchen beschäftigt. Eine eigentümliche Begleiterscheinung der Versuche, das Problem zu lösen, ist dies, daß die überwiegende Mehrzahl derer, die in der Besprechung der Frage das Wort ergriffen haben, sich für das republikanische Deutschland einen kirchlichen Neubau denken, der in wesentlichen Stücken der Kirche unter den ehemaligen deutschen Monarchien ähnlich ist.¹⁾ Man hat in Kreisen, denen das staatskirchliche System Herzenssache und Prinzip war, den herankommenden Umsturz offenbar viel klarer vorausgesehen und, weil man darin eine die kirchlichen Lebensinteressen bedrohende Gefahr witterte, beizeiten Vorkehrungen zu treffen gesucht, um möglichst viel von dem, was den Betreffenden wertvoll schien, aus dem unvermeidlichen Zusammenbruch der bestehenden kirchlichen Ordnung der Dinge in die neue Zeit hinüberzuretten. Die Vertreter dieser Richtung

1) Siehe H. Eger, „Das Wesen der deutsch-evangelischen Volkskirche der Gegenwart“ (Gießen 1906); A. Mezger, „Eigenart und innere Lebensbedingungen einer protestantischen Volkskirche“ (Rektoratsrede, Basel 1909); G. Traub, „Staatskirche oder Volkskirche“ (Jena 1911); Fr. Rendtorff, „Kirche, Landeskirche, Volkskirche“ (Leipzig 1911); Friedrich Manz, „Staatskirche, Freikirche, Volkskirche“ (Tübingen 1912); Leonhard, „Die Lage der Landeskirche und ihre künftige Gestalt“ (Dresden); E. Haud, „Volkskirche und Staatskirche“ (Schwerin 1916); Freiherr v. d. Golz, „Volkskirche oder Freikirche“ (Preuß. Kirchenzeitg., XIV. Jahrg., 1918, Sp. 65 ff.).

sind der Trennung von Kirche und Staat abhold; wenigstens stehen sie derselben ziemlich kühl gegenüber. Sie lassen sie an sich herankommen und beugen sich schließlich darunter als unter einen Teil des tragischen Geschehes, das Deutschland betroffen hat. So geht z. B. der Tübinger Professor Schmidt in seiner Erörterung des Verfassungsneubaus der evangelischen Kirche Württembergs an diesem wichtigen Prinzip mit den Worten vorbei: „Außerhalb der Erörterung soll ferner die Frage der Trennung von Staat und Kirche und die Frage des Kirchenvermögens bleiben. So tief einschneidend beide Fragen für das kirchliche Leben unsers Landes sind, so ist ihre grundsätzliche Regelung nicht Aufgabe der Kirchengesetzgebung.“²⁾ Freilich hat die Kirche in der Sache keine legislatorischen Funktionen zu vollziehen, aber eine Befürwortung des Trennungsprinzips von seiten der deutschen Kirchenmänner wäre im Interesse der Kirche zu wünschen. Es würde dadurch den kirchenfeindlichen Elementen, die das Trennungsprinzip in ihrem Interesse möglichst schroff und rücksichtslos durchzuführen bestrebt sind, viel politischer Wind aus den Segeln genommen werden. Es würde auch ein besseres gegenseitiges Vertrauen zwischen Kirchenmännern und Umsturzleuten angebahnt werden: einerseits ist es den Vertretern der Kirche nur zu wünschen, daß sie in immer größerem Maße die Entdeckung machen mögen, daß es unter den Sozialisten und sogar unter den Kommunisten immer noch Leute gibt, die kirchlich gesinnt sind und für die Kirche gewonnen werden können, die darum bei dem Umsturz geholfen haben, nicht weil sie wie viele ihrer Parteigenossen die Kirche, sondern nur, weil sie die ihnen mit Recht mißliebige Form und Gestalt der Kirche zertrümmern wollten. Es ist wirklich nicht nötig, in jedem, der gegen das Staatskirchentum auftritt, einen verkappten „Roten“, einen angehenden Bolschewisten und Umsturzmänn zu wittern. Andererseits würden durch die Befürwortung des Trennungsprinzips von seiten der Kirchenmänner die Leute von den Linksparteien wieder mehr Zutrauen zu letzteren und damit zur Kirche gewinnen, während sie jetzt in jedem Gegner des Trennungsprinzips einen heimlichen Monarchisten, also einen Antirepublikaner, vermuten. Leider wird auf kirchlicher Seite der Anlaß zu solchem Verdacht nicht immer vermieden. Zum Beispiel stößt man in den einleitenden Kapiteln einer Schrift, die sich mit der neuen kirchlichen Wahlordnung befaßt, auf folgende, ein starkes Gefühl der Wehmut bekundende Aussprache: „Durch die grundstürzende Umwälzung unserer Staatsverhältnisse ist auch die evangelische Landeskirche Preußens aufs schwerste getroffen worden. Engste persönliche und rechtliche Beziehungen, die seit Jahrhunderten die Landeskirche mit dem altangestammten Herrscherhause verbanden, sind zerrissen. Was die altpreussische Landeskirche dem Herrscherhause verbannt, wird nie =

2) Arthur B. Schmidt, „Der Verfassungsneubau d. evang. Kirche Württembergs“ (Tübingen 1919, S. 4.).

malß vergessen werden.³⁾ In mehrhundertjähriger Geschichte sind sich seine Fürsten des hohen Berufes bewußt gewesen, die Schirmherren und Förderer nicht nur der Landeskirche, sondern des deutschen Protestantismus überhaupt zu sein. Zahlreichen um ihres Glaubens willen verfolgten Evangelischen haben sie in ihren Landen eine Freistadt gewährt, den deutschen evangelischen Gemeinden im Ausland mannigfache Fürsorge zugewendet. Der Bekenntnisstand [lies: Bekenntnisgleichgültigkeit] der unierten Landeskirche hat sich unter besonderer Anteilnahme eines Hohenzollernkönigs durchgesetzt. [Leider!] Mit dem Wegfall des Staatsoberhauptes hat die Landeskirche den königlichen Träger des landesherrlichen Kirchenregiments verloren. Hierdurch ist in die landeskirchliche Verfassung eine klaffende Lücke gerissen, die infolge der unserer Landeskirche eigenen Durchbringung der kirchenregimentlichen und der synodalen Organisation ihre Wirkungen auch in das synodale Gefüge hinein erstreckt. Dazu kommt ein Zweites. Unmittelbar nach der Staatsumwälzung hat die neue Staatsgewalt den Grundsatz der Trennung von Staat und Kirche verkündigt. Dieser Grundsatz ist inzwischen auch in der Reichsverfassung vom 11. August 1919 (2. Hauptteil, 3. Abschnitt, insbes. Art. 137) festgelegt und geht seiner Ausführung entgegen. So sieht sich die Landeskirche in sich selbst als schwerere Zeit vor die Aufgabe gestellt, ihre Verfassung auf neuem Grunde aufzubauen.“⁴⁾ Wer in einer solchen elegischen Gemütsverfassung an den kirchlichen Verfassungsneubau herantritt, von dem ist für die Arbeit an einer staatsfreien Kirche wenig Freudigkeit und Begeisterung zu erwarten.

Als Lieblingsbezeichnung für das nach dem erwarteten Aufhören der Staatskirche anzustrebende Kirchenideal ist aus der vielseitigsten Erörterung dieses Gegenstandes das Wort „Volkskirche“ herausgeboren. Es ist das Schlagwort der neuen Verfassungsbaumeister der staatsfreien Kirchen Deutschlands. „Die Zukunft, der wir entgegengehen, steht unter dem Zeichen der Volkskirche.“⁵⁾ Was ist darunter zu verstehen? In ausführlicher Weise und mit einem Versuch zweifelhaften Wertes, die „Volkskirche“ als ein Stück der Lehre Luthers darzustellen, ist dieselbe am 25. April 1911 auf der zweiten Konferenz für evangelische Gemeindegarbeit in Darmstadt mit direkter Bezugnahme auf die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart von D. Franz Rendtorff, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Leipzig, in einem Vortrag⁶⁾ erörtert worden. Rendtorff sagt: „In einem dreifachen

3) Unterstreichungen und Klammern von uns.

4) Hans Bessig (Konfistorialrat, Hilfsarbeiter beim evangelischen Kirchenrat), „Das kirchliche Gemeindegewahlgesetz nebst Wahlordnung sowie die weiteren Gesetze zur Neuregelung der Verfassung der altpreussischen Landeskirche“ (Berlin 1920).

5) A. B. Schmidt, a. a. O., S. 4.

6) „Volkskirche, Kirchengemeinde, Gemeinschaft.“ Das letzte Wort ist hier Bezeichnung der in den deutschen Landeskirchen schon vor Jahren entstandenen

Sinne kann das Wort Volkskirche verstanden werden. Volkskirchen in dem Sinne territorial oder ethnographisch geschlossener, ein ganzes Volk in allen seinen Gliedern umfassender Bekenntnisgemeinschaften, wie es die arianischen Kirchen der germanischen Stämme am Mittelmeer, wie es die fränkische Kirche des Mittelalters seit den Karolingerzeiten, wie es die Territorialkirchen der Reformation bis ins 17. Jahrhundert hinein waren, haben wir heute, wenigstens soweit es sich um deutsche Kirchen handelt, nicht mehr — ich kenne nur eine Kirche, die in diesem Sinne den Namen einer Volkskirche völlig verdient, die evangelische Kirche A. B. [Augsburgischen Bekenntnisses] der siebenbürgischen Sachsen. Volkskirchen im Sinne von Bekenntnisgemeinschaften, deren selbsttätiger und selbstverantwortlicher Lebensträger das Kirchenvolk selber ist, haben wir heute wenigstens auf deutschem Boden noch nicht — nur in der Form von Freikirchen hat der Gedanke der volkskirchlichen Selbstverwaltung bisher sich frei ausgestalten können. Die Gestalt, in der unter uns die Volkskirche existiert, hat ihr entscheidendes Merkmal daran, daß sie sich wesentlich aus gebornen Gliedern zusammensetzt, daß sie, wie das Volk, in dem sie besteht, sich wesentlich durch natürlichen Nachwuchs, nicht durch freiwilligen Zuwuchs rekrutiert, das heißt, weil und solange die Kindertaufe Volkssitte ist, daß sie Kindertaufkirche ist. Kindertaufe und Volkskirche sind Korrelate, das eine ist mit dem andern gegeben. Wo die allgemeine Kindertaufe herrscht, wo also das Geborenwerden von Eltern, die Kirchenglieder sind, so selbstverständlich die Kirchengliederschaft vermittelt wie das Geborenwerden aus einer Ehe von Volksgliedern die Volkzugehörigkeit, da bilden die Kirchenglieder ein Volk, eine Volkskirche, ganz unabhängig davon, ob dieses Kirchenvolk mit dem Volk im ethnographischen oder politischen Sinn sich je gedeckt hat oder noch deckt — auch die 3 Prozent Tschechen, die Protestanten sind, auch die 2 Prozent Evangelischen in Österreich bilden Volkskirchen —; ganz unabhängig auch davon, ob solche Kirchen etwa durch Austrittsbewegungen unter ihren Gliedern oder durch eigenes Ausscheiden aus einer größeren Gemeinschaft an Mitgliederzahl zusammenschrumpfen. Auch die separierte evangelisch-lutherische Kirche in Preußen ist Volkskirche.“⁷⁾ Identisch hiermit ist die Beschreibung,

Laienbewegung, die auf Evangelisierung der erstarrten und durch Irrlehrer verderbten Landeskirche hingingte. — Der Vortrag befindet sich als letztes Stück in einer von dem Verfasser unter dem Titel „Kirche, Landeskirche, Volkskirche“ veröffentlichten Broschüre (Leipzig 1911). Das zweite Stück in dieser Sammlung, unter dem Titel „Zur Entstehungsgeschichte der Landeskirche“ bildet der vom Verfasser auf der dreizehnten Generalversammlung des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte in Kiel am 7. Juli 1899 gehaltene Vortrag.

7) Nach dieser Beschreibung wäre der Name „Volkskirche“, sonderlich in der zweiten vom Verfasser notierten Form, fast auf unsere Missourisynode verwendbar. Ob er ihn auf unsere Kirchengemeinschaft anwenden würde, ist fraglich; denn es befremdet doch, daß er die Sächsische Freikirche, die er jedenfalls kennt,

welche Konsistorialrat D. G. Hilpert, Professor an der Universität zu Moskau, von der Volkskirche gibt. „Das Wesen der Volkskirche steht im Gegensatz zur Freiwilligkeitskirche. In freiem Willensentschluß der einzelnen vollzog sich einst in den Tagen der Apostel, vollzieht sich heute noch auf frischem Missionsgebiet der Anschluß an die Gemeinde. Überall aber hat sich ganz von selbst aus diesen Freiwilligkeitskirchen die Volkskirche gebildet: auch die Kinder christlicher Eltern mußten irgendwie der Gemeinde eingegliedert werden; die Kirche erhält und vermehrt sich selbst nicht so sehr durch die persönliche Willensentschließung des einzelnen als vielmehr im wesentlichen durch die natürliche Geburt; sie wird zur Zuwachskirche, zur Kindertaufkirche; so allein kann sie schließlich mehr oder minder das ganze Volk auffassen, so allein wird sie zur Volkskirche.“⁸⁾ Endlich definiert Arthur B. Schmidt: „Volkskirche bedeutet Aufbau auf dem staatlichen Volksverband. Zu ihren Wesensmerkmalen gehört, daß alle evangelischen Bewohner eines staatlichen Territoriums als Glieder dieser Kirche gelten. Ihr wird jeder zugerechnet, der nicht durch eine rechtlich formulierte Erklärung seinen Austrittswillen zu erkennen gegeben hat. Für einen jeden, der in diese Gemeinschaft hineingeboren wird, gilt die geschichtliche Kircheneinheit als diejenige Körperschaft, die sich als kirchliches Ganzes wie in ihren Kirchengemeinden für ihn verantwortlich fühlt — die das in ihr geborne Kind tauft, nach religiösem Unterricht konfirmiert, auf der Höhe seines Lebens seine Ehe einsegnet und den Verstorbenen beim letzten Gang begleitet. Weil die Volkskirche jeden staatlichen Volksgenossen als ihr Mitglied betrachtet, verlangt sie andererseits auch, daß jeder zu den Lasten in der Form der Kirchensteuer beiträgt.“⁹⁾

Das Verlangen nach einer solchen Kirche wird von Hilpert dogmatisch begründet. „Niemand wird verkennen, welcher ungemeiner Segen in solch einer Volkskirche beschlossen liegt. Welche Anstrengungen muß es sich jede Missionskirche kosten lassen, wenn sie auch nur einen Teil eines Volkes unter den Einfluß des Evangeliums von Christo bringen will! Welche Widerstände gibt es zu überwinden, ehe man an die Seelen überhaupt nur herankommt! Und wie schwierig ist es, die grauenhafte Macht zu brechen, mit der das heidnische und widerchristliche Volkstum den einzelnen umklammert hält! All diese Hindernisse sind von vornherein nicht vorhanden, wenn es zu einer Volkskirche gekommen ist. Durch die Kindertaufe werden alle Neugeborenen der Kirche zugeführt; sie wachsen auf in einem Volke, dessen Seele vom Geist Christi mehr oder minder stark durchtränkt ist, werden von den ersten

in diesem Zusammenhange nicht einmal erwähnt, während er der Breslauer Synode unbedenklich, auch trotz der Separation, den Namen einer Volkskirche zuerkennt.

8) „Volkskirche und Bekenntniskirche“ (Leipzig 1919), S. 9.

9) A. a. O., S. 4 f.

Tagen ihres erwachenden Lebens unter den Einfluß einer christlichen Sitte gestellt, werden samt und sonders in Schule und Kirche in der Wahrheit des Evangeliums unterrichtet und im christlichen Geiste erzogen. So ist es der Volkskirche möglich, alle Seelen zu erreichen: ‚Gott will, daß allen geholfen werde.‘ Wer den Universalismus der Gnade will, muß die Volkskirche wollen.“ (Dagegen siehe die amerikanischen und deutschländischen Freikirchen und sonderlich bei den Erstgenannten die umfangreiche Missionstätigkeit, die doch neben einem Partikularismus der Gnade unverständlich wäre.)³⁾ „Und wer sein Volk liebhat und will, daß die Lebenskräfte des Evangeliums es durchdringen, der wird die Volkskirche wollen. Als Christ und als Deutscher hat darum einst Luther vor allem die Volkskirche gepflegt: er will nicht, daß das Evangelium aus der Öffentlichkeit verdrängt werde; er will keine Winkelkirche, sondern die Volkskirche. In der Tat: Volk und Kirche haben beide an der Volkskirche das allerstärkste Interesse: dem Volke reicht sie die sittlichen Kräfte dar, ohne die es nicht bestehen kann; der Kirche aber dient sie zur Ausrichtung des göttlichen Gnadenangebotes in seiner Universalität.“ Und nun fügt der Verfasser hinzu: „Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: ‚Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin.‘“¹⁰⁾ Dieser Satz, auf die noch nicht bestehende Volkskirche angewendet, ist etwas stark proleptisch und wirkt befremdend, es sei denn, daß dem Verfasser unbewußt die Volkskirche als eine Fortsetzung der landesherrlichen Staatskirche in anderer Form vorschwebt.

Der Präses der Rheinischen Provinzialsynode, D. Walther Wolff, kritisiert die für die Kirche in Preußen vorgelegten Entwürfe einer neuen Kirchenverfassung und beschreibt „die Erwartungen, mit denen die verschiedensten Kreise unserer Kirche der zukünftigen Verfassung entgegensehen“. Er sagt: „Indem wir diesen letzten Gesichtspunkt hervorheben, legen wir eine Tatsache fest, die sich bei der Arbeit der Kirchenversammlung nachdrücklich geltend machen wird. Diese Arbeit vollzieht sich nicht rein im Reich der Idee, gewissermaßen in einem luftleeren Raum. Gerade weil sie Geschichte machen will — und die Schaffung einer Verfassung der preußischen Landeskirche wird in besonderem Maße diese Bedeutung haben —, ist sie selber, auch zeitgeschichtlich bedingt. Sie wird ohne Frage von den Stimmungen beeinflusst sein, die sich in den Kreisen der Kirche im Zusammenhang mit dem ganzen Volksleben geltend machen. Diese Stimmungen sind stark in den Strom der Ereignisse, die wir seit zwei Jahren erlebt haben, hineingezogen worden. Es ist ein Unterschied, ob eine Kirche im Jahre 1919 oder im Jahre 1921 ihre Verfassung schafft. Empfind man damals die drohende Wucht des Ansturms kirchen- und religionsfeindlicher Richtungen, und war man deshalb von dem Verlangen erfüllt, eine Einheitsfront aller zu schaffen,

10) A. a. O., S. 9 f.

die an der evangelischen Kirche irgendwie interessiert sind; war man damals infolgedessen auch dazu geneigt, die Kirche auch in ihrer Verfassung möglichst beweglich und weiträumig auszugestalten: so tauchen nunmehr, nicht ohne den Einfluß politischer Vorgänge [Reaktion gegen die Kirchenaustrittsbewegung und wachsender Einfluß der römischen Kirche in der Regierung der deutschen Republik?] ³⁾ andere Stimmungen auf, die auf eine möglichste Geschlossenheit des Kirchentwesens hindeingängen. Man hört die Losungen von den Gefahren des ‚Parlamentarismus‘ in der Kirche und die Forderung: ‚Autorität, nicht Majorität!‘ Damit tun sich Aufgaben für die Kirchenversammlung auf, die nicht ernst genug angesehen werden können. Sie wird sich sowohl nach der einen wie nach der andern Seite darauf zu besinnen haben, daß die Verfassung unserer Kirche lediglich aus den Grundfäden und aus den Bedürfnissen dieser Kirche heraus festgestellt werden darf. Eine möglichstste Unabhängigkeit von Zeitströmungen wird ihre sittliche Pflicht sein, wenn ihre Arbeit der Kirche einen wirklichen und dauernden Dienst leisten soll. Weiter aber hat die Kirchenversammlung nicht nur mit dem überkommenen kirchlichen Bestand an Recht und Gesetz zu rechnen, sondern auch — über bloße Stimmungen hinaus — mit bestimmten formulierten Erwartungen, die man in der Kirche gegenüber der zukünftigen Verfassung hegt. Diese haben sich zum Teil schon in Schlagworten, die seit einigen Jahren weitergetragen werden, festgelegt, und unter ihnen spielt das Wort ‚Volkskirche‘ eine besondere Rolle. In diesem Wort faßt sich augenscheinlich eine Fülle von Wünschen und Ideen zusammen, die man sich im einzelnen klar machen muß, wenn man die im sogenannten Kirchenvolk gehegten Erwartungen deutlich erkennen will. ‚Volkskirche‘ scheint zunächst einmal den Gegensatz gegen die bisherige Staatskirche ausdrücken zu wollen. [Wir behalten uns vor, diesen Gegensatz auf seine Wirklichkeit und Ausdehnung zu untersuchen.] ³⁾ Hier wird man schnell zu einer allgemein anerkannten Lösung kommen. Seitdem die Verfassung die Freiheit der Kirche vom Staat festgelegt hat, ist darüber das entscheidende Wort gesprochen. Aber in demselben Augenblick gewinnt das Wort ‚Volkskirche‘ noch einen andern Sinn. Es will sagen, daß die neue staatsfreie Kirche mit ihrer Lösung vom Staat nicht etwa darauf verzichten will, wie bisher das Ganze des Volkslebens zu umfassen und zu durchdringen. ³⁾ Damit wird unverkennbar der Gegensatz gegen die sogenannte ‚Freiwilligkeitskirche‘, also gegen das Kirchenideal der Sekte und des Konventikels, und also der Kirchengedanke im Sinne der bisherigen Entwicklung von den Zeiten der Reformation an festgehalten. Aber indem das geschieht, taucht ein neuer Gegensatz auf. Er läßt sich in die Worte ‚Pastorenkirche‘ und ‚Behördenkirche‘ fassen. Mit andern Worten: Von der Volkskirche erwartet man eine nachdrückliche, durch die Verfassung gesicherte Heranziehung des Laienelementes im weitesten Sinne des Wortes und einen

Ausbau der Selbstverwaltung aus dem Schoße der Gemeinde heraus. Man will also eine Verlebendigung der Kirche im Gegensatz zu ihrer Bureaufkräftigung und darum eine Verfassung, die grundsätzlich auf eine Heranziehung sämtlicher Kräfte der Kirche aus ist und für sie Recht und Pflicht zur tätigen Mitwirkung festlegt. In dem Augenblick aber, wo man von da aus versucht, sich im einzelnen ein Bild von dieser Volkskirche zu machen, taucht eine Reihe von Fragen auf, die in der Erörterung der Verfassung schon im voraus sich in starkem Maße geltend gemacht haben. Welches sind diese mannigfaltigen Kräfte innerhalb der Kirche, denen die Verfassung den Weg zur Auswirkung bahnen will? Ist es nur die Gemeinde? Sie ist es gewiß in erster Linie, und ihr muß also, vom kleinen Kreise aus bis zu den größeren und größten hinüberschreitend, Raum geschaffen werden, in dem ihre Vertretung und Vertretungen sichere Gestalt gewinnen, das ist das sogenannte synodale Element. — Aber aus dem Wesen der Gemeinde heraus und aus ihrer Ausweitung zu einem Kirchentum ergeben sich zugleich zwei andere Elemente, die in der Verfassung noch Berücksichtigung verlangen. Das eine, nämlich alles, was man unter dem Gesichtspunkt der Kirchenverwaltung begreifen kann, die leitende Behörde, mit der das landesherrliche Kirchenregiment und im Zusammenhang damit die staatliche Verwaltung in das Kirchentum eingriff, ist zusammengefaßt unter dem Namen ‚konsistoriales Element‘; das andere: die Berücksichtigung des geistlichen Amtes, ohne das die evangelische Gemeinde in der Wirklichkeit nicht zu denken ist, und aus dieser Wurzel erwachsen die Forderungen, die dem sogenannten ‚episkopalen Element‘ eine Berücksichtigung innerhalb der Verfassung vorbehalten sehen wollen. Sie sind namentlich auch unter dem Gesichtspunkt geltend gemacht worden, daß unsere Kirche in Zukunft die Führerpersönlichkeiten nicht entbehren könnte, wobei auch der Gegensatz ‚geistlich und weltlich‘, ‚bureaufkräftige Leitung und geistliche Leitung‘ bewußt oder unbewußt mitspielt. Alle diese Stimmungen und kirchenpolitischen Ideale werden voraussichtlich auf der Kirchenversammlung schwer miteinander ringen. Es ist zu hoffen, daß in dieses Ringen hinein der Gedanke beherrschend tritt, daß die Aufgabe der Kirche in und an unserm Volksleben größer ist als je zuvor, daß sie mit großem und bewußtem Widerstand zu rechnen hat, daß sie viel mehr als bisher auf sich selbst gestellt sein wird und deshalb mit allen Mitteln für sie nach Kraft und Geschlossenheit gestrebt werden muß.“ 11)

Im obigen haben wir zur Genüge die positive Seite der Propaganda für die Volkskirche beschrieben. Es bleibt nun aber noch viel auf der negativen Seite zu sagen. D.

11) „Vergleich u. Kritik d. beiden amtl. Entwürfe z. preuß. Kirchenverfassg.“ (Berlin 1921), S. 9 ff.

Literatur.

Neunundvierzigster Synodalbericht des Westlichen Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 28 Seiten. 15 Cts.

Die treffliche Präsidialrede P. Bruß knüpft an an das Schreiben Luthers im August 1520, in welchem er den Kaiser bittet, ihn zu schützen, bis ihm Gelegenheit geboten sei, sich zu verantworten, damit „weder die Wahrheit noch Lüge unberührt noch unüberwunden verdammt werde“. (St. L. XV, 1381.) Die lehrreiche Arbeit P. Zul. A. Friedrichs „Von den Pflichten, die einer christlichen Gemeinde mit den durch das Amt der Schlüssel verliehenen Rechten auferlegt werden“, kommt hier nur in einem Auszug zum Ausdruck, ist aber, wenn wir nicht irren, von P. Friedrich im Separatabdruck vollständig zu beziehen. In einer zweiten, kurzen Arbeit behandelt Prof. S. Lobed das Thema: „The Changes which have been Made in Synod's Secondary Schools within the Last Years.“ Vicepräsident Miller wies darauf hin, wie nötig es sei, die Logen zu bekämpfen. „Dulden wir die Logen“, sagte er, „so dulden wir den Teufel.“ Die Synode faßte dann auch folgenden Beschluß: „Da die Religion der geheimen Gesellschaften eine heidnische ist, und da jedes Logenglied sich mit Wort und Tat zu dieser Religion bekennet und so Christum verleugnet, so erklärt der Westliche Distrikt von neuem, daß es die heilige Pflicht jedes Pastors und jeder Gemeinde ist, nicht nur sonderlich und öffentlich gegen die Loge zu zeugen, sondern dies Zeugnis auch zu bestätigen mit einer ernsten, gewissenhaften Praxis in der Gemeinde, so daß man unter keinen Umständen Logenglieder in die Gemeinde aufnimmt und, wosimmer ein Gemeindeglied sich der Loge anschließt, als bald christliche Zucht an demselben übt, nötigenfalls bis zum Ausschluß.“ (16.)

F. B.

Denkstein zum fünfundsiebzigjährigen Jubiläum der Missourisynode. Herausgegeben von Prof. G. Metzger. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 317 Seiten. \$1.50.

Wenn Fremde von der Missourisynode reden, so wundern sie sich gewöhnlich über zwei Dinge: einmal über ihre rasche Ausbreitung und kräftige Entwicklung, sodann über ihr unerschütterliches Festhalten an der alten Wahrheit, wie sie von Luther wieder ans Licht gebracht und in unsern Symbolen bekannet und niedergelegt ist. Man meint, diese beiden Dinge: kirchliche Ausbreitung und strenges Festhalten am alten Glauben verträgen sich nicht miteinander. Großer kirchlicher Umfang habe möglichst geringen und unbestimmten Lehrinhalt zur notwendigen Voraussetzung. Umfassende Ausdehnung erziele nur noch der Indifferentismus: Weitherzigkeit in der Lehre und laxismus in der Praxis. Strenge Gebundenheit an Gottes Wort bedinge ein Winkelchristentum mit kleinen kirchlichen Häuflein und vielen Spaltungen. Kurz, ein festes, ernstes Eintreten für die alte lutherische Lehre und Praxis dürfe von vornherein nur auf sehr beschränkten kirchlichen Erfolg rechnen.

Es sind dies aber nicht göttliche, sondern menschliche Gedanken, wobei auch die überzeugende Kraft der christlichen Wahrheit ganz außer Betracht gelassen ist — der Wahrheit, die, gerade wenn sie streng festgehalten und unverfälscht vorgetragen wird, nicht etwa als zentrifugale, sondern als anziehende, umschlingende, vereinigende und die Gemeinschaft der Heiligen schaffende Macht wirkt. Das zeigt überall der Siegeszug des Christentums, welches die heidnischen Völker überwunden hat nicht durch Synkretismus und Indifferentismus, sondern durch das feste, klare Zeugnis der göttlichen Wahrheit. Das zeigt die weltumgestaltende Reformation, die wahrlich nicht ein Produkt der Glaubensindifferenz und der Wahrheitsverschweigung und -verleugnung, sondern des entschiedensten Glaubensbekenntnisses ist. Und das bestätigt auch die Geschichte der Missourisynode, in der von allem Anfang an unentwegtes Eintreten für die alten lutherischen Wahrheiten sich verband mit einem Eifer für die Ausbreitung derselben, der ein hartes Wachstum zur Folge hatte. In Missouri hat das Festhalten an der alten Wahrheit nicht einengend, zusammenschrumpfend, zertrennend und auflösend gewirkt, sondern aufbauend, einigend und ausbreitend. Bedeutet doch das Wort Missouri,

daß jetzt mehr als 600,000 Kommunionisierende treu und fest verbunden sind in der Einheit des Geistes und des uralten christlichen Glaubens.

Gewiß, auch in uns ruft dies Erkaunen hervor. Und wenn wir reden von diesem „Wunder vor unsern Augen“, so meinen wir genau, was wir sagen. Denn diese geistliche Einheit (wie überhaupt jede solche Einigkeit, auch wo es nur zwei oder drei sind, die im Namen Jesu sich versammeln) ist nicht ein Produkt natürlicher Kräfte, sondern Wirkung der übernatürlichen göttlichen Gnade und somit ein Wunder im eigentlichen Sinn des Wortes. Ein Widerspruch jedoch liegt nicht vor. Das Festhalten an der alten Wahrheit und das einmütige, freudige Bekenntnis derselben steht eben nicht im Gegensatz zum äußerlichen Gedeihen unserer Synode, sondern ist eine Ursache desselben. Der Erfolg unserer Väter war der Segen, den Gott auf ihre Treue in Lehre und Praxis legte. Gerade ihr „enges“ Gewissen war das Geheimnis ihres Erfolges, der Weg, der nach allen Richtungen hin in die Weite führte.

Freilich der Reformierte Philipp Schaff, dem leider auch manche damalige Lutherner zustimmten, prophezeite den Missouriern den baldigen Untergang, weil, wie er sagte, ein so beschränktes und strenges Luthertum, wie Walthar es vertrete, im freien Amerika unmöglich gedeihen könne. (Vgl. *American Lutheranism* 2, 154.) Unsere Väter aber waren anderer Meinung. Sie glaubten, daß, wie überall in der Welt, so gerade auch in Amerika, dem Lande der Freiheit und der Sekten, nur strenges Festhalten am wahren Luthertum die lutherische Kirche wirklich bauen könne. Sie wußten, daß die Wahrheit, die sie vertraten, nicht unterliegen kann, sondern das Feld behalten muß, und glaubten, daß Gott ihr Bekenntnis derselben nicht ungesegnet lassen werde. Darin haben sie sich auch nicht getäuscht; denn augenscheinlich hängt ihr großer Erfolg aufs engste zusammen mit ihrer Treue gegen Gottes Wort und ihrem strengen Festhalten an lutherischer Lehre und Praxis. Was also Missouri einflußreich gemacht und zum Segen für viele gefehlt hat, ist gerade das, worin seine Gegner den Keim seines frühzeitigen, unrühmlichen Untergangs witterten; und was sie für eitel Schwäche und Torheit hielten, war in Wahrheit die Quelle seiner Kraft.

Ja, unsere Väter legten einen einzigartigen Wert auf die reine Lehre; sie galt ihnen als die rettende, alleinseligmachende Wahrheit; auch erkannten sie deutlich, daß, abgesehen von der Schrift, diese Wahrheit nirgends in solcher Klarheit und Lauterkeit zu finden sei als im Bekenntnis der lutherischen Kirche; sie waren sich auch der Verantwortung bewußt, die der Besitz dieser Wahrheit involvierte; zudem hatten sie die Kraft derselben an ihrem eigenen Herzen erfahren und waren somit auch gewiß, daß sie in und mit derselben ihren Mitmenschen nichts Geringeres brachten als die einzige Rettung von der ewigen Verdammnis. Wer aber so zur christlichen Wahrheit steht, wie kann der von derselben schweigen? Wie sollte sich da nicht ein Feuereifer entzünden, diese Wahrheit treu zu bewahren, mutig zu verteidigen, immer weiter auszubreiten und rein und unverfälscht auf die Nachkommen zu vererben? Wird solch ein Ernst und Eifer nicht wie ein Präriefeuer bald auch weite Dimensionen annehmen? Was anders konnte bei Missouris Stellung in Lehre und Praxis die Folge sein als rege Tätigkeit zur Errichtung von Kirchen, Schulen, Gymnasien und Seminaren und eine immer weitere Ausbreitung seiner kirchlichen Arbeit? was anders also als sein rascher Auf- und Ausbau? Ich glaube, darum rede ich, und Gottes Wort kommt niemals leer zurück, wird nirgends vergeblich ausgestreut — nach dieser Wahrheit ist es auch bei Missouri gegangen.

Präsident Koren von der Norwegischen Synode rühmte seinerzeit: „Die Missourier heißen nicht bloß Lutherner, sie sind es auch!“ Und Löbe sprach Missouri an als das konfessionelle Gewissen der lutherischen Kirche in Amerika. Damit war zugleich gekennzeichnet, was Missouri nach innen wie nach außen groß und stark gemacht hat. Jedensfalls liefert ihre Geschichte den Beweis dafür, daß man immer noch rechtgläubig und zugleich auch, ja gerade deshalb erfolgreich sein kann. Und solange Gott, der selbstverständlich hier alles allein tun und geben kann und muß, den Ernst, die Entschiedenheit und die Treue unserer Väter mit Bezug auf Lehre und Praxis in unserer Mitte erhält, solange er uns Prediger, Lehrer und Gemeinden schenkt, die die alleinseligmachende Wahrheit, wie sie im lutherischen Bekenntnis vorliegt, von Herzen glauben, so lange wird es auch bei uns am rechten Eifer für den Bau des Reiches Gottes nicht fehlen, auch nicht an Gottes Segen.

Läßt man das Auge über Europa schweifen, so wird man vielfach versucht, vom Sterbelager des Luthertums zu reden. Was aber die lutherische Kirche in Deutschland, in Norwegen, in Schweden und Dänemark aufs Sterbelager gebracht hat, ist nichts anderes als die Gleichgültigkeit gegen die göttliche lutherische Wahrheit. Auch in Amerika war es in der Vergangenheit nicht etwa die Orthodogie oder Lehrentschiedenheit, die ihr den Untergang drohte, sondern der Indifferentismus in Lehre und Praxis. Wie Lehrgleichgültigkeit unsere Kirche zu entstellen und zu verwüsten vermag, davon lag schon unsern Vätern in der damaligen Generalsynode ein abschreckendes Beispiel vor Augen. Und nehmen erst die Glieder unserer Synode es nicht mehr ernst mit der reinen Lehre, so wird auch bei uns die Sonne der Wahrheit untergehen, der Eifer für Gottes Reich erlöschen, Gemeinden, Schulen, Colleges, Seminare und Zeitschriften verfallen und die Herrlichkeit des Herrn je länger, desto mehr aus unserer Mitte weichen. Der Indifferentismus, der seinem Wesen nach eben nichts anderes ist als Unglaube, während auch Missouri das Rückgrat brechen, es dem Sektentum gleichmachen und seine Tore dem modernen Liberalismus öffnen. Selbst wenn es mit seinem äußeren Wachstum dann noch eine Weile weitergehen sollte, Missouri wäre eine gebrochene, dem sicheren Untergang und der Auflösung geweihte Größe — wovor Gott uns in Gnaden bewahren wolle!

Von dem Ernst unserer Väter mit Bezug auf die lutherische Wahrheit und ihrem Eifer für die Erhaltung und Ausbreitung derselben legt die Geschichte unserer Synode ein fortlaufendes Zeugnis ab, wie der vorliegende, von Professor Mezger herausgegebene „Denkstein zum fünfundsiebzigjährigen Jubiläum der Missourisynode“ zeigt. Und das Studium dieser Schrift wird mit dazu beitragen, auch in uns die Befinnung unserer Väter zu erhalten und zu nähren. Ihr Thema behandelt sie in wesentlich derselben Weise wie die englische Zeitschrift *Ebenezer*, die bereits in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift von uns besprochen worden ist. D. Jos. Schmidt schildert Walter und die sächsische Auswanderung; Prof. Gräbner die Gründungen Löhes; Prof. Mezger die Organisation unserer Synode in Chicago; D. C. C. Schmidt das innere und äußere Wachstum der Synode bis 1872; Prof. J. I. Müller den Synodenwahlrecht; P. Grüber unsere Innere Mission; P. A. Burgdorf unsere überseeischen Beziehungen; D. Juder unsere Heidenmission; P. Drewes unsere Regemission; P. Siebers unsere andern Missionen; Prof. Sommer unsere englische Arbeit sowie auch das Leben in unsern Gemeinden; P. König unsere Predigerseminare; D. Feth unsere Gymnasien; D. Krauß unser Gemeindefchulwesen; P. Renking die Arbeit an der konfirmierten Jugend; P. Dümmling unsere Wohltätigkeitsanstalten; Prof. Fritz die Presse im Dienst unserer Synode. Der Geist demütigen Dankes ist es, in dem hier überall berichtet wird. Im Vorwort heißt es von dem Buche: „Von den großen Taten Gottes, die unter uns geschehen sind, von den Wunderwerken seiner allmächtigen Gnadenhände, die wir schauen und bewundern durften, redet und erzählt es.“ Die Tatsache jedoch, daß wir alles Gute und Große Gott allein zuschreiben, verleitet uns nicht etwa, die Männer, durch welche er so Herrliches in unserer Mitte ausgerichtet hat, einfach an die Seite zu schieben. Dankbar gebeten wir vielmehr derselben und des herrlichen Beispiels, welches sie uns gegeben haben. „Wir geben ihnen die Ehre“, sagt Prof. Mezger, „die ihnen gebührt; denn wir sollen unsere Lehrer, die im Wort und in der Lehre unter uns arbeiten und gearbeitet haben, zwielfacher Ehre wert halten (1 Tim. 5, 17). Aber was wir von ihnen sagen und erzählen, das soll nicht sie rühmen als große Männer, die das alles aus ihrer Kraft und Weisheit ausgerichtet hätten. Nicht ihre Taten wollen wir hochheben, sondern wir preisen, was Gott durch sie getan, die Taten, die er durch sie ausgerichtet hat, die Werke seiner Hände, mit denen er uns durch ihren treuen Dienst segnet hat. . . . So soll alles verstanden und aufgefaßt werden, was in diesem Buche steht.“

J. B.

The Story of Our Church in America. Told in simple words by Th. Graebner. 31 Seiten. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 20 Cts.

Diese Darstellung ist berechnet für den Schulgebrauch und darum nicht bloß mit Bildern, sondern auch mit etlichen Karten ausgestattet. Je eine Seite ist gewidmet den Schweden in Delaware, den deutschen Lutheranern in New York und Pennsylvania und den Salzburgern in Georgia; der Rest befaßt sich mit

der Missourisynode. In der „Kirchlichen Zeitschrift“ (S. 301) bemerkt D. Neu mit Bezug auf unsere Jubiläumsschriften „Denkstein“, „Ebenezer“ und auch die vorliegende *Story of Our Church in America*: „Alle drei entsprechen, teilweise in bewundernswerter Weise, ihrem Zweck; besonders die beiden englischen Bücher werden bei der heutigen Situation der Sprachenfrage in unserm Land eine große Mission erfüllen. Und unser amerikanisches Volk, das immer mehr von seinen gesunden staatlichen Grundsätzen abzukommen droht, auf religiösem Gebiet aber so zersfahren und so stark verheidnisch ist, wie man es früher nicht für möglich gehalten hätte, braucht in seiner Mitte einen so gesunden und kräftigen Sauersteig, wie die große missourische Synode (1 Million Seelen; die Synodalkonferenz 1,300,000 Seelen) es ist. Auch die lutherische Kirche unsers Landes braucht ihn, damit sie, auf die von dort immer wieder ertönende Warnungstimme hörend, ihre lutherische Eigenart entschiedener festhält, den nivellierenden Einfluß des sie umgebenden amerikanischen Protestantismus wie des gegenwärtig wieder mächtig sein Haupt erhebenden Vogenwesens entschieden ablehnt, das Dogma von der Alleinberechtigung der religionslosen Staatsschule energisch bekämpft und in der Überzeugung gestärkt wird oder sie neu sich zu eigen macht, daß die Schrift allein Glaubensartikel stellen kann, weil sie allein der wahre Brunnen Israels ist, und daß in dem Mittelpunkt der ganzen Schrift nichts anderes steht und darum auch in Lehre und Leben nichts anderes regieren darf als das bekannte Dreigestirn: *Sola gratia, Solus Christus, Sola fide*, und dieses so, daß auch schon die feinste Form des Synergismus dabei ausgeschlossen ist. Diese Mission wollte die Missourisynode in der Vergangenheit in einfacher, selbstverständlicher Pflichterfüllung gegen ihren Gott und Herrn erfüllen; möge ihr die Erfüllung derselben in der Zukunft, in der es viel schwerer sein wird, allseitig gelingen! Das ist der aufrichtige Wunsch von einem, der die früher von Missouri eingeschlagenen Wege zwar nicht alle billigen kann, der sich aber auch nicht scheut zu bekennen, daß sie alle aus jenem Interesse herausgewachsen waren, und daß er selber in dieser Hinsicht manche Stärkung und Förderung von ihr erfahren hat.“

F. B.

Was die Synode von Missouri, Ohio u. a. St. während ihres fünfundsiebzigjährigen Bestehens gelehrt hat und noch lehrt. Kurz dargestellt von F. Pieper. Im Jahr des fünfundsiebzigjährigen Jubiläums, 1922. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 3 Cts.; 100: \$2.00.

Die Missourier haben je und je behauptet, ihre Lehre stimme völlig überein mit der Schrift und den lutherischen Symbolen; und bei ihrer ursprünglichen Lehre seien sie auch geblieben. Wer sich davon überzeugen will, ob diese Behauptung auf Wahrheit beruht oder nicht, der lese diesen Traktat, der das präzis zum Ausdruck bringt, was Missouri je und je einmütig und ohne alles Wanken und Schwanken vertreten hat und durch Gottes Gnade noch lehrt. Sieht man in diesem Traktat das Papier an, so ist es nur ein Blatt von vier Seiten; wer aber auf den Inhalt achtet, der findet hier die ganze christliche Wahrheit in nuce. Dasselbe Pamphlet ist auch englisch zu haben unter dem Titel: „What the Synod of Missouri, Ohio, and Other States during the Seventy-five Years of Its Existence has Taught and Still Teaches. Briefly stated by F. Pieper. In the Year of the Seventy-fifth Jubilee, 1922.“ Man verbreite diese beiden Blätter — denn wer die hier vorgelegten Lehren von Herzen glaubt, der ist, was Geist und Lehre betrifft, mit Missouri einig.

F. B.

Young Lutherans' Magazine. Published monthly. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 50 cts. per annum.

Die Mainnummer dieses vorzüglichen Jugendblattes bringt zu unserer diesjährigen Jubelfeier vortreffliche Artikel und Bilder: von Walther; von der St. Louiser levee im Jahre 1839; von einem Teil der Passagierliste des „Johann Georg“; von Martin Stephan; von der St. Paulskirche in Chicago, wo 1847 die Missourisynode gegründet wurde; von der Blodhütte in Perry County; von dem ersten Seminargebäude in St. Louis; von Walthers Geburtshaus in Langenschurdsdorf und von seinem Mausoleum. Das Blatt sollte Eingang in alle unsere Christenhäuser finden. Dasselbe gilt von dem „Lutherischen Kinder- und Jugendblatt“, das in seiner Mainnummer ebenfalls in Bild und Wort Bezug nimmt auf unsere diesjährige Jubelfeier. Hier findet der Leser auch das erinnerungswürdige,

im Oktober 1839 entstandene Gedicht von P. Otto Hermann Walther zur Einweihung des ersten Anstaltsgebäudes unserer Väter in Perry County, Mo.

J. S.

Statistical Year-Book of the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, and Other States for the Year 1921. Acts 1, 15; 2, 41; 4, 4. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 216 Seiten. \$1.00.

Diese umfassende Detailarbeit uns genauer anzusehen, dazu haben wir keine Zeit gefunden. Wir lassen hier darum folgen, was unser Verlag schreibt: "Few people realize the tremendous amount of work required to gather and arrange, and subsequently to coordinate and correct, the material involved, and to do all this in comparatively short time. . . . Rev. Ernst Eckhardt has been faithfully performing this work for years, and since June, 1921, has been transferred from exclusive ministerial work to almost exclusive editorial work of just this sort. . . . Our Financial Secretary, Mr. Theo. Eckhart, has also devoted several weeks of care and attention to checking and comparing. In addition to the customary material one would expect in a book of this kind, it contains also statistical tables of our missions, educational institutions, parochial reports summarized according to States, language used in services, special reports of the Church Extension Board, the Relief Board, the Board for European Relief, the Board of Support, reports on the publications within our Synod, including those of other publishers than Concordia, on the dedication of churches and schools, property value, benevolent institutions, the Synodical Conference, the Walther League, etc. The following new data are included: age of pastors, salaries of pastors and teachers; a complete roster of visitors and school boards; many statistics of all Lutheran bodies in America, compiled from the United States census reports; District meetings, when, where, and to what extent attended, etc. This year being an anniversary year, we have given the *Statistical Year-Book* a jubilee character and have incorporated many interesting facts on the history of Synod since 1847. For instance, all the officers and places where the meetings were held; a history of the Districts and District officers; a roster of all the teachers of our educational institutions from 1839 to 1922; comparative tables of students and graduates; progressive record of the Synodical Treasury; reproduction of the first brief statistics ever published, a one-page table appearing in the second *Synodalbericht*, — one page of statistics in 1847, over 200 pages in 1922. Although the production of diagrams, charts, and graphs is comparatively expensive, a goodly number will be found in this book. It so happens that 1922 is also an anniversary year for the Synodical Conference, and for that reason our statistician has also included a roster of all the officers of the Synodical Conference and the dates and places of meetings since 1872."

J. S.

Evangelist Luther's Tidende and Lutheran Sentinel. \$1.00.

Dieses Blatt der Norwegian Synod of the American Ev. Lutheran Church, das wöchentlich, und zwar abwechselnd englisch und norwegisch, erscheint, bringt in seiner Nummer vom 26. April einen längeren Artikel über "The Beginning of the Missouri Synod" von P. S. Rowert. Seitens der Herausgeber (der PP. Rolfsbød, Gullikson und Preuß) wird die Nummer eingeleitet mit den Worten: "In grateful acknowledgment of God's wondrous blessings to the Lutherans of America by and through this organization, we rejoice as brethren in faith with the brethren of the Missouri Synod in celebrating the event that marks the beginning of the wondrous victory of God's Word that has crowned every one of these seventy-five years."

J. S.

Erinnerungen eines afrikanischen Missionars. Erlebnisse und Erfahrungen von H. Heiderbede. Wartburg Publishing House, Chicago, Ill. 64 Seiten. 60 Cts.

Diese mit 36 Bildern geschmückte Schrift wird jeder mit Interesse lesen. Der Verfasser erzählt hier aus seinen Erlebnissen während seiner Missionstätigkeit unter den Herero in Afrika. Er ist der Schwiegersohn Hugo Sahns, der

als Erster (1844) diese Mission in Angriff nahm und nicht nur als Bahnbrecher derselben gilt, sondern auch als Entdeckungsreisender und erster Erforscher der Hererosprache sich einen Namen erworben hat. Als Sprachprobe wird der erste Vers von „Ein' feste Burg ist unser Gott“ mitgeteilt: „Makuru uetu ondundu Jomasa noruwao, Ma jama ete, tyi tua tu Nomake oe poruao. Satana tja tanda Neruru nomasa Na tor' otyavivi Ma kondjisa tjiri Kehi ua sana peke.“ Als nomadisches Hirtenvolk kannten die Herero weder Weizen noch Mais und hatten darum auch kein Wort für Brot und als echte Heiden auch kein Wort für danken. Dem Deutschen nach bildeten darum die Missionare in der Übersetzung der vierten Bitte für das erste das Wort „omborotu“ und für das andere „ndange“ (danken) und „ondangero“ (Dank). Die Überlieferungen der Herero enthalten Anklänge an die Sintflut, i. e., an einen Regen, dem einst fast alle Menschen zum Opfer gefallen seien. Was die „Wissenschaft“ betrifft, so standen diese heidnischen Herero auch auf der Höhe unserer evolutionistischen Zeit, denn sie glaubten, daß sie selber aus einem vorflutlich aussehenden Baume hervorgegangen seien, während ihre Sklaven, die Bergdamara, Abstömmlinge von den Papianen, den Affen, seien.

J. B.

Lodge Treatment of Sin. By *B. M. Holt*, Fargo, N. Dak. Dußend: 15 Cts.; 100: \$1.00.

Dieser kleine Traktat von vier Seiten bringt Zitate, aus welchen hervorgeht, daß die Freimaurer nicht Christum und die von ihm erworbene Gnade, sondern die Werke als den Weg zur Seligkeit lehren. Eiliche mögen hier folgen: *Proceedings: Grand Lodge of Wyoming, official letter, January 7, 1921: "Masonry teaches you to live a just and upright life, and so long as you do this, you need not worry about your sins. There will not be any."* *Of Nevada, 1920, p. 41: "Writing our names in kindness, love, and mercy on the hearts of those we meet is Masonry's gospel."* *"Character building is the best defense against the inroads of evil."* (p. 67.) *Of Iowa, 1920, p. 110: "He [Senator Watson] paid a glowing tribute to the doctrine of salvation by character."* *"Masonry does offer a redemption from the bondage of sin, but her way to salvation is that by the faithful upbuilding of moral character and not by means of miracles."* (p. 137.) Der Hottische Traktat *"Congregation's Duty to Lodge-members"* liegt jetzt in vierter Auflage vor. Wir nehmen diese Gelegenheit wahr, daran zu erinnern, daß Wynnen in Baltimore auch den Kampf mit den Red Men und den Odd-Fellows aufnahm. Vindemann schreibt in dem Lebensbild, das er von Wynnen gezeichnet: „So war er meines Wissens der erste Pastor in America, der öffentlich entschieden gegen die geheimen Gesellschaften auftrat und ihre Werke der Finsternis strafte.“

J. B.

Modern Church System in Use. A Practical Handbook for Church Officers and Lay Leaders. By *A. D. Chiquoine*. The United Lutheran Publication House, Philadelphia, Pa. 10 cts.

Der Zweck dieses Heftes (28 Seiten) ist, zu zeigen, wie man am besten die nötigen Gelder aufbringt für die eigene Gemeinde, die Synode und sonstige kirchliche Arbeit. Es ist reich an mancherlei nützlichen Ratschlägen und Winken. Im Vorwort heißt es: *"The sole purpose is to explain and recommend the most modern system, with practical instructions for establishing and using it. Nothing new nor original is claimed in this presentation. Much of it has been printed in other forms. . . . The practical value of these instructions has been proved wherever they have been followed."* Mit Bezug auf die union churches, die es immer noch in Synoden der United Lutheran Church gibt, heißt es hier: *"Both congregations in union churches should adopt the system and furnish sets of envelopes to their members. All of the worshippers will bring their offerings in their own envelopes to the Sunday service. The officers of each denomination will take the envelopes of their respective member after the service. . . . Thus each denomination is provided with resources from its own members. . . . The loose plate-offerings can be divided each Sunday or the total amount allotted to the congregation in charge of the service for that day."* (9.)

J. B.

Workers with God. A Study in Outline of Christian Trusteeship, Stewardship, and Partnership with God. By *W. H. Greever, D. D.* The United Lutheran Publication House, Philadelphia, Pa. Paper, 60 cts.; cloth, 90 cts.

In stehender, etwas breiter Rede wird hier der Gedanke ausgeführt, daß der Christ alles, was er ist und besitzt, von Gott empfangen hat und darum auch alles in den Dienst Gottes zu stellen schuldig ist. Vermißt haben wir eine ausführlichere Behandlung der Frage, was die eigentliche Aufgabe ist, in deren Dienst die Christen alles stellen sollen, nämlich arme, in Sünden verlorne Menschen selig zu machen durch die Predigt des Evangeliums von der Veröhnung durch Christi Blut und Tod und von der Rechtfertigung nicht durch eigene Werke, sondern allein durch den Glauben an die Vergebung der Sünden um Christi willen. Nur wer dies als die eigentliche Aufgabe der Kirche erkannt hat, wird auch imstande sein, so zu beten, zu arbeiten und zu geben, daß er über Nebendingen nicht die Hauptsache, über irdischen Zwecken nicht die geistlichen, ewigen und jenseitigen Ziele aus den Augen verliert. Gerade in unserer Zeit, da man der Kirche vielfach das Ziel verrückt hat und dasselbe ganz oder doch vorwiegend diesseitig orientiert und sozial bestimmt sein läßt, sind solche Ausführungen doppelt nötig. Abgesehen scheint hier auch der Verfasser nicht ganz klar zu sein. Im Vorwort lesen wir: "A new awakening has come to Christians of the world in relation to their divinely appointed mission to evangelize the world, and also, in countries nominally Christian, to the need of furnishing the solution to social and economic problems, which, more and more, are understood to have no final solution except through the application of the fundamental Christian principles of unselfishness and justice." Ferner in der von F. S. Knubel geschriebenen Einleitung: "It would be unbearable if the Christian could not be equally conscious of the holy love of God which in its might is vigorously active to set this wrong world right." (15.) Vom Christen schreibt er: "His own experience now causes new springs of sympathy for a wrong world to spread in his heart. . . . New hope of a marvelously glorified humanity dawns, with eager impulse for its realization. New vision of the power of a new life to pervade every avenue and every relationship of human existence becomes clear. He sees a world remade. . . . He is discontented if he cannot participate in the great transformation, . . . the whole glorious task of the world's reestablishment, etc." (15 ff.) Wo solche Gedanken auftauchen, da ist die Frage am Platz: Was ist eigentlich die Aufgabe der Kirche? Da gilt es, sich darauf zu besinnen, daß ihr eigentlicher Zweck kein sozialer ist, sondern ein geistlicher, nämlich, Sünder aus dieser Welt zu retten für die Ewigkeit durch die Predigt vom Glauben an Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Zu den Sätzen, die wir uns bei der Lektüre des sonst anregenden Buches gemerkt haben, gehören auch folgende. Seite 57: "The Third Commandment, which defines the duty to cease from certain labors on the Lord's Day, and to observe that day as a day of rest, also carries with it the command to work on the other six days of the week." Wie lange wird es noch dauern, bis in diesem Punkt die Theologen der United Lutheran Church den Puritanismus abstreifen und wirklich evangelisch-lutherisch werden? Seite 83: "Having bestowed saving faith upon those who do not resist His grace, God conditions the further bestowal of special grace upon the receptivity of His children." Das wird snergistisch gedeutet werden. Seite 135: "Bequests . . . are generally memorials to more or less selfish conceptions of life and defective service. While they are not to be condemned in those who at the end of life would seek to make amends for previous failures, their responsibility should be encouraged through that development of life which would lead each one to administer and complete his stewardship before death." Obwohl selbstverständlich ein Christ das Geben nicht bis auf seinen Tod verschieben soll, so erscheint uns doch obige Behauptung zu radikal. Seite 107: "With selfishness eliminated, the true steward will inevitably decide that the minimum should be retained for personal use, and the maximum contributed for the co-operative work of the Church." Ein hohes Ideal! Wer will jedoch behaupten, daß es zu hoch gesteckt sei und nicht erreicht werden könne, auch nicht annähernd? Wollten alle unsere Christen danach handeln, so würde es jedenfalls an Mitteln

nicht fehlen, um die sich jetzt überall in der Welt, insonderheit auch in Europa, mehrenden Gelegenheiten zur Ausbreitung der alleinseligmachenden Wahrheit, wie sie die lutherische Kirche in völliger Reinheit und Klarheit besitzt, recht auszubenten, statt sie unbenutzt vorbeigehen zu lassen. Auch sollten Christen nicht etwa bloß *indirekt*, durch Gaben und Anstellung von Predigern und Missionaren, Gottes Reich bauen helfen, sondern *direkt*, indem sie selber von ihrem Glauben Zeugnis ablegen usw. Daran fehlt's aber heute wohl mehr noch als am Geben. Grever schreibt: "One of the great defects of present-day Christianity is the disregard which the vast majority of Christians have for their own opportunities and responsibilities in direct, personal Christian service. The emphasis which has been placed upon the value of money in the service of God's kingdom has been the occasion for wide-spread and lamentable self-deception among those who would rather pay than pray, who would rather give than live, who would rather send than go." (103.) In der apostolischen Kirche war jeder Christ ein Missionar, wenigstens in seiner Umgebung; so hätte es immer bleiben sollen; auch unter uns sollte es im vollen Maße wieder so werden. — Typographisch läßt das Buch zuweilen selbst ein geringes Maß von Sorgfalt vermiffen, z. B. S. 147.

F. B.

The Conservative Character of Martin Luther. By *George M. Stephenson, Ph. D.* The United Luth. Publication House, Philadelphia, Pa. \$1.20.

Der Verfasser, Professor an der University of Minnesota, behandelt die Reformationsvorgänge bis zum Jahre 1530. Neues wird nicht geboten, wohl aber manches Ansehnbare. überhaupt will uns scheinen, daß der Verfasser in der lutherischen Gedankenwelt nicht in dem Maße lebt, wie das für eine Arbeit wie die vorliegende wünschenswert ist. Zur klaren, adäquaten Darstellung kommt weder Luthers Gnadenlehre noch die entgegengesetzte römische Wertlehre. Wir lesen Seite 18: "The keynote of Paul's Gospel, and indeed of the whole New Testament, is that all external observance of the Law is worthless unless it is based upon the obedience of the heart. . . . It is God which imparts freely and without price the will and the strength to do His good pleasure." Daß die von Paulus und Luther gelehrt seligmachende Gnade *gratuitus Dei favor* ist oder Vergebung der Sünden aus Gnaden um Christi Verdienstes willen, dargeboten in der Verheißung des Evangeliums und appliziert durch den Glauben, kommt nirgends zum vollen Ausdruck. In dieser Unklarheit dürften auch Sätze wie die folgenden ihre Erklärung finden: "It is quite probable that he [Luther] would have remained a loyal son of Rome, had he not rebelled at the corruption within the Church. . . . The break need not have come, had not the organization as administered by the Pope and his advisers of the type of Eck been so absolutely inflexible." (57.) Tatsache ist doch (was ja auch je länger, desto klarer ans Licht trat), daß Papsttum und Luthertum sich gegenseitig aufheben wie Licht und Finsternis, Christentum und Heidentum. Seite 84 lesen wir: "Ever ready to compromise on non-essentials, he [Luther] was firm as a rock when he judged that the vital principles of Christianity were in the balance." Genau ist das nicht; denn Luther gab zwar alles, aber auch nur das frei, wofür er kein Schriftwort hatte. Was die Schrift klar lehrt, einerlei ob es uns als groß oder gering erscheinen mag, das galt ihm nicht als etwas, worüber man mit dem Gegner feilschen und Vergleiche schließen kann. Seite 85: "It is a paradox of Luther's life that, while he was a stranger to our ideals of liberty, the modern world owes more to him than to any other man." Tatsache ist, daß Luther, der zwischen Staat und Kirche, Weltlichem und Geistlichem besser zu unterscheiden verstand und für Gewissensfreiheit konsequenter eintrat als unsere amerikanischen Puritaner, wenig von seinen Überzeugungen preiszugeben brauchte, um amerikanischer Bürger zu werden. Seite 107: "Zwingli was the scientist; Luther was the mystic. Science and reason bowed to Luther's bible; Zwingli's bible, yielded its truth upon the application of a more modern exegesis. Luther's rather arrogant statement that Zwingli was of 'another spirit' was essentially correct." Luther war nicht Mystiker, sondern einfach Schrifttheolog; und Zwingli war theologisch ein Schwärmer und nichts weniger als ein Vertreter wahrer Wissenschaft. Auch war es nicht Luther, sondern Zwingli, der mit den Gesetzen einer sachgemäßen Exegese in Widerspruch geriet. Und „arrogant“ ist nicht:

der, welcher wie Luther die Wahrheit verfißt, sondern wer sie wie Zwingli und Carlstadt aus subjektiven Gründen nicht gelten lassen und ihr nicht Folge geben will. Seite 111: "Luther's slavish adherence to the literal words of the Bible led him far away from the old Church, but he could not travel to the end of the road with Zwingli and those of like mind who found no half-way station between Rome and reason." Wer eine Bibelstelle (hier die Abendmahls Worte) so versteht, wie sie nach Text und Kontext allein verstanden werden können, der ist kein Sklave, sondern handelt nur nicht unvernünftig und nicht widersinnig. Übrigens befand sich Luther nie mit Zwingli auf demselben Wege; denn Luthertum ist nichts anderes als Schrifttheologie, und Zwinglianismus (im Unterschied vom Luthertum) war von allem Anfang an nichts anderes als Rationalismus. Zustimmung können wir auch nicht, wenn es Seite 23 heißt: "His fighting spirit once aroused, he [Luther] was liable to go too far and pursue his opponents with spiteful and coarse invective." Daß Luther zuweilen herb sein konnte, leugnet niemand, aber Daß lag seinem Charakter fern; Boshaftigkeit hat ihm noch niemand nachgewiesen. Welch ein seltenes Wohlwollen spricht z. B. gleich aus Luthers Schreiben an seinen ersten bitteren Gegner, Johann Tetzel, als dieser von seinen früheren Anstiftern verstoßen und, der Verzweiflung nahe, krank daniederlag! Auch sonst bringt Stephenson die Stellung Luthers nicht immer zum adäquaten, markanten Ausdruck. Harnad wird öfters zitiert, ohne daß seine mitunterlaufenen falschen Urteile gebührend zurückgewiesen werden. Die Verifizierung der Übersetzungen von Zitaten wird dadurch erschwert, daß nirgends die Fundorte angegeben sind.

Duty to Civilization. By *Francis Neilson*. Reprinted from *Unity*, April to August, 1921.

Wer sich noch interessiert für die Frage nach der Schuld am Weltkriege, findet hier interessante und in vieler Beziehung aufklärende Lektüre. Mit Bezug auf die angeblichen Gräueltaten der Deutschen z. B. lesen wir u. a.: "There will, notwithstanding the information that is now abroad as to the origins of this war, remain in the minds of some professors of political science all the stories wrought from the frenzied imagination of partisans, who after the war began retailing fictions which beat anything attributed to Baron Munchausen and de Rougemont. These 'revelations' had, of course, nothing whatever to do with the origins of the war; still the case against Germany was, so far as the general public was concerned, largely based on them. American leaders of thought must know that the Germans, in preparing for the struggle, did not place concrete foundations for their heavy guns in Belgium, the Pas de Calais, and Brixton. Mr. Buchan, the English official historian of the war, laid that yarn. There were no angels at Mons. The British nurse whose breasts were mutilated by German soldiers, according to the hallucination of her sister, was not on the Continent at the time the alleged deed was done, and this was proved at the hearing of the case which took place before the Lord President of the Council at Edinburgh. 'Little Alf's postage stamp,' which, when removed, disclosed the statement in writing that his tongue had been cut out, was another fiction run to earth by Canon Peter Green of Manchester Cathedral. The story of the crucified soldier was another figment of the imagination of some journalistic Munchausen, and was denied by General Marsh at Washington; yet that yarn served its purpose as the basis of a war-propaganda drama, which had the blessing of Woodrow Wilson; and so on with 99 per cent. of the particular atrocity sensations retailed in the press, and circulated by platform [and pulpit] patriots. Of course, there are 'Black and Tans' in every army, and this war was attended with as much military atrocity as any that ever took place. There is no denying that; but what has that got to do with its origin? Anyway, what is the good of the leaders of thought getting indignant about the atrocities of the enemy army while they overlook the atrocities perpetrated by other armies? It is difficult to catch the sounds of protests that are rising from American leaders of thought at the atrocities that have been perpetrated since the armistice! I do not hear the pulpits of the land ringing with denunciatory terms at what has taken place in Ireland, Rhineland, India, Egypt, and Hayti. I cannot remember hearing

very much from the American leaders of thought at what took place in South Africa and in the Philippines. Well, perhaps these things were not brought so vividly to their notice as the crucified soldier incident was. Were they really sincere in their complaints against the atrocities attributed to the enemy soldiers in this war? Frankly, they were not, for they, themselves, neither took the trouble to investigate the cases, nor would they tolerate such a course when undertaken by others." (91.) Man forscht jetzt vielfach nach der Ursache der schlammligen Flut von Verbrechen und Sittenlosigkeit, die sich nun schon seit Jahren über unser Volk ergießt. Pharisäisch wähnen manche Sektenprediger, dieselbe in dem deutschen Unglauben gefunden zu haben. Und doch liegt die Hauptursache für jeden, der sehen will, auf der Hand. Es ist die moralische Zerrüttung, welche die von allen Seiten betriebene Lügenpropaganda in dem Gewissen unsers Volkes angerichtet hat. Und die Sektenprediger, die jetzt die Hände über den Kopf zusammenschlagen, sind vor andern verantwortlich für diesen Niedergang. Der rechte Anfang zu einer wirklichen Umkehr kann daher nur so geschehen, daß sie ihre Schuld betennen. F. V.

Die religiöse und die kirchliche Lage in Deutschland. Vortrag, in Schweden gehalten von Lic. Gerhard Kittel. Verlag von Dörfling & Franke. 21 Seiten. M. 7.

Dieser Vortrag über die sittlichen, religiösen und kirchlichen Zustände in Deutschland wurde zu Upsala am 15. Juni 1921 vor der zum erstenmal seit 1915 tagenden schwedischen „Priestersynode“ gehalten von Prof. Kittel in Leipzig (jetzt in Greifswald). In düsteren Farben schildert er die deutschländischen Zustände, insonderheit die sittlichen und religiösen. Falsch wäre es, wenn man daraus schließen wollte, daß es in andern Ländern, in Frankreich, in England oder doch in Amerika, besser stünde. Dem Pessimismus jedoch glaubt Kittel nicht das Feld überlassen zu brauchen. Er schreibt: „Noch nie ist in Deutschland eine solche Leidenschaft des Hasses gegen die Kirche und gegen das Christentum zur Entfaltung gekommen, wie wir sie heute erleben. Aber ich kann neben diesen Satz den andern fellen: daß nicht oft seit den Tagen Luthers die Glut der Liebe zu Christus so wie heute durch weite Kreise des deutschen Volkes gegangen ist.“ (3.) Was die Feindschaft wider die Kirche betrifft, so bemerkt Kittel mit Recht, daß dies die Folge einer Verderbung sei, die längst vor dem Kriege in das Blut der Kirche eingedrungen war. Er schreibt: „Was heute als Christenfeindschaft sich breit auswirkt, was als Massenaustritte aus der Kirche die ängstlichen Gemüter erschreckt, ist ja nichts als die Realisierung eines Zustandes, der seit Jahrzehnten, vielleicht sogar seit anderthalb Jahrhunderten, geworden ist. . . . Erst kam die kluge und aufgeklärte Weisheit des Rationalismus; dann ist der breite Strom des Materialismus über uns hingegangen in allen seinen Schattierungen. . . . Vor allem ist er ein halbes Jahrhundert lang in der verführerischsten Form den Massen des Volkes eingehämmert worden: in der Form der sozialistischen Diesseitsreligion. Heute ziehen viele Tausende einfach die Konsequenzen, die längst nur noch den Namen Christen trugen; und ebenso zieht der Staat die Konsequenz, der gleichfalls längst nicht mehr eine in ihrer Gesamtheit christliche Volksgemeinschaft umfaßte. . . . Und weil es ein Stück Revolution war und noch ist, so ist es nicht eine ruhige, stetige Auseinandersetzung, sondern ein Kampf voller Leidenschaft. . . . Es ist, wie wenn die Wasser sich gekaut haben und langsam, allmählich höher und höher angeschwollen sind, bis schließlich der Damm zerreißt, und nun bricht es herein wie ein reißender Strom. Der reißt dann freilich vieles mit sich fort, was morsch war — alles, was nicht ganz wurzelsfest stand!“ (4 ff.) Die Sittlichkeit im engeren Sinn betreffend sei dem deutschen Volke schon seit Jahrzehnten das Gift eingekocht worden in Ehebruchromanen, meistens zunächst aus fremden Literaturen. Dazu komme, daß jetzt auf dem deutschen Volke die Verzweiflung und die Hoffnungs- und Trostlosigkeit seines politischen und seines wirtschaftlichen Zustandes laste wie ein furchtbarer Alp. „Ein gut Teil von dem“, jagt Kittel, „was äußerlich als Religionshaß und Gottlosigkeit in die Erscheinung tritt, ist in Wirklichkeit Verzweiflung von Menschen, auf die das Unglück so wirkt wie einst auf Hiobs Weib: daß sie den Gott verfluchen, von dem sie meinen, daß er sie so ganz verlasse. Was äußerlich als Genußsucht und Vergnügungssucht und Sittenlosigkeit und Zügellosigkeit in kraffen Formen in die Erscheinung tritt,

ist zur einen Hälfte Reaktion gegen die enorme Anspannung der fünf Kriegsjahre und zur andern Hälfte ein Stück Verzweiflung von Menschen, die meinen, es sei ja doch alles aus und alles umsonst, und die darum schließlich als einzige und letzte Weisheit noch haben: Lasset uns essen und trinken und lieben, denn morgen sind wir tot!" (8.) Doch ist Kittel der Meinung, daß sich weithin Spuren eines neuen Geistes zu erkennen geben. „Wir meinen“, sagt er, „hier und dort, allenthalben in unserm Volk, lebensschaffenden Odem Gottes zu spüren, der es wie eine große Erweckung selber hervorbrechen läßt. Ich bekenne, daß ich von alledem nicht anders zu reden vermag als mit großer Scheu; denn es ist vieles noch eine junge Saat und zarte Pflanzen. Aber dennoch: wir glauben, es ist ein Werden Gottes, das in unserm Volk anhebt.“ (12.) Und worauf gründet Kittel diese Hoffnung? Er schreibt: mit dem gewohnheitsmäßigen Kirchenchristentum sei es zu Ende. Die Kirchenfeinde schieden jetzt ihre Kinder, statt zur Konfirmation, in eine sozialistische, atheïstische Jugendbeweise. Im letzten Frühjahr seien allein in Leipzig über tausend Kinder in dieser Form ins Leben hinausgeschickt worden. „Über diejenigen Kinder und Eltern“, fügt Kittel hinzu, „die jetzt treu bleiben, wissen, warum sie es tun. Und wer jetzt dem Terror standhält, und wer jetzt noch die Kirchensteuern zahlt, der weiß, warum er von seiner Kirche nicht läßt.“ (13.) Ein günstiges Symptom erblickt er auch darin, daß sich die Theologie wieder dem Kreuze zuwende. „Ich glaube“, sagt er, „es ist eine der ganz großen Gaben Gottes, die er in unserer deutschen Not uns geschenkt hat, daß er so unendlich vieles uns hat klein werden lassen. Und zu diesen Dingen, die für die meisten von uns klein geworden sind — das muß ich um der Wahrheit willen hier aussprechen —, gehören auch sehr viele theologische Klugheiten. . . . Wir haben die vier ersten Kapitel des ersten Korintherbriefes begreifen gelernt, die Kapitel von der ‚Weisheit‘ und von der ‚Torheit‘. Man sagt schwerlich zu viel, wenn man die These aufstellt, daß unsere deutsche Theologie zurzeit einen akuten Konzentrationsprozeß durchmacht. . . . Albrecht Ritschl und seine Schule haben seinerzeit dafür gestritten, daß der Jorn Gottes eine unchristliche Vorstellung sei. Es ist einfach ein Typus unserer gegenwärtigen Erfahrung, daß der Nachfolger von Prof. Herrmann in Marburg, Prof. Otto, in seinem in diesem Jahre erschienenen Buche ‚Das Heilige‘ wörtlich schreibt, es sei ‚ganz zweifellos, daß auch das Christentum vom Jorne Gottes zu lehren habe trotz Schleiermachers und Ritschls Protest‘. Wir haben den Jorn Gottes erlebt. Und wir machen von hier aus das Erlebnis des Kreuzes Christi. Das ist für uns nicht mehr ein Stück Dogmatik, sondern das ist das Erlebnis von Menschen dieses Volkes in dieser Not: ‚All Sünd‘ hast du getragen, sonst müßten wir verzagen!‘ Wir begreifen Luthers christozentrische und staurozentrische Theologie. Und wir begreifen Paulus (ich zitiere noch einmal den ersten Korintherbrief): ‚Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohn‘ allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.‘ . . . Wir sind sehr klein geworden, auch als Theologen, und Gott ist sehr groß geworden — Gott selbst und auch sein Geschehen.“ (15.) Auch meint Kittel, daß der Rationalismus in der Theologie am Aussterben sei. „Unser gesamtes Geistesleben, von der Philosophie bis zur Lyrik“, sagt er, „steht unter dem Zeichen einer Abkehr vom Rationalismus. Auch hier überschlägt sich vielfach das Rab; Tausende verlieren sich in Mystizismus und Okkultismus, und die wunderbarsten Sektten finden ihre Gläubigen. Aber hinter dem allem steht doch, daß Menschen über die Armlosigkeit einer nüchternen Fünf-Sinnen-Weisheit hinaus begehren. Der Rationalismus hat seine Geschichte gehabt, und er hat auch seine Bedeutung. Er hatte auch seine Bedeutung für die Theologie; es fällt mir nicht ein, ihn zu schmähcn. Aber in der Theologie ist seine Rolle zu Ende.“ (17.) Dieser Zug der Zeit werde auch sehr deutlich verstanden bei den theologischen Studenten. Kittel schreibt: „Wenn ich die Zeit, in der ich studiert habe, vergleiche mit der Zeit, in der ich jetzt Professor bin, dann ist mein stärkster Eindruck der einer Abwendung vom Intellektualismus und einer Verinnerlichung des Studiums. Ich glaube, daß unsere heutigen Theologiestudenten bewußter sich Rechenschaft geben, warum sie Theologie und nicht irgend etwas anderes studieren, als dies die Generation vor zehn und vor zwanzig Jahren getan hat. Wieder hat die Not der Kirche ein Gutes gebracht: der Pastorenberuf ist (wenn er es je war) heute jedenfalls keine bequeme Versorgung und das theologische Studium kein Brotstudium mehr. Wer heute zu diesem Studium kommt, der kommt, weil er

muß, weil es ihn treibt, weil er nicht anders kann. Es gibt so manchen kleinen Zug, der für den frommen Geist unserer jungen Theologen typisch ist. Ganz spontan aus der Studentenschaft selbst, fast überall ohne Zutun der Dozenten, haben seit ungefähr einem oder anderthalb Jahren an fast allen deutschen Universitäten Morgenandachten begonnen, die die Studenten sich selber halten. . . . Vor zehn Jahren (ich glaube, ich sage nichts Falsches) hätte man sie als Pietisten bespöttelt und wären sie eine Winkelfeste gewesen. In Leipzig haben wir jetzt angefangen, daß wir außerdem jeden Sonnabendabend in die Universitätskirche kommen und mit Studenten und Schülern eine liturgische Vesper halten. . . . Wir haben die Zuversicht, eine Kirche der Innerlichkeit zu werden.“ (17 f.) Die Hoffnung für Religion und Kirche in Deutschland läßt also Mittel nicht fahren. Und würde man dem Liberalismus wirklich den Abschied geben, so wäre dieser Optimismus auch nicht unbegründet: die Bahn zum alten Luthertum wäre wieder frei. Verhehlen können wir uns aber nicht, daß in Mittelschuldung der Umkehr in der Theologie manche Ausdrücke uns nicht ganz rein klingen. Unter „Rationalismus“ z. B. versteht er offenbar etwas anderes als bisher die Kirche. Ein neuer religiöser Tag kann und wird aber für Deutschland nur anbrechen, wenn seine Theologen nicht bloß scheinbar, sondern wirklich der rationalistischen Theologie den Abschied geben und voll und ganz zurückkehren zum alten Glauben, wie ihn Luther wieder ans Licht gebracht hat. Und daß man nur in ganz beschränktem Umfang bisher den Abfall vom Luthertum als die schwerste Sünde Deutschlands erkannt hat, dies ist und bleibt das ominöseste Zeichen am deutschen Kirchenhimmel. F. B.

Sermonizing. By Rev. H. J. Schuh. Lutheran Book Concern, Columbus, O. 16 Seiten. 25 Cts. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Dieses etwas teure Schriftchen behandelt: 1. The Preparation of the Sermon; 2. The Delivery of the Sermon. Alles Wesentliche kommt hier in knapper, klarer Weise zur Sprache. Besonders beachtenswert ist folgende Mahnung gegen das Ablesen von Predigten: "The average Lutheran audience does not take kindly to the preacher's reading his sermon, and we do not blame people for this. An old Pennsylvania German farmer once said to me: 'Wenn mer lese wolle, des kenne mer daheim.' People come to church to be talked to, and it is natural that they want to be looked at when they are talked to. Reading, when well done, may be very effective. But there are fewer good readers than good speakers. It takes at least as much time and work to become a good reader as to become a good speaker, and in most cases it will take more. Even in reading the liturgy most of our pastors make a bad mess of it. . . . The very fact that you are reading your sermon makes the impression that you are not sure of your message. The sermon is to be a living, personal proclamation of God's great plan of salvation, and reading is something more or less mechanical. . . . There is a great deal in the fire of the eye, the expression of the countenance, and the whole living personality. The Germans say: 'Am Prediger predigt alles.' But you cannot say this of the reader, at least not in the same degree. A free delivery is almost impossible in connection with reading. . . . When his eye is off his audience, he is more or less out of touch with them, and when his eye is off his manuscript, he is in danger of losing connection with his subject. There is a wonderful inspiration in the fact that you are in touch with your audience, and that they are in touch with you. Much of this inspiration is lost to the reader. The manuscript acts as a kind of non-conductor between the preacher and his audience. Every public speaker has experienced the importance of responsiveness in his audience. You see it in the eyes of the people when they are with you. The very air seems charged with interest. The people, by the expression of their countenances, seem to carry the speaker along and bear up. The spirit of the audience very largely makes the speaker. The source of eloquence often lies as much in the audience as in the speaker. All this is, if not entirely lost, at least very largely diminished when the sermon is read. Many a good sermon has fallen flat because it

was read instead of spoken. The very fact that the preacher read created a prejudice not only against him, but also against his message. . . . It is true that we can add nothing to the power of the Word. . . . But we can, by our human weaknesses, do much to prevent this Word from having the effect it was designed to have. As far as lies in us, let us see to it that the sowing is done under the proper conditions, and that nothing that we do or leave undone shall act as a hindrance to the reception of the Word into honest and good hearts that it may bring fruit a hundred-fold." J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Gelegentlich des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums gab D. Walther die folgende Beschreibung von einem Missourier: „Ein Missourier ist ein evangelisch-lutherischer Christ, nichts anderes, nichts mehr und nichts weniger; und daß das alte evangelisch-lutherische Christentum wieder gepflanzt werde und aufkomme, das ist, was er will. . . . Ein Missourier glaubt nicht, wie viele neuere Theologen, daß die christliche Kirche danach zu trachten habe, immer aufgeklärter zu werden und neue Glaubenslehren zu erforschen; vielmehr glaubt er, daß die wahre Kirche Jesu Christi immer denselben Glauben, dieselbe Lehre gehabt, daß schon die apostolische Kirche die ganze reine Lehre des Evangeliums besessen, und daß auch Luther durch seine Reformation keine neue Lehre aufgebracht, sondern nur die Lehre, wie sie schon die apostolische Kirche gehabt hat, wieder hervorgehoben und an den Tag gebracht habe. Ein Missourier will daher nichts Neues aufbringen, sondern mit Luther und der ganzen lutherischen Kirche des sechzehnten Jahrhunderts zur Kirche und Lehre der Apostel zurückkehren. Was die Christen zur Zeit der Apostel und zur Zeit Luthers geglaubt haben, das will ein Missourier auch glauben; was jene gelehrt und bekannt haben, das will ein Missourier auch lehren und bekennen; was jene verworfen und verdammt haben, das will er auch verworfen und verdammen; wie jene gelebt haben, so will er auch leben; den Weg, den jene gegangen sind, will er auch gehen; wie jene selig geworden sind, so will er auch selig werden. Ein Missourier will weder strenger noch besser sein als die ersten Christen und als die Christen der Reformation. Ein Missourier will kurzum in Lehre und Leben nichts sein als ein Christ, wie sie die Apostel beschrieben, und wie die rechten Christen zur Zeit derselben wirklich waren; und zwar, weil seit viertheilshundert Jahren das alte Christentum Luthertum, die alte christliche Lehre lutherische Lehre, die alte Kirche lutherische Kirche, die rechten gläubigen Christen lutherische Christen oder Lutheraner genannt werden, so will ein Missourier ein lutherischer Christ oder ein Lutheraner sein, und dies ohne Falsch, ohne Schalkheit, ohne Vorbehalt, ohne Hintergedanken, in Wirklichkeit, in der Wahrheit, von Herzensgrund.“ Dieselbe Wahrheit wird in den Reden betont, die in diesem Jahre bei dem fünfundsiebzigjährigen Jubiläum der Synode gehalten worden sind. Gott verleihe Gnade, daß wir dieser Wahrheit nachleben! — über den praktischen Erfolg dieser Stellung, die sich auf keine Kompromisse in bezug auf die christliche Lehre ein-

läßt, schrieb D. Walther, ebenfalls im Jahre 1872, u. a. folgendes: „Es ist gewißlich nicht zu leugnen, daß die Missourisynode vor allem darum bei unserm lutherischen Volke so großen Eingang gefunden hat und noch immer findet, weil dasselbe merkt, daß ihm durch die Missourisynode nicht eine neu-modische, sondern die Lehre gebracht wird, die in den alten guten Volks-erbaunngschriften sich findet, und weil den Leuten in der Missourisynode so reichlich das Evangelium von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben an Christum gepredigt wird, wodurch die Leute wirklich Brot für ihren geistlichen Hunger und Gewißheit der Seligkeit bekommen. Mögen daher Gegner der Synode sich immerhin mit der Hoffnung tragen, das Luthertum der Missourisynode habe in Amerika keine Zukunft, die Missourier seien durch irgend etwas Unerklärliches aufgetommen, sie würden's nicht lange mehr treiben, das Luthertum der liberalen Generalsynode werde endlich alles in Amerika in sich aufnehmen: es ist das eine törichte Hoffnung; bleibt die Missourisynode bei der alten, guten reinen Lehre, bleibt namentlich in derselben die süße Lehre von der Rechtfertigung diejenige, die sie vor allem fort und fort treibt, so wird sie auch der Herr ferner erhalten und ferner wachsen lassen; denn hungrige Seelen gibt es immer, welche nicht mit dem Stroh und Häckerling menschlicher Lehren, sondern mit dem Brot, das vom Himmel gekommen ist, gespeist sein wollen.“

F. P.

D. Walther über Gemeindeschulen beim fünfundsanzwanzigjährigen Jubiläum der Synode. Ein baptistisches Blatt hatte geschrieben: „Die Kinder der mehr als 700 deutschen Gemeinden in Amerika, welche Gemeindevochenschulen haben, lernen nicht nur zwei anstatt bloß e i n e der Hauptsprachen des Landes, sondern sie werden auch vier- oder fünfmal so viel in Bibel und Katechismus unterrichtet als die meisten Kinder der englischen und deutschen Gemeinden, die keine Gemeindevochenschulen, sondern nur Sonntagschulen haben. Das ist ein Unterschied, der sich in Zukunft mächtig zeigen wird, und auf den alle deutschen und englischen Predigerkonferenzen und Synoden ernstlich aufmerksam gemacht werden sollten.“ Hierzu bemerkte D. Walther: „Als wir dieses lasen, konnten wir nur ausrufen: Möge Gott unserer deutsch- [und englisch-] lutherischen Kirche das Kleinod ihrer Gemeindeschulen erhalten! Denn allerdings hängt, menschlich geredet, vor allem davon die Zukunft unserer Kirche in Amerika ab. Wie alle kirchlichen Gemeinschaften in Amerika von der Zeit an, da sie den Staat für die Unterrichtung ihrer Kinder sorgen ließen, an ihrer eigenen Auflösung gearbeitet haben, so ist und bleibt die fernere sorgsamste Pflege unserer Gemeindeschulen nach dem öffentlichen Predigtamt das Hauptmittel unserer Erhaltung und unsers Fortbaues.“

F. P.

Die Versuche der Verstaatlichung der Kinder in Amerika sind nicht erst neueren Datums. D. Walther berichtete in „Lehre und Wehre“ 1872, S. 27: „Soeben lesen wir, daß im Senat der Vereinigten Staaten am 19. Dezember vorigen Jahres ein gewisser Stewart ein 16. Amendement zur Verfassung vorgeschlagen habe, durch welches alle ‚Sektenschulen‘ verboten werden. In der That, ein solches Amendement fehlt noch, um das Maß der Verkehrung der Freiheit in die unerträglichste Tyrannei vollzumachen.“ Walther setzt aber hinzu: „Wir haben nicht die geringste Besorgnis, daß dieser Vorschlag durchgehen werde, aber als ein Zeichen der Zeit glauben wir es unsern Lesern mitteilen zu müssen.“

F. P.

Die finanzielle Erhaltung unserer Lehranstalten. Eine Frage, die uns von Besuchern gelegentlich vorgelegt wird, betrifft die Höhe des Fundierungskapitals (amount of endowments), wodurch die Synode instand gesetzt sei, ihre großen Anstalten finanziell zu erhalten. Die Antwort, daß die Erhaltung unserer Anstalten nicht auf den endowment plan, sondern auf Gemeindebeiträge gegründet sei, ruft die weitere Frage hervor, wie viele reisende Agenten (itinerant canvassers) wir im Felde hätten, um die Gemeinden zu Beiträgen für die Erhaltung der Lehranstalten zu bewegen. Wir antworten gewöhnlich, daß wir eine sehr einfache Methode von unsern Vätern übernommen und bisher festgehalten hätten. Weil die Erziehung christlicher Prediger und Lehrer nicht eine persönliche Liebhaberei einzelner Christen, sondern eine Pflicht aller Christen und aller christlichen Gemeinden sei, und weil es ferner zum Amt der Pastoren gehöre, die ihnen von Christo befohlenen Gemeinden in bezug auf ihre Christenpflichten fortgehend zu belehren und zu ermahnen, so hätten wir an unsern Pastoren ein ganzes Heer von resident canvassers für unsere Lehranstalten, sowohl was die Erlangung von Schülern, als auch was die Erlangung der nötigen Mittel betreffe. „Aber“ — so mendet man ein — „diese Methode erfordert highly trained churches and ministers.“ Antwort: Durchaus nicht! Die Sorge für die Erziehung von christlichen Predigern und Lehrern gehört zum A. B. C. der christlichen Pflichtenlehre. Alle Christen haben auch ein Verständnis für diese Pflicht. Freilich bedarf es wegen des den Christen noch anhängenden Fleisches auch in diesem Stück fortgehender Belehrung und Ermahnung, gerade wie auch in allen andern Stücken des christlichen Lebens und Wandels die Belehrung und Ermahnung nicht unterlassen werden kann. Und was die Pastoren betrifft, so haben sie ohne besondere Schulung ein Verständnis für die Tatsache, daß die Rechenschaft, die sie für die Seelen zu geben haben, auch den Punkt einschließt, ob sie, soviel an ihnen ist, die ihnen befohlenen Gemeinden an guten Werken zur Ausbreitung der christlichen Kirche reich gemacht haben. J. P.

Studienkosten auf amerikanischen Hochschulen und anderes. Das Institut für internationale Erziehung veröffentlicht ein *Guide-book for Foreign Students in the United States*, worin die folgenden Studienkosten für ein acht Monate umfassendes Studienjahr angegeben sind: Cornell \$1008, Brown \$1040, Staatsuniversität von Minnesota \$930, von Illinois \$685, California \$790, Washington \$1025, Texas \$610. Da sind die Studienkosten auf unsern Anstalten doch noch bedeutend geringer. In bezug auf die Einrichtung, daß Studenten durch Arbeiten die Studienkosten teilweise selbst verdienen, heißt es im *Guide-book* u. a.: „Almost all good-sized colleges and universities include in their organization employment bureaus with a view to securing part- or full-time employment for students and graduates. The late afternoon and early evening hours, holidays and Saturdays, and the vacation days are often utilized by the students for working purposes. The commonest forms of work secured are: janitor service, care of furnace, selling commodities, waiting on table, clerical work, and tutoring. As a result many students in colleges, who otherwise would not be there, are enabled to continue their studies. A large number of Americans earn part of their expenses in college. This, however, should not encourage the [foreign] student to think that he can make his whole way through college.“

Even among the American students the number who succeed in earning *all* their expenses is exceedingly limited. The educational process is such an expensive one from the standpoint of time, energy, and money that it is well-nigh impossible for a foreign student to maintain physical and mental efficiency and, at the same time, make all the money necessary for his living and for his education. It should be noted, moreover, by foreign students that labor is not looked upon in the United States as degrading. The student need fear no loss in social station in the college community or in the town on account of it. The fact is that many American students who later in life rise to eminence never cease to look with pride upon their college life and how they 'made their way through' college." Ferner werden Studenten aus andern Ländern daran erinnert, daß sie nicht im Frühling oder während der ersten Sommermonate in den Vereinigten Staaten ankommen sollten, da hier die Kurse erst im September oder Oktober beginnen und die im Frühling Ankommenden nicht in die Klassen passen. F. P.

Ungleiche Entscheidungen in bezug auf den Gebrauch fremder Sprachen im Schulunterricht. Die Zeitungen berichten aus New York: „Der städtische Schulrat hat in seiner letzten Sitzung das Verbot vom 9. Oktober 1918, wonach der Unterricht in den öffentlichen Schulen nicht in fremden Sprachen erteilt werden darf, aufgehoben. In dem Beschluß heißt es, das Verbot sei ein Hindernis für die Unterweisung in amerikanischen Bürgerrechten und -pflichten, die in den meisten Fällen in derjenigen Sprache erfolgen müsse, welche von den Unterrichteten am besten verstanden werde.“ Dagegen wird aus Lincoln, Nebr., berichtet: „Das Staatsobergericht von Nebraska hat in seiner am 19. April erlassenen Entscheidung die Verfassungsmäßigkeit des Nebraskaer Sprachengesetzes, wonach der Unterricht in der deutschen Sprache in dem Staate in allen öffentlichen, Privat-, Parochial- und sonstigen Schulen verboten ist, bis die Schüler dem achten Grad passiert haben, aufrechterhalten. Das Gericht begründet seine Entscheidung damit, daß nach seiner Ansicht das Gesetz eine vernunftgemäße Anwendung der Polizeigewalt des Staates ist.“ Der Vorsitz der Staatsobergerichts dissentierte. F. P.

Die „gläubige“ Wissenschaft. Aus Philadelphia wird berichtet: „Bei der Versammlung der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft wurde in Vorträgen der Professoren L. C. Chamberlain von der Universität von Chicago und William Duane von der medizinischen Fakultät von Harvard das Alter der Erde auf acht Millionen bis 1700 Millionen Jahre geschätzt. Während Prof. Chamberlain bei seiner Berechnung geologische Methoden in Anwendung brachte, legte Prof. Duane seiner Schätzung die Radioaktivität zugrunde.“ In Theodor Raftans Schrift „Moderne Theologie des alten Glaubens“ steht nicht viel Gutes. Aber richtig heißt es dort S. 112: „Den meisten Menschen wird ein sacrificium intellectus gar nicht so schwer, wie man vielfach meint. Sie bringen es oft ohne viel Schmerz.“ Auch der alte Lichtenberg erinnerte schon daran, daß neun Zehntel der Hypothesen, die über die Erdbildung aufgestellt wurden, mehr zur Geschichte des menschlichen Geistes als zur Geschichte der Erde gehörten. Es war je und je die Gesplogtheit der Geologen, uns in bezug auf das Alter der Erde die Wahl zwischen einigen Millionen und einigen tausend Millionen Jahren zu lassen. Nur die fünf- oder sechstausend Jahre der Bibel, die z. B. Cuvier gelten lassen wollte, seien „schlechthin unmöglich“. F. P.

II. Ausland.

Bücherproduktion in Deutschland. Eine französische Zeitschrift hat eine Statistik über die Bücherproduktion der Hauptländer veröffentlicht, aus der zu ersehen ist, daß in Deutschland im Jahre 1919 26,194 und im Jahre 1920 32,335 Bücher erschienen sind. Bezüglich der übrigen Länder werden folgende Daten gegeben: England 1919: 8622, 1920: 11,004; Vereinigten Staaten von Amerika 1919: 6422, 1920: 8594; Frankreich 1919: 5361, 1920: 6351; Italien 1919: 6066, 1920: 6230; Niederlande 1919: 3746, 1920: 3974; Dänemark 1919: 4465, 1920: 3974; Luxemburg 1919: 55, 1920: 30. Außer in Luxemburg und Dänemark ist überall eine Steigerung der Produktion festzustellen. Die Anzahl der neuen Romane betrug in Deutschland im Jahre 1919 19,687 und 1920 15,879. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß Deutschlands Bücherproduktion sich nicht gemindert, sondern gemehrt hat. Minderung wäre in mehr als einer Hinsicht wünschenswert gewesen.

Rußland und der Papst. Aus Rom wurde Ende April berichtet: „Vertreter der russischen Sowietregierung haben, wie in Rom bekannt wurde, mit dem Vatikan einen Vertrag unterzeichnet, welcher erlaubt, daß Jesuiten, Franziskaner und katholische Schwestern nach Rußland gehen und dort Unterricht erteilen dürfen. In gewissen Kreisen wird dies als der erste Schritt angesehen, um die orthodoxe Kirche in die römisch-katholische Kirche einzufügen.“ Der Sowietregierung ist es um die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft zu tun. Wer diesem Zweck dient, mit dem praktiziert sie Kooperation, auch wenn sie selbst kirchenfeindlich ist. Dasselbe Motiv findet sich auf Seiten des Papsttums. So erklärt sich der Bund der ungleichen — oder vielmehr gleichen — Brüder. F. P.

Die weltklugen Russen. Aus Rußland wird berichtet: In einer Sitzung des zentralen Vollzugsausschusses der russischen Sowietregierung in Moskau ist ein Antrag Ministerpräsident Lenins, die Stärke des russischen Heeres auf die Hälfte herabzusetzen, verworfen worden. Der Bericht sagt, Lenin habe den Antrag, der von Kriegsminister Troßky bekämpft wurde, in erster Linie gestellt, um den Vereinigten Staaten Entgegenkommen zu zeigen. Die Ablehnung des Antrags erfolgte mit bedeutender Mehrheit; dann wurde ein Gegenantrag angenommen, in dem ausgesprochen wird, die politische Lage Europas gestatte eine einseitige Abrüstung Rußlands nicht.“ Troßky meint jedenfalls, daß man in der Welt, wie sie nun einmal beschaffen sei, weder Böses noch Gutes durchsetzen könne, ohne Millionenheere hinter sich zu haben. F. P.

Das Deutsche die Handelsprache im Südosten Europas. Aus Wien wird berichtet: „Die Tschechoslowakei verhandelte mit Rumänien über die Eisenbahngütertarife. Da verlangten die Prager Herren, daß die Frachtbriefe nur in tschechischer und rumänischer Sprache ausgestellt werden sollten. Rumänien bestand aber darauf, daß die Frachtbriefe auch die deutsche Übersetzung enthalten sollten, weil im Südosten Europas die deutsche Sprache auch trotz des Krieges die herrschende Handelsprache geblieben ist.“ Vor allen Dingen interessiert uns die Nachricht, daß die deutsche Sprache unter den Lutheranern Europas, und zwar gerade auch im Südosten Europas, noch immer das am weitesten verbreitete Verkehrsmedium ist. F. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 68.

Juni 1922.

Nr. 6.

Warum glauben wir der Heiligen Schrift?

oder:

Wie wird uns die Heilige Schrift eine göttliche Autorität?

Unter der göttlichen Autorität der Heiligen Schrift verstehen wir die Eigenschaft oder Beschaffenheit der Heiligen Schrift, wonach ihr in bezug auf alles, was sie sagt, Glaube und Gehorsam gebührt wie Gott selbst. Wer die Autorität der Schrift antastet, begeht ein Majestätsverbrechen, ein *crimen laesae majestatis divinae*, weil er sich damit tatsächlich wider und über Gott stellt. Als Schriftbeweis gehören hierher alle Schriftausagen, in denen Schriftwort und Gottes Wort identifiziert werden.¹⁾

Als solche göttliche Autorität behandelt Christus selbst die Schrift. Zunächst die Schrift Alten Testaments. Er stellt ihr das Zeugnis aus, daß sie nicht gebrochen werden könne.²⁾ Er entscheidet daher mit dem „Es stehet geschrieben“ (*γέγραπται*) autoritativ und endgültig alle Fragen, mit denen der Teufel in der Versuchung an ihn herantrat.³⁾ Er unterstellt ferner sein Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen und alle Ereignisse, die damit zusammenhängen, der Autorität der Schrift. Alles muß (*der*) so geschehen, wie es geschieht, weil es in der Schrift geschrieben steht.⁴⁾ Ebenso sehen auch die Apostel Christus die Schrift Alten Testaments an. Das Schriftwort des Alten Testaments und Gottes Wort sind ihnen Wechselbegriffe. Und das gilt sowohl von der ganzen Schrift, die Israel vertraut war, und die sie schlecht-hin „das, was Gott geredet hat“, *τὰ λόγια τοῦ θεοῦ*, nennen,⁵⁾ als im besonderen auch von den einzelnen von ihnen zitierten Schriftstellen.

1) Jes. 7, 14 — Matth. 1, 22. 23; Hos. 11, 1 — Matth. 2, 15; Apok. 1, 16; Jes. 6, 9. 10 — Apok. 28, 25 usw.

2) Joh. 10, 35.

3) Matth. 4, 3. 6. 10.

4) Lut. 24, 44—47. 25. 26; Matth. 26, 54; Joh. 17, 12.

5) Röm. 3, 2.

die sie als Gottes Wort, des Herrn Wort, des Heiligen Geistes Wort, bezeichnen und somit Gottes Autorität identifizieren.⁶⁾

Dieselbe göttliche Autorität nehmen aber auch im Neuen Testament Christus und seine Apostel für ihr Wort in Anspruch. Christus heißt jedermann sein Wort annehmen und bei seinem Wort bleiben.⁷⁾ Die das Wort, das er geredet hat, nicht annehmen, wird das nicht angenommene Wort richten am jüngsten Tage.⁸⁾ Christus hat sein Wort nicht selbst geschrieben. Aber wir haben sein Wort in dem Wort seiner Apostel. Er hat uns ausdrücklich an das Wort seiner Apostel gewiesen. Denen hat er Gottes Wort gegeben,⁹⁾ und durch der Apostel Wort, das des Vaters Wort, sein Wort und des Heiligen Geistes Wort ist,¹⁰⁾ werden alle, die bis an den jüngsten Tag zum Glauben kommen, an ihn (Christum) gläubig werden.¹¹⁾ Daher nehmen die Apostel für ihr Wort göttliche Autorität in Anspruch. Paulus ist sich bewußt, daß Christus durch ihn redet.¹²⁾ Er fordert für sein Wort, sei es das mündliche oder schriftliche, unbedingten Glauben und Gehorsam.¹³⁾ Die Gemeindepredigten und alle, die den Geist haben, müssen seinem Wort untertan sein, weil er des Herrn Gebote schreibt.¹⁴⁾ Die ein von seinem Evangelium verschiedenes Evangelium lehren, belegt Paulus mit Gottes Fluch, selbst in dem angenommenen Fall, daß Engel die Verkündiger wären.¹⁵⁾ Die Apostel fordern daher auch, daß die Christen alle Lehrer, die nicht bei der apostolischen Lehre bleiben, als solche ansehen, die Trennung und Ärgernis in Christi Kirche anrichten und von ihnen weichen.¹⁶⁾ Der Apostel Petrus gibt eine Erklärung ab, die die ganze Frage von der göttlichen Autorität des Apostelwortes deckt. Er nimmt für das Wort der Apostel dieselbe göttliche Autorität wie für das Wort der Propheten des Alten Testaments in Anspruch, weil es gleichertweise des Heiligen Geistes Wort sei.¹⁷⁾ Das ist die göttliche Autorität des Wortes der Propheten und Apostel, das der christlichen Kirche in der Heiligen Schrift gegeben und anvertraut ist.

Und diese göttliche Autorität der Schrift ist eine absolute. Sie ist eine absolute in dem Sinne, daß sie der Schrift um ihrer selbst willen zuzummt, weil sie durch Inspiration Gottes Wort ist. Nicht ist die Autorität begründet in dem Zeugnis, das einzelne Menschen oder auch die ganze Kirche für die Schrift ablegen. Die alten lutherischen Theologen drücken dies kurz und richtig so aus: Die Schrift ist *ἀνόπιστος*, das heißt, ihr gebührt Glaube und Gehorsam um ihrer selbst willen, weil sie *θεόπνευστος*, von Gott eingegeben ist. Die göttliche Autorität der Schrift leugnet Rom durch die Behauptung, daß die Schrift nur durch das Zeugnis der Kirche göttliche Autorität habe. Daß der

6) Die Schriftstellen unter Note 1, S. 161.

7) Joh. 8, 31. 32.

8) Joh. 12, 48.

9) Joh. 17, 8. 14.

10) Joh. 16, 13—15.

11) Joh. 17, 20.

12) 2 Kor. 13, 3.

13) 2 Thess. 2, 15.

14) 1 Kor. 14, 36. 37.

15) Gal. 1, 6—9.

16) Röm. 16, 17.

17) 1 Petr. 1, 10—12.

Schrift um ihrer selbst willen Glaube und Gehorsam zukomme, leugnen ferner die Schwärmer aller Zeiten, die der Schrift nur insofern göttliche Autorität zugestehen, als die Schrift mit der angeblich unmittelbaren Geistesoffenbarung stimme. Dieselbe kritische Stellung zur Schrift nehmen endlich auch alle neueren Theologen ein, die die Inspiration der Schrift leugnen, über Wahrheit und Irrtum in der Schrift nach ihrem „Glaubensbewußtsein“, „Erlebnis“ usw. entscheiden wollen und daher auch mit den Schwärmern von „Buchstabennechtschaft“, einem „papiernen Papst“ usw. reden, wenn ihnen zugemutet wird, die Heilige Schrift als unverbrüchliche göttliche Autorität anzuerkennen.¹⁸⁾

Nun erhebt sich aber die Frage, wie die Göttlichkeit der Heiligen Schrift von uns Menschen erkannt wird, oder, was daselbe ist, wie die Schrift für uns Menschen göttliche Autorität wird. Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir zwischen christlicher Gewißheit (Glaubensgewißheit, *fides divina*) und menschlicher Überzeugung (natürlicher Gewißheit, wissenschaftlicher Gewißheit, *fides humana*) unterscheiden. Daß diese Unterscheidung sowohl schriftgemäß als auch nötig und praktisch sehr wichtig ist, wird sich aus der folgenden Darlegung ergeben.

1. Die christliche Gewißheit von der göttlichen Autorität der Heiligen Schrift.

Die christliche Gewißheit entsteht lediglich durch die Selbstbezeugung der Schrift. Diese Selbstbezeugung vollzieht sich in der Weise, daß das Schriftwort, unabhängig von menschlichen Beweisen oder, was daselbe ist, von Vernunftbeweisen durch die Kraft des in ihm wirkenden Heiligen Geistes sich bei uns Menschen Anerkennung, das ist, Glauben, verschafft. Klar und scharf kommt dies zum Ausdruck, wenn der Apostel Paulus von seinem Wort und seiner Predigt 1 Kor. 2, 4. 6 sagt: *οὐκ ἦν ἐν πειθοῖς [ἀνθρώπινης] σοφίας λόγοις*, das ist, war nicht oder vollzog sich nicht in zur Überredung geschickten Weisheitsworten, sondern *ἐν ἀποδείξει πνεύματος καὶ δυνάμεως*, in Beweisung des Geistes und der Kraft, so daß der in dem Wort wirkende Heilige Geist den Wahrheitsbeweis führte. Der Apostel gibt auch sofort den Zweck an, weshalb sein Wort und seine Predigt sich nicht in Worten menschlicher Weisheit vollzog, „nicht in solchen Worten, welche philosophisch zugerichtet und dadurch zum Überreden geeignet waren“ (Worte Meyers 3. St.). Der Zweck war der: *ἵνα ἡ πίστις ὑμῶν μὴ ᾖ ἐν σοφίᾳ ἀνθρώπων, ἀλλ' ἐν δυνάμει θεοῦ*, „damit euer Glaube nicht seinen Bestand habe, nicht beruhe auf Menschentweisheit, sondern auf Gotteskraft“.

18) Theodor Rastan sagt in seiner Schrift „Moderne Theologie des alten Glaubens“, S. 113: „Die moderne Theologie, die ich vertrete, beugt sich unter keine nur äußere Autorität.“ Und das sagt er im Gegensatz zur alten Theologie, die Beugung unter das Schriftwort fordere, weil die Schrift durch Inspiration Gottes Wort sei.

Daß Gottes Wort sich selbst als göttliche Wahrheit bezeugt, kommt auch zum Ausdruck in den Worten Christi Joh. 7, 17: „So jemand will des Willen tun“ — Gottes Wille aber geht dahin, daß Christi Wort gehört und geglaubt werde, Kap. 6, 40 —, „der wird innwerden [*γινώσκω*, wird erkennen], ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.“ Es steht demnach so: Die Heilige Schrift ist, weil sie Gottes Wort ist, ein solches Erkenntnisobjekt, das sich selbst sein Erkenntnisorgan, den Glauben, schafft und dadurch sich selbst als göttliche Wahrheit bezeugt. Diese Selbstbezeugung der Schrift ist das, was wir gewöhnlich das *testimonium Spiritus Sancti internum*, das innerliche Zeugnis des Heiligen Geistes von der Göttlichkeit der Heiligen Schrift, nennen.

Dies festzuhalten, ist von der größten praktischen Wichtigkeit. Denn nun wissen wir, was wir vornehmlich zu tun haben, wenn auch bei uns Christen Zweifel in bezug auf die göttliche Autorität der Schrift sich einstellen. Wir müssen vor allen Dingen die Schrift selbst lesen, hören, im Herzen bewegen. Dann schwinden durch das Selbstzeugnis der Schrift die Zweifel an ihrer Göttlichkeit. Daß auch unter Christen so viel Zweifel an der Göttlichkeit der Schrift sich finden, kommt vielfach auch daher, daß sie, anstatt vor allen Dingen in die Schrift selbst zu gehen und so der Schrift Gelegenheit zur Selbstbezeugung zu geben, Umschau halten nach menschlichen Beweisen für die Göttlichkeit der Schrift oder auch auf besondere Gefühle warten, die angeblich da sein müßten, um die Schrift mit Nutzen lesen zu können.

Um die Selbstbezeugung der Schrift zu illustrieren, verweisen die alten lutherischen Theologen nach dem Vorgang von Kirchenvätern auf das Licht der irdischen Sonne als ein Analogon. Wie die Sonne vermittelt ihres eigenen Lichtes erkannt wird und so sich selbst als existierend bezeugt, so wird auch die Heilige Schrift, die Gott uns Menschen als geistliches Licht auf unserm Lebenswege gegeben hat,¹⁹⁾ durch ihr eigenes Licht als Gottes Wort und somit als göttliche Autorität erkannt. Gottfried Hofmann faßt dies so zusammen: „Wie die obersten Grundwahrheiten durch sich selbst gewiß sind und in ihrem eigenen Licht leuchten, und wie auf dem natürlichen Gebiet das Licht von sich selbst zeugt und eines andern Lichtes nicht bedarf, so bedarf auch das Zeugnis des Heiligen Geistes nicht noch eines andern Zeugnisses, sondern leuchtet in seinem eigenen Licht und bezeugt sich reichlich als göttlich durch seine göttliche Wirksamkeit und Kraft, wiewohl ein anderer nicht davon überzeugt werden kann, wenn er nicht auch selbst die Heilige Schrift mit Aufmerksamkeit liest und so dieses inneren Zeugnisses teilhaftig wird.“²⁰⁾ Bericht des Westlichen Distrikts 1865, S. 55: „Zwar

19) Pf. 119, 105; 19, 9.

20) Synopsis, p. 86: *Quemadmodum principia prima per se nota sunt et suamet luce radiant et in naturalibus lumen testatur de se ipso nec opus habet alio lumine, ita et Spiritus Sancti testimonium non opus habet*

scheint der Beweis vom Zeugnis des Heiligen Geistes im Herzen der Schwächste zu sein für manchen, aber er ist der höchste, stärkste, ja, der einzige göttlich gewiß machende Beweis. . . . Kein Mensch kann wirklich glauben, daß die Heilige Schrift Gottes Wort sei, als der, welchem der Heilige Geist durch sein inneres Zeugnis die ungewisselhafte Gewißheit davon ins Herz gibt.“ Ebenso Quenstedt: „Wenn gefragt wird, woher gewiß, ungewisselhafte und mit göttlichem Glauben die göttliche Autorität der Heiligen Schrift uns bekannt wird, so ist zu antworten: aus der inneren Kraft und Wirksamkeit der Heiligen Schrift und dem Zeugnis des Heiligen Geistes, der in der Schrift und durch die Schrift redet.“²¹⁾

Gegen diese Selbstbezeugung der Heiligen Schrift wird nun eine ganze Reihe von Einwänden erhoben.

Nicht nur Rom, sondern auch neuere protestantische Theologen wenden ein, daß in der behaupteten Selbstbezeugung der Schrift ein Zirkelschluß (idem per idem) vorliege. Rom erhebt diesen Einwand, um seine Stellung zu behaupten, daß der Schrift nicht um ihrer selbst willen, sondern nur um der Kirche, resp. des Papstes willen geglaubt werden könne. Neuere Protestanten erheben denselben Einwand, weil sie die Schrift nicht für Gottes Wort halten und daher der Schrift ebenfalls nicht um ihrer selbst willen glauben wollen, sondern nur insofern und so weit, als die Schrift vor dem Ich des Theologen ein Examen gemacht und bestanden hat, oder, wie es gewöhnlich ausgedrückt wird, in dem „Glaubensbewußtsein“ oder dem „Erlebnis“ des Theologen Bestätigung findet. Man kann nicht sagen, daß der Einwand vom Zirkelschluß auch nur natürlich-vernünftig sei. Wenn wir durch das Licht und die Strahlen der Sonne von der Existenz der Sonne überzeugt werden, so liegt nicht ein fehlerhafter Zirkelschluß vor, sondern die allgemein als gültig anerkannte Weise, daß wir Menschen einer Sache durch Wahrnehmung gewiß werden. Nun ist der Glaube, der vom Heiligen Geist durch das Schriftwort an das Schriftwort hervorgerufen wird, nicht mehr und nicht weniger als die vom Heiligen Geist in unserm Herzen hervorgerufene Wahrnehmung des Schriftworts als Gottes Wort. Dies ist die Weise des Gewißwerdens, die Christus ausdrücklich lehrt, wenn er sagt, wer sein Wort höre und glaube, der werde dadurch inne, daß seine Lehre von Gott sei.²²⁾ In ihrer Bestreitung der Selbstbezeugung der Heiligen Schrift versteigen sich Papisten zur Gotteslästerung. Sie sagen nämlich: wenn auch die Schrift sich selbst als göttlich bezeuge, so könne dies doch nicht über die Göttlichkeit der Schrift entscheiden, da es ein Zeugnis in eigener Sache sei und ein Zeugnis in eigener Sache vor

alio testimonio, sed suamet luce radiat et se divinum esse efficacia sua ac virtute, qua gaudet divina, abunde testatur, licet hoc alteri persuaderi non possit, nisi et ipse Scripturam Sacram attente legat atque ita testimonii hujus interni particeps fiat.

21) Systema 1, 131.

22) Joh. 6, 40; 7, 16. 17.

Gericht bekanntlich nicht gelte. Sie berufen sich dabei auf Paragraphen des kaiserlich-römischen Rechts.²³⁾ Das ist freilich eine Gotteslästerung. Weil die Schrift **G o t t e s** Wort ist, was die Römischen zugeben wollen, so gilt von der Schrift, was Christus Joh. 5, 34 sagt: „Ich nehme nicht Zeugnis von Menschen“ und Joh. 8, 14: „Auch wenn ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis wahr.“ Wenn Christus für sein Wort Zeugnis von Menschen nimmt, z. B. von Johannes dem Täufer, so ist das Herablassung zur menschlichen Schwachheit, Joh. 5, 33. 34: „Ihr schidtet zu Johanne, und er zeugete von der Wahrheit. Ich aber nehme nicht Zeugnis von Menschen, sondern solches sage ich, auf daß ihr selig werdet.“

Ein weiterer Einwand gegen die Selbstbezeugung der Schrift hat namentlich in der Gegenwart sehr verwirrend gewirkt. Auch neuere Theologen geben zu: die Schrift bezeugt allerdings sich selbst als göttlich, aber nur dem **I n h a l t**, nicht den **W o r t e n** nach. So z. B. Luthardt.²⁴⁾ So auch Richard Grünmacher.²⁵⁾ Dieser Einwand bricht zusammen unter dem Selbstwiderspruch, an dem er leidet. Inhalt und Wort stehen in einer unauflöselichen Verbindung miteinander. Wer die Göttlichkeit des Inhalts der Schrift festhalten will, muß notwendig die Göttlichkeit der Worte hinzunehmen, weil wir vom **I n h a l t** der Schrift nur so viel gewiß wissen, als in ihren **W o r t e n** ausgedrückt vorliegt. Wäre auf die Worte der Schrift kein sicherer Verlaß, so würde damit auch die Möglichkeit hinfallen, den Inhalt der Schrift sicher zu bestimmen. D. M. Keu sagt richtig in seiner Schrift *Book of Life*: „Only by means of the word does it [the thought] receive its value for others, for whom the thoughts do not exist until they have been expressed in words. Thus also the operation of the Holy Spirit only upon the thoughts of the prophets and apostles would have been insufficient; it must also include the word in order to be the inerrant reproduction of inspired thoughts.“ (Zitiert in *L. u. W.* 1921, S. 307.) Weil nun Christus will, daß die Göttlichkeit des Inhalts der Schrift uns unverrücklich feststehe, deshalb bezeugt er uns Joh. 10, 35, daß die Schrift Alten Testaments auch nicht in einem **W o r t e**, wie in dem Wort „Götter“, *θεοι*, gebrochen werden könne. Deshalb bindet Christus uns ferner im Neuen Testament gerade an seine **W o r t e**, indem er Joh. 8, 31. 32 nicht bloß sagt: So ihr bleiben werdet an dem Inhalt meiner Rede, sondern: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede“ (*ἐν τῷ λόγῳ τῷ ἐμῷ*, an meinem Worte), . . . „so werdet ihr die Wahrheit erkennen.“ Und weil wir Christi Wort im Wort der **A p o s t e l** haben, so vertweist Christus uns nicht bloß auf den **I n h a l t** des Apostelworts, sondern auf das **Apostelwort** **s e l b s t**, wenn er Joh. 17, 20 sagt, daß alle durch ihr (der

23) Valentis, Gratiani et Valentiniani imperatorum rescriptum: Omnibus in re propria dicendi testimonii facultatem jure submoverunt.

24) Dogmatik (elfte Aufl.), S. 349 f.

25) Studien zur systematischen Theologie, Heft III, S. 102.

Apostel) Wort an ihn glauben werden. Und der Apostel Paulus betont die Notwendigkeit des Festhaltens an der Göttlichkeit des Wortes in dem Maße, daß er 1 Tim. 6, 3 ff. sagt: „So jemand . . . nicht bleibt bei den gesunden Worten unsers Herrn Jesu Christi . . ., der ist verblüffert und weiß nichts, sondern ist feuchtig“ (σοφωρ, krank) „in Fragen und Wortkriegen.“ Sofern uns an einer bestimmten Stelle der Schrift, z. B. infolge verschiedener Lesarten in den Abschriften, die Worte nicht feststehen, steht uns auch der Inhalt dieser Stelle nicht fest. Daß uns im Falle von *variae lectiones* dennoch der Inhalt der Schrift keineswegs ungewiß wird, kommt daher, daß ein und dieselbe Lehre nicht bloß an einer, sondern in mehreren, zumeist in vielen Stellen, in kritisch unangefochtenen Worten geoffenbart vorliegt. Um uns glaublich zu machen, daß wir die Göttlichkeit der Worte ohne Schaden für den christlichen Glauben fahren lassen könnten, verweisen uns die neueren Theologen auf die Tatsache, daß der Glaube ja auch aus der Predigt nicht-inspirierter Prediger komme, z. B. aus der Predigt Luthers. Auch hier liegt nur ein Scheinbeweis vor. Freilich sind durch Luthers Predigt viele Menschen zum Glauben gekommen. Aber das kam daher, daß Luther nicht sein, sondern der Apostel Wort verkündigte. Daß alle, die durch Luthers Predigt glaubten, nur durch der Apostel Wort zum Glauben kamen, bezeugt Christus Joh. 17, 20, wenn er sagt, daß alle Christen bis an den jüngsten Tag durch der Apostel Wort an ihn glauben werden. Luther selbst beschreibt den Zusammenhang, der zwischen dem Predigen aller nachapostolischen Prediger und dem Wort der Propheten und Apostel besteht, also: „Das mögen wir tun, sofern wir auch heilig sind und den Heiligen Geist haben, daß wir Katechumenen und Schüler der Propheten uns rühmen, als die wir nachsagen und predigen, was wir von den Propheten und Aposteln gehört und gelernt haben, und auch gewiß sind, daß es die Propheten gelehrt haben.“²⁶⁾ Vor allen Dingen aber halten wir fest, daß in der Schrift selbst die Selbstbezeugung auf die Göttlichkeit gerade auch der Worte der Apostel, resp. Christi, bezogen wird. Paulus sagt von seinem Wort und von seiner Predigt 1 Kor. 2, daß sie nicht in vernünftigen Worten menschlicher Weisheit vor sich ging, sondern in Beweiskraft des Geistes und der Kraft. Und Christus sagt Joh. 7 von seinem Wort, daß, wer es höre und glaube, eo ipso innerwerde, daß Christus nicht von sich selbst, als ein bloßer Mensch, rede.

Gegen die Selbstbezeugung der Schrift ist noch eingewendet worden, daß an Stellen wie 1 Kor. 2 nur von dem mündlichen, nicht von dem geschriebenen Wort der Apostel die Rede sei. Darauf antworten die alten lutherischen Theologen mit Recht: Aus denselben Gründen, wodurch einst die Zuhörer betrogen wurden, die apostolische Predigt zu glauben, aus denselben Gründen werden wir heutzutage

26) St. 2. III, 1890.

betwogen, den Schriften der Apostel zu glauben, denn die Apostel haben, was sie mündlich lehrten, auch geschrieben, 1 Joh. 1, 3. 4: „Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habt, und unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesu Christo. Und solches schreiben wir euch, auf daß eure Freude völlig sei.“ Auch Paulus will zwischen seinem mündlichen und seinem geschriebenen Wort keinen Unterschied gemacht haben, wie er 2 Thess. 2, 15 ausdrücklich erinnert: „So stehet nun, liebe Brüder, und haltet an den Sätzen, die ihr gelehret seid, es sei durch unser Wort oder Epistel.“ Daher hat wie das mündliche, so auch das geschriebene Wort der Apostel zum unabtrennbaren Begleiter (inseparabilem comitem) den Heiligen Geist, oder wie es Dannhauer ausdrückt: Derselbe Heilige Geist, der die Schrift eingehaucht hat (inspiravit), haucht sie wieder (respirat), sooft sie gehört, gelesen und in Gedanken bewegt wird.²⁷⁾ Und von dieser „Wiederhauchung“ kommt es her, daß der Heiligen Schrift um ihrer selbst willen geglaubt wird.

So viel über die Selbstbezeugung der Schrift oder die fides divina an die Heilige Schrift. F. P.

(Schluß folgt.)

Verfassungsnoté der Landeskirchen Deutschlands.

4. Die Ablehnung der Freikirche.

Die Erörterung der Frage, was nach der Revolution aus den dem staatlichen Organismus eingegliederten Landeskirchen werden sollte, war bereits weit fortgeschritten, und die Befürwortung der „Volkskirche“ hatte zahlreiche und namhafte Vertreter gefunden, als Joh. Eger, Pfarrer in Berlin-Moabit, in erfrischend nüchterner Weise in die Besprechung eingriff. Auf dem Siebten Evangelischen Gemeindegtag hielt er in Leipzig einen Vortrag über Kirchenaustrittsbewegung und Kirchengemeinden.¹⁾ Der Vortrag zeichnete sich sonderlich durch die Uner-schrockenheit aus, mit welcher der Redner das geistliche Elend der deutschen Staatskirchen, die geistliche Verklumpung der großen Volksmassen beschrieb, die doch noch immer offiziell zur „Kirche“ gerechnet würden. Die Kirchenaustrittsbewegung, die, von der im Zusammenhang mit der Revolution zutage getretenen Strömung begünstigt, im Sommer 1919

²⁷⁾ Baier-Walther I, 95.

1) J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, 1920. Auch im Verhandlungsbuch des 7. Evangelischen Kirchentags im nämlichen Verlag gleichzeitig erschienen nebst einem Vortrag von D. Dr. Curtius über das Thema: „Die Kirchengemeinde als Fundament des kirchlichen Neubaus“ und einem Referat von D. Dr. Schian.

mit Nacht einsetzte, hatte für Eger nichts Überraschendes. „Im Grunde genommen, bringt die Kirchengaustrittsbewegung nur die schon lange vorhandene Entkirchlichung und Entchristlichung unsers Volkes zu einem sichtbaren, statistisch nachweisbaren Ausdruck. . . . Der prozentuale Rückgang der Abendmahlsziffer, der verhältnismäßig schlechte Besuch der Gottesdienste, die Statistik der Taufen, Trauungen und kirchlichen Beerdigungen ließen schon längst ahnen, was man auch sonst aus Zeitungen, Versammlungen und Gesprächen herausfühlen konnte, daß die Kirche — und ich rede jetzt nur noch von der evangelischen Kirche — ihren Kredit nicht bloß außerhalb ihrer Grenzen, sondern auch innerhalb ihrer offiziellen Glieder weit hin eingebüßt hat, daß man vielfach zu ihr nur noch in einem kritischen oder negativen Verhältnis steht, aber keine positive, bejahende Stellung mehr zu ihr einnimmt. Wo man aber so lau und flau sich zu ihr verhält, wo man sie sich nur noch gefallen läßt, sie nur noch erträgt und sich ihrer aus konventionellen Gründen gelegentlich bedient, da bedarf es nur eines energischen Anstoßes, eines oft recht zufälligen äußeren Anlasses wie des vielleicht bisher noch nie gesehenen Kirchensteuerzettels oder einer persönlichen Verärgerung, um mit der Kirche ganz zu brechen. . . . Die Austrittsbewegung ist sozusagen nur ein Symptom, nur letzte äußerste Konsequenz einer, ich möchte sagen, seelischen Tatsache. Sie öffnet denen, die bisher nicht sahen und nicht sehen wollten, die verschlossenen Augen.“

Dabei war der Redner beflissen, in seiner Beurteilung der zum Kirchengaustritt treibenden Beweggründe nicht einseitig zu verfahren. Er erkannte an, daß die Abneigung gegen die Kirche nicht bloß von unleidlichen Beziehungen herrühre, in welche die Kirche verstrickt worden sei („die traurige Verquickung von Staat und Kirche, die Beziehungen der Kirche zur kapitalistischen Gesellschaftsordnung“), sondern daß christentumsfeindliche Mächte („Komitee Konfessionslos, U. S. P. D., S. P. D., Witzblätter, Tageszeitungen, Romane und Schauspiele“), mit denen jede Kirche beständig zu ringen hat, an dem Ruin der Kirche mit höchstem Kraftaufwand arbeiteten. Aber es würde zu nichts führen, meint er, ein detailliertes Schuldkonto zur Erklärung des Zusammenbruchs der Kirche aufzustellen. „Das alles zu untersuchen, würde heißen, sich ins Kleine und Kleinliche verlieren; es kann uns auch nichts helfen angesichts der erschütternden Tatsache, daß eine so große Abneigung gegen die Kirche besteht, eine viel größere als gegen das Christentum und die Religion. Ob mit guten oder mit schlechten Gründen, ob mit mehr oder weniger Schuld der Kirche, wir können nicht umhin anzuerkennen, daß Kirchentum und Volkstum immer weiter sich voneinander entfernen und gewaltsam auseinanderzureißen drohen. Man kann sich eigentlich nur wundern, daß dieser Loslösungsprozeß noch nicht weiter fortgeschritten ist und nicht schneller fortschreitet. Das Trägheitsmoment, das Beharrungsvermögen, das sich bekanntlich überall da, wo Herz und Gemüt, das tiefste, verborgenste seelische Wesen des Menschen,

das Unbewußte und Unterbewußte, in Frage kommt, besonders stark auswirkt, läßt den Mangel an Zuneigung, ja die vorhandene Abneigung gegenüber der Kirche nicht so schnell in einen offenen und entschiedenen Bruch ausschlagen. Dieses Trägheitsmoment verhindert unendlich viele, aus ihrer inneren Stellung zur Kirche die letzte Konsequenz zu ziehen. Schon seit Jahrzehnten lebt die Kirche von der Indolenz der Massen. Aber diese passive Resistenz, die das alte Staatswesen zu Fall gebracht hat, diese kirchliche Gleichgültigkeit, ist ihr Tod. Auch ohne Kirchenaustrittsbewegung geht sie daran zugrunde. Trotz der rührigen Vertriebsamkeit ihrer Führer und Vereine, trotz der beängstigenden Vieltätigkeit vieler Pastoren schläft sie ein, wenn der wesentliche Teil ihrer Glieder in innerer und äußerer Neutralität und Passivität verharrt. Die Seele des deutschen Volkes hat schon längst in der Kirche keine rechte Heimat mehr. Sie ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, aus der Kirche ausgetreten, auch da, wo der Körper, wo der Name noch in ihr verblieben ist.“

Angeichts der geschilderten Sachlage erwog der Redner den Gedanken, ob ein Versuch zu begünstigen sei, das deutsche Volk durch das völkische Einheitsband und durch mit der Staatsorganisation verbundene materielle Interessen in einer Kirche zusammenzuhalten. Er bedauert zwar, daß durch das Auseinandergehen von Volkstum und Kirchentum das deutsche Volk den letzten Rest seelischer Einheit, den es noch besessen hat, verlieren würde. (Warum denn?) Aber er fährt dann doch mannhaft also fort: „Indessen, der nationale Gesichtspunkt ist nicht der oberste Gesichtspunkt, unter dem wir die Kirchengaustrittsbewegung ansehen dürfen. Ich halte es für ein schweres Verhängnis, daß man in der evangelischen Kirche sich vielfach hat leiten lassen von dem Gedanken, dem Vaterland, dem nationalen Leben, zu dienen, und daß man jetzt wiederum geneigt ist, um nur ja der fortschreitenden Zerrissenheit unsers völkischen Lebens zu wehren, äußerlich zusammenzuhalten, was innerlich nicht mehr zusammengehört. Das führt zur Lügenhaftigkeit, zu einem Scheintwesen, das auf die Dauer weder dem Volkstum noch dem Kirchentum zum Segen reichen kann. Wenn das auch von staatlicher Seite für opportun gehalten werden mag, von kirchlicher Seite sollte es abgelehnt werden. Was nicht ist, das ist nun einmal nicht. Nicht unsere Wünsche und Illusionen dürfen die Basis unserer Tätigkeit sein, sondern die Wirklichkeit, die traurige Wirklichkeit. Unser Volk ist eben in seiner Gesamtheit kein christliches Volk mehr. Es ist erst recht, vor allem in seinen protestantischen Teilen, kein kirchliches Volk mehr. Ich weiß wohl, daß das uns in der Seele weh tut. Aber wozu etwas künstlich aufrecht erhalten wollen, was doch dem Tatbestand nicht entspricht! Unter allen Täuschungen, die es gibt, ist die Selbsttäuschung die gefährlichste. Wer der Wahrheit dient, der dient dem Reiche Gottes. Die Austrittsbewegung dient aber der Klarheit und Wahrheit, und darum dient sie auch, so unbequem sie uns sein mag, dem Reiche Gottes. Deswegen

dürfen wir ihr nicht mit einer abwehrenden Geste gegenüberstehen oder mit kleinlichen Mitteln und Machenschaften ihr entgegenarbeiten. Wir müssen eine bejahende Stellung zu ihr einnehmen, ich möchte fast sagen, sie freudig begrüßen. Denn sie drängt uns, noch viel mehr als der Sturz des Summepiskopats, zur Reform unsers kirchlichen Lebens. Sie zwingt uns, von den Programmen und Verhandlungen endlich zur Tat zu schreiten. Für eine Reformation der evangelischen Kirchen Deutschlands an Haupt und Gliedern gefällt sich jetzt zu der schon längst empfundenen inneren Notwendigkeit die äußere Notwendigkeit, und ohne diese äußere Notwendigkeit würde ja doch nichts Durchgreifendes geschehen. Luther, diesem durch und durch deutsch und national empfindenden Manne, war es gewiß nicht leicht, in sein Volkstum einen so gewaltigen Keil hineinzutreiben. Aber er tat es, um ein reines, ehrliches Gewissen zu behalten, und er hat damit gewiß auch seinem Volke zuletzt einen großen Dienst geleistet. Diesmal sind wir es nicht, die den Keil treiben, aber so viel Luthergeist sollte und könnte die evangelische Kirche auch heute noch aufbringen, daß sie im Hinblick auf ihre Vormachtstellung im deutschen Volke spricht: 'Laß fahren dahin, sie haben's kein'n Gewinn; das Reich muß uns doch bleiben!' Denn letztlich verfolgt die Kirche Jesu Christi, von der doch auch wir in aller Schwachheit ein Teil, ein Schatten sein möchten, höhere als staatliche, völkische und vaterländische Ziele. Der Ewigkeitsgehalt, der ihr das Daseinsrecht gibt, von dem sie lebt und an dem sie sich zu orientieren hat, wird den Untergang des Deutschen Reiches, des deutschen Volkes und der abendländischen Kultur, der über kurz oder lang doch einmal kommen wird, überdauern."

Diese erfrischende Auslassung wird wahrscheinlich den Eindruck erwecken, als steure der Redner mit vollen Segeln auf die Freikirche zu. Dieser Eindruck wird verstärkt durch seine Bemerkungen über die Stellung, welche die Kirche den Ausgetretenen gegenüber einnehmen müsse. „Ganz allgemein“, schreibt er, „bestehen zwei Möglichkeiten: einmal die, daß man den Ausgetretenen und ihren Kindern jede amtliche kirchliche Handlung verweigert; zum andern die, daß man da, wo man solche seitens der Ausgetretenen begehrt, sie unter Zurückstellung aller kirchlichen Interessen um der Gelegenheit christlich-missionarischer Einwirkung willen gemährt. Ich persönlich halte das erstere für das Richtigere. Denn das zweite würde einer von der Kirche selbst betriebenen Zerstörung und Auflösung der Kirche gleichkommen und die Zugehörigkeit zur Kirche als völlig überflüssig erscheinen lassen, aber die Christlichkeit doch nur in sehr vereinzeltten Fällen fördern. Der Schaden, der dem Kirchtum zugefügt wird, wiegt den Nutzen, den das Christentum eventuell davon haben könnte, erheblich auf. Indessen, darüber, was das Richtigere ist, kann man vielleicht streiten. Nur darin müssen wir einig sein, daß die zu erwartenden und von uns zu fordernden Verfügungen, mögen sie nun so oder so ausfallen, für die einzelnen kirchlichen Organe unbedingt verpflichtende Kraft haben. Sonst ist die

Einheit der Kirche aufs schwerste gefährdet. Wem diese Verfügungen nicht passen, der mag selbst aus der Kirche austreten oder sein Amt in ihr niederlegen. Eine bessere Disziplin, ein stärkerer Korpsgeist, als er bisher in der evangelischen Kirche üblich war, ist das Gebot der Stunde. Unsere Kirchen müssen aufhören, Organisationen zu sein, in denen schließlich alles möglich oder unmöglich ist, je nach der persönlichen Stellung und Auffassung dessen, dem das kirchliche Handeln obliegt. Sonst machen wir uns lächerlich und können nicht verlangen, daß man uns ernst nimmt. Sowohl die, die noch zur evangelischen Kirche gehören, als auch die, die nicht mehr zu ihr gehören, müssen wissen, was sie von der Kirche verlangen dürfen und was sie nicht von der Kirche verlangen dürfen. Solches ist die Kirche sich selbst und dem Volke gegenüber schuldig. Dazu ist allerdings erforderlich, daß die Behörden in ihren amtlichen Bestimmungen Ausdrücke wie „tunlichst“, „möglichst“, „wir geben dem seelsorgerischen Ermessen anheim“, „in der Regel“ usw. vermeiden. Es ist erforderlich, daß in dieser Hinsicht keine Verfügung mehr erlassen wird, die im Nachsatz fraglich macht, was der Vordersatz bereits entschieden hatte. Will man eine gewisse Bewegungsfreiheit beibehalten, so hat dies auf dem Wege des Dispenses zu geschehen, wie ihn die katholische Kirche vorsieht und handhabt. Es ist aber deutlich zu machen, welche Instanz zu diesem Dispens berechtigt ist, und es kann dies nur eine mehr oder weniger höherstehende Zentralinstanz sein. Kurz, wir verlangen mehr kirchliche Ordnung und Beseitigung des Unfuges, der mit dem vielfach phrasenhaft gebrauchten Wort „Gewissensfreiheit“ getrieben worden ist. Die kirchlichen Behörden haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, darüber zu wachen, daß die kirchlichen Gesetze strikt befolgt werden. Sonst sind sie nicht wert, kirchliche Behörden zu sein oder zu heißen.“ Ferner: „Christliche Gemeinden müssen mehr sein als Begräbnisgesellschaften, als Armen- und Krankenpflegevereine, als Kultgenossenschaften und Verwaltungskörperschaften, die für die Erhaltung von Gebäuden und die Anstellung von Pastoren Sorge tragen, als Vereinigungen zur Veranstaltung von Vorträgen und Unterhaltungen. Das alles können sie natürlich auch sein. Zum Teil kann man das aber anderswo auch haben und manchmal sogar besser. In erster Linie müssen sie darauf bedacht sein, als religiöse Korporationen, als christliche Gemeinschaften, in dieser Welt aufzutreten. Nur dadurch sichern sie sich ihr Interesse in der Menschheit.“

Aber alles dieses ist nun so ziemlich in dem Rahmen der alten Verfassung gedacht. Es soll auch in dem neuen Stand der Dinge wieder eine „Behörde“ geben, die „amtliche Bestimmungen“, „Verfügungen“ usw. erläßt; es sollen wieder „kirchliche Gesetze“ da sein, die „strikt befolgt werden müssen“, und eine „Instanz“, resp. „Zentralinstanz“, die nach römischem Muster — man höre! — „Dispense“ erteilen darf. Das ist natürlich noch ein gut Stück entfernt von dem freikirchlichen Ideal. Die freikirchliche Gemeinde ist ein Verein geist-

lichgesinnter Christenmenschen, die sich von dem einen Meister Christus mit der Schlüsselgewalt belehrt weiß, den Heiligen Geist hat und in seiner Kraft alle ihre kirchlichen Geschäfte besorgt und in souveräner Weise alle Bestimmungen trifft, die ihr für ihr Bestehen und Gedeihen erspriesslich ist. Tritt eine solche Gemeinde mit andern gleichgesinnten zu einem größeren Kirchenkörper zusammen zum gemeinschaftlichen Zusammenarbeiten zwecks Erreichung größerer Ziele auf der Basis des christlichen Bruderverhältnisses, so bleibt sie trotzdem die freie, souveräne Herrin, zu der Christus sie gemacht hat, lebt in der Gnade, die allein zu allem guten Werk willig macht und befähigt, und in keiner Weise unter dem Gesetz, duldet auch um des hohen Artikels von der Rechtfertigung willen keinen Meister und kein Meistern neben dem Gnadenwort ihres Herrn. Eine solche Gemeinde wirklich geistlichgesinnter Menschen, die ihr Leben und Streben auf Ewigkeitswerte richten, erstrebt offenbar auch Eger. Gerade solche Leute bedürfen den Regierungsapparat nicht mehr, den er sich denkt. Er kennt Kreise von solchen Leuten und möchte von ihnen das in seinen kirchlichen Verfassungsbau hinübernehmen, worin er ihre größte Anziehungskraft vermutet: dies nämlich, „daß sie eine Gemeinschaft darstellen, in der einer den andern kennt, einer um den andern sich kümmert, einer für den andern betet und es auf diese Weise wirklich zu einem gemeinsamen Leben kommt“. Er meint, wie die Kirche der Vergangenheit die Kirche des Sakraments gewesen, dann durch die Reformation zur Kirche des Wortes geworden sei, so müsse die Kirche der Zukunft die Kirche der Gemeinschaft sein. Aber die Kreise, in denen er solche Gemeinschaft entdeckt hat, werden doch von ihm als „Sekte“ abgelehnt. Er denkt sich eine Kirche mit konzentrischen Kreisen, in denen sich in den inneren Zirkeln die geistliche Kraft der Kirche in Gebetsvereinen, Bibelstunden, Studienkreisen, Pflege des Diakonissenwerks usw. betätigt, nur daß hierbei „jede Macht zu vermeiden ist“. So enttäuscht schließlich auch diese verheißungsvoll scheinende Stimme. Das scheint bei den Wortführern der evangelischen Kirche Deutschlands als ausgemacht zu gelten: Was auch immer die Kirche der Zukunft für ein Gesicht bekommen mag, Freikirche darf sie nicht werden. Wir haben ja bereits in den vorhergehenden Artikeln dieser Serie Stimmen dieses Inhalts, und noch viele andere könnten hinzugefügt werden. Um nur auf eins aufmerksam zu machen: Als vor einem Jahre Max Glages bedeutende Schrift „Das Rätsel der Landeskirche und seine Lösung“ (s. L. u. B., S. 16 ff.) erschien, wurde sie in den „Pastoralblättern“ von Stange mit folgender Rezension in 5½ Zeilen abgetan: „Das große Rätsel, das wir gerade beim Neubau der kirchlichen Verfassung in unsern Synoden stark empfanden, hat der Verfasser treffend erkannt. Schade, daß er mit handfesten Verallgemeinerungen Hamburger Verhältnisse die innerlichste Sprache der uns von Gott auferlegten Frage überschreitet und deshalb die Lösung auch viel zu sehr in äußeren Maßnahmen statt in geistlichen Revolutionen sucht.“

Als ob Glases Schrift und Lat an der Ansbarggemeinde in Hamburg nicht das geistlich Revolutionärste gewesen wäre, was die evangelische Kirche Deutschlands in letzter Zeit aufzuweisen gehabt hat!

Hiermit schließen wir diese Serie von beschreibenden Artikeln. Was über weitere Phasen der Verfassungsentwicklung der Kirche Deutschlands zu berichten ist, soll, will's Gott, später in Einzelschilderungen dargeboten werden. D.

Literatur.

Zweihundzwanzigster Synodalbericht des California- und Nevada-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri usw. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 56 Seiten; 28 Cts.

Die Präsidialrede dieses Berichts handelt auf Grund von Matth. 12, 46—49 von der geistlichen Gemeinschaft der Christen, „die schließlich inniger und bleibender ist als die Gemeinschaft, die wir mit unsern leiblichen Verwandten haben“. Diese Tatsache sollte uns bewegen, unsere geistliche Gemeinschaft mit allen Brüdern in Christo hoch zu achten und eifrig zu betätigen. „Ganz einerlei“, sagt Präses Theiß, „ob diese unsere Brüder in Amerika oder Europa, in Indien, China oder Brasilien wohnen, ja ob sie betehrte Hindus, Chinesen oder Neger sind: ihre Sache ist unsere Sache, ihre Kämpfe sind unsere Kämpfe, ihre Siege unsere Siege, ihre Freuden und Leiden unsere Freuden und Leiden.“ „Wir Lutheraner merken, wie wir um der Sprache willen und um unsern Glaubens willen in den letzten Jahren hier und da angefeindet worden sind, wie man gegen unsere Schulen Böses plant, wie man wegen unserer schriftgemäßen Stellung gegen geheime Gesellschaften uns nicht leiden mag. Teure Brüder, da heißt es, sich desto fester zusammenstellen, desto fester ob dem Worte halten, das einmal den Heiligen gegeben ist, über das wir nicht Herren sind.“ Keine politische Schranke, kein Krieg, kein Völker- oder Rassenhaß dürfe unsere Gemeinschaft in Christo stören. „Aber trennen und scheiden wollen wir uns von der Welt, wie Gott es uns geboten hat.“

Die Lehrverhandlungen wurden geleitet von Prof. Fürbringer. Das von ihm behandelte, höchst interessante Thema lautet: „Das Buch Hiob in seiner Bedeutung für Prediger und Gemeindeglieder.“ Vertreten wird dabei mit Recht die Anschauung Luthers, nach welcher es nicht bloß ein Straf-, Fluch- oder Joramleiden gibt, sondern auch ein Reinigungs- oder Läuterungsleiden, ja auch ein Leiden zur Verherrlichung Gottes und seiner Macht und Gnade in den Christen, vor der Welt. Wo wollten wir auch sonst hin mit dem Leiden der Märtyrer, durch das Gott nicht ihre Sünden straft (die ja Christus gelüht hat), auch nicht etwa bloß sie selber nur läutern und reinigen will, sondern in und an ihnen seinen herrlichen Namen und die Wundermacht seiner Gnade vor der Welt verherrlicht? Die von Luther zitierten Worte lauten: „Das Buch Hiob handelt diese Frage: ob auch den Frommen Unglück von Gott widerfahre. Hiob steht Hiob fest und hält, daß Gott auch die Frommen ohne Ursache [ohne besondere Verschuldung], allein zu seinem Lobe peinigt, wie Christus Joh. 9, 3 von dem, der blind geboren war, auch zeuget.“ Hiob bleibe dabei, daß er, verglichen mit andern, auch mit seinen Freunden, sein Leiden nicht durch besondere Sünden verdient habe. Luther: „Wiewohl auch Hiob, als er in Todesnöte kommt, aus menschlicher Schwachheit zu viel wider Gott redet und im Leiden sündigt und doch darauf bleibt, er habe solche Leiden nicht verschuldet vor andern, wie es denn auch wahr ist.“ (St. L. 14, 18.) f. P.

Siebenundzwanzigster Synodalbericht des Nebraska-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri usw. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 31 Seiten; 15 Cts.

Die Lehrverhandlungen über das Thema: „Das rechte Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung“ sind aus Mangel an Raum in diesem Bericht nicht mit

abgedruckt. Wohl aber enthält er eine vortreffliche Präsidialrede, in welcher der Gedanke ausgeführt wird, daß das Evangelium von der Seltsamkeit allein aus Gnaden nicht, wie man vielfach behauptet, die wahre Sittlichkeit untergrabe und der Sünde Vorſchub leiſte, vielmehr allein auch die Kraft Gottes ſei, den Menſchen zu erneuern und heilig zu machen. Präſes Brommer ſagt: „Wie weit es die Welt mit ihrer Weiſheit, ihrer Kraft, ihrer Kultur in moraliſcher Beziehung gebracht hat, das hat der Weltkrieg offenbart. Mit Entſetzen ſchauen wir auch den Haß, die Rachgier, die Lüge, Heuchelei, das In-den-Rot-Treten aller göttlichen und menſchlichen Ordnung, das vor und nach dem Kriege zutage getreten iſt. Unzählige Mittel werden genannt, da Wandel zu ſchaffen. Und doch gibt es nur ein einziges Mittel zur Abhilfe: das Evangelium. Das laßt uns eifrig predigen; dann tun wir an unſerm Teil mehr zur wahren Erneuerung und Besserung der Welt, als durch alle andern Mittel ausgerichtet werden kann.“ F. B.

Kirchenagenda für Ev.-Luth. Gemeinden ungedänderter Augsburgiſcher Konfeſſion. Zusammengeſtellt aus alten rechtgläubigen Kirchenagenden und in mehrfach veränderter Form herausgegeben von der Ev.-Luth. Synode von Miſſouri, Ohio und andern Staaten. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$2.00; Marokko mit Goldſchnitt \$5.00; divinity circuit \$5.00.

Dieſe neue Ausgabe unſerer Agenda wurde beſorgt von D. E. A. W. Krauß im Verein mit D. E. C. Schmidt. D. Krauß zuſolge wurden folgende Änderungen gemacht: Dem erſten Hauptabſchnitt iſt eine Anweiſung für Beſegottesdienſte beigegeben und dem zweiten 35 neue Antiphonen. Die 65 (früher 30) „Allgemeinen Kollekten“ ſind in acht Rubriken ſo verteilt, daß man raſch eine zur Predigt paſſende finden kann. Von den Feſtgebeten ſind einige geſtrichen, andere verkürzt; hinzugefügt ſind Gebete für Jahresſchluß und Miſſionsfeſt. Andere Zugaben ſind: eine abgekürzte Form der Kindertaufe, Begräbnißformulare und Formulare für Einführung eines Lehrers und neuertwählter Vorſteher, für Legung des Grundſteins einer Kirche und für Einweihung einer Kirche, eines Schulhauſes, eines Gottesadern und einer Glocke und Orgel. Die „Liturgiſche Beilage“ iſt erweitert durch andere Formen der Salutation und Antiphonierung, durch die Abendmahlsliturgie nach der Brandenburg-Mürnbergiſchen Agenda vom Jahr 1533, endlich auch durch die Litanei. Archaiſtiſche Ausdrücke ſind überall erſetzt durch verſtändlichere.

F. B.

Befoldung — Verſorgung — Penſion. Konferenzarbeit von F. G. Kühnert.

Die hier behandelten Fragen verdienen gewiß die ernſteſte Erwägung. Und wird man auch nicht jeder Argumentation des Verfaſſers zuſtimmen, ſo kann doch darüber kein Zweifel beſtehen, daß, abgesehen von der Verpflchtung der Gemeinden, auch die Synode, die von jedem Paſtor erwartet, daß er in ihrem Intereſſe arbeitet, ſchuldig iſt, darauf zu ſehen und eventuell dafür zu ſorgen, daß er ſein irdiſches Auskommen hat und auch mit den Seinen keine bittere Not leidet, wenn er arbeitsunfähig geworden iſt. Der Verfaſſer ſchließt mit den Worten: „Möchte unſere teure Synode in dieſem Jubeljahre, da ſie in inniger Liebe und Dankbarkeit der ehrwürdigen, nun ſelig entſchlafenen Väter in Chriſto gedenkt, auch der meiſt in ärmlichen Verhältniſſen noch unter uns weilenden Ergrauten oder erkrankten Diener des Evangeliums und ihrer Angehörigen nicht vergeſſen!“

F. B.

Wie wird die Kirche gebaut? Von P. T. h. Reuter. Verlag des Schriftenvereins, Zwidau, Sachſen. 12 Seiten; 5 Gts.

Dieſe (wie der Untertitel angibt) „zeitgemäße Betrachtung nach Apoſt. 12, 24“ legt in ſchlichter Weiſe dar, daß nicht durch ein ſtarres Kirchenregiment, nicht durch das Staatskirchentum, auch nicht durch das jezt ſchier allgemen in Deutſchland angeſtrebte Volkskirchentum, ſondern allein durch das Wort Gottes die Kirche Chriſti gebaut, ausgebreitet, regiert und erhalten werden kann.

F. B.

Einleitung in das Neue Teſtament. Von D. Heinrich Appel, Propſt in Riebe. A. Deichertſche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl, Leipzig. 258 Seiten. M. 80; gebunden M. 120 + 200% Valutazuſchlag.

Im Vorwort ſchreibt der Verfaſſer: „Wie meine kurzgefaßte Kirchengenichte, ſo iſt auch dieſe Einleitung in das Neue Teſtament in erſter Linie für Studierende

zum Gebrauch neben Kollegheft und umfangreichen Lehrbüchern als Einführungs- und Lernbuch bestimmt. Sie beschränkt sich deswegen einer klaren und übersichtlichen Darstellung unter klarer Anwendung verschiedenartigen Drucks und bringt eine Reihe von Tabellen. Im Gegensatz zu andern Lehrbüchern werden die geschichtlichen Nachrichten nicht gelegentlich und planlos gegeben, sondern der Besprechung jedes Buches vorangestellt. Wenn so auch keine eigentliche Geschichte der Einleitung zuzufandergelommen ist, so glaube ich doch, daß jeder, der das Buch durcharbeitet, einen lebendigen Eindruck von der Entwicklung der Disziplin erhält, und das ist gerade für Studierende von besonderer Wichtigkeit. Für notwendig habe ich auch eine genaue Wiedergabe der Kirchenväterzitate gehalten und sie meistens an der Spitze der einzelnen Paragraphen zusammengestellt. . . . Will so das Buch in besonderem Maße den Interessen und Bedürfnissen der jungen Theologen dienen, so erschöpft es sich doch nicht in diesem praktischen Zweck. Es ist zugleich der Ertrag langjähriger, selbständiger wissenschaftlicher Arbeit mit selbständigen Resultaten, von welchen ich bisher nur wenig veröffentlicht habe."

Obwohl Appel die Verbalinspiration ausdrücklich ablehnt, so ist doch seine Schrift, verglichen mit manchen andern deutschländischen und andern Werken, die sich mit Einleitungsfragen befassen, immer noch verhältnismäßig konservativ gehalten. In welchem Maße dies der Fall und nicht der Fall ist, geht zum Teil hervor aus folgenden Angaben über die Echtheit der verschiedenen neutestamentlichen Bücher. Zum 1. Thessalonicherbrief bemerkt Appel: „Sprache und Wortschatz paulinisch. Das Fehlen antijüdischer Polemik spricht nicht gegen die Echtheit.“ Zum 2. Thessalonicherbrief: Wird „von Paulus stammen und nach [dem ersten Thessalonicherbrief] geschrieben, aber unter Zurückhaltung von 1 vor diesem nach Thessalonich gesandt sein“. Zum Galaterbrief: „Auch aus 4, 25 folgt nicht die Unechtheit; denn es handelt sich nicht um politische, sondern um geistliche Dienbarkeit.“ Zum 1. Korintherbrief: „Reine Abhängigkeit von Seneca. Glänzende Bezeugung schon durch Klemens Romanus und Polylarp.“ Zum 2. Korintherbrief: „Die schwer erkennbaren Entstehungsverhältnisse sind kein Beweis für die Unechtheit. Die verhältnismäßig ungünstige Bezeugung erklärt sich aus der Undurchsichtigkeit des Briefes.“ Zum Römerbrief: „Die Bezeugung ist vortrefflich, und die Unbedeutlichkeit der Entstehungsverhältnisse ist kein Grund für die Unechtheit. Auch Kap. 15 und 16 sind nicht unecht.“ Zum Philipperbrief: „Sprache und Lehre sind durchaus paulinisch. Gewisse Eigentümlichkeiten erklären sich aus den besonderen Umständen der Abfassung. 3, 1 b—4, 3 ist trotz des schroffen Übergangs 3, 1 b und der scharfen Tonart weder späterer Zusatz noch Bestandteil eines andern Paulusbriefes.“ Zum Kolosserbrief: „In Sprache und Schreibweise bedeutende Abweichungen von den Paulusbriefen. Doch wird sich Paulus in der Gefangenschaft stark auf einen Mitarbeiter verlassen haben.“ Zum Epheserbrief: „Gute Bezeugung. Reine von einem Nachahmer stammende Erweiterung von Kolosser. Beide Briefe sind verschiedenartig orientiert, und Epheser wird vom Apostel bald nach Kolosser geschrieben sein.“ Zum Philipperbrief: „Die späte Bezeugung erklärt sich aus dem rein privaten Charakter des Schreibens. Die geschilderten Verhältnisse sind nicht romanhaft, und ebensowenig handelt es sich um eine fingierte Illustration zur christlichen Lehre vom Leben.“ Zum 1. Timotheusbrief: „Trotz der günstigen Bezeugung unecht, vor allem wegen der unapaulinischen Sprache und Darstellungsweise und der Künstlichkeit der Situation. Doch ist 1, 6—17. 20 paulinisch, und auch die Instruktionen über das Gemeinbegeben, die Gemeinbedeanten usw. werden eine paulinische Grundlage haben.“ Zum 2. Timotheusbrief: „4, 9—18 ist ein echtes Schreiben des Apostels aus der ägyptischen Gefangenschaft, während 1, 15—18 und 4, 19—21 Bruchstücke eines solchen aus der 2. römischen Gefangenschaft bilden. Auch 2, 18 ist paulinisch.“ Zum Titusbrief: „Die persönlichen Aufträge und Nachrichten 3, 12—15 müssen als echt gelten, und für 2, 1—3, 8 dürfte eine paulinische Grundlage anzunehmen sein.“ Apollo sei der Verfasser des Hebräerbriefes.

Was sodann die katholischen Briefe und die vier Evangelien betrifft, so hat nach Appel Silvanus im Namen des Petrus den 1. Petrusbrief geschrieben. Der Verfasser des Jakobusbriefes sei „nicht der Herrenbruder Jakobus, der sich auch in der Adresse als solcher kenntlich gemacht haben würde, sondern ein einfacher Christ namens Jakobus“. Ebenso der Judasbrief, dessen Verfasser nicht der Herrenbruder Judas sei, „sondern ein einfacher Christ dieses Namens“. Dem 2. Petrusbrief betreffend bemerkt Appel, daß er wegen seiner Abhängigkeit vom

Zusatzbrief, seiner außerordentlich schlechten Bezeugung und fast hellenistischen Färbung nicht von Petrus geschrieben sein könne. Verfasser des Markusevangeliums, sagt Appel, ist „Markus, der dabei irgendwie unter dem Einfluß des Petrus gestanden haben wird. Doch kann von einer Mitwirkung des Apostels keine Rede sein. Auch ist Petrus nicht der alleinige Gewährsmann des Markus gewesen. Der Schluß, 16, 9—20, ist zwar alt, stammt aber sicher nicht von Markus“. Der Verfasser des Matthäusevangeliums sei „unbekannt, aber jedenfalls geborner Jude und wohl Palästiner“. Lukas, der Arzt, habe das Lufas-evangelium geschrieben. „Auf ihn“, schreibt Appel, „den gebornen Griechen, paßt die fließende Sprache des Evangeliums, und als Arzt dokumentiert sich der Verfasser dadurch, daß die populäre Ausdrucksweise des Markus mehrfach durch eine technisch-medizinische ersetzt wird.“ Derselbe Lukas habe auch die Apostelgeschichte verfaßt. „Er ist Verfasser der ‚Wir‘-quelle, welche aus kurzen, auf der Reise gemachten Notizen bestand, wie des Ganzen.“ Johannes der Apostel endlich sei der Verfasser der Apokalypse, des 1., 2. und 3. Johannesbriefes sowie auch des Johannisevangeliums.

Außer der Entstehungsgeschichte der neutestamentlichen Bücher enthält Appels Lehrbuch noch die Geschichte des neutestamentlichen Kanons, die Geschichte des neutestamentlichen Testes und als Anhang 1. eine tabellarische Übersicht über die neutestamentlichen Schriften, 2. die Bezeugung der neutestamentlichen Schriften bis 180, 3. die paulinischen Missionsreisen, 4. die Markusperikopen bei Lukas, 5. die Reihenfolge der O-Stücke bei Matthäus und Lukas, 6. die Irrlehrer im Neuen Testament, 7. den neutestamentlichen Kanon um 200; Personen- und Sachregister. S. 8.

Minutes of the Sixty-second Annual Convention of the Ev. Luth. Augustana Synod in North America. Augustana Book Concern, Rock Island, Ill.

Dieser ausführliche Bericht bietet einen guten Einblick in die Arbeit der Augustanasynode. Abgedruckt ist auch die neue Konstitution, in welcher der Bekenntnisparagraph also lautet: „As Christian in general and Evangelical Lutheran in particular, this Synod confesses that the Sacred Scriptures, as the revealed Word of God, are the only infallible rule and guide of the faith and the life of men, and adheres to, and confesses, not only the three oldest symbols (the Apostolic, the Nicene, and the Athanasian), but also the Unaltered Augsburg Confession as a brief, but true summary of the fundamental doctrines of Christianity; said confessions to be understood in accordance with the development of the same contained in the other symbolical books of our Lutheran Church. This article must never be changed.“ (150.) Die gegenwärtigen Zustände in Europa und Amerika betreffend heißt es in dem Bericht des Präsidenten, Dr. Brandelles: „Neither has mankind gotten very far in the matter of restoring quiet and order to distracted Europe. Here and there the condition seems to be worse than ever. Suffering, want, and vice are spreading like a cancer, and one cannot help asking oneself what may be the end of it all. Besides, it also happens in our own land that unrighteousness and sins of all kinds flourish more than ever before. In vain, as it seems, one looks for a sense of justice and for conscientiousness. The lust for financial gain dominates everywhere. About the only voice which is heard is that of money. All fall before its allurements. In close relation to this temper there is another, the herald of pleasure and enjoyment. Many undoubtedly believed that the sobering period of the war would be followed by a correct valuation on the part of humanity of both the temporal and the spiritual. This hope has crumbled. The present generation has scarcely seen such a time of looseness in every respect as the present one. No corrective seems to be found. Those who a few years ago were earnest and old-fashioned Christians have been changed into such liberal-minded and easy-going ones that one very often stands wholly amazed. At times one cannot escape asking oneself if most people nowadays consider anything really sinful. That all this is a punishment for the many and large sins of humanity we all agree.“ (15.) Die soziale Richtung Brandelles kommt zum Ausdruck in folgender Aussprache über Prohibition: „Beyond a doubt

we are all exceedingly pleased that the saloon was banished from our country last year. Many of us have seen evidences of the blessings which this has brought to both individuals and families. Under no circumstances would we wish the saloon back in any shape or form. Yet all do not so view this matter. Many are doing their best to thwart the enforcement of prohibition. Up to this time, however, we have been satisfied with the measures which the Government has taken, for it has shown sincerity of purpose. But since the Government is everywhere meeting with great difficulties, it behooves us as Christian citizens to assist it with all the powers at our command in its efforts at the enforcement of this as well as other laws." (22.) Daß auch die Augustanasynode selbst es für ganz in der Ordnung hält, sich mit Fragen wie derjenigen der Prohibition zu befassen, zeigen folgende Beschlüsse: "The Synod rejoices over the blessed fruits already produced by the Eighteenth Amendment to the Constitution of the United States." (24.) "From a National Committee of the Christian prohibitory propaganda [in Sweden] a request had been received to secure the cooperation of the Anti-Saloon League of America. It was resolved that the Synod, through its president, negotiate with the Anti-Saloon League in this matter, recommending the request that 'one of the pastors of the Augustana Synod be sent to Sweden at the expense of the League, as soon as possible, to give information, mainly in the churches of Sweden, as to the blessed results of prohibition in the United States of America.'" (172.) Ausführlich wird berichtet über die ebenso rasche wie erfolgreiche Sammlung von beinahe \$500,000 für ihr neues Seminar, was uns Missouriern ein Sporn zur eifrigeren Tätigkeit für unsere neuen Gebäude in St. Louis sein sollte. Wie sich dabei publicity gelohnt hat, zeigen folgende Worte: "During the months of March and April our people read accounts of this campaign in our papers, by means of which their interest was aroused. As one result of this effort it may be mentioned that one of our countrymen residing where we have no congregation, by reading of it in the press, was moved to send \$5,000 in cash." (34.) Unter dem Geschäftsbild der vergangenen Jahre hat auch das Augustana Book Concern gestritten, welches im Jahre 1920 nur einen Reingewinn von \$9023 zu verzeichnen hatte. "It is apparent," heißt es im Bericht, "that the only way in which a loss may be avoided by our publication house during these times of high cost of living is an increased sale of our books and papers. . . . One present great need of our people is good Christian literature. The flood of literature reflecting the unbelief, the materialism, and the sensuality of our age threatens to engulf our people, especially the children and the young folks, in spiritual and eternal death. On this account the Board would lay it on the hearts of all members of the Synod, and of the pastors in particular, that it is a precious duty and a great privilege to disseminate Christian literature without ceasing." (105.) Den Pension and Aid Fund betreffend heißt es: "Moneys are loaned on farms only and are secured by first mortgage. No loan is made for more than 50 per cent. of the value of the security, conservatively estimated. . . . All documents are thoroughly examined by the loan committee before a loan is approved." (122.) In einem Beschuß über Kindererziehung lesen wir: "Synod deploras that our people as a whole do not seem to understand the need of Christian parochial schools." Beigefügt ist dem umfangreichen Bericht die Namensliste der Pastoren und anderes statistisches Material. J. S.

William Edward Biederwolf: 1. *Mormonism under the Search-light*. 2. *The Unvarnished Facts about Christian Science*. 3. *Spiritualism—Divine? Devilish? or a Deception? Which?* 4. *Seventh-Day Adventism: The Result of a Predicament*. 5. *Russellism Unveiled: "Millennial Dawnism."*

Besprochen werden in diesen fünf Schriften, wie die Titel zeigen, allerlei moderne Substitute für Kirche und Christentum. Allgemein bekannt ist ja, daß insonderheit in den letzten Jahrzehnten nicht bloß in Amerika, sondern überall in der Welt von den antichristlichen Schwärmern, gegen die Biederwolf sich richtet, eine ebenso gewaltige und erfolgreiche wie verderbliche Propaganda betrieben wor-

den ist. Ihren Hauptgrund hat diese Verführungsgefahr in der schier allgemeinen Unkenntnis der christlichen Grundwahrheiten sowohl wie der greulichen Irrlehren dieser Schwärmer. Dazu kommt, daß diese listigen Feinde des Christentums in der Regel nicht gleich Farbe bekennen, sondern mit ihren größten Irrlehren anfangs hinter dem Berge halten. Sie machen es wie die Logen, die sehr vorsichtig ihre Opfer nur ganz allmählich in den Greuel ihres Antichristentums einweißen. Vielfach verstehen sie es auch, sich geschickt in Schriftstellen einzuhüllen. "It's a strange thing", sagt daher Biedermolf, "how easily people are led astray in religious matters. They'll have good sense in every other way, and yet they'll need a commission on sanity to sit on their case when it comes to religion. They'll allow themselves to be roped in and to be duped and bamboozled and hoodwinked by any old sort of a theory as long as it has a few verses of Scripture in it to make it look like it's religious."

Wirklichen Schutz bietet hier, wie gesagt, nur eine gründliche Kenntnis der Schriftwahrheiten, welche diese Irrlehrer bekämpfen, sowie auch der Greuel, durch welche sie dieselben zu erscheln suchen. Wo diese vorhanden ist, da wird dann auch die Tatsache keinen Eindruck mehr machen, daß Männer, die sonst als Vertreter der Wissenschaft gelten, für dieselben eintreten, wie z. B. Alfred Russell Wallace, William L. Stead, Sir Oliver Lodge, Richard Hodgson, Sir William Crookes, Prof. James, Prof. Hyslop, Flammarion und andere für den Spiritismus. Wer den Spiritismus wirklich kennt und in seiner Bibel zu Hause ist, der läßt sich auch durch diese Großen in der Welt nicht mehr irremachen. Wollen sie ihm imponieren, so denkt er an das Wort: „Große Leute fehlen auch; sie wägen weniger denn nichts, soviel ihrer ist“, Ps. 62, 10; und: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt!“ Jer. 17, 5.

Was nun die uns vorliegenden Schriftchen betrifft, so tritt Biedermolf (abgesehen von etlichen Partien, die seine denominationelle Stellung z. B. zur Taufe als Gnadenmittel zum Ausdruck bringen) überall ein für die alte Wahrheit von Sünde, Christi Gottheit und seinem Versöhnungswerk. Und von diesem Standpunkt aus stellt er in ebenso populärer wie scharfer und entschiedener Weise die fünf genannten Substitute für das Christentum derb und schonungslos an den Pranger. "Christian Science", schreibt er z. B., "is the most colossal humbug, the most preposterous imposture, the most damnable heresy, and the most ungodly invention of these latter times. In plain Anglo-Saxon, it is a lie — a lie, deep, dark, and damnable, more hideous than which hell has never belched forth."

Zugesandt sind uns obige Schriftchen vom Presbyterian Board of Publication, 411 N. Tenth St., St. Louis, Mo., von wo sie auch bezogen werden können. Sie kosten 20 Cts. das Stück, fünf für 95 Cts. F. W.

Modern Religious Liberalism. The Destructiveness and Irrationality of the New Theology. By John Horsch. Fundamental Truth Depot, Scottsdale, Pa. 331 Seiten; \$1.75. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

In Stephens Predigtbuch vom Jahre 1825 wird der damals herrschende Rationalismus also beschrieben: „Einige göttliche Wahrheiten der Bibel sind unter den Christen unserer Zeit so sehr vergessen, daß ihre Wiederbekanntmachung eine besondere Aufmerksamkeit erregt und Tadel, ja bitteren Spott nach sich zieht. Es gehört dazu unter andern die biblische Wahrheit von dem Sündenfall des Menschen und dessen Folgen; ferner die Wahrheit von dem Dasein und den Wirkungen des Teufels; die Lehre von der Dreieinigkeit, daß nämlich in Gottes geheimnisvollem Wesen drei Personen sind; die Lehre von den besondern Wirkungen des Heiligen Geistes zur Erleuchtung und Besehrung des Menschen, wenn sie nämlich dargestellt wird, wie die Bibel davon redet (denn eine Geisteswirkung zur Besserung glaubt man wohl, aber eine solche, die aus dem menschlichen Geiste selbst entspringt); die Lehre von der Gottheit Jesu Christi, daß nämlich Jesus Christus seinem ewigen Vater an allen göttlichen Eigenschaften gleich und also wahrer Gott und wahrer Mensch sei; die Lehre von seiner Genugtuung für die Sünden der Welt. Mit Begrenzung dieser Lehre vermischt man natürlich auch die Lehre von der Gerechtigkeit, die dem Glauben an Christum zugerechnet und geschenkt wird. Diese göttlichen Wahrheiten, die den Hauptinhalt des Christentums ausmachen, sind so vergessen und verachtet, daß dem, der sie wieder verkündigen soll, leicht vor dem allge-

meinen Spotte, der auf ihn wartet, bange werden möchte; denn die, die sie hören, sehen solche Lehren als etwas Sonderbares an, das für unser Zeitalter durchaus nicht mehr passe und von echter Christenlehre entfernt bleiben müsse. Es gehört daher allerdings ein gewisser Mut dazu, diese Wahrheiten klar und unverfälscht, freimütig vorzutragen, weil viele die osterwähnten Lehren sogar als einen gefährlichen Irrtum ansehen.“ (1, 314.)

So lehrte der alte Rationalismus. Und daß es in Deutschland und Amerika um den Neurationalismus oder Liberalismus ebenso schlimm, ja vielfach noch viel schlimmer steht, ist insonderheit in den letzten zwanzig Jahrgängen von „Lehre und Wehre“ immer wieder gezeigt worden. Es geht dies auch hervor aus der uns vorliegenden Schrift, deren besonderer Wert für uns darin besteht, daß Horsh seine Belege vornehmlich englischen liberalen Schriften entnimmt, woraus zugleich hervorgeht, daß der amerikanische Radikalismus dem deutschen überall die Stange hält. Nebenbei sei auch bemerkt, daß es falsch ist, wenn man, wie das auch nach dem Weltkrieg von amerikanischen Theologen immer noch geschieht, den modernen Unglauben in unserm Lande ausschließlich zurückführt auf deutsche Theologen und Schriften; denn ehe diese Einfluß erlangten, nagten schon längst das Freimaurertum und der Unitarismus und Universalismus an der Wurzel fast aller amerikanischen Gemeinschaften. Der deutsche Liberalismus hat den amerikanischen Unglauben nicht erst ins Leben gerufen, sondern ihm nur neue Nahrung geboten. Übrigens ist den reformierten Sekten gleich bei ihrer Geburt der Liberalismus eingepfropft worden. Wer den Ursprung des modernen sowohl wie des alten Rationalismus bis auf seine Quellen verfolgt, der langt nicht etwa bei Luther in Wittenberg an, sondern in der Schweiz bei Zwingli und Calvin.

Den Zweck seiner betreffend Horsh im Vorwort: “The present book was born of the conviction that the modern religious liberalism, popularly known as the higher criticism, means the abandonment of the Christian faith. The new theology discredits and destroys the foundations of Christianity as Christianity has been known in all ages from the time of its origin. It also discards the true basis for morality. It is therefore the great menace both to Christianity and to society and the state, though it comes under a religious cloak professing to be a needed improvement on the old faith; it claims to be called to save the Church from threatening shipwreck. By means of counterfeiting and *camouflage* it has gained access into some professedly orthodox pulpits and churches. In some instances the citadel has been surrendered without a struggle. Many a theological student has been deceived by the orthodox appearance of the more moderate type of the new theology. Obviously there is need for literature exposing the great menace to the faith in a way that ‘he who runneth may read’ and be enabled to recognize the new theology when he meets it. My aim has been to set forth in plain language the true character, the destructive nature, and the unreasonableness of the modern religious liberalism in contrast to the evangelical faith, and the imperative need of an attitude of strict non-compromise.” (3.)

Aus den von Horsh angeführten Zitaten geht hervor, daß, wie bereits angedeutet, der amerikanische Liberalismus dem deutschländischen um nichts nachsteht. Vom *Christian Register*, dem Blatt der Unitarier, schreibt Horsh: “This paper publishes articles defending the baldest atheism.” Die Theologie stellt denn auch der *Register* in eine Klasse mit der Astrologie. Und dieser Liberalismus hat nach Horsh mehr oder weniger Eingang gefunden in fast alle protestantischen Kirchengemeinschaften. Prof. Christie schreibt: “The modernism of theological view professed by Unitarians is sometimes indistinguishable from the modernism permitted in other Christian groups, and the necessity of a separate organization [such as the Unitarian Church], considered as a protest against older theological views, is often disputed” (by liberals in evangelical churches). Der Redakteur des *Christian Register* schreibt: “In all of the orthodox denominations there is a liberal wing in which the theological difference between them and us is almost nothing.” *Zion's Herald*: “It would take a microscopic analysis to discern the difference between some of the liberals in evangelical churches and the Unitarians.” (306.)

Wie in Deutschland, so geben auch in Amerika manche Liberale ihren Gesinnungsgenossen den sauberen Rat, aus den evangelischen Kirchen nicht auszu-

treten, sondern in denselben zu bleiben, um sie von innen heraus zu „reformieren“ und so dem Liberalismus wertvolle Dienste zu leisten. Die Folge dieser verdräterischen Propaganda ist natürlich ein immer weiteres und frecheres Umsichgreifen des modernen Unglaubens. Expräsident Taft, ein Glied der unitarischen Kirche, erklärte in einer öffentlichen Rede: „The one trouble we [Unitarians] suffer from — if it be a trouble — is that there are so many Unitarians in other churches. They are one with us in faith, but do not sit in the pews of our Church. But that means that they [the other churches] are coming to us.“ (307.) Horstch bemerkt hierzu: „Without question Ex-President Taft is right. . . . It should be added that many liberal ministers in evangelical denominations have united with the Unitarians, only to be disappointed in the hope of success under the banners of outspoken liberalism. A prominent Unitarian writer testifies that ‘sixty per cent. of those who enter our ministry from other denominations leave it to engage in some other occupation, finding obviously the liberal ministry an unsatisfactory calling. This fact is the more noteworthy as the majority of Unitarian preachers were formerly ministers in evangelical churches.’“ (307.) Die Unitarier, wie überhaupt alle Liberalen, haben eben keine Botschaft. Sie bieten den Menschen kaum so viel, als er von Natur, insonderheit in seinem ihn verklagenden Gewissen, schon hat. Sie leben von der Negation und gedeihen nur als Schmarotzer an dem fremden Leibe der Kirche. Selbständige Lebenskraft hat der Liberalismus noch nie und nirgends an den Tag gelegt.

Im ersten Kapitel, „A Religious Revolution“, zeigt Horstch, daß der Liberalismus von dem das ganze Christentum vernichtenden Grundsatz ausgeht: Übernatürliche Offenbarung gibt es nicht; alles hat sich natürlich entwikkelt; die Bibel ist ein rein menschliches Buch, entstanden wie alle andern Bücher auch; Jesus ist ein bloßer irtumsfähiger Mensch usw. Horstch schreibt: „President Arthur Cushman McGiffert, of the Union Theological Seminary, New York, says: ‘Whether we like it or not, this [namely, the new theology views of the nature of the Christian religion and of conversion] is working a revolution in modern thought, and the end is not yet.’ Furthermore Dr. McGiffert points out that the doctrine of divine immanence, which is now generally accepted among liberals, ascribes divinity to man, since it is supposed that man’s nature is one with God’s and he needs simply to awake to that fact. ‘This means, of course, a revolution in the old conception of salvation.’ This author says further: ‘What man requires is not regeneration in the old sense, or a change of nature, but simply an awakening to what he really is.’ Again this author says: ‘We have learned not to think of the Bible as the final and infallible authority, and have come to see that there is no such authority, and that we need none. The result has been a change of simply untold consequence. The conservatives, who feared and opposed Biblical criticism in its early days because they saw what a revolution it portended, were far more clear-sighted than most of the liberals, who thought that it meant simply a shifting of position.’ ‘The chasm is deep. What is before us no one knows.’“ (14.)

Nichts, auch rein gar nichts von allem, das dem alten Christentum wesentlich ist, läßt der Liberalismus unangetastet. Horstch schreibt: „One of the most noted defenders of religious liberalism, the late Prof. George Burman Foster, of the University of Chicago, said: The sum of what I have just been urging amounts to the profoundest change of [religious] thought known to history. One may say that not supernatural regeneration, but natural growth; not divine sanctification, but human education; not supernatural grace, but natural morality; not the divine expiation of the cross, but the human heroism (or accident?) of the cross; . . . not Christ the Lord, but the man Jesus who was a child of his time; not God and His providence, but evolution and its process without an absolute goal — that all this, and such as this, is the new turn in the affairs of religion at the tick of the clock.“ (15.)

In ähnlicher Weise behandelt Horstch die Stellung der Liberalen zur Inspiration und Autorität der Heiligen Schrift, zur Gottheit Christi usw. Seine Schrift ist ein entschiedenes, schonungsloses Zeugnis gegen den Liberalismus in allen seinen Positionen und Negationen. Und in fast allen Punkten stimmt sein Urteil über den Neurationalismus mit dem in unserer Mitte gefällten überein.

Auch freuen wir uns, konstatieren zu können, daß es auch in andern Kreisen immer noch Blätter gibt, die sich in ihren Rezensionen auf Horsch' Seite gestellt haben. Zu diesen gehören u. a.: *The Princeton Theological Review*, *The Bible Champion*, *The Presbyterian*, *The Free Methodist*, *The Evangelical Christian*, *The Moody Bible Institute Monthly*, *The King's Business*, *Presbyterian Banner*, *Union Theological Seminary Review* (Richmond, Va.), *The Christian* (London), *Serving and Waiting* und *Herald and Presbyterian*. Wohl noch nie hat der Satan innerhalb der Christenheit so frech und offen sein Haupt erhoben, um Christentum und Kirche mit Stumpf und Stiel vom Erdboden auszurotten, als im modernen Liberalismus. Gelingen aber wird es ihm nicht, denn nach der Schrift sollen auch der Hölle Pforten die Kirche nicht überwältigen. Die Frage ist nur: Werden wir standhalten? Wird unsere Synode wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft allen Feinden der Wahrheit, insonderheit den Liberalen gegenüber, sich erweisen als ein uneinnehmbares Gibraltar? Die Antwort lautet: Ohne allen Zweifel, wenn sie durch Gottes Gnade auch fernerhin sich treulich hält an Gottes Wort. F. P.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Die Distriktspräsidcs, die vom 23. bis zum 25. Mai in St. Louis versammelt waren, beehrten auf Grund der bei ihnen eingelaufenen Verufe 168 Predigtamts- und 76 Schulamtskandidaten. Zur Verfügung standen nur 109 Predigtamts- und 62 Schulamtskandidaten. Dies Defizit erinnert an die Partie in Walthers „Pastorale“, wo Walthcr es den Pastoren insonderheit zur Pflicht macht, auf die Beschickung unserer kirchlichen Lehranstalten bedacht zu sein. Es heißt dort S. 389, wo Walthcr von des Pastors Pflicht handelt, die Einigkeit in der christlichen Kirche zu pflegen: „Der Pastor hat überhaupt die Zwecke der Synodalverbindung nach allen seinen Kräften zu fördern und auch in seiner Gemeinde Sinn und Eifer für das gemeine Wohl der Kirche zu wecken, z. B. für Gründung und Erhaltung von Gelehrten-schulen, Prediger- und Schullehrerseminaten, für Gewinnung von Zöglingen, für Unterstützung armer Schüler und Studenten“ usw. An dieser Stelle pflegte Walthcr die angehenden Prediger an die Pflicht zu erinnern, ihre Gemeinden auch für die *a u ß e r g e m e i n d-* *l i c h e* kirchliche Arbeit zu begeistern. „Gemeinden berauben sich eines großen Segens, wenn sie nur an sich denken.“ In diesen Zusammenhang gehört auch eine an den Pastor gerichtete Warnung vor der göttlichen Nemesis: „Hüten Sie sich vor der göttlichen Nemesis!“ Walthcr wollte damit sagen: wenn der Pastor aus Sorge um sein persönliches Auskommen es unterlasse, die Gemeinde für die außergemeindliche Arbeit zu begeistern, so wisse Gott es so zu schiden, daß der Pastor für die Unterlassungs-sünde mit einem geringeren Einkommen gestraft werde. F. P.

Ötliche Aussprachen über das Jubiläum unserer Synode. 1. Hans Hadel, der Redakteur der „Westlichen Post“, sagte in einem Leitartikel vom 3. Mai 1922 u. a.: „Ohne sich weiter auf Einzelheiten einzulassen, kann man mit gutem Gewissen konstatieren, daß die Bedeutung der [Missouri-] Synode für unser Land eine außerordentliche ist. Auf das religiöse Leben und Empfinden des amerikanischen Volkes übt sie einen überaus gesunden und bereichernden Einfluß aus, der sich noch mit jedem neuen Jahre steigert

und ausbreitet. Ihre Mitglieder drücken eine tiefe religiöse Überzeugung aus, wie sie reiner und schöner wohl in keiner andern Kirche anzutreffen ist. Das rasche Wachstum, welches seit den letzten fünfundsiebzig Jahren die Synode ausgezeichnet hat, ist bereits in ein noch viel rascheres Tempo eingetreten und wird in den nächsten Jahrzehnten zweifelsohne noch viel deutlicher in die Erscheinung treten.“ — 2. In einer längeren Aussprache der „Lutherischen Kirchenzeitung“ (Ohio-synode) vom 20. Mai (S. 305) stand u. a. zu lesen: „Sehr gering waren die Anfänge — heute steht diese Synode da als ein mächtiger, kompakter Kirchenkörper, ein gewaltiger Hort des Lutherthums. . . . Wenn es je einen streng konservativen lutherischen Körper gab, so war dies sicherlich die Missouri-synode. Und dennoch dies Wachstum! Hier ist eine historische Tatsache, die alles Reden widerlegt, das uns vormachen möchte, man müsse liberal sein, sich dem Zeitgeist anpassen usw., um Leute zu gewinnen, um äußerlich zu wachsen. Das gerade Gegenteil ist an der Missouri-synode zu sehen. Unbeugsam ist Missouri stets gewesen, ist's heute noch. Schrift und Bekenntnis galten und gelten hier im Vollsinn des Wortes. Auch nichts hat man davon preisgeben wollen. Damit hat Missouri in diesem freien, sektenreichen, religiös verschwommenen Amerika gearbeitet und weist nun diese enormen Erfolge auf. Was so viele andere als Missouri's Schwäche ansehen, war in Wirklichkeit seine Stärke. . . . Ein Merkmal missourischer Pastoren und Führer ist, daß sie nie, aber auch nie müde werden, über Lehre zu verhandeln auf Grund von Schrift und Bekenntnis. Das ist ein Zug an dem, was man den ‚Geist Missouri's‘ nennen darf. Wir weisen hin auf die großen freien Konferenzen, die zwischen den Missouriern und ihren Gegnern abgehalten wurden. In Detroit z. B. waren es nicht weniger als 700 Pastoren und Professoren, die dort dauernd über die Lehren von der Befehrung und von der Gnadenwahl verhandelten. Das konnte man mit Missouri — wo ist in der neueren Zeit je ein Gleiches gewesen? So auch dieser ganze Lehrkampf: es war ein gewaltiges Ringen um die Lehre, um die Lehre allein. Nun seit etwa zwei [fünf] Jahren arbeitet ein Kolloquiums-komitee der Synodalkonferenz, der Iowaer und Ohioer an der Einigung in der Lehre. Müde? — kein Gedanke daran! . . . Leute, die so an der Lehre hängen und so um ihre Reinheit ringen, sind ganz anderer Art als die oberflächlichen Unionisten, die, wenn's drauf ankommt, auch fünf gerade sein lassen. Gott wird alle segnen, denen sein Wort so viel gilt. Dies sind zwei Stücke an Missouri, die uns allezeit gefallen haben und heute unser Lob herborrufen. . . . Gott erhalte Missouri und uns und alle lutherischen Christen treu in der Lehre und im Bekenntnis seines Wortes und schenke uns seinen Segen zu äußerem Wachstum und Gedeihen!“ In der folgenden Nummer, vom 27. Mai (S. 333), heißt es im Schluß einer Rezension unserer Jubiläumsbücher abermals: „Wir wünschen der Missouri-synode Gottes großen Segen zum Jubiläum, allezeit klare und wahre Erkenntnis des göttlichen Wortes und einen Sieg nach dem andern auf Grund dieses Wortes!“ Gewiß ein Vollmaß freundlicher Gesinnung und wohlwollender Anerkennung, die sich in diesen Worten ausdrückt! Angesichts derselben vergessen wir auch leicht den animus, der in der Rezension, aus welcher wir zitiert haben, mit untergelaufen ist. Was die „Kirchenzeitung“ über den „missourischen Geist“ sagt, trifft voll und ganz zu bei Männern wie Baltheser, Wyneken, Söhler, Trämmer usw.: sie hatten nicht bloß klare, bestimmte, feste Lehren, sondern traten auch für die-

selben ein mit einem Ernst, der für dieselben alles zu opfern bereit war und entschlossen, sie um keinen Preis zu verleugnen. Sie müssen unser Vorbild bleiben! — 3. Schon in der Rainummer von „Lehre und Behre“ (S. 147) haben wir eine Aussprache aus der Iowa-Synode mitgeteilt; folgen möge hier darum nur noch ein Wort aus dem Organ der United Lutheran Church. Der *Lutheran* schreibt nämlich: „In 1839 a band of devout Lutherans, whose faith was dearer to them than their home country and even their lives, were driven from Saxony to our shores by downright persecution. Officials of the Prussian government were determined that Roman Catholics, Reformed, and Lutherans must have no right to a separate existence, but must not only worship under the same roof, but also submit to one and the same system of government and discipline. Faith and conscience were to be sacrificed on the altar of a creedless unionism. It was from this enforced type of unionism — which is supposed in our day to be so very liberal and benevolent and so free from narrowness and bigotry — that these doughty confessors fled. They were blessed with a leader in the well-known person of Dr. Walther, who was a tower of strength, both in learning and piety, never yet excelled in this country. Small of stature, with a somewhat peculiar voice and manner, he yet towered high as a leader and theologian, and stood among his people as a veritable Moses. He got into the very heart of the Gospel as the Lutheran Church confesses it, and set it forth in its purity and power as few Lutherans have done since his day. . . . Dr. Walther still lives in the Missouri Synod. . . . It was organized in 1847 and has grown by leaps and bounds. But it is now in the dangerous transitional stage when it will need to make some adjustments as to language and methods if it is to hold its youth. While thus far it has been one of the heaviest winners in membership, it is now in danger of becoming one of the heaviest losers.“ Auch hier läßt das Wohlwollen, das aus diesen Worten spricht, uns gerne die mit unterlaufenden historischen Ungenauigkeiten, die übrigens Missouri nicht zur Unehre gereichen würden, übersehen. Auch was das Wachstum betrifft, ist uns um die Zukunft nicht sonderlich bange. Finden wir doch jetzt schon, daß an manchen Orten mit der Einführung regelmäßiger englischer Gottesdienste nicht bloß der Eifer unserer Jugend bedeutend gestiegen ist, sondern auch der Zuwachs aus ganz englisch gewordenen Kreisen zugenommen hat. Der Übergang vom Deutschen ins Englische verursacht eben bei uns verhältnismäßig wenig Wehen, weil alle unsere Pastoren der Situation gewachsen sind, was früher in den östlichen Synoden nicht der Fall war. Sollte uns jedoch die Zukunft schmerzliche Verluste bringen — nun, wie Gott will. Unsere Sorge soll und muß bleiben, daß wir es an eifriger Arbeit nicht fehlen lassen und um jeden Preis unser Erbe bewahren: die Wahrheiten und den Geist unserer Väter, Dinge, die man jetzt vielfach „missourisch“ nennt, welche aber doch bloß lutherisch, bloß christlich sind und eigentlich nur so auch heißen sollten. J. B.

Ein norwegisches Blatt über das Sprachengesetz des Staates Nebraska. Ein St. Louiser politisches Blatt zitiert aus dem norwegischen Blatt „Reform“, das in Eau Claire, Wis., erscheint: „Die Frage, ob das notorische Sprachengesetz, welches von der Legislatur Nebraska's angenommen wurde, verfassungsmäßig ist, ist von dem obersten Gerichtshof des Staates entschieden worden. Das erwähnte Gesetz bestimmt, daß Kinder keinen Unterricht

in einer fremden Sprache erhalten dürfen, ehe sie nicht die achte Klasse in der Elementarschule durchgemacht haben. Dieses Verbot erstreckt sich auch auf Schüler in Privat- und Kirchenschulen. Es bedeutet, daß aller religiöse Unterricht in Kirchenschulen den Kindern in englischer Sprache erteilt werden muß, bis sie die achte Klasse in der Elementarschule durchgemacht haben. Die Annahme dieses albernern und tyrannischen Gesetzes erzeugte natürlich großen Unwillen bei einem bedeutenden Teil der Bevölkerung des Staates. Durch das Distriktsgericht setzten es die Gegner des Gesetzes durch, daß die Ausführung zeitweilig aufgeschoben wurde, und zwar verweisen sie auf die Verfassungswidrigkeit, weil das Gesetz die Ausübung der religiösen Freiheit, die dem Bürger von der Verfassung der Vereinigten Staaten gewährleistet wird, unterbindet. Der oberste Gerichtshof des Staates hat mit 7 gegen 5 Stimmen entschieden, daß das Gesetz mit den grundlegenden Gesetzen des Landes nicht in Konflikt stehe. Der Fall ist jetzt dem obersten Bundesgericht unterbreitet worden, wo er hoffentlich in nüchternen und unparteiischer Weise entschieden werden wird.“ Die allgemeine Erwartung geht dahin, daß die United States Supreme Court im Sinne der Minorität der Supreme Court des Staates Nebraska entscheiden wird. J. P.

Alte und neue Unterrichtskurse in unsern amerikanischen Colleges. In den diesjährigen Schlußreden, wie sie am Ende eines Studienjahres üblich sind, wird dieselbe Klage laut, auf die wir in den letzten Jahren wiederholt hingewiesen haben. Es ist dies die Klage, daß die Lust zum Studium fremder Sprachen, namentlich auch der alten Sprachen, abnehme und das Hindrängen auf Einsprachigkeit schier alles zu überfluten drohe. Vor uns liegt ein Bericht über die Schlußrede, die Dr. Cowling vom Carleton College in Minnesota am 8. Juni bei den Schlußfeierlichkeiten der St. Louiser Washington University hielt. Dr. Hall, der Kanzler der Universität, hatte schon in seinem letztjährigen Bericht darauf hingewiesen, daß bei dem Massenandrang zum Universitätsstudium verhältnismäßig so wenig Studenten in den Abteilungen für Sprachen und Philosophie zu finden seien. Zugleich berichtete Dr. Hall, daß die Sachlage an den andern Universitäten ungefähr dieselbe sei, wie er durch Korrespondenz mit den Leitern festgestellt habe. Über den Inhalt der Rede, die Dr. Cowling dieses Jahr gehalten hat, berichtet eine St. Louiser Zeitung: “Dr. Cowling, in his address, spoke of changes in educational standards which have followed the increase in the number of college students, this increase having been at more than twice the ratio of the increase of population. He praised the methods of the older colleges, which selected a few subjects for their value in training men rather than for the knowledge derived. ‘The whole course was simple, compact, effective,’ he said. ‘What it lacked in breadth it more than made up in intensity, and as an instrument of intellectual and moral training it has never been excelled. I do not advocate a return to the rigid course of the older colleges, but I do believe the ideals they cherished are fundamental ideals.’ He said every student should have a knowledge of at least two languages, one ancient and one modern.” Im folgenden wird der Bericht unklar. Dr. Cowling scheint gesagt zu haben, den Colleges falle die Aufgabe zu, ihre Schüler für das Schöne, Gute und Wahre an sich (for its own sake) zu begeistern. Es fehlt dann aber die nähere Erklärung dar-

über, wie dieses schöne Ziel bei der Beschaffenheit des Menschen nach dem Sündenfall erreicht werden könne. Sprachliche und philosophische Studien an sich nützen hier nichts. J. P.

Auf eine andere Gefahr, die unserm Erziehungswesen droht, macht Dr. Butler, der Präsident der Columbia University, aufmerksam. Er sieht diese Gefahr in der übertriebenen äußeren Organisation (overorganization), wodurch leicht an die Stelle der Mitteilung wirklichen Wissens und persönlicher Tüchtigkeit die „Statistik“ oder die Buchführung über vermeintliche Resultate trete. Dr. Butler sagt: „There has been overorganization for a long time. Too many persons are engaged in supervising, in inspecting, and in recording the work of other persons. There is too much machinery, and, in consequence, a steady temptation to lay more stress upon the form of education than upon its content. Statistics displace scholarship.“ Mit Recht bemerkt *Mosby's Missouri Message*, daß Dr. Butlers Warnung vor overorganization auch auf andere staatliche und bürgerliche Gebiete Anwendung finde. So schließe die große Menge der Gesetze auf staatlichem Gebiet eine Schwächung des Staates in sich. Nebenbei bemerkt: Auch Luther hat dieser Erkenntnis auf staatlichem Gebiet Ausdruck gegeben, wenn er sagt: *Respublica quanto paucioribus legibus administratur, tanto felicior est, „Je weniger Gesetze ein Staat hat, durch welche er regiert wird, desto glückseliger ist er.“* (Galaterbr. Erl. [lat.] III, 481. St. L. VIII, 1658.) Werden der staatlichen Gesetze so viele, daß nur der Jurist sie kennen kann, so geraten die Bürger des Landes tatsächlich unter die Herrschaft der Juristen und verlieren insofern ihre bürgerliche Freiheit. Deshalb sagt Dr. Butler in bezug auf overorganization im allgemeinen: „It would assist in effecting so great a revolution in our American form of government as one day to endanger its perpetuity.“ Insonderheit, so setzen wir hinzu, wird der Kirche „too much machinery“ gefährlich, weil darin die Gefahr liegt, die Grundwahrheit in den Hintergrund treten zu lassen, daß in der Kirche Gottes Wort allein regieren und alles ausrichten soll. Freilich gibt es auch in der Kirche eine äußere Organisation. Das ist die um die öffentliche Handhabung der Gnadenmittel versammelte Ortsgemeinde, wie „die Gemeinde Gottes zu Korinth“ (1 Kor. 1, 2) und an andern Orten. Das ist eine nicht bloß von Menschen, sondern von Gott geordnete äußere Organisation mit von Gott geordneten Rechten und Pflichten. Von hier aus wird klar erkannt, welche andern Organisationen für die Kirche vorteilhaft sein können und welche derart sind, daß sie in das Gebiet der schädlichen overorganization gehören. Vom Übel und der Kirche schädlich ist jede Organisation, welche die göttliche Organisation der Ortsgemeinde in ihrem Charakter und in ihrer Tätigkeit beiseiteschiebt oder doch hindert. Deshalb waren die Väter der Missourisynode beflissen, klar zum Ausdruck zu bringen, daß die synodale Organisation den einzelnen Gemeinden gegenüber nur „ein beratender Körper“ sei. Solche Verbindungen hingegen, welche die Ortsgemeinden in ihrem Charakter und in ihren Funktionen nicht antasten, sondern vielmehr zu fördern geeignet sind, sind nicht unter die Rubrik overorganization zu bringen. Von hier aus läßt sich auch die Frage sicher beantworten, welche Vereine innerhalb der Gemeinde vorteilhaft, mindestens zulässig, und welche als dem Charakter der Kirche widersprechend und als nachteilig zu bezeichnen sind. J. P.

Für Lehrfreiheit an den Staatsuniversitäten trat Go. von Wisconsin in einem in Valparaiso, Ind., gehaltenen Durch Beschränkung der Lehrfreiheit „gingen tüchtige Lehrer andere Professoren sahen sich veranlaßt, nur die halbe Wahrheit. Blaine scheint sich in seinem Vortrage auf das politische und bürgerliche beschränkt zu haben. Daher wies er den Universitäten als den der Intelligenz“ die Aufgabe zu, der Jugend „den richtigen patriotischen Geist einzuslößen“. Wenn Gouverneur Blaine geredet hat, so ist er gerichtet wird, so hat er sich in Allgemeinheiten bewegt, die die tatsächlich bestehenden Schwierigkeiten nicht heben. Die Zentren der Intelligenz sind ja in bezug auf die „patriotische Gesinnung“ nicht einig, sobald es sich um ihre Anwendung auf die tatsächlich vorliegenden Verhältnisse handelt. Ereignisse jüngsten Datums beweisen dies. Die einen behaupten, daß der richtige Patriotismus den Unterschied zwischen Recht und Unrecht nicht lenne, während andere die Nichtbeachtung dieses Unterschiedes für unpatriotisch und staatsgefährlich erklären. Die einen fordern im Namen des Patriotismus die Unterdrückung aller nicht-englischen Sprachen, selbst im Religionsunterricht. Andere sehen in dieser Unterdrückung nicht bloß eine Unsinnigkeit, sondern auch eine Untergrabung einer fundamentalen Bestimmung der Landeskonstitution, nämlich der Religionsfreiheit. Die einen erklären die Geburtenkontrolle für eine Rettung der menschlichen Gesellschaft (so kürzlich ein Professor der Staatsuniversität von Wisconsin in einem Vortrage in Milwaukee). Andere halten die Geburtenkontrolle für unmoralisch, staatsgefährlich und unpatriotisch. So ist eine einheitliche Pflege „der richtigen patriotischen Gesinnung“ durch die Zentren der Intelligenz unter den bestehenden Verhältnissen nicht zu erwarten. Bei dieser traurigen Sachlage bleibt uns aber ein großer Trost. Wie Gott gegen alle Umsturzideen die Kirche erhält, so erhält er auch um der Kirche willen eine Art staatlicher und bürgerlicher Ordnung trotz der Umsturzideen, die zum Teil gerade in den Zentren der Intelligenz ihre Brutstätte haben. J. P.

Das Verbot von Schülerverbindungen in Hochschulen. Aus Springfield, Ill., wird berichtet: „Kreisrichter Frank W. Burton in Springfield, Ill., erhielt am Freitag die Verfassungsmäßigkeit des staatlichen Gesetzes gegen Schülerverbindungen aufrecht und entschied, daß Hochschüler in Springfield aus solchen Verbindungen austreten müssen. Anwälte der Verbindungen kündigten Berufung ans Staatsobergericht an, die jedoch bis zum Juni-termin warten muß.“ Bekanntlich hatte auch im Staate Missouri das niedere Gericht gegen Schülerverbindungen entschieden. Aber die Supreme Court des Staates hob diese Entscheidung kürzlich auf. Dasselbe ist im Staat Illinois zu erwarten. Wir können die Entscheidungen der Obergerichte verstehen. So gewiß es ist, daß die Schülerverbindungen in den Hochschulen eine Nebenregierung in der Schule bedeuten und der Disziplin in den Anstalten gefährlich sind, so gewiß ist es andererseits, daß diese Schülerverbindungen auf gleicher Linie mit Logen und andern geheimen Verbindungen liegen. Auch diese üben tatsächlich eine Nebenregierung im Staat aus. Dies hat auch der Weltkrieg wieder schlagend bewiesen, dessen Inszenierung die Logen nach eigenem Bekenntnis betrieben haben, und zwar auch deshalb, weil der deutsche Kaiser aus Gewissensgründen sich weigerte, Logenglied zu werden. Die Verteidiger der Schülerverbindungen in den Hochschulen des

Landes sind in derselben glücklichen Lage wie B. J. Simmons, der Imperial Wizard vom Ku Klux Klan, der seinen Klan mit einer Exemplifizierung auf den Orden der Freimaurer so erfolgreich verteidigte, daß der Kongreß der Vereinigten Staaten die weitere Untersuchung gegen die Ku-Kluxer einstellte.

Kirchliche Finanzen. Aus einer uns wiederholt zugesandten Anzeige ersehen wir, daß es in Chicago ein Geschäft gibt (Ward, Pierce, Wells & Co.), das nicht bloß für weltliche Gesellschaften, sondern auch für Kirchen und kirchliche Vereine die nötigen Gelder sammelt. Das Chicagoer Geschäft hat z. B. für die folgenden kirchlichen Gesellschaften in "campaigns completed" die folgenden Summen gesichert: American Luther Association in Milwaukee, Wis., \$100,000; Y. M. C. A. in Rochester, N. Y., \$400,000. Dasselbe Geschäft sammelt in "campaigns now in progress" für die St. Paul's M. E. Church in Niagara, N. Y., \$100,000, für St. Mary's Hospital in Rochester, N. Y., \$150,000, für Drew Theological Seminary in Madison, N. J., \$1,000,000. Welche Mittel das Geschäft anwendet, um für kirchliche Gesellschaften Geld zu sammeln, finden wir nicht angegeben. — Die Disciples of Christ waren vor einigen Monaten in St. Louis versammelt. Über einen Beschluß in Bezug auf die Finanzen berichteten die Zeitungen: "Another important measure was the recognition of the complete autonomy of the local church. Instead of any plan of apportionments in sums of money to be raised, the Disciples of Christ from this time on will make the contributions purely voluntary. Each church will be furnished with full information, and will then be advised to apportion itself, and send its money where it is desired to go. Emphasis will be laid on Christian stewardship, and the effort will constantly be made to raise the ideals of the people, educating them so that they will give freely of their own volition." Da sind richtige christliche Grundsätze ausgesprochen. Die christlichen Gemeinden werden fortgehend nicht nur über die Bedürfnisse der Ortsgemeinde, sondern auch über die Bedürfnisse der außergemeindlichen Tätigkeit in Kenntnis gesetzt. Für diese Information haben primo loco von Amtes wegen die Pastoren der Gemeinden zu sorgen, wobei sie die Dienste anderer Personen, wenn es wünschenswert erscheint, zu Hilfe nehmen können. Die Pastoren haben ferner von Amtes wegen durch Belehrung und Ermahnung dafür zu sorgen, daß von den ihrer Seelsorge befohlenen Christen für kirchliche Zwecke um Christi willen gegeben werde, je nach dem jeder hat und willig ist. Diese Methode versagt nie, weil sie eine göttliche Verheißung hat. Es versteht sich von selbst und ist in der Schrift noch ausdrücklich erwähnt (1 Kor. 16), daß die freiwillige Festsetzung einer bestimmten Zeit der angegebenen christlichen Methode nicht widerspricht. Selbst sogenannte apportionments, wiewohl sie leicht gefährlich werden, brauchen nicht notwendig das christliche Leben zu zerstören, wenn dabei das „durch die Barmherzigkeit Gottes“, in Christo uns erzeigt, und das „nach dem einer hat und willig ist“ intakt gelassen wird.

Die moderne „Kultur“ unter den Indianern. Aus Lulsa, Oka., wird berichtet: Die Frauen der Osage Nation, des reichsten Stammes der nordamerikanischen Indianer, stellten bei den eben vorgenommenen Wahlen des Stammes für den Nationalrat die Forderung um Gewährung des Stimmrechtes. Die Ältesten des Stammes weigerten sich, das Verlangen zu be-

rücksichtigen. In einer Versammlung wurde von den Frauen beschloffen, beim neugewählten Nationalrat um Abänderung der Stammesgesetze einzukommen, so daß es den Frauen möglich sein soll, im nächsten Jahre mit den Männern zur Urne zu gehen.

II. Ausland.

Der Denkstein in der Kirchenmauer zu Chemnitz. Auch die Dreieinigkeitsgemeinde zu Chemnitz hat ein Denkmal errichtet, das sie an die im Weltkrieg gefallenen Glieder erinnern soll. Das Denkmal besteht in einem Gedenkstein, der der Kirchenmauer eingefügt ist. Über die veranstaltete öffentliche Feier berichtet die „Freikirche“: „Die zahlreich versammelte Gemeinde sang zunächst unter Posaunenbegleitung die ersten vier Verse des Liedes ‚O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen!‘ Darauf zeigte der Unterzeichnete [R. R.] unter Anlehnung an Hab. 3, 11, was dieser Stein in unserer Kirchenmauer der Gemeinde zu sagen habe, daß er uns nämlich in unserer Trauer um die durchs Schwert gefallenen Brüder den Trost zuspreche, daß sie, die sich im Leben gläubig an das Kreuz des Heilandes gehalten, bei ihrem Sterben auch in seine Hand gefallen seien und von ihm die Krone des ewigen Lebens empfangen hätten. Weiter rede dieses Ehrenmal von der größten Liebe, die ein Mensch seinen Freunden erweisen könne, daß nämlich unsere Gefallenen unter Aufopferung ihres Lebens die Heimat vor den schlimmsten Schrecken des Krieges geschirmt hätten, wofür wir ihnen den Dank in die Ewigkeit nachriefen. Drittens solle dieser Denkstein alle, die aus Blut und Graus und tausendfacher Todesgefahr lebendig heimgekehrt seien, wie auch alle, die die schweren Jahre des Weltkrieges in der Heimat durchlebt hätten, allzeit daran erinnern, daß wir einen Gott haben, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet. Endlich solle dieser Stein uns an unsere Christenpflicht mahnen, dem zu leben, der sein Leben für uns gelassen habe, und mit Geduld zu laufen in dem Kampf, der auch uns verordnet sei, auf daß auch wir alle nach Kreuz und Kampf dieses Lebens gekrönt werden möchten mit der Krone der Sieger und Überwinder, die des Heilands kreuzdurchgrabene Hand allen Gläubigen biete. Nachdem hierauf der Männerchor das Psalmwort ‚Gott ist unsere Zuversicht und Stärke‘ gesungen hatte und im Namen der Gemeinde und ihrer verschiedenen Vereine Kränze niedergelegt worden waren, wurde die Feier mit Gebet, Vaterunser, Segen und dem gemeinsamen Gesang der Verse: ‚Wohl dir, du Kind der Treue‘ und ‚Mach' End', o Herr, mach' Ende an aller unster Not‘ geschlossen.“ J. P.

Zeugnisse für den christlichen Glauben aus deutschländischen Laienkreisen. Wir haben in den letzten Nummern von „Lehre und Wehre“ solche deutschländische Pastoren zu Worte kommen lassen, die im Gegensatz zur herrschenden Universtitätstheologie sich zur Schrift als Gottes Wort und zu Christi satisfactio vicaria bekennen. Unter der Überschrift „Erfreuliches Bekenntnis eines Nichttheologen zum alten Evangelium“ bringt die „Freikirche“ einige Auszüge aus einem Artikel, den ein Jurist, Landgerichtsrat Tittel, im „Reichsboten“ veröffentlicht hat. Tittel definiert das Evangelium richtig als „die Heilsbotschaft von der Vergebung der Sünden durch den gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn“ und fährt dann fort: „Dieses Evangelium ist das göttliche Heiligtum, welches die Pfarrer als Diener am Wort treu zu hüten berufen sind. Bei Verwaltung dieses Dienstes an Wort

und Sakrament sollen sie sich mit Demut und heiliger Scheu bewußt sein, daß sie als Geheimnis Gottes ein Heiligtum verwahren, welches höher ist als alle menschliche Vernunft. Das gleiche gilt für die Professoren der Theologie, für die Religionslehrer an den Schulen und für alle Laien, welche am Wort dienen wollen.“ Der Jurist ruft zurück zu Luthers Kleinem Katechismus, worin, was Evangelium sei, so klar und allgemein verständlich zum Ausdruck komme. „Gott hat unser Volk heimgesucht. Heimsuchung — welch liebes Wort! Es bedeutet heimgesuchte Schuld und heimsuchende göttliche Zucht. So tief aufgefurcht war der Ader unsers Volkes für die Aufnahme des göttlichen Samens des Evangeliums noch nie wie heute. Die Welt ernte naht; es ist die letzte Gnadenzeit, die Gott unserm Volke gewährt.“ Tittel warnt auch vor Kompromissen mit dem „Zeitgeist“. Er ruft den „evangelischen Brüdern von der Linken“ zu: „Ihr irrt, wenn ihr meint, daß das alte Evangelium nicht mehr für die Menschen von heute passe, und daß man diese dadurch zu Christen machen müsse, daß man das im Evangelium liegende göttliche Hochziel des Glaubens durch Konzessionen an Zeitgeist und Zeitrichtung herabsetzt und verwässert. Ihr könnt dadurch vielleicht etliche zu Nannschristen, aber auch nicht einen einzigen zu einem bekehrten, gläubigen, heilsgewissen, wahren Christen machen; ihr könnt dadurch nicht erreichen, daß auch nur ein einziger Buße tut. Auch einen Mittelweg gibt es nicht. Diesen Mittelweg ist unsere oberste Kirchenleitung nur allzu lange gegangen, indem sie zwischen rechts und links hin und her schwankte und unter Anerkennung der Gleichberechtigung aller Richtungen möglichst neutral bleiben wollte. Der Stempel, der dadurch dem Leben unserer Kirche aufgedrückt ist, hat sie in die Lage der Gemeinde von Laodizea gebracht, welcher der Herr (Offenb. 3, 15. 16) sagt: ‚Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.‘ An diese herben Worte schließt unser gütiger Herr, der, wenn er schlägt, auch immer zu heilen bereit ist, die Mahnung an (V. 18. 19): ‚Ich rate dir, daß du Gold von mir kaufest, das mit Feuer durchglüht ist, daß du reich werdest. Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und tue Buße!‘ Dieses mit Feuer durchglühter Gold ist das Blut unsers Herrn und Heilandes, das er auf Golgatha für uns vergossen hat. Hör nicht auf die lauten, sich lärmend in den Vordergrund drängenden Stimmen des sogenannten Zeitgeistes!“ Landgerichtsrat Tittel ist die Ausgestaltung einer rechtgläubigen Kirche noch nicht in allen Beziehungen klar. Aber Leute wie er, die das Evangelium kennen und für die ausschließliche Geltung des Wortes Gottes eintreten, dürften sehr bald das Richtige auch in dieser Hinsicht sehen.

Professoren- und Studentenaustausch zwischen Oesterreich und Deutschland. über dieses Seitenstück zu ähnlichen angelsächsisch-französischen Bestrebungen lesen wir in einer hiesigen politischen Zeitung: „Auf Anregung der Studentenschaft in Köln wird eine Aktion eingeleitet werden, die für die Hochschulen von Oesterreich und Deutschland von großer Bedeutung ist. Es handelt sich um den Aufenthalt österreichischer Hochschüler in Deutschland und reichsdeutscher Hochschüler in Oesterreich, die wechselseitig für beide Teile in Aussicht genommen werden und einheitlich von allen Hochschulen durchgeführt werden sollen. In Ausführung dieser großzügig vorbereiteten Aktion

weilen schon seit Ende März Hochschüler aus Köln in Graz, um unter der Führung des Leiters des Fürsorge- und Auslandsbüros der westdeutschen Studentenschaft, Herrn Siepmanns, praktische Studien zu machen. Landeshauptmann Universitätsprofessor Dr. Mintelen fördert die Aktion auf das wärmste. Im Sommer werden österreichische Hochschüler von Wien, Graz und Innsbruck nach den Rheinlanden und Westfalen reisen, um dort die Sommerferien und das Wintersemester für eingehende praktische Studien zu verwerten. Im kommenden Sommersemester soll ebenso mit dem Austausch von Professoren der Universitäten Innsbruck und Würzburg begonnen werden. Nationalökonom der Universität Innsbruck, Hofrat Prof. Schullern, und der Vertreter der neuen österreichischen Geschichte an der gleichen Hochschule, Universitätsprofessor Harold Steinader, werden in Würzburg lesen. Dafür werden der Vertreter der neuen Geschichte in Würzburg, Professor Throust, und der Vertreter der Volkswirtschaftslehre und Gesellschaftskunde, Prof. Göb, in Innsbruck lesen."

Österreich. Nach einem Bericht der Assoziierten Presse sind in Österreich die Sozialdemokraten von der Regierung zurückgetreten. Das neue, von Ignatius Seipl gebildete Kabinett setzt sich ganz aus Gliedern der bürgerlichen Parteien zusammen. Es ist dies vielleicht dem Einfluß der christlichen, zumeist katholischen Arbeitervereine zuzuschreiben. Vielleicht waren auch die Sozialdemokraten bei den leeren Staatskassen der „Regierung“ müde.

F. P.

„Katholische Kirche in Polen ist unbuldsam.“ Unter dieser Überschrift berichtet eine St. Louiser politische Zeitung eine Neuigkeit, die für alle, die die römische Praxis auch in andern Ländern kennen, durchaus keine Neuigkeit ist. Der aus Wien stammende Bericht lautet: „Der in Teschen erscheinende ‚Grenzbote für Polnisch-Schlesien‘ schreibt: In Kongregpolen wurden seit langem zwischen Katholiken und Protestanten zahlreiche Ehen geschlossen, gegen die niemand etwas einzuwenden hatte. Bis jetzt ist kein Fall bekannt geworden, daß aus den verschiedenen Religionszugehörigkeiten der Gatten Ehekonflikte entstanden sind. [?] Erst vor kurzem wurde von der polnischen Geistlichkeit in den katholischen Kirchen von der Kanzel verkündet, daß die Kirche nur solche Ehen von Katholiken als rechtmäßig geschlossen betrachte, welche in katholischen Kirchen eingesegnet werden. Sollten Katholiken in Kirchen anderer Konfessionen getraut worden sein, dann seien diese Ehen als ungültig anzusehen.“ Der Warschauer ‚Kurier informacyjny‘ bemerkt hierzu, daß man nach der Errichtung der polnischen Republik darauf aufmerksam gemacht wurde, daß eine päpstliche Bulle vom Jahre 1908 existiere, welche alle Ehen von Katholiken als ungültig erklärt, die nicht in katholischen Kirchen geschlossen worden sind. Die Angelegenheit wird für viele Katholiken in Polen dadurch kompliziert, daß die Gültigkeit dieser Ehen erst so viele Jahre nach dem Erscheinen der Bulle durch den katholischen Klerus angefochten wird. Jeder Katholik, der vor Jahren in einer protestantischen Kirche getraut wurde, kann jetzt, wenn er will, neuerlich mit wem er will, in einer katholischen Kirche getraut werden, da die frühere Ehe von seiner Kirche für ungültig angesehen wird. Die Kinder aus solcher Ehe gelten bei der polnischen katholischen Geistlichkeit als unehelich.

Abgang der Geburten in Frankreich. Aus Paris wird unter dem 7. Juni gemeldet: „Aus den statistischen Zusammenstellungen für achtzehn

Departements Frankreichs, die mehr als ein Fünftel der Gesamtbevölkerung zählen, ergibt sich ein bedeutendes Fallen der Geburtsrate im ersten Quartal des laufenden Jahres. Vom 1. Januar bis Ende März überstieg die Zahl der Sterbefälle die der Geburten um 13 Prozent. — Frankreich hatte bisher noch kein Frauenstimmrecht. Nun berichten die Zeitungen, daß französische Frauen eine lebhaftere Agitation für die Erlangung des Stimmrechts in Szene gesetzt haben. Wenn die Agitation erfolgreich ist, so wird dies nicht die Geburtsrate erhöhen. F. P.

Streik von Volksschullehrern in China. Die Affoziierte Presse berichtet aus Amoy in China: „Die Volksschullehrer in Amoy in China haben einen Streik begonnen, um eine Erhöhung ihrer Bezahlung um 80 Prozent zu erzwingen. In Futschau hatte letzte Woche ein ähnlicher Streik Erfolg. Auch die Missionschulen in Amoy werden von dem Streik in Mitleidenschaft gezogen.“ Der Streik in Missionschulen kann sich doch nur auf heidnische Hilfslehrer beziehen. F. P.

Traurige Folgen des Krieges in Afrika. Politische Zeitungen enthalten die folgenden Angaben: Um die Wegnahme der deutschen Kolonien zu rechtfertigen, war auf der Pariser Konferenz auch behauptet worden, Deutschland sei unfähig, als Kolonifator zu dienen. Nun berichtet die Handelskammer von Dar-es-Salam in Ostafrika: „Die Eingebornen im ganzen [ehemals deutschen] Schutzgebiet sind verelendet und finden keine Verdienstmöglichkeit. Viele, selbst Dorfhauptlinge, sind wieder wie früher, bevor Deutschland die Verwaltung übernahm, genötigt, sich in Dast und Baumrinde zu Weiden.“ Der britische *Manchester Guardian* sagt in bezug auf die vormalig deutschen Kolonien im Westen Afrikas, daß sich dort eine Ausbeutungspolitik anzubahnen scheine, die an das frühere belgische Kongoystem hinanreiche. Das Blatt, dem wir diese Angaben entnehmen, fügt hinzu: „Die von der *Dar-es-Salam Times* und dem *Manchester Guardian* gemachten Zugeständnisse der Mißwirtschaft, der Verelendung der Eingebornen und der Ausbeutungspolitik sollten von der Welt wohl beachtet werden. Bekanntlich wurden die Kolonien Deutschland genommen, weil es, wie es im Versailler Vertrag heißt, ‚unfähig und unwürdig war, Eingeborne zu beglücken‘, und die Vormundschaft für die Kolonien wurde, nach den Worten Wilsons, die in das Versailler Diktat einverleibt wurden, ‚an fortgeschrittene Nationen übertragen, die auf Grund ihrer Hilfsmittel, ihrer Erfahrung und ihrer geographischen Lage am besten imstande und bereit sind, eine solche Verantwortung auf sich zu nehmen und die Kolonien einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen.“ Die „Welt“ wird schwerlich die erwähnte „Mißwirtschaft“ und „Ausbeutungspolitik“ beachten, es sei denn, daß hinter dem Bild Millionenheere stehen. Allen derartigen Zeitungssphrasen liegt die irrende Meinung zugrunde, daß die Welt nicht böse, sondern im innersten Kern moralisch gesund sei. Auch eine Anzahl deutscher Missionare hat die früher deutschen Gebiete verlassen müssen. Wenn wir nicht irren, so hat aber der Einfluß der Buren die Vertreibung der lutherischen Missionare aus Südafrika verhindert. F. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 68.

Juli 1922.

Nr. 7.

Warum glauben wir der Heiligen Schrift?

oder:

Wie wird uns die Heilige Schrift eine göttliche Autorität?

(Schluß.)

2. Der menschliche Glaube an die Göttlichkeit der Heiligen Schrift.

So gewiß es ist, daß christliche Gewißheit (*fides divina*) von der Göttlichkeit der Schrift nur auf dem Wege der Selbstbezeugung der Schrift entsteht (*testimonium Spiritus Sancti internum*), so ist doch andererseits nicht zu leugnen, daß es auch eine natürlich-vernünftige oder wissenschaftliche Überzeugung (*fides humana*) von der Göttlichkeit der Schrift gibt. Mit andern Worten: Es läßt sich dartun, daß es vernünftiger sei, den göttlichen Ursprung der Schrift gelten zu lassen, als ihn zu leugnen. Es gibt, wie unsere alten Theologen sagen, für die Göttlichkeit der Schrift *argumenta fidei humanam dignentia*.¹⁾

Es steht ja so: Alle Werke Gottes tragen den göttlichen Stempel, wodurch sie sich von Menschenwerken unterscheiden und sich selbst als göttlich bezeugen. Die natürliche, von Gott gemachte Blume unterscheidet sich klar erkennbar von der künstlichen, von Menschen gemachten Blume. Nun ist die Heilige Schrift ein Werk Gottes gerade wie die Schöpfung der Welt. Und wie die natürlich-vernünftige Betrachtung der Schöpfungswerke diese als God-made, nicht als man-made offenbart, wie Röm. 1, 18 ff. ausdrücklich gesagt ist, so weist auch schon eine natürlich-vernünftige Betrachtung der Heiligen Schrift auf Gott als ihren Urheber hin. Eine Zusammenstellung der Argumente, welche menschlichen Glauben erzeugen können, findet sich bei Walther-Baier I, 121—131, ebenso im Synodalbericht des Westlichen Distrikts vom Jahre 1865. Eine Übersicht über die apologetischen Bestrebungen aller Zeiten bietet Christlieb in *RC.*² I, 537—557. Wir heben hier nur einige Hauptpunkte hervor.

1) Baier-Walther I, 121: *Argumenta, quae divinam Scripturae originem humana fide agnoscendam seu credibilem declarant.*

Wenn man die Heilige Schrift nach Stil und Inhalt mit andern Religionsbüchern, z. B. mit dem Koran oder mit den indischen „heiligen Büchern“, vergleicht, ferner die wunderbaren Wirkungen der in der Schrift enthaltenen Religion sowohl an einzelnen Personen als unter ganzen Völkern sich vergegenwärtigt, so kann eine vernünftige Vermunft nicht umhin, auf die Göttlichkeit der Schrift zurückzuschließen. Hierher gehören die zahlreichen Zeugnisse, welche auch außerhalb der christlichen Kirche Stehende der wunderbaren und einzigartigen Beschaffenheit der Schrift ausgestellt haben. Luthardt zitiert in bezug auf den Stil der Evangelien Aussprüche Rousseaus, in denen dieser es für undenkbar erklärt, daß ein in so erhabenem und einfachem Stil geschriebenes Buch wie die Evangelien menschliches Produkt (l'ouvrage des hommes) sein könne.²⁾ Mit Recht weist Luthardt auch darauf hin, daß sogar die Schriften der sogenannten Apostelschüler sich in ihrer ganzen Gestalt klar erkennbar von den Schriften der Apostel unterscheiden. Luthardt bemerkt:³⁾ „Wir haben eine Reihe christlicher Schriften, welche sich der Zeit nach unmittelbar an die neutestamentlichen Schriften anschließen: ein Sendschreiben des Klemens von Rom, eines Schülers des Apostels Paulus, an die Korinther, noch aus dem ersten Jahrhundert, Briefe des Bischofs Ignatius von Antiochien, einen Brief des ehrwürdigen Polycarpus von Smyrna, eines Schülers des Apostels Johannes, u. dgl. m. Niemand kann diese Schriften der Apostelschüler, der angesehensten christlichen Lehrer und Vertreter der Kirche ihrer Zeit, lesen, ohne von Erstaunen ergriffen zu werden über den mächtigen Unterschied zwischen den neutestamentlichen Schriften und diesen Schriften der Apostelschüler. Auch einem Schelling war dieser merkwürdige Unterschied der stärkste Beweis für die Inspiration des Neuen Testaments.“

Was den Inhalt der Schrift betrifft, so ist nicht nur der einzigartige Ernst und die einzigartige Vollkommenheit der in ihr gelehrtten Moral allgemein zugegeben, sondern es kann vor allen Dingen darauf hingewiesen werden, daß die Schrift das Evangelium von dem menschgewordenen Sohn Gottes enthält, der mit seinem stellvertretenden Tode und Leiden die Menschen mit Gott versöhnt hat. Alle nichtchristlichen Religionschriften lehren Menschenwerke als den Weg der Versöhnung mit Gott, und das praktische Resultat ist erfahrungsmäßig Zweifel und Verzweiflung. Die Heilige Schrift hingegen lehrt die Versöhnung der Menschheit durch das stellvertretende Tode und Leiden des menschengewordenen Sohnes Gottes. Und nur dieses Evangelium, im Glauben ergriffen, bringt erfahrungsmäßig das menschliche Gewissen zur Ruhe. So widerlegen alle nichtchristlichen Religionen in der Praxis sich selbst, während die in der Schrift gelehrtte Religion in der Praxis sich selbst bestätigt. Über diesen einzigartigen Charakter der Schrift hat Max Müller von Oxford in einer glücklichen Stunde, nämlich in einem

2) Apologetische Vorträge I, 268 f.

3) Apologetische Vorträge II, 146.

Vortrag vor der Britischen Bibelgesellschaft, Worte gesprochen, die schon viel zitiert worden sind. Sie verdienen es aber, immer wieder beherzigt zu werden, weil sie genau dem Tatbestand entsprechen. Max Müller hat sich so geäußert: „Ich darf sagen, daß ich seit vierzig Jahren in der Erfüllung meiner Pflichten als Professor des Sanskrit an der Universität Oxford so viel Zeit dem Studium der heiligen Bücher des Ostens [der Religionsbücher des heidnischen Orients] gewidmet habe wie irgendein anderer Mensch in der Welt. Und ich wage es, dieser Versammlung zu sagen, was ich als den einen Grundton aller dieser sogenannten heiligen Bücher . . . gefunden habe. Der eine Grundton, der eine Akkord, der sich durch alle hindurchzieht, ist die Seligkeit durch Werke. Sie alle lehren, die Seligkeit müsse erkaufte werden. Unsere eigene Bibel — unser heiliges Buch aus dem Osten [die Christliche Bibel] — ist von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen diese Lehre. Gute Werke werden allerdings auch in diesem heiligen Buche des Ostens gefordert; aber sie sind nur der Ausfluß eines dankbaren Herzens; sie sind nur ein Dankopfer, die Früchte unsers Glaubens. Sie sind nie das Lösegeld der wahren Jünger Christi. Laßt uns nicht unsere Augen verschließen gegen das, was edel und wahr ist; aber laßt uns die Hindus, Buddhisten und Mohammedaner belehren, daß es nur ein heiliges Buch des Ostens gibt, das ihr Trost sein kann in jener ernstesten Stunde, in welcher sie ganz allein hinüber müssen in die unsichtbare Welt. Nur dieses heilige Buch enthält das wahre Wort, das von allen Menschen, Männern, Frauen und Kindern, und nicht bloß von uns Christen angenommen werden sollte, nämlich das Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen.“ Speziell in bezug auf den Koran der Mohammedaner sagt Drelli: 4) „Der Koran, das Werk eines einzigen wunderlichen Geistes, ist seinem Inhalt nach wenig originell und fruchtbar; es mangelt ihm aber auch jene höhere ethische Weiße, die den Worten der echten Propheten Israels gemeinsam ist, die wahre Erhabenheit über dem menschlichen Irdischen. So ist gerade dieses Buch [der Koran] recht geeignet, den Unterschied zwischen rechter Inspiration und einem bloß natürlichen, zum großen Teil auch krankhaften Enthusiasmus darzutun.“ Waier sagt von der mohammedanischen Religion: „Muhamedanam religionem constat *far-raginem* quandam esse ex diversis religionibus conflata, quae per se ipsam evertitur et, *facta collatione cum Christiana*, fascos submittere cogitur.“ Walthers hat in seiner Ausgabe des Kompendiums von Waier Auszüge aus dem Koran abdrucken lassen, die Waiers Urteil reichlich bestätigen und die fleischliche, kindische und widerspruchsvolle Art des Korans ins Licht stellen. 5)

Was den Wert der Argumente betrifft, die eine menschliche oder wissenschaftliche Überzeugung von der Göttlichkeit der Schrift erzeugen

4) *RG.* 2 XVI, 741 f.

5) Waier-Walthers I, 130 sq.

können, so ist ein doppeltes Extrem zu vermeiden: Überschätzung und Unterschätzung. Eine Überschätzung läge vor, wenn wir meinen wollten, daß jemand auf Grund dieser Argumente ein Christ werden und zu einer christlichen Gewißheit von der Göttlichkeit der Schrift kommen könnte. Das Christwerden geschieht in jedem Fall nur auf eine Weise, nämlich durch Reue und Glauben, das heißt, dadurch, daß ein Mensch durch das in der Schrift bezeugte Gesetz Gottes für seine Person ein armer Sünder vor Gott wird oder, wie Luther es ausdrückt, in einen Haufen geschlagen⁶⁾ und dann durch das in der Schrift bezeugte Evangelium für seine Person an Christum als den Tilger seiner Sündenschuld gläubig wird. Und erst wenn jemand auf dem Wege der persönlichen contritio und des persönlichen Glaubens ein Christ geworden ist, hat er auch die christliche Gewißheit (fides divina) von der Göttlichkeit der Heiligen Schrift durch das innere Zeugnis des Heiligen Geistes. Erst durch den persönlichen Glauben an Christum, den Sünderheiland, wird ein Mensch ein Kind Gottes, und erst mit der Gotteskindschaft findet sich in einem Menschen der innere Gehörsinn, nach welchem er Gottes Wort als Gottes Wort erkennt. Dies lehrt Christus klar Joh. 8 bei einer bestimmten Gelegenheit, als seine Rede unter den Juden nicht „ging“. Er sagte: „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort; darum höret ihr nicht, denn ihr seid nicht von Gott.“ Ja, Christus spricht den Juden, die nicht Gottes Kinder waren, ausdrücklich die Fähigkeit ab, sein Wort als des himmlischen Vaters Wort zu erkennen, wenn er sagt: „Warum kennet ihr meine Sprache nicht? Denn ihr könnet ja mein Wort nicht hören.“⁷⁾ Kurz, der christliche Glaube (fides divina) an die Göttlichkeit der Heiligen Schrift hat die Gotteskindschaft, die nur durch den Glauben an Christum, den Sünderheiland, zustande kommt, zur Voraussetzung. Die Ungläubigen haben wohl äußere Eindrücke von der Erhabenheit und Göttlichkeit der Schrift, wenn sie die Schrift natürlich-vernünftig hören, lesen und betrachten. Auch könnten sie durch das Zeugnis, das andere Menschen für die Schrift als Gottes Wort ablegen, eine menschliche Überzeugung von der Göttlichkeit der Schrift haben, so z. B. wenn das fromme Leben und ruhige Sterben christlicher Eltern, Geschwister, Freunde usw. unter ihre Wahrnehmung fällt. Aber solange sie nicht für ihre Person an Christum gläubig und dadurch Wohlfürten des Heiligen Geistes geworden sind, bleibt bei ihnen alles auf der Linie der menschlichen Meinung (fides humana) liegen.

Andererseits sind die Vernunftbeweise für die Göttlichkeit der Schrift nicht zu unterschätzen. Sie sind nicht als wertlos zu verwerfen. Das wäre das andere Extrem. Vernunftbeweise dienen dazu, die leichtfertigen Urteile, welche der Unglaube über die Schrift sich erlaubt, zurückzuweisen. Wir können dartun, wie bereits gesagt wurde,

6) Schmaus. Artikel, M. 312, 2. 3.

7) Joh. 8, 43.

daß es vernünftiger sei, die Göttlichkeit der Schrift anzunehmen, als sie zu leugnen. Auch den Christen, die mit Zweifeln in bezug auf die Göttlichkeit der Schrift angefochten werden, können mit Nutzen Vernunftbeweise vorgelegt werden.⁸⁾ Die Zweifel entstammen ja dem Fleisch der Christen, und durch jene Beweise wird dem Fleisch äußerlich Zaum und Zügel angelegt. Vernunftbeweise können und sollen auch insofern der Belehrung dienen, als sie Ungläubige veranlassen können, Gottes Wort selbst zu lesen und zu hören und so durch Wirkung des Heiligen Geistes im Wort zum Glauben an Christum zu kommen.⁹⁾ Mit Recht weisen die lutherischen Theologen auch darauf hin, daß in der Schrift selbst Vernunftbeweise zur Verwendung kommen. So schon in der ersten Pfingstpredigt, wenn Petrus der Meinung, daß die Redner in Trunkenheit redeten, auch den Vernunftgrund entgegensezt, daß es erst die dritte Stunde am Tage sei. Mit Recht erinnern die alten Theologen ferner daran, daß die Wunder Christi und der Apostel in das Gebiet der Vernunftbeweise gehören. Das Joh. 6, 1—14 berichtete Speisungswunder soll die Juden veranlassen, Christi Wort zu hören und zu Herzen zu nehmen, Joh. 6, 27 ff. Man hat die Wunder mit den Kirchenglocken verglichen. Durch die Kirchenglocken an sich kann kein Mensch ein Christ werden. Wohl aber kann durch den Schall der Kirchenglocken ein Mensch veranlaßt werden, in der Kirche Gottes Wort zu hören, und durch Wirkung des Wortes zum Glauben an Christum kommen. So konnten auch die Wunder Christi an sich nicht den Glauben an Christum, den Sünderheiland, wirken, wohl aber die Juden veranlassen, Christi glaubenerzeugendes Wort zu hören. Denselben Zweck haben alle Vernunftbeweise, die passend „zum Glauben einladende“ Argumente (*argumenta invitatoria*) genannt worden sind.¹⁰⁾

In diesem Sinne ist die *Apologetik* in der christlichen Kirche existenzberechtigt. Doch ist es zu weit gegangen, wenn man gemeint hat, daß die Vorlegung von Vernunftbeweisen in jedem Fall eine

8) Hierauf weist auch Quenstedt hin, *Systema* I, 146.

9) Baier-Walther I, 122: *Quamquam enim divinam fidem Scripturae Sacrae praebendam ipsa non gignant, non tamen nullum, sed egregium praebent usum, videlicet ut contemptus et temeraria judicia de doctrina non satis cognita coerceantur ac potius ingenerata animis hominum opinativa quadam vel fidei humanae notitia de divina Scripturae origine praeparentur illi atque inducantur ad Scripturam Sacram cum studio et desiderio discendi legendam ac meditandam, ut, remotis obstaculis, Scriptura ipsa porro cum concursu Dei fidem divinam sibi praebendam producat; prout ex sequentibus patebit.*

10) Quenstedt I, 142: *Argumenta divinitatis Scripturae inductiva, non convictiva, suadentia, non persuadentia. Ultima ratio, sub qua et propter quam fide divina et infallibili credimus, Verbum Dei esse Verbum Dei, est ipsa intrinseca vis, efficacia et majestas Verbi divini et Spiritus Sancti in eo loquentis testimonium.*

notwendige Vorstufe für die Verkündigung des Wortes Gottes sei. Selbst Baiers Behauptung geht noch zu weit, wenn er sagt, daß zur Bekehrung eines Menschen „in der Regel“ Argumente, welche menschlichen Glauben an die Schrift erzeugen, vorauszuschicken seien.¹¹⁾ Was die praktische Verwendung der Apologetik („Apologie“) betrifft, so muß uns gegenwärtig bleiben, daß die christliche Kirche primo loco den Beruf hat, Gottes Wort in der Welt zu verkündigen, nicht, es dem Unglauben gegenüber mit Vernunftglauben zu verteidigen.¹²⁾ Predigen wir nur getrost ohne Entschuldigung im Namen Christi Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern, wie die Instruktion Luk. 24 lautet: „Und [Christus] sprach zu ihnen: Also ist's geschrieben, und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Toten am dritten Tage und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anheben zu Jerusalem.“ Wir dürfen gewiß sein, daß dem von uns verkündigten göttlichen Wort eine von menschlichen Beweisen unabhängige Kraft und Wirksamkeit eigen ist. Quenstedt sagt gegen die römische Behauptung, daß die göttliche Autorität der Schrift nicht ohne das Zeugnis der Kirche erkannt werden könne: „Die Erfahrung beweist, daß sehr viele Menschen durch das bloße Lesen der Schrift bekehrt worden sind, ohne daß sie [die Schrift] ihnen von der Kirche und unter der Autorität der Kirche vorgelegt worden wäre.“¹³⁾ Die älteren Dogmatiker weisen hier namentlich auf zwei Beispiele hin, auf die Bekehrung des Christian Gerson, eines Konvertiten aus dem Judentum, und auf die Bekehrung des Franz Junius, eines reformierten Theologen († 1602). Johann Musäus sagt über die Bekehrung Gersons nach dessen eigenem Bericht: Er (Gerson) habe sich oft gewundert, was das doch für ein wirkungskräftiger Irrtum sei, der so viele Myriaden Menschen im Aberglauben der Christen festhalte. Da sei es einst geschehen, daß ihm die Bücher des Neuen Testaments in der Landessprache als Pfand gegeben worden seien. Das habe ihn veranlaßt, das Neue Testament zu lesen, nicht weil er irgendeine Autorität der christlichen Kirche anerkannte oder irgend etwas Wahres in dem Buche vermutete, sondern nur um zu erkennen, welches die Irrtümer der Christen seien. Beim Lesen aber sei sein Geist so erschüttert worden, daß er schon angefangen habe, die Göttlichkeit und Majestät des Buches zu erkennen und, zur Lernbegierde erweckt, es abermal gelesen und mit der Schrift Alten Testaments verglichen habe. Dann sei in seinem Geist ein so großes Licht angezündet worden, daß er mit vollem Glau-

11) Compend. I, 134: *Fatendum est, in ordine ad convertendos alios de lege communi praemittenda esse argumenta ista, nämlich quae fidem humanam gignunt.*

12) So namentlich auch Luther zu 1 Petr. 3, 15: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist.“ St. L. IX, 1238.

13) Systema I, 130.

ben die göttliche Autorität des Buches erkannt und sich zum christlichen Glauben bekannt habe. Musäus fügt hinzu: „Hier betätigte sich das innere Zeugnis des Heiligen Geistes durch das Lesen der Schrift in der Landessprache ohne irgendein vorhergehendes Zeugnis der Kirche, das von ihm [Gerson] anerkannt worden wäre.“¹⁴⁾ Daß Franz Junius ohne vorher angewandte Apologetik belehrt worden ist, berichtet Melchior Adam so:¹⁵⁾ Junius war Student in Lyon und wurde dort ein Anhänger Epikurs. Sein Vater rief ihn nach Hause, wo er innerlich und äußerlich verkommen ankam. Der Vater ermahnte ihn zum Lesen des Neuen Testaments. Was weiter geschah, erzählt Junius selbst in seiner Lebensbeschreibung: „Ich öffne das Neue Testament. Etwas anderes im Sinne habend, fällt mein Blick auf jenes erhabene erste Kapitel des Evangeliums Johannis: „Im Anfang war das Wort.“ Ich lese einen Teil des Kapitels und werde beim Lesen so ergriffen, daß ich alsbald die Göttlichkeit des Inhalts und die Majestät und Autorität des Geschriebenen vernahm, das allen Strom menschlicher Beredsamkeit weit übertrifft. Mein Leib bebte, mein Geist staunte, und jenen ganzen Tag war ich so ergriffen, daß es mir vorkam, als ob ich nicht wüßte, wer ich sei. Du hast an mich gedacht, mein Gott und Herr, nach deiner unermesslichen Barmherzigkeit und das verlorne Schaf in deine Herde wieder aufgenommen.“

Wenn Argumente, die menschlichen Glauben erzeugen oder wenigstens die Frechheit des Unglaubens zügeln, das heißt, den Unglauben mit seinen eigenen Waffen schlagen, mit Nutzen angewendet werden, muß in den einzelnen Fällen die geistliche Klugheit nach den Umständen entscheiden. Die Anwendung von Vernunftargumenten kann je nach den Umständen nützen oder schaden.

Mit Recht ist die Apologetik als ein „gefährlicher Boden“ bezeichnet worden. Solche Apologeten, die die Heilige Schrift nicht für Gottes unverbrüchliches Wort (Joh. 10, 35) halten, werden auf dem apologetischen Boden sicherlich zu Fall kommen. Sie werden auf den „Zeitgeist“ nicht bloß eingehen, was unsere Pflicht ist, sondern sie werden Kompromisse mit dem Zeitgeist schließen und so das Fundament, auf dem die christliche Kirche mit ihrem Glauben steht, nämlich die göttliche Autorität der Schrift, preisgeben. Auf alle Apologeten, die die unfehlbare göttliche Autorität der Schrift, nämlich die Verbalinspiration, preisgeben, findet das bekannte Diktum Anwendung: „Die Kirche besteht trotz ihrer Verteidiger.“

F. Pieper.

14) Quæst. Theol. de Syncretismo et S. S., p. 244. Bei Baier-Walther I, 137.

15) Vitæ Germ. Théolog. Francof. 1653. II, 194 sq. Bei Baier-Walther I, 137.

Welche Briefe stammen aus der Zeit der dritten Missionsreise Pauli? *)

Die Beschreibung der dritten Missionsreise Pauli umfaßt in der Apostelgeschichte die Kapitel 18, 23—21, 18. Während des ersteren Verlaufes jener Missionsreise, 18, 23—20, 4, war Lukas, wie D. Zahn zeigt, nicht Mitreisender. Guericke schreibt in seiner Neutestamentlichen Synagoge (3. Aufl., S. 293): „Etwa ums Jahr 54 oder 55 trat Paulus seine dritte große apostolische Reise an, Apost. 18, 23—Kap. 21. Er besuchte zuerst seine Gemeinden in Bithynien und Galatien und begab sich hierauf nach Ephesus, Apost. 19, 1 (?), welche Stadt er nun (statt Antiochiens) zum Mittelpunkt seiner Tätigkeit machte, indem er von hier aus während seines jetzigen zwei- bis dreijährigen Aufenthaltes teils am erfolgreichsten zur Verbreitung des Christentums in Kleinasien wirkte, teils auch am leichtesten Nachrichten über die früher gegründeten Gemeinden einziehen konnte. Von hier aus schrieb er denn auch seinen Brief an die Galater.“ In der Apostelgeschichte selbst finden sich folgende Zeitangaben des Verweilens Pauli in Ephesus: drei Monate, 19, 8; zwei Jahre lang, 20, 10, und 20, 31 sagt Paulus selbst: „Denket daran, daß ich nicht abgelassen habe, drei Jahre Tag und Nacht einen jeglichen mit Tränen zu vermahnen.“ Wenn nun Meyer (Kommentar zur Apostelgeschichte) hierzu auch bemerkt: „Die Zeitbestimmung ‚zwei Jahre‘ streitet nicht mit Apost. 20, 31: ‚drei Jahre‘, wenn man nur die zwei Jahre und die drei Jahre nicht als diplomatisch scharfe, sondern beide als nur ungefähre Zeitangaben nimmt“, so fehlen dennoch wenigstens neun Monate. Bestehen aber muß bleiben, daß Paulus während des Verlaufes von drei Jahren auf dieser Missionsreise anwesend war, für deren ganze Dauer aber selbst nach der schärfsten Berechnung wenigstens viereinhalb bis fünf Jahre anzusetzen sind. Bei Zöckler (Komm. z. Apost., Strad-Zöckler) lesen wir S. 245: „Von Ephesus reifte Paulus im Sommer 58 (zufolge 1 Kor. 16, 8 wohl bald nach Pfingsten) über Mazedonien aufs neue nach Achaja, dem Besuche der Gemeinden des ersteren Landes kürzere Zeit widmend (und damals seinen zweiten Brief an die Korinther entsendend), in der achäischen Metropole Korinth aber volle drei Monate, nämlich während des Winters 58 auf 59 verweilend (während welcher Zeit er seinen Brief an die Römer abfaßte), Apost. 20, 1—3.“ Wir bemerken, daß Zöckler einerseits und Zahn und Guericke andererseits um ein Jahr in der Zählung differieren, und diese Diskrepanz wird sich durchgängig bei den Chronologen und Kommentatoren finden, weil man sich in der Berichterstattung der Apostelgeschichte über das oben erwähnte fehlende dreiviertel bis ein Jahr keinen genügenden Aufschluß zu geben

*) Die hier vertretene Ansicht von der Entstehungszeit des ersten Timotheus- und des Titusbriefes ist allerdings nicht eine in weiten Kreisen akzeptierte, aber sie verdient es doch, daß man sie prüft. — A n n. d. R e d.

weiß. Die Zeitdauer etwa eines Jahres muß irgendwo eingeschoben werden, auch abgesehen von der Reise durch Galatien und Phrygien und später von Ephesus über Mazedonien nach Korinth und zurück bis nach Jerusalem. Wo nun wäre dieses fehlende Jahr unterzubringen? Am Ende der Reise weniger, aber was hinderte uns, im Anfang des Lukas'schen Berichtes in der Apostelgeschichte über die dritte Missionsreise Pauli, etwa vor 19, 1, dieses Jahr einzufügen? Denn von 19, 1 an wird uns von Pauli längerem Aufenthalt in Ephesus Mitteilung gemacht nach Durchwanderung der „oberen Länder“, indem wir zunächst dahingestellt sein lassen, was unter diesen oberen Ländern zu verstehen sei.

Es wird wohl nie angezweifelt werden können, daß die Abfassungszeit der beiden Korintherbriefe und des Römerbriefes in den Verlauf dieser Reise fällt. Im zweiten Korintherbrief lesen wir nun 12, 21 und 13, 1: „Daß ich nicht abermal komme und mich mein Gott demütige bei euch. . . . Komme ich zum drittenmal zu euch, so soll in zweier oder dreier Zeugen Munde bestehen allerlei Sache.“ Das „abermal“ bezieht sich auf das „mich mein Gott demütige bei euch“ (so auch Weiß) und ist in der wirklichen Zeitfolge das dritte Mal, 13, 1, eines Besuches Pauli in Korinth. Das erste Mal war Paulus achtzehn Monate in Korinth, Apost. 18, 1. 18; das dritte Mal hielt er sich drei Monate dort auf, 20, 2. Wann aber besuchte er Korinth das zweite Mal, wobei ihn sein Gott bei ihnen demütigte? Man liest vielfach die Ausflucht: Paulus habe während seines dreijährigen Aufenthaltes in Ephesus einen Abstecker nach Korinth gemacht; aber weiter als zur Tergiversation der Verlegenheit kann es diese Annahme nicht bringen. Im Römerbrief andererseits steht die Mitteilung an die römische Gemeinde: „Von Jerusalem an und hither bis an Syrakum habe ich alles mit dem Evangelium Christi erfüllt“, und zwar stammt diese Mitteilung, wie allgemein und wohl mit Recht angenommen wird, aus der Zeit des dritten Besuches des Apostels in Korinth. Wann ist er aber bis Syrakum vorgeedrungen, und zwar um im westlichen und nördlichen Mazedonien Gemeinden zu gründen? Auf Apost. 20, 2: „Und da er dieselbigen Länder [nämlich Mazedonien] durchzog und sie ermahnt hatte“, kann man nicht verweisen, denn das war eine ähnliche Reise wie die Kap. 18, 23 erwähnte: „Und durchwandelte nacheinander das galatäische und phrygische Land und stärkte alle Jünger“, oder wie die 14, 22 f.: „Und zog wieder gen Lystram und Ikonien und Antiochiam und stärkte die Seelen der Jünger und vermahnte sie, daß sie im Glauben blieben“, was alles sogenannte Visitations-, aber nicht Gründungsreisen waren. Wann hat dann wohl Paulus Gemeinden im westlichen und nördlichen Mazedonien bis hin nach Syrakum gegründet?

Nikopolis lag im unteren westlichen Mazedonien. Von einer Überwinterung dort sagt der Apostel Tit. 8, 12, und er bittet Titus, dahin kommen zu wollen, sobald er Artemas oder Akhifus zu ihm nach Kreta gesandt habe. 1 Tim. 1, 3 aber lesen wir: „Wie ich dich ermahnt habe,

daß du zu Ephesus bliebest, da ich in Mazedonien zog.“ Zöckler schreibt nun zwar (a. a. O., S. 242): „Aus Stellen der Pastoralbriefe (wie 1 Tim. 1, 3 ff.; Tit. 1, 5 u. a.) Wahrscheinlichkeitsbeweise für zeitweilige Reisen des Apostels von Ephesus aus während der drei Jahre deduzieren zu wollen, ist unzulässig, da diese Briefe in eine viel spätere Zeit gehören.“ Uns aber dünkt der ganze Satz unwahrscheinlich zu sein. Im Gegenteil, ob wir wohl nicht gerade in 1 Tim. und Tit. eine offenbare Bezugnahme auf jene sonst nicht erwähnte mazedonische Gemeindegründungstour Pauli während seiner dritten großen Missionsreise haben, wobei er dann auch vielleicht von Nikopolis aus einen Abstecker nach Korinth machte, so daß er das zweite Mal dahin kam, als ihn dort sein Gott bei den Korinthern demütigte, und ob das wohl während des sonst vermischten Jahres geschehen sein könnte vor seinem zwei- bis dreijährigen ziemlich ständigen Aufenthalt in Ephesus, wovon Apost. 19, 1—20, 1 gesagt ist? Aber dann wären ja der 1. Timotheus- und der Titusbrief noch vor dem Galater- und dem 1. und 2. Korinther- und dem Römerbrief geschrieben worden, wogegen sich jedoch sofort, wie uns auch Zöckler eben zeigte, gewaltiger Widerspruch erhebt.

Der Hauptwiderspruch gegen eine so frühe Aussendungsmöglichkeit des 1. Timotheus- und Titusbriefes ist dieser, wie ihn D. Kübel im Strad-Zöcklerschen Kommentar, in der Einleitung zu den Pastoralbriefen (S. 97), kurz also angibt: „1 Tim. und Tit., die trotz der Unterschiede 2 Tim. doch so ähnlich sind, können nicht so viele Jahre vom 2. Timotheusbrief getrennt sein. Und umgekehrt müßte, wenn 1 Tim. und Tit. in Apost. 19 [?] fielen, doch zwischen ihnen und den sicher in derselben Zeit geschriebenen Briefen (besonders 1 und 2 Kor.) mehr Ähnlichkeit herrschen.“ Auch D. Guther merkt im Meyerschen Kommentar, in der Einleitung zu den Pastoralbriefen (S. 27) an: „Das Verwandte so voneinanderzureißen, kann unmöglich gebilligt werden. Der 2. Timotheusbrief zieht notwendig die beiden andern nahe an sich heran. — Als Resultat steht fest: 1. daß alle drei Briefe in eine und dieselbe Periode des Lebens des Apostels gehören, und 2. daß diese Periode nicht in den Lebensabschnitt des Apostels fällt, der uns durch die Apostelgeschichte und die übrigen paulinischen Briefe bekannt ist. Die Abfassung derselben muß demnach einer späteren Zeit in dem Leben des Apostels angehören.“ Wenn solche Annahme nur nicht mehr einer vorgefaßten Meinung als der genauen Prüfung des Inhaltes der drei Pastoralbriefe entspringt! Wenigstens liegt eine andere Bestimmung des Inhaltes dieser drei paulinischen Briefe vor, die von Chemnitz stammt und die infolge dessen bekannter Akratie und Akkuratessie auch in solchen Sachen nicht so ohne weiteres beiseitezuschieben ist. Und sicherlich war Chemnitz seinerzeit nicht der einzige lutherische Professor, der also Hagogik über die drei Episteln las. Vergleichen wir z. B. nur Calov in der *Biblia Illustrata*, in der Einleitung zu 1 Tim. (S. 929): „Sehr viele stellen fest, daß die erste Epistel an Timotheus nicht lange nach der zweiten an die Thessa-

Ionischer Ionzipiert worden sei, ehe Paulus zum zweiten Male nach Ephesus gekommen war, Apost. 19, 1, zumal er seine Ankunft verheißt 1 Tim. 3, 14. Es wird nämlich erzählt, daß er Ephesus verlassen habe, um nach Jerusalem zu reisen, Apost. 18, 21, und eben zu der Zeit, so meinen einige, habe er Timotheus zu Ephesus gelassen, und als er das galatäische und phrygische Land durchzog, W. 23, habe er von der phrygischen Stadt Laodizea aus diese erste Epistel an Timotheus geschrieben. So auch Buntingius in *Itinerario*, S. 227. . . . Biewohl auch das der Fall ist, daß Flacius dafürhält mit einigen andern, daß von Lukas nicht alle Reisen und Taten Pauli beschrieben seien und daher vieles bei ihm unaufspürbar sei (vgl. W. Chyträus in *Onomastico* und W. Balduinus zu 1 Tim. 1, 3).“ Oder sollten wir Lutherischen heutzutage den Fußspuren dieser alten lutherischen Gelehrten nicht folgen und deren Fingerzeige nicht beachten dürfen?

Chemnitz schreibt (*Examen*, Frankfurt 1906, S. 27 ff.): „Wie das Lehramt so einzurichten und zu verwalten sei, daß die Kirche nicht eine Räuberhöhle und ein Tummelplatz von Bösewichtern sei, sondern die Säule und Grundfeste der Wahrheit sei und bleibe, aus diesem Grunde und zu solchem Zwecke hat Paulus, wie er selbst ausdrücklich bezeugt, die erste Epistel an Timotheus geschrieben. Und deshalb gibt er gleich im ersten Kapitel die Summa der Ermahnung an, das ist, jener Lehre, welche er dem Timotheus empfiehlt, als eine von Christo empfangene zu verkündigen. . . . Aber auch das ist zu beachten: Als Paulus dem Timotheus das Amt und die Beaufsichtigung der Kirche zu Ephesus übergab, hat er zweifelsohne selbst mündlich das, was zum Amt gehört, gelehrt und auseinandergesetzt. Denn er äußert sich: ‚Wie ich dich ermahnt habe, daß du etlichen gebötest‘, 1, 3. Warum aber hat er so bald nach seinem Weggang eben das schriftlich Verfaßte dem Timotheus geschickt? So beginnt ja die Epistel: ‚Wie ich dich ermahnt habe, daß du zu Ephesus bliebest‘, 1, 3. Und erst im 3. Kapitel folgt der Nachsatz: (‚Wie ich dich ermahnt habe, so) dieses dir ich schreibe und hoffe, aufs schierste zu dir zu kommen‘, 3, 14 [die Weimarer Bibel läßt schon 1, 18 den Nachsatz folgen, aber sieht man auf die Stellung der Verba, so konstruiert Chemnitz besser]. Sicher geschah das nicht deshalb, weil er so geringes Vertrauen in Timothei Gedächtnis habe, sondern weil Timothei Autorität nicht gleichsam der apostolischen Autorität, sondern er mußte eben ein [schriftliches] Zeugnis haben und zuverlässig beweisen können, daß, was er vortrage oder verordne, vom Apostel gelehrt und empfangen sei.“ Wäre denn unser Brief erst nach Pauli eigenem dreijährigen Wirken in Ephesus und gar erst nach der Epistel an die Epheser verfaßt worden, hätte sich der Apostel nicht mehr genötigt gesehen, so, wie Chemnitz an dem Inhalt nachweist, im 1. Timotheusbrief zu schreiben, wie er tut. Einer solchen schriftlichen Beglaubigung der Vorlagen des Timotheus im Namen des Apostels bedurfte es, wie leicht zu erkennen, dann nicht mehr in dem Maße, wie es in unserm Brief doch geschieht.

Themniß fährt fort: „Ganz dieselbe Bewandtnis hat es mit der Epistel an Titus, die von Nikopolis aus [?], und zwar nach [?] der ersten an die Korinther, geschrieben ist (vgl. Apost. 20 [?]). . . . Und weil Paulus sich Mazedonien von Ephesus aus zum Reiseziel gesetzt hatte, kam er daher auf jener Reise nach Krete, und von da ist Epirus am nächsten, worin Nikopolis liegt. Einige Tage nach seinem Weggang von Krete schrieb denn Paulus an Titus, das wiederholend, was er bei seiner Anwesenheit mündlich ihm an Geboten übergeben hatte.“ Themniß führt nun an der Hand des Inhaltes des Titusbriefes dasselbe durch, was er oben über den 1. Timotheusbrief angemerkt hat. In der zweiten Epistel an Timotheus aber handelt es sich um ganz persönlichen Zuspruch durch Paulus an Timotheus. Auch nicht einmal findet sich eine direkte Beziehung auf die Gemeinde; denn selbst 2, 14 heißt nicht eigentlich: „Erinnere sie“, sondern impersonell: „Dies bringe in Erinnerung, indem du vor dem Herrn bezeugst, man solle nicht Wortstreitigkeiten betreiben, was zu nichts nütze, nur zum Verderben der Hörenden ist.“ Seit dem ersten Brief an Timotheus muß eine geraume Zeit verstrichen gewesen sein, und zwar war die Zeit sonderlich böse geworden, so daß die Diener des Evangeliums einen besonders harten Stand hatten, ja zu ermatten drohten. Unter ihnen befand sich der, wie es scheint, von Natur sowieso etwas jaghafte Timotheus. Um nun seine schlaffen Hände und matten Knie zu stärken, darum schrieb Paulus abermal einen Brief an seinen lieben Sohn Timotheus, da mündlicher Zuspruch vor derhand nicht möglich war, und suchte ihn aufzurichten durch Vorführung der bereits schon lange erfahrenen Gnade Gottes im gemeinsamen Glaubensleben überhaupt und auch im bisherigen Amtsleben. Der Inhalt dieses Briefes, wie Themniß ihn anzugeben weiß, zieht durchaus nicht den 1. Timotheus- und Titusbrief nahe an sich heran, sondern fordert eine längere Bewährung im Amte, fordert also, da jene Briefe ihm vorangegangen waren, daß dazwischen eine ziemliche Zeit verfloßen gewesen sein müsse. Und umgekehrt fordern jene beiden Briefe nicht eine Art Fortsetzung ihres Inhaltes in dem 2. Timotheusbrief. Weiderlei Schriften bilden in sich ein Ganzes. Jene sind mehr Akteste für ihre Empfänger vor den Gemeinden, denen sie vorstehen, während dieser mehr ein Repetitorium ist einer Pastoraltheologie mit besonderer Bezugnahme auf den allerheiligsten, und zwar persönlichen Glaubensstand eines Pastors. Somit erheischt der Inhalt der drei Pastoralbriefe durchaus nicht einen engen zeitlichen Zusammenhang ihrer Verabfassung. Weil die ersten und zweiten Briefe an die Thessaloniker und Korinther zeitlich bald nacheinander ausgesandt wurden, muß dasselbe nicht auch für den ersten und zweiten Timotheusbrief der Fall sein.

Oben hörten wir noch gegen die frühe Aussendung der beiden ersten Pastoralbriefe geltend machen: „Wenn 1 Tim. und Tit. in Apost. 19 [?] fielen, müßte doch zwischen ihnen und den sicherlich in derselben Zeit geschriebenen Briefen (besonders 1 und 2 Kor.) mehr Ähnlichkeit herrschen.“

Warum das gerade sein müßte, liegt nicht ganz offen zutage, zumal Pastoralbriefe und Gemeindebriefe zweierlei sind. Auch ist es nicht ausgemachte Sache, daß die nach jenen Pastoralbriefen zuerst namhaft gemachte Epistel, die erste nämlich an die Korinther, um dieselbe Zeit oder bald nachher geschrieben sei. Offenbar kommt erst der Galaterbrief an die Reihe. Diesem aber und jenen Pastoralbriefen ist doch die Warnung gemeinsam vor den „andere Lehrenden“. Findet sich doch 1 Tim. 1, 3; 6, 3 („andere Lehrende“) und Gal. 1, 6 („ein anderes Evangelium“) beinahe dasselbe Wort, so daß die Lehrverwirrung deutlich als die gleiche in beiden Briefen gekennzeichnet ist, als eine mit der Heilswahrheit selbst streitende. Im Galaterbrief bemerkten wir betreffs dieses Punktes denselben Gedankengang wie in jenem Pastoralbriefen, nur daß er dort ausgesprochenener, sozusagen entwickelter ist, wie es in einem Briefe an Gemeindeglieder im Unterschied von einem solchen an Pastoren ganz natürlich ist. Andererseits liegt eine Beziehung auf die Korintherbriefe im 1. Timotheusbrief derart vor, daß jene den Bericht dieses sozusagen fordern. 1 Kor. 5 geht ja der Apostel mit der Gemeinde ins Gericht wegen des Blutschändens und verlangt von ihr, „in ihrer Versammlung mit seinem [Pauli] Geiste und mit der Kraft unsers Herrn Jesu Christi ihn zu übergeben dem Satan zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu“. Diese Worte wären der Korinthergemeinde selbst im Lichte der Schlußworte jenes Kapitels: „Lut von euch selbst hinaus, wer da böse ist!“ eine etwas dunkle Rede geblieben, wäre nicht etwas Derartiges in der Gemeinde zuvor gesagt oder gehandelt worden. Und das war dort bereits geschehen, wie der 1. Timotheusbrief darüber Aufschluß gibt. Als Paulus 1 Kor. 5, 5 („dem Satan übergeben“) bereits geschrieben hatte, teilte er ihnen 2 Kor. 13, 1 mit, daß er bereit sei, das dritte Mal zu kommen. Beim zweiten Male habe ihn sein Gott bei ihnen gedemütigt, 12, 21 (wie oben schon erwähnt ist); er hoffe aber, es solle das dritte Mal nicht auch wieder geschehen, 13, 21 b, und dann werde er nicht schonen, 13, 2. Aus 1 Tim. 1, 20 erfahren wir nun, wie er bei seinem zweiten Besuche dort von Gott gedemütigt wurde, indem er da nämlich Hymenäus und Alexander dem Satan zu übergeben sich genötigt gesehen habe, daß sie gezüchtigt wurden, nicht mehr zu lästern. Paulus hatte demnach das Dem-Satan-übergeben bei den Korinthern schon einmal ausgeübt, ehe er 1 Kor. 5, 5 ebendasselbe schrieb; und so konnten die Briefempfänger alsbald völlig verstehen, was er 1 Kor. 5, 5 schrieb zu der Zeit, als er es schrieb. Daß nun aber Hymenäus der korinthischen Gemeinde angehörte, scheint — um vorsichtig zu reden — auch aus folgendem hervorzugehen: 2 Tim. 2, 17 f. wird von Hymenäus gesagt, daß er der Wahrheit gefehlt habe und sage, die Auferstehung sei schon geschehen, und er habe etlicher Glauben verlehrt. Die „etlichen Verwirrten“ finden wir wieder 1 Kor. 15, 12: „Die da sagen, die Auferstehung der Toten sei nichts.“ Zwar leugneten sie nicht jegliche Auferstehung, sondern sagten

wohl wie Hymenäus, die Auferstehung des Fleisches sei bereits bei Christi Auferstehung geschehen, wie ja auch Paulus 1 Kor. 15, 18 auf Christi Auferstehung alsbald zu sprechen kommt und im folgenden weiter davon handelt. Hymenäus also und Alexander hat Paulus bei seinem zweiten Besuch in Korinth in den Bann tun müssen und, um es bei seinem dritten Besuche von andern nicht wieder tun zu müssen, schrieb er zuvor die beiden Briefe an sie, und zwar in der Meinung und Hoffnung, daß vor seiner Ankunft alles dort in Ordnung gebracht sei. Im 1. Timotheusbrief kommt dann wie 1 Kor. 5, 5 der Ausdruck „dem Satan übergeben“ vor, und es sollte durch das Vorhergehende wenigstens in etwas der Aus- stellung begegnet sein, daß unsere beiden Pastoralenschriften nicht so früh, also nicht auf dieser Missionsreise Pauli, konzipiert worden seien, weil in ihnen so wenig Ähnlichkeit mit den um diese Zeit verfertigten Briefen (besonders 1 und 2 Kor.) herrsche. Daß sich viel Ähnlichkeit im Ausdruck zwischen dem 1. Timotheus- und dem Titusbrief einerseits und dem Galaterbrief und den Korintherbriefen andererseits findet, stellt sich bei einer Untersuchung bald heraus.

Wir gehen weiter. Wenn Paulus 2 Kor. 7, 13 ff. berichtet: „über- schwenglicher aber haben wir uns noch mehr gefreut über die Freude Titi. Denn sein Geist ist erquidet an euch allen. Denn was ich vor ihm von euch gerühmt habe, bin ich nicht zusehnden geworden; sondern gleich- wie alles wahr ist, das ich mit euch geredet habe, also ist auch unser Ruhm bei Tito wahr geworden. Und er ist überaus herzlich wohl an euch, wenn er gedenkt an euer aller Gehorsam, wie ihr ihn mit Furcht und Zittern habt aufgenommen“, so folgt daraus mit Gewißheit, daß Titus bisher noch nicht in Korinth war, auch nicht mit Paulus, als dieser zum zweiten- mal Korinth besuchte; denn zu der Zeit war Titus in Kreta. Auch Dr. Schnedermann macht in seiner Einleitung zum 2. Korintherbrief (Strad- Jöckler-Komm., S. 220) die Bemerkung: „Aus dem 2 Kor. 7 Gesagten erhellt, daß danach Titus die Gemeinde vorher nicht gekannt hatte.“ Aber in Dalmatien muß Titus gewesen sein, ehe Paulus ihn auf dieser seiner dritten Reise von Ephesus aus nach Korinth sandte. Später nämlich schickt Paulus ihn (vgl. 2 Tim. 4, 10) von Rom aus nach Dalmatien, sicherlich deshalb, weil er den dortigen Leuten bekannt war. Auf jener Visitationsreise aber (vgl. Apost. 20, 2) von Ephesus aus über Troas durch Mazedonien bis schließlich nach Illyrium hat er Titus nicht mitgenommen, denn während derselben Zeit schickte er ihn zum zweiten- mal nach Korinth, vielleicht mit dem 2. Korintherbrief, und zwar behufs Einsammlung der Steuer für die Armen Palästinas (vgl. 2 Kor. 8, 16 bis 18). Wann, so müssen wir wieder fragen, ist dann wohl Titus nach Dalmatien gekommen? wann Paulus mit ihm bis nach Illyrium, um im westlichen und nördlichen Mazedonien Gemeinden zu gründen? Und wann ist Paulus zum zweitenmal in Korinth gewesen? Wann und wo sind der 1. Timotheus- und der Titusbrief konzipiert worden, so daß diese beiden Episteln längere Zeit vor dem 2. Timotheusbrief geschrieben wor-

den sind? Nur andeutungsweise haben wir diese Fragen oben beantwortet können. Wir haben wahrgenommen, daß das alles nicht in den Zeitraum verlegt werden kann, wovon Apost. 19, 1—20, 1 berichtet wird. Wir müssen denn zusehen, ob es nicht vorher geschehen kann, also innerhalb der Zeit, von der Apost. 18, 23—28 sagt, zumal ja kein Beweis dafür vorliegt, daß Lukas alle Reisen und Taten Pauli ausdrücklich beschriebenen hat. Und oben sahen wir, wie ja auch Chemnitz und andere diese Zeit der Verabfassung wenigstens des 1. Timotheusbriefes mit Beschlag belegten.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Select Songs for School and Home. Home Edition. By J. A. Theiss and B. Schumacher. With an Introduction on the Rudiments of Music by Karl Haase. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$2.00.

Die zweistimmige Schulausgabe dieser Lieder, die englisch bieten sollen, was die „Liederperlen“ deutsch, haben wir bereits im vorigen Jahre angezeigt. Von derselben unterscheidet sich diese Hausausgabe nur durch den vierstimmigen Satz. Unser Verlag schreibt: „Every song is left as it is in the original edition, except that the two-part harmony has been skilfully expanded into four-part harmony, or, wherever this would have resulted in a clumsy or even faulty harmonization, the original two- or three-part arrangement has been complemented by full accompaniment printed under the original score.“ Der Segen wird sein, daß diese Lieder, von denen ein Drittel Übersetzungen aus dem Deutschen sind, nun auch in den Häusern gesungen werden und so mit dazu beitragen, altes lutherisches Gut zu erhalten und allerlei wertlose und ärgerliche Lieder von unsern Christenbüchern fernzuhalten. Wir zweifeln nicht, daß, wie bisher unsere „Liederperlen“, so auch diese *Select Songs* eine große Verbreitung finden werden. Der Einführungspreis für Schulen ist \$1.33½ und der Auswechslungspreis \$1.00. Doch bemerkt der Verlag: „The exchange price applies only when another book of another publisher is being replaced. The old books must be shipped to us prepaid. The state of repair of the old books does not matter.“

J. B.

Lutheran School Journal. An Educational Monthly. Edited by the Faculty of Concordia Teachers College, River Forest, Ill. Published Monthly. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.00.

Die Aprilnummer dieses *School Journal* enthält in deutscher Sprache den Bericht über die im Februar in Chicago abgehaltene Schulkonferenz. Abgedruckt ist die höchst interessante Arbeit P. B. Eidstädts: „Schwere Gefahren für unser Gemeindefschulwesen“; ferner etliche Gedanken D. Jorns über „Die christliche Erziehung des Kindes im Hause“; „Thesen über Akkreditierung unserer Schulen und das Erwerben von State Teachers' Certificates von seiten unserer Lehrer und Pastoren“ von P. O. V. Hohenstein; ein Bericht über den Stand des Schulwesens in den einzelnen Distrikten unserer Synode und in der Wisconsin-Synode; endlich „Report on the Work of the School Board“ von A. C. Stelthorn.

Der Vortrag P. Eidstädts handelt 1. von den Gefahren, die unserm Schulwesen drohen; 2. von den Folgen derselben; 3. wie sie abzuwenden sind. Als Gefahren von außen werden insonderheit genannt: die Vögen, die Staatsschulen und die Sektten. In Wäthigan haben sich gerade die Methobisten-, Baptisten- und Presbyterianerprediger als ganz besonders bittere Feinde unserer Schulen erwiesen. „Größer jedoch und weit bedenklicher“, fährt P. Eidstädt fort, „ist die Gefahr, die unser Schulwesen von innen heraus bedroht.“ Diese erblickt er in der Geringschätzung und Gleichgültigkeit vieler Gemeinden und auch mancher Pastoren und Lehrer mit Bezug auf die Gemeindefschule. „In den 28 Jahren von 1890 bis 1918“, sagt P. Eidstädt, „stieg die Seelenzahl von 531,357 auf

1,010,092, also fast um das Doppelte, die Zahl der Schulkinder aber nur von 78,061 auf 84,832. Heute stehen wir vor der bedenklichen Statistik, daß über die Hälfte unserer schulpflichtigen Jugend — genauer: 27,000 mehr als die Hälfte — keine Gemeindefchule besucht, sondern Staatschulterziehung genießt. Die Gefahren, von denen wir reden, liegen also auf der Hand.“ (108.) Auf einer Versammlung in St. Louis wurde auch hingewiesen auf die Tatsache, daß an manchen Orten Staatschulbücher, zum Teil fabe und rationalistisch, in unsere Gemeindefschulen eingeführt worden sind. In dem Bericht über die Schulzustände im Östlichen Distrikt heißt es: „Der Staat fordert englischen Unterricht aus englischen Staatschulbüchern.“ Aber auch wo ein solches Gesetz nicht besteht, sind aus verschiedenen (zumeist wohl pädagogischen) Gründen Staatschulbücher (Geographien, Lesebücher usw.) eingeführt worden. Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß unsere Pastoren und Lehrer nicht versäumen sollten, die Aprilnummer des *School Journal* gründlich zu studieren.

Zugleich möchten wir bei dieser Gelegenheit auf das *School Journal* überhaupt aufmerksam machen, da es viele treffliche Artikel in englischer sowohl wie in deutscher Sprache bringt, die in dieser Zeit, da die Schulfrage überall wieder akut geworden ist, auch Pastoren, welche keine Schule zu halten haben, lesen sollten und auch nicht ohne Interesse und Nutzen lesen werden. Um von diesen zeitgemäßen Aufsätzen nur einen herauszugreifen, so nennen wir den von Direktor Kohu in der August- und Septembernummer vorigen Jahres über die schmähligen im Interesse englischer Propaganda gemachten Fälschungen und Entstellungen historischer Tatsachen in unseren Staatschulbüchern, worüber ja auch in New York und andern Staaten, auch von Senator Borah, öffentlich Beschwerde geführt worden ist. Wer sich davon überzeugen will, wie berechtigt diese Proteste sind und welchen Umfang die ausländische Propaganda angenommen hat, der lese den genannten Artikel mit seinen Zitaten aus den *School Histories* von Prof. Hart, Prof. O'Hara, Prof. Ward, McLaughlin and Van Tyne und der gefälschten neuen Barnes History. Überall in unserer Synode muß jetzt die Schulsache im Vordergrund des Interesses stehen und erhalten werden. Dazu gehört auch, daß unser *School Journal* fleißig gelesen und studiert wird. §. 2.

The Morality and Religion of Freemasonry. By Otto C. A. Boeckler, 1501 Melrose St., Chicago, Ill. 20 Seiten. 5 Cts.

Alle Christen glauben das Apostolikum und bekennen mit Luther in seiner Auslegung des zweiten Artikels, daß Jesus Christus, Gottes Sohn, sie erlauft, erworden und gewonnen hat mit seinem heiligen, teuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß sie sein eigen seien und ihm dienen in Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, hier zeitlich und dort ewiglich. Besteht nun hierin das Christentum, so ist das Freimaurertum in toto eine direkte Verleugnung und Verneinung desselben; beide vertragen sich miteinander noch viel weniger als Feuer und Wasser, Himmel und Hölle, Licht und Finsternis. Eben dies ist es, was auch P. Böckler nachweist: in der Moral sowohl wie in der Religion sei das Freimaurertum das Gegenteil vom Christentum.

Zu den Synoden, die dies von Anfang an durchschaut haben, gehört Missouri. Das zeigt der Logenlampf, den sie nun schon fünfundsiebzig Jahre ununterbrochen geführt hat. Und dank der Gnade Gottes findet sich in derselben immer noch die Erkenntnis von dem eigentlichen, von den Logen verleugneten Wesen des Christentums als der alleinseligmachenden Gnadenreligion. Missouri weiß und glaubt, daß es sich bei der Logenfrage handelt um Sein oder Nichtsein unserer Kirche, nicht etwa bloß um ihr *bono* esse, sondern um ihr esse, um ihre Existenz selber. Denn beiden zugleich, dem Freimaurertum und Luthertum, kann jemand innerlich, aus Überzeugung und von Herzen ebensomenig ergeben sein, wie er zugleich Gott und dem Bösen, Christo und dem Satan dienen kann. Das eine schließt folgerichtig das andere notwendig aus.

Freilich gibt es auch in unserer Mitte Gemeinden, in denen sich Glieder befinden, welche aus der Loge zu ziehen oder von der Gemeinde auszuscheiden, bisher noch nicht gelungen ist. Und was dies erschwert hat und immer noch erschwert, ist vornehmlich die laze Logenstellung und Praxis der Synoden, die sich zur United Lutheran Church verbunden haben. Gibt es doch in denselben, ganz abgesehen von den Zuständen in den Gemeinden, weit mehr als hundert Pastoren, die selber Freimaurer oder sonstige Logenglieder sind! Das bedeutet aber eine gewaltige

Stärkung des Logentums, wovimmer es in lutherische Gemeinden eingedrungen ist. Es gibt den Logenmitgliedern den verderblichen Trost, daß diese Logenpastoren sie nicht werden im Stiche lassen, falls es in der Gemeinde zum Bruche kommen sollte.

Was aber wahres Luthertum und Christentum betrifft, so bedeutet es den Anfang vom Ende, wenn Logenmitglieder von lutherischen Synoden als lutherische Pastoren gebildet werden. Denn wie kann und wird ein Pastor seine Gemeinde recht belehren und vor dem Deismus, Nationalismus und dem offenbaren Heidentum der Loge warnen, wenn er selber ein Freimaurer ist? Wird er nicht auch auf der Kanzel die christlichen Wahrheiten verschweigen, die er in der Loge verleugnen muß? Ja, wie lange wird's dauern, bis er den Unglauben der Loge, insonderheit ihre Wertlehre, in den Tempel Gottes bringt? Ein bewußter, konsequenter Logenpastor unterscheidet sich von einem liberalen Prediger nicht mehr als ein Ei von dem andern. Werden darum in einer Synode erst Logenmitglieder als Pastoren gebildet, so ist die Hoffnung auf Besserung eine gar trübe. Gott erhalte unsern Pastoren und Gemeinden heiligen Mut und Freude zum Kampfe auch wider den Unglauben des Logentums! Die Schrift P. Böckers wird dazu ihr Scherflein beitragen.

American Lutheran Survey. Vol. XIV, June, 1922. A Monthly Review of World Progress and Problems from the Positive Christian Standpoint. Lutheran Survey Publishing Company. \$3.00.

Diese Zeitschrift will, wie unsere Leser wissen und der Subtitel angibt, politische und ähnliche Vorgänge beurteilen vom christlichen Standpunkt aus. In dieser Beziehung ist auch in der Vergangenheit gar manches Beachtenswerte von derselben veröffentlicht worden. Zugleich will sie aber auch den Lutheranern unseres Landes als Sprechsaal oder open forum dienen im Interesse einer künftigen Verständigung und Einigung. Die uns vorliegende Nummer bringt denn auch einen längeren Artikel über "Possibilities of a United Lutheran Church of America", einen Vortrag, den C. S. Boyer auf dem in Chicago abgehaltenen "Lutheran Open Forum" gehalten hat. Gar manches Beherzigenswerte kommt in demselben zum Ausdruck, zumal über die interessierende Arbeit lutherischer Synoden hier in Amerika sowohl wie auf Missionsfeldern. Die Abteilung, in der dieser Artikel steht, trägt die Bemerkung: "This magazine is not responsible for statements made in this department." Trotzdem hätte jedoch die Redaktion wenigstens etliche der hier ausgesprochenen Gedanken mit einem Monitum versehen dürfen.

Solche Stellen sind z. B.: . . . "more damage has been done [to Lutheranism] within on account of the synodical differences brought about largely by the . . . pride and jealousy of these separate synods, and their desire to rule or ruin. The chief obstacle to Lutheran unity to-day is due largely to the selfish desire of synodical presidents and other officers and a holier-than-thou policy. They seem to guard their own prerogatives and selfish interests, as if somebody were going to steal their birthright and the affections of their constituency. If all the presidents of the various synodical bodies and some of the other officers were to resign and the matter were left to the average pastor and laymen of the Lutheran Church, there would be but one synod among all Lutherans of the land. . . . Why should a few ministers, bishops if we might call them such, stand in the way of the will of the majority just because it affects them personally. . . . If these enemies to the church and the kingdom succeed in their lust for personal power, which is at the root of it all, we may go back to where we were before the war, to a hopeless, synodically divided Church, unless the laymen of the Church arise as one man against such unbelievable conditions." (455.) Mit solchen Behauptungen wird jedenfalls der kirchlichen Einigkeit kein Vorstoß geleistet.

Die Lehrdifferenzen betreffend heißt es in demselben Artikel: "Many believe these [doctrinal differences between the Missourians, United Lutheran Church, Augustana, Norwegians, and other synods] in large part are only imaginary. These lines have been closely drawn by men who are very anxious to keep alive these issues, in order to keep their synods apart, in order that they can continue in their present capacity and power. . . . The story is told of two valiant warriors, both of them loyal to the same leader. . . . One day they were discussing the wonder of his gleaming

shield as it was revealed in battle. The one valiant legionnaire spoke of its silver sheen; the other declared it to be gold. So determined were they in their contention that they finally fought with their drawn poniards. They both were killed. When finally the decision was made as to which was right, lo! there were both a gold and a silver side to the shield. May not our doctrinal differences be reconciled for the fact that in the nature of such controversy over non-essentials both may be right and acceptable in the sight of God?" (456 f.) Jedoch auch in der Zukunft dürfte in der lutherischen Kirche das Wort „Mißverständnis“ kaum das lösende Wort werden. Wirklich geschlichtet und geeinigt wird dadurch jedenfalls nichts. Die in den amerikanischen Vorkämpfern zutage getretenen Differenzen sind eben keine bloßen Einbildungen und können darum auch mit Schlagworten wie „Mißverständnis“ usw. ebenso wenig aus der Welt geschafft werden, wie das der Fall war bei den Vehrabweichungen in den Streitigkeiten nach Luthers Tod, die schließlich durch die Konfessionsformel beigelegt, wirklich beigelegt wurden, aber nicht durch bloße zeitweilige Chloroformierung der Opponenten mit Schlagworten, sondern durch reinliche Ausscheidung des Irrtums.

Seine Hoffnung setzt Boyer auf die Laien: sie hätten die United Lutheran Church ins Leben gerufen und würden schließlich auch die Vereinigung aller Lutheraner in Amerika zustande bringen. "They are tired of such narrow, unbusinesslike ways and methods in the handling of the Lord's business", schreibt Boyer. "One of these days they will rise up as one man and put a stop to this unwarranted, uncalled-for division within the Lutheran ranks. . . . By no possible argument can the present sin of wastefulness [in interferierender Arbeit auf allen Gebieten] be justified as the Lord's treasure is prodigally scattered in wickedly duplicated effort." (458.)

Bei uns Missouriern versteht es sich von selbst, daß die Kirche auch ihren Laien jeberzeit Rechenschaft darüber schuldig ist, ob die Trennung zwischen den lutherischen Synoden unsers Landes samt den dadurch verursachten Verlusten an Männern und Geldmitteln berechtigt, notwendig, von Gott geboten und unvermeidlich ist. Dabei muß auch wirklich überzeugend geredet werden, überzeugend nicht bloß für Theologen, sondern auch für christliche Laien. Auch in Sachen der Kirchengemeinschaft dürfen Pastoren nicht erwarten, daß die Laien sie mit Wort und Tat unterstützen werden, wenn sie nicht überzeugt worden sind. Pastorenautorität hat in Missouri keine Geltung. Wir hegen aber das feste Zutrauen, daß unsere Laien, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft, ihr Urteil fällen werden nicht nach obigem Beispiel von den beiden Seiten desselben Schildes, auch nicht nach dem Geschäftsprinzip vom finanziellen Vorteil, sondern nach dem wirklichen kirchlichen Tatbestand, betrachten und beurteilen im Lichte der sonnenklaren Schriftauslagen über Kirchengemeinschaft. Auch zweifeln wir nicht daran, daß ihnen in solchem Urteil schließlich alle lutherischen Laien, die es mit ihrem Luthertum ernst nehmen, ja, alle wahren Christen auf der ganzen Welt zufallen und recht getan werden.

Aus der vorliegenden Nummer geht auch hervor, daß der *Survey* mit nicht geringen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. "We are in need", heißt es hier. "There are those who believe that the *Survey* is worth while. We must depend upon them in a small measure to help us to keep it going." übrigen wird hier auch Bezug genommen auf unser Jubiläum. In dem betreffenden Berichte lesen wir: "No matter how much other Lutherans may differ from Missouri in some respects, none who are honest and fair can deny that Missouri has done good service for them as well as for herself by standing uncompromisingly for the pure Word, and in giving herself with zeal, sacrifice, and determination to the planting of churches, the maintenance of schools, and the ministry of mercy. The whole Lutheran Church in America would have been vastly poorer but for the contribution Missouri has made, and only the narrow and prejudiced can refuse to extend to her sincere congratulations upon her great achievements and her greater possibilities." (472.) Wir teilen solche amertennende Urteile unsern Lesern mit, nicht etwa um gelegentlich auch der Eitelkeit einen Bissen zu reichen, sondern im historischen Interesse und dem der gerechten Beurteilung unserer bisherigen Gegner, vor allen Dingen aber, um bei uns das Gefühl der Verantwortlichkeit zu heben, damit nie der Tag kommen möge, da Gott Missouri als nutzloses Werkzeug und dummes Salz von sich werfen müßte. F. B.

Swann's Sermons. Volume V. By *George Swann*. 928 Cherokee Road, Louisville, Ky. 244 Seiten. \$1.50.

Der Verfasser dieser Predigten hat eine nicht unbedeutende Gabe klarer, anschaulicher Darstellung. Was er aber bietet, ist zum großen Teil Moral und Lebensweisheit, illustriert mit vielen kurzen Geschichten, wie es in unserm Lande immer mehr Mode wird. Obwohl man nicht sagen kann, daß Swann dem Liberalismus huldigt, so geht doch auch aus den uns vorliegenden Predigten nicht klar hervor, wie er zu den christlichen Grundwahrheiten steht. Das Evangelium von dem Versöhner Christus und der freien Gnade Gottes in Christo, das doch allein das dürre Erdreich erquiden und fruchtbare Bäume schaffen kann, kommt nur gelegentlich und in etlichen schwachen Tönen unklar zum Ausdruck. Wieviel Segen könnte Swann stiften, wenn er seine Gabe in den Dienst dieser *par excellence* christlichen Wahrheiten stellte!

Zweimal nennt Swann Luther, dessen Lehre von der Rechtfertigung er aber nicht zu kennen scheint oder doch nicht recht zu würdigen weiß. Im Vorwort heißt es: "I have sought to fill it [this volume] with the very atmosphere of a victorious faith." Was aber der rechtfertigende, alleinsetigmachende und siegende Glaube eigentlich ist, kann man aus diesen Predigten nicht lernen. Die Frage aller Fragen: Wie erlange ich Vergebung der Sünden? Wie erlange ich einen gnädigen Gott? Wie werde ich ein Christ, ein Kind Gottes? tritt hier ganz zurück. Und doch darf in keiner eigentlichen christlichen Predigt die Antwort hierauf fehlen. Wo man aber, wie bei den Reformierten, denen auch Swann angehört, die christliche Lehre von den Gnadenmitteln nicht kennt, da ist auch kein richtiges Verständnis möglich für das, was eigentlich Glaube, Rechtfertigung, Bekehrung und Heiligung ist.

Fällt aber bei der Predigt das Gewicht nicht ins Evangelium, wo es doch allein hingehört, so muß es auf etwas anderes gelegt werden. Wie gewöhnlich, so ist dies auch bei Swann der Sabbat. "Are you with Jesus in the keeping of the Christian Sabbath?" heißt es hier. "This is an especially vital question just now. The Sabbath question has been a big one in all ages. It is the greatest saving mechanism that God has ever put in operation. No nation, without the Sabbath, has ever risen out of heathenism. No nation that once observed the Sabbath, and then left it, has failed to sink back to barbarism. . . . If we trample upon the eternal principle of the Sabbath, how can we even hope to be with Christ?" (220.)

Von andern Punkten, die man ansetzen könnte, sehen wir ab und weisen nur noch darauf hin, was Swann mit Bezug auf die Staatsschulen zu sagen und zu wünschen hat. Er schreibt: "At least fifty per cent. of our school course should be discarded. . . . Our present curriculums are a fright. . . . Ninety people out of every hundred never use anything except the very fundamentals of mathematics." (54.) Daß in den öffentlichen Schulen der offenbare Unglaube: Darwinismus, Evolution, Affentheorie usw., gelehrt wird, darüber führt Swann keine sonderliche Beschwerde. Ja, zuweilen scheint es, als ob er selber nicht ganz frei ist von evolutionistischen Gedanken, z. B. wenn er redet von den "dregs of the subconscious fear that possessed our ancestors in ignorance". (116.)

Entschieden fordert Swann, daß Bibelunterricht in die Staatsschulen eingeführt werde. Er schreibt: "We need more *spiritual* teaching in our curriculums. We are making *head*-scholars instead of *heart*-scholars. This is the reason why the meanest men in the world are to be found among college graduates. The government and church have the most trouble with these men. Education of a *head* kind only gives *power*, and power without something to sanctify it is an agent of the devil. I don't want knowledge except as it can be sanctified. I am afraid of it. I had rather remain in blank ignorance and have my children do the same. Knowledge only gives a craving unless it have spiritual guidance." (56.)

Aus diesen richtigen Sätzen folgert Swann aber nicht, daß man christliche Gemeindeschulen errichten soll (das erklärt er vielmehr für beschränkt), sondern daß die Psalmen, die Sprüche Salomos, die Evangelien usw. in den Staatsschulen getrieben werden müssen. "These [books of the Bible]", sagt er, "could be taught without getting into sectarian difficulties. We must put spirituality into our curriculums, or education will tear itself to pieces. I am delighted to see so many teachers seeing these needs, and asking for reforms in the

course of studies. Nobody should rest until they are obtained." (57.) So tritt auch Swann ein für die immer rascher umfichgreifende verderbliche Sektenkirchen-Propaganda, die unsere Verfassungskonstitution samt der allgemeinen religiösen Freiheit und Gleichberechtigung, die sie verbürgt, über den Haufen wirft und die Religion zur Dienerin eines weltlichen Reiches erniedrigt. Ein autokratisches Weltreich mag man so bauen helfen, niemals aber einen freien Staat und eine freie Kirche in einem freien Staat.

Während des Weltkrieges haben sich bekanntlich nicht bloß die politischen und kirchlichen Blätter, sondern auch viele Sektenprediger in den Dienst der Rorthelisse-Propaganda gestellt. Und wie schwer es hält, sich aus solchen Banden zu befreien, dafür liefert den Beweis auch Swann. Er gehört zu denen, die auch 1922 immer noch „glauben“, daß z. B. die Deutschen im Weltkriege ihre Feinde geteuzigt haben. Er schreibt: "Several years ago the Kaiser and his war party in Germany made great plans of conquests. . . . As a final stroke of policy they decided, in one of their great war councils, to actually overthrow the rules of civilized warfare, and use brutal methods. . . . They had just got beyond the borders of their country when they began to out in thorough fashion. Women were ravished; whole districts were sent into slavery; it is said that men were crucified; children were massacred; art and buildings that had been held sacred and preserved by the barbarians of the Dark Ages were wantonly wrecked." Wir verstehen es, warum das offene Bekenntnis, hier gesagt zu haben, auch vielen Großen in unserm Lande so schwer fällt. Und doch ist es, von andern abgesehen, die einzige Weise, wenigstens der Fortsetzung des Unrechts Einhalt zu gebieten.

Heimwärts. Lieder und Gedichte von J. W. Theiß. 181 Seiten. \$1.25.

Zu einer Zeit wie der unsrigen, in der man weithin nur noch Sinn an den Tag legt für das Materielle und alles andere, auch den Geist, fast ausschließlich diesem Interesse dienlich macht, sind solche edle und sinnige Lieder, wo sie hier geboten werden, Früchte nicht bloß eines edlen geistigen, sondern frommen geistlichen Lebens, mit besonderer Freude zu begrüßen. Die meisten haben, wie es in einem der Theißschen Lieder heißt, „nur Zeit zum Gelderwerb in diesen Tagen und kommen bei der Zeiten Hast und Tagen fast nie dazu, am Schönen sich zu laben; kurzfristig suchen sie in diesen Zeiten nach allerhand erträumten Süßigkeiten und gehn vorbei an vollen Honigwaben“.

Wirkliche Poesie ist es auch, die uns hier geboten wird. Der Verfasser bringt nicht etwa nur fremde Gedanken in alltägliche Reime, sondern gehört zu den gottbegnadeten Dichtern, die selber sehen, schauen, tief empfinden, innig fühlen, schön gestalten, kunstvoll formen und stimmungsvoll und geistreich sagen, was ihr Herz erfüllt. Wer sich ab und zu gerne erfreut an guten Liedern, dem dürfte darum auch dieses Büchlein manche angenehme Stunde bereiten. Ist doch der Verfasser diesen unserer Leser längst bekannt durch seine früheren Gedichte, von denen der vorliegende Band, „Heimwärts“, der dritte ist. Er enthält neben einem feinen Vorwort von Prof. W. Schaller über die göttliche Gabe der Dichtkunst 11 schöne Zeichnungen des Verfassers und 157 seiner Lieder, die zumeist das Wunderland California beschreiben. Bestellungen sind zu machen bei J. W. Theiss, 1308 E. 46th St., Los Angeles, Cal.

Neue Christoterpe. Herausgegeben von Adolf Bartels und Julius Rögel. XLIII. Jahrgang, 1922. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung, Halle.

Dieser Jahrgang des bekannten von Rögel, Frommel und Bauer begründeten „Jahrbuchs“ bringt neben allerlei Gedichten, Erzählungen, Erlebnissen und anderm Lesestoff etliche Artikel, auf die wir besonders aufmerksam machen möchten.

Dr. Conrad eröffnet den Reigen mit einem Charakterbild der Kaiserin Auguste Viktoria, die bekanntlich sich nicht in Politik mischte, sondern nur lebte für ihre Familie, ihr Volk und ihre Kirche („Küche, Kinder, Kirche“). „Sie trug“, wie Conrad sich ausdrückt, „dreißig Jahre die Kaiserkrone, drei Jahre die Dornenkrone“. „Ungebeugt trug sie ihr unbeschreiblich hartes Loß. Der Novembersturm [1918], der ihr fast alles genommen, konnte ihr Gottvertrauen nicht zerbrechen, ihren Glaubensmut nicht brechen. . . . Kein Wort der Klage trat über ihre Lippen, kein Wort der Verbitterung über die, denen sie ihre Treue bewiesen, und die nun zum Dank dafür ihr die Treue gebrochen hatten. . . . Wer in jenen trüben

Novembertagen zu ihr kam, um ihr ein Trostmort zu sagen, ging tief beschämt und gedemütigt von ihr. Sie selber war so stark, daß sie andere stärken konnte. Sie hatte ihren Trost und konnte noch andere trösten. Wie eine Heldin ist sie dagestanden in der Kraft des Glaubens.“ (6.)

In dem Artikel „Die Kirche und der moderne Mensch“ zeigt G. Füllkrug, wie in Deutschland die Kirche ihr Ansehen eingebüßt hat. „Die Kirche hat verjagt“, so klinge es einem von allen Seiten entgegen. „Sie hat dem Menschen von heute nichts mehr zu bieten!“ Zumal in den gebildeten Kreisen gelte dies als ausgemacht. „Sie interessieren sich für Kunst, Kultur und Wissenschaft, haben selbstverständlich alle Steiner, Spengler und Kehlerling [moderne deutsche Theosophen und Schwärmer] gelesen, und sie wissen interessant und geistreich darüber zu plaudern, aber bei näherer Nachfrage würde man feststellen können, daß keiner von ihnen mehr in die Kirche geht, keiner von ihnen in der Bibel liest, daß sie mit der Kirche einfach fertig sind.“ (12.) Um nun diese Lust zu überbrücken, müsse die Kirche den Menschen der Gegenwart besser kennen lernen. Als besondere Kennzeichen desselben führt denn auch Füllkrug an: „1. den unbedingten Wahrheitsfinn, 2. das bedingte Erkennen, 3. den Wirklichkeitsfinn, 4. die Kulturfreudigkeit, 5. das Verlangen nach Kraft und Vollkommenheit, 6. die Sehnsucht nach einer führenden Persönlichkeit, 7. den Zug zur Mystik, 8. den inneren Selbstwiderspruch“.

Mit diesen Kennzeichen ist es aber zum Teil Schwindel. Tatsache ist eben, daß auch der moderne Mensch sich immer noch am Narrenseil herumzuführen läßt und immer noch allem möglichen Aberglauben und Hokusfokus zugänglich ist. Man denke nur an die Darwinisten, Evolutionisten, „Affologen“, Theosophen, Anthroposophen, Okkultisten, Spiritisten, Mormonen, Scientisten, Russelliten usw., deren erbärmliche Surrogate für das Christentum überall in der Welt so viele Bewunderer gefunden haben. Genau besehen, ist in der Regel der vielgerühmte moderne Mensch weiter nichts als der bis zum Platzen aufgeblasene alte Adam, bei dem ebenfals trotz Evolution und Deszendenz Art bisher nicht von Art gelassen hat. Auch Füllkrug gelangt nach allerlei Wanderungen schließlich zu demselben Resultat. „Der moderne Mensch unserer Tage“, schreibt er, „ist lehtjin kein anderer als der zur Zeit Jesu und der zu Luthers Zeiten; . . . er ist auch heute noch der alte, unerlöste, mit der Schuld, mit dem Leid und dem Tode ringende Mensch, der einen Erlöser braucht.“ Ist dies aber der Fall, so wird auch Füllkrug seinen Satz revidieren müssen, da er schreibt: „Die Einstellung des modernen Menschen in seinem religiösen Leben ist heute eine andere als zur Zeit Luthers.“ „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ so habe Luther gefragt. Heute laute die Frage: „Wie bekomme ich Kraft in aller Schwachheit, Gewißheit in aller Zweifelpätigkeit, Hoffnung trotz des ganzen hoffnungslosen Elends? Wie komme ich los von der Gebundenheit und Gewohnheit des Bösen? Woher kommt mir Freude in allem Jammer?“

Ist der Mensch immer noch der arme, verlorne und verdamnte Sünder, der er je und je war, so lautet und muß auch heute noch die eigentlich religiöse Frage lauten, wie sie je und je gelautet hat: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ An die Stelle derselben läßt sich keine andere schieben. Wird sie nicht gestellt, so ist auch der eigentlich religiöse Punkt nicht getroffen. Und wird sie recht beantwortet, wie bei Luther, so fallen alle andern Fragen von selbst dahin. Alles ist beantwortet mit dem einen Satz: „Glaube dem Evangelium, daß Gott in Christo dein gnädiger Vater ist!“ Haben wir aber Gott zum Vater, was wollen wir noch mehr? Dann sprechen wir mit dem Psalmisten (73, 25): „Wenn ich nur dich habe“ usw. Wäre diese Wahrheit von der Rechtfertigung durch den Glauben in den Kirchen lebendig geblieben, wäre sie nicht von den Professoren und Pastoren aus den Kirchen herausgeworfen oder doch in den Winkel gedrängt worden, so hätten die Laien auch der Kirche nicht den Rücken zugekehrt. Mit welchem Recht erwartet man aber vom Volk Achtung vor und Interesse für eine liberale Kirche, die ihm nichts, aber auch rein gar nichts mehr zu bieten hat?

Das Jahr 1922, das uns Missouriern manche besondere Feier gebracht hat, ist auch das vierhundertjährige Jubelgedenkjahr nicht bloß der Rückkehr Luthers von der Wartburg, sondern auch des 1522 im September von ihm herausgegebenen „Neu Testament Deutsch“. Georg Buchwald bringt denn auch in den „Christosterpen“ einen feinen Artikel mit der Überschrift: „Luther der Meister der Bibelberdeutschung.“ „Als es galt, einen ‚Katechismus‘ zu schaffen“, heißt es hier, „beauftragte Luther einige Freunde mit dessen Abfassung — er war der Berufene!

Als er selbst ans Werk ging, stellte sogar Melancthon den Druck seiner kurzen Auslegung der zehn Gebote, des Vaterunsers und Glaubens' ein. Als es galt, der Gemeinde evangelische Nieder für ihre Gottesdienste zu schenken, rief Luther deutsche Dichter auf — die besten antworteten seinem Herzen. Als es galt, dem deutschen Volke eine deutsche Bibel zu geben, freute sich Luther, daß sein Freund Johann Lang in Erfurt ans Werk gegangen war, und ermunterte ihn zur Weiterarbeit; aber als „Das Neue Testament Deutsch“ Luthers vorlag, gab Lang seine Arbeit auf — Luther war der Berufene und Befähigte! Worin lag diese Befähigung und dieser Beruf? Außer in seiner wissenschaftlichen Ausrüstung und in seiner wunderbaren Begabung, deutsch zu denken und Deutsch zu reden, darin, daß er die Bibel erlebte und, in die Bibel sich vertiefend, vom Geiste der Bibel durchdrungen, fähig war, das in ihr Gesagte nachzuempfinden. „Es gehört dazu [sagt Luther] ein recht, fromm, treu, fleißig, furchtsam, gelehrt, erfahren, gelübt Herz.“ (138 f.)

Nicht die erste deutsche Bibel, wohl aber die erste brauchbare, gangbare, lesbare deutsche Bibel, hat Luther geliefert. Buchwald sagt: „Lange schon vor Luthers Zeit hungerte das deutsche Volk nach der Bibel. Wo eine tiefere religiöse Bewegung die Herzen erfaßt hatte, wo man die Mißstände in der Kirche beklagte, wo man in der Rückkehr zum apostolischen Leben die Erneuerung der Kirche erstrebte, überall griff man zur Bibel. Sie war es, die doch zuletzt Aufschluß geben mußte über die höchsten Fragen, sie war doch der helle Spiegel echt christlichen Lebens, sie war doch der Maßstab, an dem die Wahrheit gemessen werden mußte. Und hatte es nicht einen besonderen Reiz zumal für den Laien, den Schleier zu lüften, der über diesem Buch in seiner fremden Sprache lag, und auch in dieser Bibel zu lesen, trotz oder gerade wegen des Vorrechtes der Gelehrten und der Priester? Diesem Verlangen kam nicht nur eine ausgebreitete biblische Erbauungsliteratur, sondern auch eine große Zahl deutscher Bibeln entgegen, und es war nicht zufällig, daß die junge Buchdruckerkunst sich nicht nur mit der Massenherstellung von Ablassformularen in den Dienst der Kirche, sondern mit der Vielbeschäftigung deutscher Bibeln auch in den Dienst der Laien stellte. Prof. Walthar in Kostod hat nicht weniger als 72 selbständige Bibelverdeutschungen vor Luther festgestellt und außer 18 Drucken von vollständigen deutschen Bibeln, einem Druck des Alten Testaments und 31 Drucken einzelner biblischen Bücher 202 Handschriften — darunter zehn bis sechzehn die ganze Bibel umfassend — ermittelt. Er rechnet damit, daß wenigstens 10,000 Bibeln oder Bibelteile gedruckt wurden und 3600 Handschriften vorhanden waren.“

„Die Kirche“, fährt Buchwald fort, „stand der Verbreitung der Bibel unter den Laien freilich mißtrauisch gegenüber. „Es ist gefährlich“, sagt Geiler von Kaisersberg, Kindern das Messer in die Hand zu geben, um sich selbst Brot zu schneiden; denn sie können sich verwunden. So muß auch die Heilige Schrift, welche das Brot Gottes enthält, gelesen und erklärt werden von solchen, die an Kenntnis und Erfahrung schon weiter sind und den unzweifelhaften Sinn herausbringen.“ „Es ist fast ein böses Ding, daß man die Bibel zu tütsch druckt, wenn man muß sie gar vil anders verstou, weder es do stot, wil man im echter Recht thun.“ Im Jahr 1486 erließ der Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg ein entschiedenes Bibelverbot, das er nicht nur mit dem mangelhaften, höherer Leitung bedürftigen Verständnis der Laien, sondern auch mit der Unzulänglichkeit der deutschen Sprache begründete. Und mit dem letzteren hatte Berthold sicherlich recht, das heißt, es war noch kein genialer Sprachmeister aufgetreten, der, statt in einer ungenügenden, holprigen Sprache an die Stelle lateinischer deutsche Worte zu setzen, den Inhalt der Bibel in das Gefäß der deutschen Sprache umgoß.“ (136 ff.) Der päpstischen Verleumdung von der Dunkelheit der Schrift stellte Luther bekanntlich das Wort entgegen: In der ganzen Welt gibt es kein klarer Buch als die Bibel. Für die Richtigkeit dieses Satzes lieferte den schlagendsten Beweis gerade sein „Neu Testament Deutsch“, das niemand aufmerksam lesen konnte, ohne es zu verstehen.

Die Bibel klar und deutlich Deutsch reden zu lassen — wie das zu Luther vor allen andern von Gott befähigt war; wie Luther zu dem Ende alle seine Kräfte anspannte in unermüdlicher, saurer Arbeit; wie er in diesem Interesse jede Hilfe, die ihm zu Gebote stand, in Anspruch nahm; und wie ihm dies (die Bibel wirklich Deutsch reden zu lassen) auch in wunderbarem Maße gelang — das und manches andere führt Buchwald in dem genannten Artikel des weiteren aus. Als Kronzeugen für Luthers Deutsch läßt er dabei den berühmten Katholiken Döllinger zu Worte kommen, der 1872 in seinen „Vorträgen über die Wiedervereinigungs-

versuche zwischen den christlichen Kirchen und die Aussichten einer künftigen Union“ bekannte: „Nur Luther war es, der wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geist das unergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat, und selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuten als den gewaltigen Zerstörer und Verfänger der Nation, können nicht anders: sie müssen reden mit seinen Worten, müssen denken mit seinen Gedanken.“ (134 f.)

F. W.

Die Ursachen unserer Niederlage. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkrieg von General der Infanterie Alfred Krauß (Wien). Zweite, durchgesehene Auflage. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Den Weltkrieg vergißt man so bald nicht. Auch die in vorliegender Schrift aufgeworfenen Fragen werden noch lange aktuell bleiben. Die „Ursachen“, die Krauß sucht, findet er, abgesehen von der allgemeinen Schwäche Österreichs, vornehmlich in der charakterlosen deutschen Politik und dem Mangel an Opferfreudigkeit im deutschen Volk. Krauß schreibt: „Das deutsche Volk ist in dem Riesenkampf unterlegen. Es ist nach den größten militärischen Leistungen infolge seiner eigenen politischen Schwäche gefallen. Das deutsche Volk hatte zu wählen zwischen zwei Gattungen von Führern. Der eine Typus, der ‚Ritter zur Rechten‘, zeigte den harten, unbiegsamen Willen, den Willen zur Tat, zum Kampf, zum Sieg. Er forderte vom Volk die höchsten Tugenden: harte Arbeit, Entbehrungen, Entschlossenheit, Opfermut, Hingebung an das Vaterland, an das Volk, Aufopferung für die Ehre des Volkes, kurz gesagt, den unbiegsamen Willen zum Sieg. . . . Der ‚Ritter zur Linken‘ war der weiche, nachgiebige, Blutopfer scheuende, den Mangel an Kraft, an Entschlossenheit mit Humanitätsduselei verdrämende Geist der Bequemlichkeit, der Genußsucht, der Arbeitsscheu, der geistigen und körperlichen Trägheit oder der falsche, das eigene Volkstum verleugnende und schändende Geist der Internationalität. . . . Der erste Führertypus, der in Clemenceau und Lloyd George besonders stark auf Seiten unserer Feinde hervortritt, war in Deutschland nur im Heere vertreten, wo er in Ludendorff seine Verkörperung fand. Den deutschen Politikern war dieser Typus leider fremd, in Österreich-Ungarn fehlte er ganz. Dagegen schloß der zweite Typus üppig in die Halme. Alle Politiker gehörten dieser schwächlichen, weichen Menschensorte an. Sie hofften, daß sie das Volk vor allzu großen Opfern bewahren würden, wenn sie es bewögen, sich vor fremdem Willen zu beugen. Jetzt dürfte es auch den Kurzsichtigsten schon aufgedämmert sein, daß die Opfer, welche der rechtzeitig selbst mit den härtesten Gewaltmitteln aufgezwungene Siegeswille gebracht hätte, weitaus geringer gewesen wären als die jetzt gebrachten, und daß das Volk vor allem nicht seine Selbstachtung und seine Ehre mit unter den Opfern suchen müßte.“ (301 f.)

Ganz abgesehen von dem allem Unheil zugrundeliegenden religiösen und sittlichen Verfall, hatte Deutschland schon lange vor dem Kriege eine große Schar von undeutschen, „vaterlandslosen Gesellen“. Zu diesen Reuten, die andere Eisen im Feuer und darum für ihr Vaterland wenig Opfer übrig hatten, gehörten nicht bloß die internationalen Sozialisten, sondern auch die katholischen Priester und viele von ihnen beeinflusste katholische Laien. Freilich stellen sich die Jesuiten, die jetzt, da das deutsche Volk am Boden liegt, eine gewaltige Propaganda für die katholische Kirche, insonderheit auch für das katholische bayerische Haus der Wittelsbacher, ins Werk setzen, als ob der Papst und die römische Kirche der eigentliche Hort und feste Halt des deutschen Volkes seien. Die katholische Kirche, schreibt z. B. Hartmann (Republik oder Monarchie, S. 10), „umschlingt unser Vaterland mit einer Kraft, Tiefe und Vielseitigkeit, die von nichts übertroffen wird“. Überall in Deutschland erschallt denn auch der siegesfrohe Ruf: „Jurid in den Schoß der katholischen Kirche! Nur sie vermag uns vor den Krallen der ‚Roten‘ und Bolschewisten zu retten! Nur sie kann Deutschland aus der sittlichen Ver lumpung und dem politischen und ökonomischen Elend befreien!“

Aber es ist dies alles Propaganda im fremden Interesse. Was die Jesuiten anstreben, ist nicht die Größe Deutschlands, sondern ihr eigenes summum bonum, das Reich des Papstes zu Rom. Und nie waren ihre Aussichten auf Erfolg günstiger. Heitmann schreibt: „Wenn man bedenkt, daß die katholische Kirche die Fähigkeit, suggestiv auf Massen zu wirken, bis zur höchsten Routine ausgebildet, ja bis zur Gewissenlosigkeit auszunutzen gelernt hat, dann begreift man ihre glänzenden Zukunftschancen. Die Aufhebung des Jesuitengesetzes kam gerade zur rechten Zeit.“ (Großstadt und Religion 1, 167.)

Krauß, der sich in vorliegender Schrift selber als Katholikem bekennet, trifft wesentlich das Richtige, wenn er schreibt: „Der Mangel an Volksempfinden, an Gefühl der nationalen Einheit, macht den Deutschen für den Begriff des Weltbürgertums, der Internationale, empfänglich. Er ist den Einflüssen internationaler Vereinigungen am stärksten von allen Völkern unterworfen; sie sind imstande, ihm den letzten Rest seines Deutschtums zu nehmen. Die internationalen Verbände der römisch-katholischen Kirche und der Sozialdemokratie lassen diese Wirkung erkennen. Der französische, ungarische oder slawische katholische Priester ist zuerst Franzose, Ungar, Tscheche, Slowene, Pole und dann erst römisch-katholischer Priester. Er arbeitet daher immer und überall zuerst in nationalem Sinne, er stellt die Macht des Priesters in den Dienst seines Volkes. Der deutsche katholische Priester denkt aber vor allem an Rom und dann vielleicht auch an das deutsche Volk. Daher sind deutschfühlende und -wirkende römisch-katholische Priester so selten zu finden; daher fehlt die Einwirkung der deutschen katholischen Priester auf ihre Pfarrkinder im deutschen nationalen Sinne, ihre Erziehung zum unbedingten Deutschtum. Als guter Katholik und treuer Sohn des deutschen Volkes empfinde ich diese Sachlage schmerzlich als die größte Schwäche des deutschen Volkes, deren Behebung alle gutgesinnten Deutschen ihre Kraft weihen sollten.“ Dem Urteile des Katholiken Krauß zufolge gehören also in Deutschland die katholischen Priester zu den Vaterlandslosen.

„Dieselbe Erscheinung“, fährt Krauß fort, „zeigt sich in der Sozialdemokratie. Nur der deutsche Sozialdemokrat ist unbedingter Internationalist, nur er allein hat sein Deutschtum diesem Krugbild geopfert. Der französische, englische, tschechische Sozialist und jeder andere ist zuerst ein Glied seines Volkes, bringt nur ihm alle Opfer und nützt die Internationale, von der er nur gerne spricht, zu seinem Vorteil und zum Vorteil seines Volkes aus. Nie wird ein französischer oder tschechischer Sozialist sein Volk der Internationale opfern, nie wird er es seinen Feinden ausliefern, es in den Abgrund stoßen, um der Internationale zu nützen. Der deutsche Sozialdemokrat aber hat es getan und tut es noch, obwohl die Haltung der andern ihn hätte eines Besseren belehren können. Nur so ist die Schmach verständlich, daß Deutsche ihr eigenes Volk besudeln, ihm und seinen früheren Leitern die Schuld am Kriege vor aller Welt zuschieben und das beschimpfen, was kurz vorher jedem guten Deutschen heilig war. Diese Schmach hat dem deutschen Volk neben dem Haß, den es als tüchtigstes Volk schon reichlich befehen hat, noch den Verwurf seiner Feinde eingetragen, ihm die Verachtung der Welt zuzuschreiben.“ (56 f.)

An diesen Ausführungen ist nur auszusagen, daß Krauß meint, die internationalen Sozialisten und römischen Priester seien bloß in Deutschland unpatriotisch. Überall in der Welt sind und waren vielmehr je und je überzeugte Katholiken, insonderheit die Jesuiten, immer zuerst Römlinge und dann erst Franzosen, Irländer, Amerikaner, Deutsche usw., obwohl dies in Deutschland, wo eben die römische Klerisei energischer, konsequenter und tieferblickend ist als sonst in der Welt, stärker zutage getreten ist. Und wären die Ziele und Mittel der katholischen Kirche immer nur rein geistliche, so läme diese Stellung ihrer Priester auch nirgends in Konflikt mit den Interessen des Staates. Was sie, zumal in kritischen Lagen, überall in der Welt verderblich macht, ist der von Krauß nicht hervor gehobene Umstand, daß das Papsttum wesentlich ein weltliches, politisches Reich ist und sein will. F. B.

Johannes Herrmann, Zwickau, Sachsen, hat uns zugesandt: 1. „Ein Wort eines alten Bibelkenners für die alte Bibel.“ Von Aug. Frese. (M. 12.50.) — 2. „Die Bibel Gottes Wort und des Glaubens einzige Quelle.“ (M. 20.) — 3. „Nimm und lies!“ Eine Ermunterung zum fleißigen und rechten Gebrauch der Bibel. Im Jubiläumsjahre der Bibelübersetzung D. Martin Luthers verfaßt von D. Otto Willkomm. (M. 17.) — 4. „Die Hauptunterschiede zwischen der evangelisch-lutherischen und der römisch-katholischen Kirche.“ Von August Stallmann. (M. 4.) — 5. „Bibelwort, bester Hort.“ 12 Bibel-Jubiläumspostkarten mit Versen von Fr. Gillhoff und mit Bignetten von R. Schäfer und W. v. Schwind zur vierhundertsten Jahrfeier der Vollendung des ersten deutschen Neuen Testaments nach der Übersetzung D. Martin Luthers im September 1522. (M. 11.) — 6. „Etwas zum Nachdenken.“ (60 Pf.) — Es ist dies letztere ein Traktat von vier Seiten, der sich in geschickter, objektiver Weise gegen die Römischen richtet, die gegenwärtig durch ganz Deutschland hin eine gewaltige, höchst gefährliche Propaganda betreiben.

Auf andere der obigen Schriften etwas näher einzugehen, werden wir hoffentlich später mehr Raum und Zeit finden.

Wir bemerken noch, daß der „Schriftenverein“ der Freikirche von Sachsen u. a. St. sich ansieht, eine Taschenbibel im unverfälschten Luthertext“ herauszugeben. Für die erfolgreiche Ausführung dieses kostspieligen Unternehmens rechnet man selbstverständlich auch auf kräftige Hilfe aus Amerika. In der „Freikirche“ heißt es: „Den Gemeinden wurde [von der Synode] empfohlen, die Kollekte des Bibeljubiläumsgottesdienstes, den sie wohl alle im September d. J. halten werden, für die Druckkosten der Taschenbibel zu bestimmen.“ Ähnliches könnte hier und da auch in unserer Mitte geschehen. Die „Freikirche“ fährt fort: „Wer an diesem edlen Werke mitarbeiten und überhaupt die Schriftenverbreitung fördern will, werde Mitglied des Schriftenvereins, der nicht nur im Freistaat Sachsen, sondern in allen Teilen Deutschlands Glieder und Niederlagen haben sollte.“ In dieser Mitgliedschaft wird man gewiß auch Amerikaner willkommen heißen.

F. B.

Bethel bei Bielefeld hat uns zugehen lassen: 1. „Bote von Bethel“, Nr. 109. 2. „Wer ist der Reichste?“ 3. „Friedrich von Bodelschwingh.“ — Aus diesen Blättern mögen folgende Angaben hier Platz finden: „In den Armenierteln von Paris begann Bodelschwingh seine Missionsarbeit. 1872 wurde er zum Leiter eines kleinen Werkes christlicher Liebe in Bethel berufen. Als er kam, fand er fünfzehn Kranke. Als er starb, war Bethel zu einem Heim für Tausende geworden. Auf allen Gebieten sozialer Arbeit war er ein Bahnbrecher. Seine Einrichtungen und Grundsätze wirkten als Vorbilder in der ganzen Welt.“ „Bethel ist die Stadt der Fallstüchtigen. Fast 12,000 haben wir hier im Laufe der Jahre eine Heimat bieten können. Von diesen sind nur 1063 geheilt und 2077 wesentlich gebessert in die irdische Heimat zurückgeführt, während 3783 zur oberen Heimat zogen. Außer den Fallstüchtigen beherbergt Bethel noch etwa 850 Geisteskranke und Heimatlose aller Art, daneben noch 450 andere Kranke und Sieche. Im letzten Jahre wurden in Bethel 187,612 epileptische Anfälle gezählt. Ein Drittel unserer Kranken steht im Kindesalter. Viele von diesen sind schwachsinzig. Doch für Liebe sind alle empfänglich. Für die Pflege gebrauchen wir mehr als 450 Diakone und Diakonissen. Die Gesamtzahl unserer Schwestern beträgt zurzeit 1492, die der Diakone 385. Das Arbeitsfeld beider umfaßt 520 Stationen im ganzen Reiche.“ „Wir haben sehr viel Grund zum Danken. Gottes Güte hat uns bisher immer noch das Nötigste beschert. . . . Wir spüren natürlich den schweren Druck der schnell wachsenden Kurung. Auch in unserm großen Haushalt von mehr als 7000 Menschen [davon 4000 Kranke] sind Kartoffeln und Kohlen und Kleider die besonderen Schmerzenskinder. Man hat ausgerechnet, daß wir in diesem Jahre, wenn die Steigerung der Preise in derselben Weise weitergeht, für Kohlen und Holz 15 Millionen Mark würden ausgeben müssen. Ein einziges epileptisches Kind zu pflegen, kostet jetzt schon weit mehr als 10,000 Mark im Jahre. Und wenn man überlegt, was nötig sein wird, um die abgenutzte Wäsche zu ergänzen, die verbrauchten Häuser ein wenig wieder instand zu setzen, dann hört man am liebsten mit allem Rechnen auf. Es scheint unmöglich, die Einnahmen mit den Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen.“ „Wir haben alle Ursache zu beten: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ Jede Hilfe ist uns darum auch willkommen.“ F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Der „Nebraska-Distriktsbote“ berichtet in der Juli-Nummer: „Der Einhaltsbefehl gegen Ausführung des Sprachgesetzes, den Richter Button von Fremont letzten Herbst gewährt hat, ist von unserm Staatsobergericht weiter verlängert worden. Er ist in Kraft, bis das Obergericht in Washington in der Sache entschieden hat. Wahrscheinlich wird der Fall dort anfangs Oktober zur Verhandlung kommen.“ — In enger

Beziehung zu unserm Gemeindefchulwesen steht auch eine Bekanntmachung des Schulsuperintendenten des Nebraska-Distrikts. Die Bekanntmachung verdient auch in andern Synodalbezirken Beachtung und lautet so: „Eine ansehnliche Anzahl lutherischer Jungfrauen hat sich zum Dienst in der Gemeindefchule gemeldet. Diese hätten ja, wenn sie es vorgezogen hätten, in den Dienst der öffentlichen Schule zu treten, schon Lohnendere Anstellung finden können. Wenn irgend möglich, sollte keine von ihnen enttäuscht werden. In unserm Synodalbezirk befinden sich noch einzelne Schulen, die eine verhältnismäßig große Schülerzahl haben, die von den betreffenden Ortspastoren unterrichtet wird. Sollen diese den jetzt gestellten Anforderungen genügen, so ist es für sie kaum möglich, neben ihrer eigentlichen Amtarbeit auch noch fünf Tage angestrengt in der Schule tätig zu sein, wenn sie nicht schließlich ihre Gesundheit gefährden sollen. Hier wäre also eine Gelegenheit für solche Gemeinden, die aus verschiedenen Gründen noch keine männliche Lehrkraft anstellen können, ihrem überbürdeten Pastor den größten Teil der Schularbeit abzunehmen. Dadurch wäre nicht nur der Schule und dem Pastor, sondern auch diesen angehenden Lehrerinnen gebient. Diese Jungfrauen haben sämtlich eine öffentliche Hochschule absolviert und einige derselben haben auch schon längere oder kürzere Zeit in der Staats- oder in der Gemeindefchule gebient. Solche Gemeinden, die etwa gesonnen wären, eins dieser Mädchen anzustellen, sollten möglichst bald die nötigen Schritte dazu tun. Man kann nicht erwarten, daß sie noch allzulange auf Anstellung in unsern Kreisen warten und etwaige Offerten, die ihnen von öffentlichen Schulbehörden gemacht werden, ausschlagen. Wenn sie nicht bald in unsern Schulen angestellt werden, haben sie auch keine allzu große Hoffnung, noch in den öffentlichen Schuldienst treten zu können. Womöglich sollte in der Zukunft aus naheliegenden Gründen die Beratung über die temporäre Anstellung solcher Lehrkräfte noch vor Beginn der jährlichen Sommerferien stattfinden. Auch einige Schulen, an denen männliche Lehrkräfte wirken, sollten noch einen Lehrer oder eine Lehrerin anstellen, da die Schülerzahl derselben unter den obwaltenden Umständen dies fast nötig macht, wenn die Schulen das leisten sollen, was man heutzutage von denselben erwartet. Der Erfolg wird nicht ausbleiben.“ — Aus dem Bericht unsers Schulinspektors des Michigan-Distrikts teilen wir folgendes mit: „Anfang Februar griff die Staatsaufsicht mit roher Hand in unser Schulwesen und in unsere Schulinspektion, indem an mich das unerhörte Ansinnen gestellt wurde, alle Lehrer unerbittlich aufzufordern, sofort den Unterricht in der Religion und im Deutschen vom regelrechten Stundenplan zu streichen. Auf Grund des Dacey-Gesetzes dürften diese Fächer nur außerhalb der Schulzeit gelehrt werden. Eine christliche Gemeindefchule, eine Religionschule, ohne Religion! Es versteht sich wohl von selbst, daß ich dieser Aufforderung nicht nachkam und dem betreffenden Staatsangestellten die gebührende Antwort nicht schuldig blieb. Dann wurde auf einer gemeinsamen Zusammenkunft der Distriktsbeamten und der drei Schulkomiteen u. a. beschlossen, allen Schulgemeinden zu empfehlen, auch in Zukunft die erste, beste, volle Stunde des Tages für die Religion, das Herzstück unserer Schule, festzuhalten.“ — „Unsere Sch u l g e b ä u d e halten im allgemeinen den Vergleich mit denen des Staates aus, wenigstens auf dem Lande. Wenn auch bei uns noch nicht alles vollkommen ist, so werden doch überall löbliche Anstrengungen gemacht, um allen billigen Forderungen in Beziehung auf Nicht

und Luft, auf Gesundheit, Reinlichkeit und Sicherheit zu genügen. Verbesserungen sollen sofort gemacht werden.“ Über den Unterschied zwischen Staats- und Gemeindefschule heißt es in dem Bericht: „Wir wollen uns nicht verschließen gegen die Gefahren, die in christuslosen Anstalten lauern. Gott bewahre unsere Lehrer vor einem andern Geist“ und uns alle vor dem verhängnisvollen Irrtum, unser Schulwesen nach dem Modell der Staatschule umzumodeln! Die Erziehung in einer christlichen Schule geht doch von ganz andern Voraussetzungen aus, verfolgt ganz andere Ziele und arbeitet auch nach andern Methoden.“ — „Die Sprachenfrage sollten wir selbst lösen, und zwar auf vernünftige, natürliche Weise, je nach den örtlichen Verhältnissen. Jedenfalls dürfen wir schon aus prinzipiellen Gründen in dieser Frage dem Staate auch nicht den kleinen Finger geben. Ganz englisch sind sieben Schulen, in sieben weiteren wird der Religionsunterricht nur in englischer Sprache erteilt, in vierzehn in deutscher und in allen übrigen in beiden Sprachen. Die Einsprachigkeit ist gewiß kein Fortschritt gegen die Zweisprachigkeit; das empfindet man besonders in der Singstunde, in der der deutsch-lutherische Choral und das innige, gemütsvolle deutsche Volkslied verstummen müssen!“ — Wir haben in der letzten Nummer dieser Zeitschrift und schon früher darauf hingewiesen, daß das Studium der alten Sprachen in unsern amerikanischen Colleges und Universitäten beständig abnimmt. Die Leiter der Anstalten beklagen in ihren Berichten diese Tatsache, können sie aber nicht ändern. Auch über unser theologisches Seminar in St. Louis soll, wie wir kürzlich hörten, hier und da das Gerücht gehen, daß bei uns nicht mehr das frühere Gewicht auf die Kenntnis der alten Sprachen gelegt werde. Wir können nur sagen, daß dies Gerücht durchaus der Begründung entbehrt. Der theologische Unterricht in unserm St. Louiser Seminar setzt in allen Disziplinen die Kenntnis der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache voraus. Colleges, die diese Kenntnis nicht vermitteln wollten oder könnten, würden naturgemäß den Anschluß an St. Louis verlieren. Unsere Synode ist, soweit wir sie kennen, nicht gewillt, den Charakter der St. Louiser Anstalt zu ändern. Was die Kenntnis der deutschen und englischen Sprache betrifft, so äußerte sich auch die kürzlich zu La Grange, Ill., versammelte Professorenkonferenz dahin, daß an der Zweisprachigkeit unsern Ministeriums um des Bedürfnisses der Kirche willen festzuhalten sei.

F. P.

Die Ev.-Luth. Synodalkonferenz von Nordamerika organisierte sich im Jahre 1872. Sie kann also dieses Jahr ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiern, wie unsere Zeitschriften schon wiederholt gemeldet haben. Die Synodalkonferenz besteht gegenwärtig aus vier Synoden, nämlich der Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten, der Synode von Wisconsin und andern Staaten, der Slowakischen Ev.-Luth. Synode Amerikas und der Norwegischen Synode der amerikanisch-lutherischen Kirche. Die Statistik schreibt der Synodalkonferenz im Jahre 1920 in runder Summe zu: 4000 Gemeinden, 760,000 kommunizierende Glieder und 3400 Pastoren. Vor allen Dingen ist aber an die Tatsache zu erinnern, daß die Synodalkonferenz das Beispiel einer rechten kirchlichen Verbindung darstellt, nämlich einer Verbindung, die sich auf völlige Übereinstimmung in allen Artikeln der christlichen Lehre gründet. Nun gilt es, durch Gottes Gnade diese Einigkeit festzuhalten und zu pflegen. Wie die Einigkeit in jeder christlichen Gemeinde stets durch

Teufel, Welt und der Christen eigenes böses Fleisch bedroht ist, so war dies auch in bezug auf die kirchliche Verbindung der Synodalkonferenz der Fall, wie alle diejenigen auch aus Erfahrung wissen, die die Geschichte der Synodalkonferenz durchlebt haben. Es ist ein Wunder der göttlichen Gnade, daß die Synodalkonferenz noch besteht, und uns gebührt es, diese Gnade zu preisen.

Ku Klux Klan und Baptisten in Texas. Eine durch die Affoziierte Presse vermittelte Nachricht aus Austin, Tex., lautet: „Gestern erschien eine Abordnung des Ku Klux Klan in der Baptistenkirche in South Austin und händigte dem Pastor ein Geschenk von fünfzig Dollars ein. Edgar Shelton, ein Mitglied der Kirchengemeinde, riß einem der in der üblichen Verkleidung erschienenen Vertreter des Geheimbundes die Maske vom Gesicht. Shelton wurde von den Ku-Kluxern zu Boden geschlagen und überdies von der Kirchengemeinde gegen ihn die Beschuldigung der Störung des Gottesdienstes im Gericht erhoben.“

II. Ausland.

Über die „Kriegsschuld-Untersuchung“ finden wir in einer St. Louiser Zeitung die folgende Notiz: „Schon seit längerer Zeit haben Gelehrte verschiedener neutraler Länder über die Bildung einer neutralen Kommission verhandelt, die die Ursachen des Weltkrieges untersuchen soll. Auf eine Konferenz in Kopenhagen zu Ostern ist jetzt eine solche während der Pfingstwoche in Stockholm gefolgt. Die Vorbereitungsarbeiten sind abgeschlossen, und die Kommission ist nun endgültig gebildet worden. Sie nennt sich die Neutrale Zentralkommission für die Untersuchung der Ursachen des Weltkrieges. Zum Präsidenten wurde gewählt Universitätsprofessor Reuterskjöld (Upsala), zum Vizepräsidenten Archibdirektor Dr. Japikse (Haag) und zum Generalsekretär der holländische Publizist Bruma. Der Sitz des Generalsekretärs ist Haag. Die nächste Konferenz findet in der Schweiz statt. Als ihre Aufgabe sieht die Kommission die völlig unparteiische wissenschaftliche Untersuchung des Ursprunges des letzten Krieges an. Sie hofft damit auch die Vorurteile beseitigen zu können, die der Weltkrieg auf beiden Seiten geschaffen hat, und zur Wiederherstellung größeren Vertrauens zwischen den Völkern beitragen zu können. Die Konferenz hat weiter einen Arbeitsplan aufgestellt und den verschiedenen Landesdelegationen die Bearbeitung einzelner Aufgaben übertragen. Das Generalsekretariat wird Mitteilungen in zwangloser Folge herausgeben. An den letzten Verhandlungen nahmen teil: aus Holland General van Terwisga und Dr. Japikse, aus Norwegen Oberbibliothekar Drolsum und Dr. Hj. Christensen, aus der Schweiz der Universitätsprofessor Wächold (Basel) und Oberst Immenhauser (Bern), aus Schweden Prof. Reuterskjöld und Hochschulprofessor Selge Almquist (Göteborg). Da die Arbeit der Kommission naturgemäß von großer Tragweite werden kann, wurden von interessierter Seite bereits Versuche gemacht, sie von vornherein zu verdächtigen. Die Kommission hält es indessen für überflüssig, sich auf eine Widerlegung dieser Verdächtigungen einzulassen.“ Die „interessierte Seite“, welche Versuche gemacht hat, die Neutrale Zentralkommission zu verdächtigen, ist die „alliierte“ Seite, wie aus mehreren Zeitungsberichten der letzten Monate klar hervorging. Man erwartet, daß das Urteil der neutralen Kommission wesentlich gegen die alliierte Seite

lauten werde. Aber wenn dieser Fall eintritt, so wird dies an der Sachlage schwerlich etwas ändern. Ein gegen die Aiiierten lautendes Urteil würde nur dann „naturgemäß von großer Tragweite werden“, wenn hinter dem Urteil die nötigen Millionen Soldaten ständen. Gerade auch die Ereignisse der letzten Jahre haben Luthers Urteil reslos bestätigt, daß man in dieser Welt, wie sie nun einmal beschaffen ist, nur mit Nachtmitteln etwas festhalten, resp. zurückerhalten kann. Die gegenteiligen Erwartungen beruhen auf einer Einschätzung der sündlichen Menschennatur, die nicht nur der Heiligen Schrift, sondern auch der geschichtlichen Erfahrung widerspricht.

F. B.

Dänemark, Schweden, Finnland. In der „Freikirche“ vom 28. Mai berichtet P. Martin Willkomm über einen Besuch in den genannten Ländern. Ein längerer Auszug aus diesem Bericht wird den Lesern von „Lehre und Behre“ willkommen sein. P. Willkomm schreibt: „Am Ostermontag machte ich mich auf die Reise, um dem Rufe Folge zu leisten, der von unsern Freunden aus Finnland an mich ergangen war und mich aufforderte, vor einer Pastoralkonferenz dort Zeugnis abzulegen von unserm Glauben und unserer Lehre. P. J. M. Michael in Kopenhagen hatte sich zu meiner großen Freude auf Bitten des Synodalrates bereit erklärt, mich nach Finnland zu begleiten, und mich zugleich gebeten, bei dieser Gelegenheit ihn und seine Gemeinde zu besuchen und die Verhältnisse, unter denen er in Dänemark arbeitet, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, um der Synode darüber berichten zu können. Das habe ich sehr gern getan. Ich habe mich sowohl auf der Hin- als auf der Rückreise einige Tage bei ihm aufgehalten, einer Versammlung von Gemeindegliedern im Pfarrhause und einem Gottesdienst in der Martinskirche beigewohnt und durch Vermittlung ihres Pastors, der meine Worte übersezt, zweimal zur Gemeinde reden dürfen. Es war mir eine große Freude, zu sehen, daß auf der mühevollen Arbeit unserß lieben Bruders Gottes Segen ruht, und daß er das volle Vertrauen seiner Gemeinde genießt. Am Freitag nach Ostern verließen wir beide, P. Michael und ich, Kopenhagen und reisten über Malmö nach Stockholm, der Hauptstadt Schwedens. Dort erwartete uns am Hauptbahnhof ein Mann, den wir bis dahin von Angesicht nicht kannten, mit dem wir uns aber nach kurzem Weisamensein sehr gut verstanden. Es ist dies der Redakteur Axel O. Svensson, der Herausgeber des Blattes 'Nya Väktaren', das heißt, 'Der neue Wächter'. Seinen Namen hatte P. Michael bei seinem letzten Aufenthalt in Finnland im vorigen Herbst mit Prof. Dau durch unsere finnischen Freunde erfahren, und sein Blatt, das er seit einiger Zeit erhielt, hatte den Wunsch in ihm rege werden lassen, den Mann näher kennen zu lernen. Bei eingehender Aussprache über die christliche Lehre erkannten wir bald zu gegenseitiger Freude, daß wir in den heute so viel umstrittenen Fragen von der Schrift, von der Versöhnung und Rechtfertigung der ganzen Sündertwelt durch Christi vollgültiges Opfer, von der Bekehrung, von den letzten Dingen auf Grund der Heiligen Schrift übereinstimmten. Für die Lehre von der wörtlichen Eingebung und der Irrtumslosigkeit der Bibel ist Svensson schon vor Jahren öffentlich eingetreten und hat sie gegen die moderne Bibelkritik der wissenschaftlich sein wollenden Theologen verteidigt, sich auch darüber von den Kreisen, zu denen er früher gehörte, unter viel Schmärgen und mancherlei Opfern getrennt. Vor allen Dingen aber ist es ihm darum zu tun, das volle Evangelium von der freien Gnade unter das

Volk zu bringen; denn darin hat er selbst Ruhe gefunden für seine Seele. Erst als er sich vergewissert hatte, daß wir darin mit ihm völlig stimmten, faßte er volles Vertrauen zu uns. Er hatte geglaubt, in Deutschland seien die echten Lutheraner bis auf P. Clausen in Lobenbüttel ausgestorben, und freute sich nun von Herzen, in uns Bekenner der vollen lutherischen Wahrheit kennen zu lernen. Wir freuten uns nicht minder, dort in Schweden einen so entschiedenen Vorkämpfer für Luthers Lehre zu finden. Er steht auch nicht allein. Der Verein 'Bibeltrogna Vännen' (Bibeltreue Freunde), dessen Sekretär er ist, hat mehr als 350 Ortsgruppen in Schweden, beschäftigt über 100 Bücherboten, 55 Reiseprediger in Schweden und 12 Missionare im Ausland. Er hat ein ausgedehntes Buchgeschäft und läßt sich die Ausbreitung der Wahrheit, die er erkannt hat, durch Vorträge und Schriftenverbreitung angelegen sein. Er besteht zurzeit noch innerhalb der Staatskirche, bekämpft aber deren Abfall vom Luthertum mit Ernst und arbeitet darauf hin, sich als selbständige lutherische Kirche zu organisieren. Wir haben Herrn Svensson auf Walthers Schrift 'Die rechte Gestalt' hingewiesen und hoffen, daß er sie studieren und die darin enthaltene Wahrheit in seinen Kreisen nutzbar machen wird. — Um die Mittagszeit des Sonntags Quasimodogeniti legte unser Schiff in Ubo, Finnland, an. Am Lande erwartete und begrüßte uns P. A. E. Koslenniemi und geleitete uns in unser Quartier bei einer freundlichen Lehrerin, deren Sprache wir zwar nicht verstehen konnten, deren gastfreundliche Liebe uns aber um so mehr zu Herzen ging. Auch im Pfarrhause, wo wir die Mahlzeiten einnahmen, fühlten wir uns bald heimisch, zumal da dort auch die Sprache weniger hinderte, denn unsere lieben Gastfreunde sprachen ziemlich gut Deutsch. Noch am Abend hatten wir beide Gelegenheit, vor einer größeren, andächtig laufschenden Versammlung in einem Vereinshause Zeugnis von unserer Lehre abzulegen und Grüße unserer Gemeinden auszurichten, wobei P. Koslenniemi als Dolmetscher diente. Am Nachmittag traten wir mit P. Koslenniemi und Frau die Reise nach der Landeshauptstadt Helsinki an, wo die Konferenz tagen sollte, zu deren Besuch wir eingeladen worden waren. Am Bahnhof erwartete uns der andere unserer Freunde vom vorigen Jahre, P. S. Pätiälä mit Frau, und unsere Wirtin, Frau Eva Maria Konkola, mit ihrer Tochter. In ihrem Hause durften wir einige Tage zubringen, von denen ich nicht anders sagen kann, als daß es Tage der Erquickung gewesen sind. Nicht nur wurden wir im Leiblichen aufs beste verpflegt; was uns am meisten erquickte, war die Freude an Gottes Wort und der Eifer, in der Erkenntnis der rechten Lehre zu wachsen, der uns hier entgegentrat. Es waren außer uns noch einige jüngere Pastoren dort untergebracht. Mit ihnen und unserer gütigen Wirtin haben wir in den Pausen zwischen den Sitzungen der Konferenz fast unausgesetzt Fragen der Lehre und der kirchlichen Praxis besprochen. Die Konferenz selbst fand in dem schönen und geräumigen Hause statt, das der lutherische Evangeliumsverein in Helsingfors besitzt und in dem sich auch die Buchhandlung des Vereins und das Studentenheim befinden. An der Konferenz nahmen etwa 35 Pastoren aus allen Teilen des Landes teil, zumeist Glieder des lutherischen Pastorenbundes, der vor zwei Jahren gegründet wurde und sich die Erhaltung der bekennnismäßigen Lehre zur Aufgabe gestellt hat. Wir freuten uns, zu sehen, mit welchem Ernst Lehrfragen und kirchliche Angelegenheiten auf dieser Konferenz besprochen wurden. Unter andern wurden folgende Thematata behandelt: 'Allgemeine

Rechtfertigung und Rechtfertigung aus dem Glauben' (Propst J. Engström); 'Absolution' (P. Koskenniemi); 'Die Schäden der gegenwärtigen Ausbildung der Theologen auf der Universität' (Pfarrer Pätälä); Beurteilung eines Entwurfes zu einem Handbuch für den Religionsunterricht. Bei den meisten Vorträgen waren auch Glieder der Hörerschaft zugegen. Die Aussprache über das Gehörte war eine lebhaftere. Mein kurzer Vortrag über Luthers Stellung zur Schrift wurde beifällig aufgenommen. Außerdem durfte ich der Konferenz, von deren Leitern wir überaus freundlich begrüßt wurden, eine Arbeit vorlegen über das Thema: 'Jede christliche Ortsgemeinde hat als solche Recht und Pflicht, den Bau der Kirche zu betreiben.' Obwohl P. Koskenniemi gut vorgearbeitet hatte, indem er Luthers hierhergehörige Schrift aus dem Jahre 1523 (vgl. Lutherheft Nr. 38) im 'Naimen' zum großen Teile übersetzt hatte, war die Schriftwahrheit von den Rechten und Pflichten der Ortsgemeinde den meisten Teilnehmern an der Konferenz etwas Neues. Der Vortrag fand eine geteilte Aufnahme. Die Aussprache darüber wurde in eine geschlossene Sitzung verwiesen. Etliche, darunter unsere Freunde vom vorigen Jahre, stimmten mit Freuden zu, zumal als sie erkannt hatten, in wie engem Zusammenhang die Lehre vom geistlichen Priestertum aller Christen mit der Lehre von der Rechtfertigung steht; sie werden diese wichtige Wahrheit auch vor ihren Zuhörern treiben und auf Bildung rechter Ortsgemeinden hinarbeiten. Andere meinten, nicht so schnell zustimmen zu können, und wollten die berührten Fragen als Fragen behandelt wissen, die weniger wichtig seien und nicht in das Gebiet der Lehre, sondern der Organisation gehörten. Jedenfalls ist aber die Frage von der Ortsgemeinde und von der Pflicht der kirchlichen Scheidung von offenbar falschgläubigen in Finnland nunmehr in Fluß gekommen. Gott schenke seiner Wahrheit auch in diesem Stücke Siegel! Auch P. Michael durfte vor den Pastoren und ihren Angehörigen ein Referat verlesen. Er behandelte die Notwendigkeit der Verpflichtung der Pastoren auf die lutherischen Bekenntnisschriften. Am Schlusse der Konferenz redeten wir beide noch im Bethause des Vereins vor einer größeren Öffentlichkeit, P. Michael in dänischer Sprache, die von den schwedischsprechenden Finnen zum großen Teil verstanden wird, über Jer. 6, 16; ich in deutscher Sprache, mit P. Koskenniemi als Dolmetscher, über Joh. 16, 27." F. P.

Polen. Superintendent Angerstein in Lodz, Polen, schreibt in einem Privatbriefe: „Aus dem beigelegten Zeitungsausschnitt werden Sie ersehen, daß ich des 75jährigen Jubiläums Ihrer Missourisynode gedacht und darüber einen Vortrag gehalten habe. Bitte, teilen Sie das der Missourisynode mit und übermitteln Sie ihr meine herzlichsten Segenswünsche für ihr weiteres Gedeihen. Meiner Rede im Stadtmissionsaal, an der etliche hundert teilnahmen, habe ich Matth. 13, 31. 32 zugrunde gelegt und auf das Wachstum der Missourisynode angewandt.“

Tschechoslowakei. Der Direktor unserer Heidenmission, P. Friedrich Brand, hat auf seiner Rückreise von China und Indien auch Europa und unsere Glaubensbrüder in der Tschechoslowakei besucht. Er berichtet darüber: „Ich hatte auch Gelegenheit, die Arbeit unserer slowakischen Brüder in Poprad-Bella zu besichtigen. Auf Beschluß und Rat der sächsischen Konferenz reiste ich in die Tschechoslowakei, um das neuertworbene Seminareigentum in Augenschein zu nehmen und mit den dortigen Glaubensgenossen allerlei einschlägige Fragen zu besprechen. Die slowakischen Brüder haben nämlich ein

passendes Eigentum, das früher Hotelzwecken diente, als Predigerseminar angekauft. Sie hoffen, daß es dem Herrn gefallen werde, sie gerade auf diesem Wege für ihr Vaterland etwas Großes wirken zu lassen, indem sie rechts-gläubige Prediger des Evangeliums vorbilden. Das Seminar war bereits mit drei eingeschriebenen Studenten eröffnet worden. Leider verfehlte ich in Bella P. Pelikan, weil er eben in diesen Tagen nach Deutschland gereist war in der Absicht, mit mir über die neugegründete Anstalt zu reden. Zu meiner Freude konnten wir uns aber später in Prag treffen. In Bella traf ich jedoch Prof. Mucharik und P. Kolarik, die mir von früher her bereits bekannt waren. Beide sind nämlich in Springfield für das heilige Amt vor-gebildet worden. Gar sehr freute ich mich, die werten jungen Brüder in so wichtiger Arbeit zu finden. Sie haben eine überaus schwierige Stellung und bedürfen der ernstesten Fürbitte aller Glaubensgenossen. Der Herr wolle ihnen beistehen und das angefangene Werk gelingen lassen!

Aus dem Elsaß. Gegen die Beschuldigung, daß die alte lutherische Kirche „liebesarm“ gewesen sei, lesen wir in der Juninummer der „Theologischen Blätter“: „Um die alte Kirche als eine liebesarme zu diskreditieren, erühnt man sich sogar, ihr den Vorwurf zu machen, daß sie in ihrem Augsburger Bekenntnis der Liebe das Kennzeichen der Jüngerschaft Christi abgesprochen habe. Ich hörte es aus dem Munde eines bedeutenden Predigers sagen: es fehle darin bei der Definition der Kirche im 7. Artikel der Ausdruck ‚Liebe! Die Kirche ist die Gemeinde der Gläubigen, bei welchen nicht nur, wie es heißt, Gottes Wort rein und lauter gepredigt und die Sacramente nach Christi Einsetzung verwaltet werden, sondern auch die Liebe ausgeübt werde. Als ob die Gemeinde der Gläubigen eine Gemeinde ohne Liebe sein könnte! Oder wären im 7. Artikel die Gläubigen als bloße Kopfgläubige oder Denkgläubige gedacht? Auch unsere Väter kannten den Spruch vom ‚Glauben, der durch die Liebe tätig ist‘; darum eiferten auch sie mit Jakobus gegen einen toten Glauben, der die Liebesfrucht nicht auswirken kann. (Siehe auch den Artikel der Augsburgerischen Konfession ‚Von den guten Werken und dem neuen Gehorsam‘.) Deswegen aber gaben sie die Lehre vom Glauben als seligmachendem Faktor nicht preis, um in römischer Weise Glaube und Liebe als die Seligkeit bewirkende Ursachen zusammenzustellen. Wie das Tridentinum alle die verdammt, welche den Glauben als alleinseligmachend darstellen, so tun es auch die neumodischen Protestanten, Nitschlianer, Liberale, Neuliberale, Miliberale, Neupietisten, Methodisten. Sie berufen sich alle auf ihre Werke, um vor Gott zu bestehen, Werke, die doch im Gerichte Gottes nie als seligmachend bestehen können, wenn nicht Jesus allein im Glauben gemeint war. Ein Hauptspruch, womit man dem Glauben einen Hauptstoß zu versehen meint, ist der Spruch: ‚Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.‘ Der Herr hat aber auch den andern Ausspruch getan: ‚So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch freimachen.‘ Man verschweige dieses Kennzeichen nicht! Es gibt zwei Kennzeichen der Jüngerschaft Christi, nicht nur Liebe, auch Glauben; Glauben zuerst, dann Liebe; Glaube als Vater, Liebe als das Kind, die Tochter des Glaubens.“

Lehre und Wehre.

Jahrgang 68. August und September 1922. Nr. 8 u. 9.

Eine Lehrverhandlung vor fünfzig Jahren.

Vor fünfzig Jahren, im Jahre 1872, ist bei der ersten Versammlung der Synodalkonferenz die Lehre von der allgemeinen Rechtfertigung in extenso verhandelt worden. Das war lange vor Beginn des Gnadenwahlehrstreits, als noch die Ohiosynode mit uns einig war und unserer Lehre zustimmte. Die Norwegische Synode hatte die allgemeine Rechtfertigung vertreten, weshalb sie von den Iowaern angegriffen wurde. Hierauf baten die norwegischen Brüder die Synodalkonferenz um eine Erklärung in bezug auf die Vorwürfe ihrer Gegner. Diese Erklärung wurde ihnen auch in ausführlicher Weise gegeben. Welche Lehre wurde nun damals von der Synodalkonferenz vorgetragen? Dieselbe tröstliche und glaubenstärkende Lehre, die noch jetzt von unserer Synode festgehalten wird. Vergewärtigen wir uns folgende Punkte über die allgemeine oder objektive Rechtfertigung.

1. Das Wort „rechtfertigen“ bedeutet nach der Schrift eine richterliche Handlung Gottes, nach welcher er dem Sünder die Sünde nicht zurechnet und ihn um Christi willen für gerecht erklärt. Rechtfertigen ist identisch mit Vergebung der Sünden. Rechtfertigen, nicht zurechnen, vergeben, sind gleiche Ausdrücke. „Wir glauben, lehren und bekennen, daß nach Art Heiliger Schrift das Wort ‚rechtfertigen‘ in diesem Artikel heiße ‚absolvieren‘, das ist, von Sünden ledig sprechen.“ (Konfessionsformel, Art. 3.) Der Sünder wird von Gott gerechtfertigt, das ist, absolviert, los und ledig gesprochen von allen seinen Sünden und von dem Urteil der wohlverdienten Verdammnis. 2 Kor. 5, 21: „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.“ Röm. 4, 6, 7: „Nach welcher Weise auch David sagt, daß die Seligkeit sei allein des Menschen, welchem Gott zurechnet die Gerechtigkeit ohne Zutun der Werke, da er spricht: Selig sind die, welchen ihre Ungerechtigkeiten vergeben sind, und welchen ihre Sünden bededet sind.“ Achtunddreißigmal heißt dikaios im Neuen Testament „für gerecht erklären“.

2. Die allgemeine oder objektive Rechtfertigung ist ein Urteilspruch Gottes, der sich über alle Menschen ohne Ausnahme erstreckt. Röm. 5,

18. 19: „Wie nun durch eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen kommen ist, also ist auch durch eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen kommen. Denn gleichwie durch eines Menschen Ungehorsam viel Sünder worden sind, also auch durch eines Gehorsam werden viel Gerechte.“ 2 Kor. 5, 19: „Denn Gott war in Christo und verführte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Verführung.“ Müller (S. 106): „Christus hat der ganzen Welt Sünde weggenommen.“ Luther: „So Christus aller unserer Sünden, die wir je getan haben, selbst schuldig geworden ist, so sind wir je von allen Sünden absolviert, frei- und losgesprochen.“ (Erklärung des Galaterbriefs. Walch VIII, 2173.) Ph. D. Burt: „Es ist nicht zu leugnen, daß die Schrift an manchen Orten von der Rechtfertigung als einer allgemeinen Gnadentwohlt Gottes über alle Menschen redet, . . . und ein Zeuge der Wahrheit hat allewege das Evangelium also zu treiben, daß er den allgemeinen Gnadenantrag Gottes an alle Menschen sein Hauptwerk sein lasse. Und eine jede Seele, die zum Glauben kommen soll, muß den Grund in der Erkenntnis dieser allgemeinen Rechtfertigung über alle Menschen legen.“ (Die Rechtfertigung. Stuttgart, 1763, S. 62 f.) Georg Konrad Rieger: „Mit und in Christo sind zugleich gerechtfertigt worden alle Menschen. Solches erhellt zuvörderst aus der Verbindung und Beziehung, die Christus unsertwegen vor göttlichem Gericht gehabt hat, nämlich als eines Bürgen, Jes. 53, 8. Und als ein solcher ist er zur Zeit seines Leidens um unserer Sünden willen von Gott angegriffen, in die Angst und vor Gericht genommen worden. Weil nun Christus für uns zur Sünde gemacht, 2 Kor. 5, 21, und ihm alle unsere Sünden zugerechnet wurden, so standen wir, so zu reden, zwischen Furcht und Hoffnung, wie es ablaufen, ob unser Bürge auch für uns gnugtun und unsere Sünden, die er auf sich genommen, auch hinlänglich und Gott genüßlich abtilgen werde. Nachdem aber Christus auferweckt worden, sind wir dieses Zweifels los und hingegen versichert, daß wir um keine einige Sünde mehr werden belangt, gemahnet, geängstet und vor Gottes Gericht gefordert werden sollen, weil der Richter den Bürgen losgelassen und damit erklärt hat, daß ihm von demselben für uns alle miteinander genug gesehen sei. . . . Wie wir in Adam alle sind des ewigen Todes schuldig und verdammt worden, also sind wir alle in Christo gerechtfertigt und vom Urteil des ewigen Todes losgesprochen worden, Röm. 5, 12. 18. Wie das Urteil des Todes und der Verdammnis, über Adam ausgesprochen, uns alle mitbetroffen hat, weil Adam uns alle vor Gott vorstellte, so betrifft die Losprechung, die über Christum durch die Auferstehung geschehen ist, uns alle mit, weil Christus uns eben auch alle vor Gott vorgestellt hat. Was Christo, unserm Mittler, widerfahren, das wird auch so angesehen, als wäre es uns selbst widerfahren; als er gestorben, sind wir vor Gott alle gestorben, 2 Kor. 5, 15; als er wieder auferweckt worden, sind wir alle vor Gott mit auferstanden. . . .“

Wie durch eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen kommen ist, also ist auch durch eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen kommen, Röm. 5, 18. Da sehen wir, wie der Apostel beides nebeneinander hält, nämlich die Verdammnis in Adam, daß die über uns gekommen sei wegen des natürlichen Bundes, da Adam unser Stammvater hat sollen sein, und dann die Rechtfertigung des Lebens in Christo, daß die über uns komme wegen des Gnadenbundes, da Christus sollte unser Haupt und Mittler sein. Wie wir nun alle durch Adams Fall sind ewigen Todes gestorben, also hat Gott durch Christi Tod und Auferstehung erneuert, was war verdorben. Wir sind alle mit dem sterbenden Adam gestorben; wir sind alle mit dem gerechtfertigten Christo gerechtfertigt worden.“ (Osterpredigt in seiner größeren Herzenspostille.) Dr. Seiss: “Humanity as a whole now stands justified in and through Christ.” (Epistles, II, 197.) D. Ed. Preuß: „Nun sind wir versöhnt, nicht allein aber wir, sondern Hindus und Gottentotten und Kaffern, ja die Welt. Versöhnt, sagen wir mit Luther; der Grundtegt: in das rechte Verhältnis zu Gott gesetzt. Weil wir aber vor dem Sündenfall samt der ganzen Natur in dem rechten Verhältnis waren, lehrt die Schrift, daß Christus das All durch seinen Tod wieder in das alte, rechte Verhältnis zurückversetzt hat. Wir sind also von der Schuld der Sünde erlöst, der Zorn Gottes ist gestillt, die Kreatur wieder unter dem Glanz der Barmherzigkeit wie im Anfang; ja, wir sind, noch ehe wir geboren wurden, in Christo gerechtfertigt. Sagt nicht die Schrift: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber, indem er ihnen ihre Sünden nicht zurechnete? Das ist nicht die Rechtfertigung, wie sie uns durch den Glauben zuteil wird, sondern wie sie vor allem Glauben geschehen ist.“ (Rechtfertigung. Berlin 1868, S. 13 f.) — Von dieser allgemeinen Rechtfertigung heißt es in dem Bericht von 1872: „Es ist diese Lehre geradezu ausgesprochen in der Stelle Röm. 5, 18, und ist es darum nicht bloß eine biblische Lehre, sondern auch ein biblischer Ausdruck, daß die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen sei. . . . Wenn der Prediger absolviert, so teilt er einen Schatz aus, der schon vorhanden ist, nämlich die schon erworbene Vergebung der Sünden. Wäre der Schatz nicht vorhanden, so könnte auch kein Prediger absolvieren, ja, wir könnten auch gar nicht von der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben reden; denn glauben heißt hinnehmen, was da ist. Wäre nun die Welt nicht schon gerechtfertigt, so müßte glauben heißen, ein Werk zur Rechtfertigung vollbringen. Die ganze Predigt des Evangeliums aber ist eine Botschaft Gottes von einer Gerechtigkeit, die vor ihm schon erworben und da ist für alle. Deshalb hat die Rede, daß in Christo die Rechtfertigung der ganzen Welt schon geschehen ist, nicht nur nichts Verhängliches, sondern sie ist auch ganz biblisch.“

3. Mit der Lehre von der allgemeinen Rechtfertigung erklären wir uns entschieden gegen den Calvinismus. Nur eine calvinistische

Auslegung kann den biblischen Ausdruck, daß die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen ist, dahin deuten, daß nur die Auserwählten gerechtfertigt seien. — Mit der Lehre von der allgemeinen Rechtfertigung erklären wir uns aber auch ebenso entschieden gegen den Rationalismus, welcher meint, es sei ein Widerspruch, daß Gott auch den Ungläubigen, die doch Kinder des Zornes sind, verfährt und gnädig sei und sie von ihren Sünden absolvirt habe. Können wir dies nicht reimen, so lassen wir doch beides stehen und nehmen es in einfältigem Glauben an. Bericht von 1872: „Wir sind nicht imstande, uns davon einen klaren Begriff zu machen, wie Gott die ganze Welt lieben und doch zugleich mit dem einzelnen Ungläubigen zürnen kann; aber beides lehrt die Heilige Schrift klar. Nun ist es lutherische Weise: finden wir in Gottes Wort zweierlei, was wir nicht reimen können, so lassen wir beides stehen und glauben beides so, wie es lautet.“ (S. 32.)

4. Die allgemeine oder objektive Rechtfertigung darf nicht verwechselt werden mit dem Veröhnungswerk Christi; sie ist vielmehr die Folge der Veröhnung. Bei der Veröhnung tritt der Mittler in den Vordergrund, bei der Rechtfertigung hingegen Gott als Richter. Alle, die durch Christi Tod mit Gott veröhnung wurden, sind auch durch sein Blut gerechtfertigt worden. Wie sich aber ersteres auf alle Menschen bezieht, so auch letzteres. Mit der Veröhnung ist auch gleich die Rechtfertigung der ganzen Welt geschehen. Wer da lehrt, daß die Welt mit Gott veröhnung ist, der muß auch lehren, daß sie gerechtfertigt ist. Röm. 5, 8—10: „Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren. So werden wir je vielmehr durch ihn behalten werden vor dem Zorn, nachdem wir durch sein Blut gerecht worden sind. Denn so wir Gott veröhnung sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren, viel mehr werden wir selig werden durch sein Leben, so wir nun veröhnung sind.“ 1 Joh. 2, 2: „Und derselbige ist die Veröhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unsere, sondern auch für der ganzen Welt.“ Jes. 53, 6: „Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn.“ Joh. 1, 29: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.“ Die „Apologie“ redet im Artikel von der Rechtfertigung oft davon, „daß Christus uns die Sünde geschenkt hat“.

5. Daß Christi Veröhnung hinreichend war, das hat seine Auserkennung bewiesen, indem sie zeigt, daß unser Bürge losgesprochen worden ist. Nun sind wir samt ihm im Gerichte Gottes losgesprochen und für gerecht erklärt worden, und zwar alle, für die er als Bürge eintrat, nämlich alle Menschen ohne Ausnahme. Die ganze Welt ist in Christo gerechtfertigt. Röm. 8, 34: „Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja viel mehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns.“ Röm. 4, 25: „Welcher ist um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit“

(nach dem Urtext heißt es „Rechtfertigung“) „wollen auferweckt.“ Christi Auferstehung ist also der Grund unserer Rechtfertigung. Diese Rechtfertigung aber erstreckt sich nach Röm. 5, 18 über alle Menschen. Bericht der Synodalkonferenz von 1872, vierte These: „Wie durch den stellvertretenden Tod Christi die Sündenschuld der ganzen Welt getilgt und die Strafe derselben erduldet worden ist, so ist auch durch die Auferstehung Christi Gerechtigkeit, Leben und Seligkeit für die ganze Welt wiedergebracht und in Christo, als dem Stellvertreter der ganzen Menschheit, über alle Menschen gekommen.“ In den Ausführungen hierzu heißt es: „Diese These ist der vorhergehenden hinzugefügt, um zu zeigen, wie die Auferstehung Christi der Grund und Eckstein der Rechtfertigung sei: Bei seinem Sterben hat Christus sein Blut als Lösegeld für die Sünden der Welt vergossen; durch die Auferstehung des Sohnes gibt Gott der Vater Zeugnis, daß er das Sühnopfer seines Sohnes als ein vollgültiges angenommen habe. Sehr häufig stellt die Schrift Tod und Auferstehung Christi zusammen, und die heiligen Apostel nennen sich, um das Wesen ihres Amtes zu bezeichnen, geradezu Zeugen der Auferstehung Christi, um dadurch zugleich die große Wichtigkeit derselben recht hervorzuheben. . . . Darum schreibt auch der Apostel 1 Kor. 15, 17: ‚Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden, so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren.‘ Also wäre das ganze Erlösungswerk von Gott für ungültig erklärt, wenn er Christum nicht auferweckt hätte. . . . Die Hauptsache bleibt, daß Gott durch Christi Auferweckung erklärte: Christus hat jetzt für die Sünden der ganzen Welt bezahlt, sie ist darum nun frei von ihrer Schuld; jetzt kann die ganze Welt ‚Victoria!‘ rufen, denn ihre Freiheit von der Sünde und ihre Gerechtigkeit ist gewonnen.“ Joh. Gerhard: „Wie Gott unsere Sünden an Christo gestraft hat, weil sie auf ihn gelegt und ihm als unserm Bürgen zugerechnet waren, so hat er ihn gleicherweise, indem er ihn von den Toten auferweckte, eben durch diese Tat von unsern Sünden, die ihm zugerechnet waren, absolviert, und somit hat er in ihm auch uns absolviert.“ (Kommentar zu Röm. 4, 25.) Joh. Jak. Rambach: „Wenn einer, der die Stelle aller übrigen vertrat, von den Toten wieder auferstanden ist, so sind sie alle auferstanden. Denn Gott hat uns samt Christo wieder lebendig gemacht und uns samt ihm auferweckt. Sind wir aber samt Christo auferweckt, so sind wir auch samt ihm gerechtfertigt und vom Urtheil der Verdammnis freigesprochen.“ (Predigt am dritten Ostertag.)

6. Die Verkündigung und A n b i e t u n g, Darreichung, Schenkung und Versiegelung dieser allgemeinen Rechtfertigung oder Vergebung der Sünden geschieht durch das Evangelium, das Wort von der Versöhnung, und die Sakramente. 2 Kor. 5, 19: „Denn Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.“ Luk. 11, 28: „Selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren.“

Marf. 16, 15. 16: „Und sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.“ 1 Kor. 11, 26: „Sooft ihr von diesem Brod esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt.“ Die sechste These von 1872 lautet: „Diese durch Christi Erlösungswerk für alle Menschen wiederertorbene Gnade, Vergebung, Gerechtigkeit, Leben und Seligkeit bringt Gott den Menschen in den Gnadenmitteln. Denn die evangelische Verheißung, welche im Wort des Evangeliums und in den heiligen Sakramenten enthalten ist, ist nicht ein leerer Schall oder ein inhaltsloses Versprechen, sondern eine kräftige Darreichung und Schenkung aller der Güter, welche Gott in diesem Wort seiner Gnade verheißt.“

7. Die **Zueignung** aber dieser im Wort des Evangeliums und in den heiligen Sakramenten enthaltenen allgemeinen Rechtfertigung oder Vergebung der Sünden geschieht allein durch den Glauben. (Subjektive oder persönliche Rechtfertigung.) Phil. 3, 9: „Daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz, sondern die durch den Glauben an Christum kommt, nämlich die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird.“ Röm. 1, 16: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.“ Röm. 4, 5: „Dem aber, der nicht mit Werken umgeht, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“ Röm. 3, 28: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ 1 Mos. 15, 6: „Abram glaubte dem Herrn, und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit.“ In der neunten These von 1872 wird der Glaube bezeichnet als „das Mittel, durch welches allein der Mensch in den wirklichen Besitz der durch Christum erworbenen und im Wort und Sakrament dargereichten Gabe der Gnade kommt“. In der zehnten These wird betont, daß der Glaube nicht gerecht macht als Werk, „sondern weil er auf seiten des Menschen die Nehmehand ist, welche den Schatz des Verdienstes Christi und also der Vergebung, Gerechtigkeit und Seligkeit, welcher in der Gnadenverheißung dargeboten und geschenkt wird, wirklich ergreift und annimmt“.

8. Glauben heißt hinnehmen, was vorher schon da ist. Denn wenn Gott die Rechtfertigung und Vergebung in den Gnadenmitteln anbietet und der Glaube sie annimmt, so muß sie schon vor dem Glauben vorhanden sein. Mit Recht sagt darum Frommher, daß der Glaube der Rechtfertigung folgt. Die Behauptung, daß die Rechtfertigung und Vergebung immer nur dem Glauben folge, ist falsch. Stöckhardt: „Die Gabe Gottes, Gerechtigkeit, Vergebung, ist schon vor dem Glauben vor-

händen, fertig und bereit und wird im Wort dargeboten. Diese Gabe, Gerechtigkeit, nimmt der Glaube. So macht der Glaube gerecht. So ist der, welcher glaubt, vor Gott gerecht.“ (L. u. W. 1889, S. 214.) Vor dem Glauben ist der Sünder nur der Erwerbung und der göttlichen Absicht nach vor Gott gerecht. Sobald er glaubt, ist er auch der Aneignung und dem persönlichen Besitz und Genuße nach vor Gott gerecht. In den Besitz der Vergebung gelangt also der Mensch nur so, daß er die im Evangelium angebotene Rechtfertigung durch den Glauben annimmt. Die zwölfte These im Bericht der Synodalkonferenz von 1872 lautet: „Wenn ein Einzelsünder durch den Glauben die Verheißung des Evangeliums im Wort oder Sakrament ergreift und sich so den Schatz des Verdienstes Christi zu seiner Rechtfertigung und Seligmachung zu eignet, wird derselbe auch von Gott als in einer gerichtlichen Handlung vor dem Richterstuhl Gottes für einen solchen angesehen, gerechnet und erklärt, der nun für seine eigene Person des Verdienstes und der Gerechtigkeit Christi zu seiner Seligkeit teilhaftig und also durch den persönlichen Besitz der Wohlthat Christi auch persönlich gerecht und ein Erbe des ewigen Lebens ist.“ In der Ausführung der vierten These heißt es: „Damit steht nicht im Widerspruch, daß der Mensch durch den Glauben gerecht wird; denn wenn vom Glauben die Rede ist, so wird damit die persönliche Aneignung von seiten des Menschen und die Zurechnung der erworbenen Gerechtigkeit von seiten Gottes hervorgehoben. Sie aber wäre nicht möglich, wenn nicht erst durch Christi Tod und Auferstehung die Welt gerechtfertigt wäre, wenn der Verurteilung im Tode nicht die Losprechung in der Auferstehung gefolgt wäre.“ L. u. W., 1905: „Wohl mehr als tausend Stellen könnten wir aus missourischen Schriften dafür anführen, daß der Mensch nur durch den Glauben in den Besitz und Genuß der Vergebung der Sünden gelangt, und daß auch Gott nur den, welcher glaubt, ansieht als einen solchen, der die Vergebung der Sünden hat und vor Gott ein Gerechter dem Besitze nach ist.“ (S. 387.)

9. Die Vergebung und Rechtfertigung, die ein Mensch sich durch den Glauben aneignet und wodurch er ein Gerechter dem Besitze und Genuße nach wird, ist nur die Anwendung und Applikation der einen Vergebung und Rechtfertigung, die uns Christus durch die Versöhnung erworben hat. Es ist die Vergebung und Rechtfertigung, die längst für alle Menschen erworben und vorhanden ist und in den Gnadenmitteln ausgeteilt wird, und die der Glaube annimmt, der Unglaube aber verwirft. Das Urteil der Vergebung der Sünden ist schon längst von Gott gefällt. In dem Bericht von 1872 heißt es, es sei durchaus pelagianisch, zu behaupten, daß die letzte Entscheidung bei der Bekehrung Sache des Menschen sei, und mit der Behauptung, im Evangelium zeige Gott dem Sünder einen Ausweg, der ihn aus Tod und Verdammnis erlösen und die Vergebung seiner Sünden zuwege bringen kann, leugne man, daß die Rechtfertigung durch Christum schon vollbracht und also

die vor Gott geltende Gerechtigkeit schon vorhanden sei. So aber Lehre Schrift und Bekenntnis, z. B. im 6. Artikel der Augsburgerischen Konfession, wo es nach dem Lateinischen heiße: „Die Vergebung der Sünden und die Rechtfertigung wird durch den Glauben ergriffen.“ (Müller, S. 40.) Ferner: „Gnade, Vergebung der Sünden und Rechtfertigung wird durch den Glauben ergriffen.“ (S. 45.) Und in der „Apologie“: „Der Glaube nimmt die Vergebung der Sünden an.“ (S. 98.) Ferner: „Die Rechtfertigung ist ein Ding, allein um Christi willen umsonst be- heißen, daher sie immer allein durch den Glauben vor Gott angenommen wird.“ (S. 123.) Und nun heißt es in dem Bericht weiter: „Diese Stellen zeigen ja klar an, daß erst eine Rechtfertigung vorhanden sein muß, die der Glaube annehmen kann, daß sie nicht der Glaube erst bewirken müsse, sondern daß er sie als schon vorhanden ergreife. Wollte aber jemand sagen: Die Vergebung der Sünden ist wohl schon da, aber nicht die Rechtfertigung, der möchte wieder unsere Bekenntnisse nicht kennen, welche ausdrücklich lehren, daß Rechtfertigung und Vergebung der Sünden dasselbe sei.“ (Syn.-Konf. 1872, S. 46.)

Derart war die Lehrverhandlung auf der ersten Synodalkonferenz vor fünfzig Jahren. Sie behandelt die allgemeine Rechtfertigung, die dem Glauben vorhergeht. Wir lernen aus derselben, daß wir wohl unterscheiden müssen zwischen allgemeiner und individueller, zwischen objektiver und subjektiver Rechtfertigung. Bei letzterer ergreift der Glaube den Richterspruch Gottes über alle Menschen: Ihr seid versöhnt mit mir. Mein Sohn hat durch seinen stellvertretenden tätigen und leidenden Gehorsam für euch völlige Genüge geleistet und euch vollkommene Gerechtigkeit erworben. Diese rechne ich euch zu. Eure Schuld ist bezahlt, euer Schuldbrief zerrissen, ihr seid frei. Diese frohe Botschaft hört der Glaube und macht für sich Gebrauch davon. Durch den Glauben schließt der Sünder sich selbst mit ein in die allgemeine Rechtfertigung. Gäbe es keine allgemeine Rechtfertigung, so wäre der Glaube gegenstandslos. Die Rechtfertigung oder Vergebung der Sünden muß vorher vorhanden sein, ehe sie geglaubt werden kann. Durch alle Ausführungen des Rmerbrieves über die Rechtfertigung wie auch durch die betreffenden Artikel des lutherischen Bekenntnisses geht die Anschauung hindurch, daß durch Christum die Rechtfertigung der Sünden ein für allemal erworben ist. Der Glaube kommt niemals als Bedingung in Betracht, sondern stets nur als Mittel, als Nehmehand. Ehe die Menschen etwas taten, wirkten, glaubten, waren sie schon von Gott freigesprochen und für gerecht erklärt. So bleibt das „Allein aus Gnaden“ stehen.

In dieser biblisch-lutherischen Lehre liegt ein herrlicher Trost. Das Wort Röm. 5, 18: Durch Christi Gerechtigkeit ist es für alle Menschen zur Rechtfertigung des Lebens gekommen, ist eins der köstlichsten Trost- worte der Heiligen Schrift. Daraus dürfen und sollen wir nämlich den Schluß machen: Sind a l l e gerechtfertigt, so bin auch ich gerechtfertigt.

Diese tröstliche Wahrheit ist ein fester Anker im Sturm der Trübsal; ein Fels, auf dem unser Glaube in der Stunde der Anfechtung sicher ruht; eine Blume, aus der wir den süßesten Honig gewinnen; ein Brunnen, aus dem wir Saft, Labfal und Erquickung für unsere lechzende Seele schöpfen können.

F. E. P a s c h e.

Welche Briefe stammen aus der Zeit der dritten Missionsreise Pauli?

(Schluß.)

Apost. 18, 23 enthält einen Bericht in sehr gedrängter Kürze über eine Visitationsreise des Apostels durch Galatien und Phrygien. Ebenso kurz beschreibt Lukas vorher die Reise von Ephesus nach Jerusalem und Antiochien, B. 22, und gerade unmittelbar zuvor teilte er das Versprechen Pauli mit, er werde, so Gott will, wieder nach Ephesus kommen. Läßt nun diese kurze Erzählungsreise nicht erwarten, daß Paulus nun auch nach Ephesus zurückkehrte, noch ehe der Passus über Apollo eingefügt wird, B. 24—28? Denn irgendwie muß doch bei dieser Kürze der Geschichtsschreibung das B. 24—28 Erzählte in Beziehung auch zu Paulus stehen. Der große Heidenapostel befeiligte sich ja einer rastlosen Tätigkeit. Er war, während Apollo in Ephesus weilte und dann in Korinth wirkte, selber schon in Korinth gewesen und bereits weiter vorgebrungen: „Da Apollo zu Korinth war, durchwandelte er die oberen Länder“, Apost. 19, 1. Die Berichterstattung der Durchwandlung Galatiens und Phrygiens ist bereits abgeschlossen, Apost. 18, 23, und sozusagen ad acta gelegt. B. 24—28 sind bereits auf der Bildfläche auch schon im Verschwinden, nur Korinth wird Apost. 19, 1 noch festgehalten. Welche Beziehung wollen wir also herstellen zu dem Ausdruck „obere Länder“: Beziehung zu Korinth, 19, 1a, zu Achaja, 18, 27, oder zu Ephesus, 18, 24, oder zu Ephesus, 19, 1c, welche letztere Beziehung die gewöhnliche Annahme ist? Man muß demnach 19, 1c gelesen haben, ehe man den in 19, 1b gebrauchten Ausdruck „obere Länder“ verstehen könnte, nämlich als die östlich von Ephesus landeinwärts gelegenen Länder Phrygien und Galatien. Der Gesichtspunkt des Erzählers wäre dann in Ephesus genommen, von wo aus er hinauf, ἀνά, nach den oberen Ländern, Phrygien und Galatien, blickte, wo Paulus zu der Zeit immer noch tätig gewesen sei. Indes die ganze bisherige Beschreibung des Lukas steht unter einem andern Gesichtspunkt; denn er läßt 18, 19 Paulus h i n a b = kommen nach Ephesus hinein, selbst den Apollo läßt er 18, 24 ebenso hinabkommen nach Ephesus hinein, anzuzeigen, daß dieser nicht zu Lande, sondern übers Wasser dahin gelangte. Und daher läßt Lukas auch 18, 21 die Weiterfahrt Pauli von Ephesus jerusalemwärts ein Aus-dem-Hafen-auf-die-See-Fahren sein, ἀναχθῆναι. Auf denselben von Ephesus westlich gelegenen Standpunkt des Erzählers läßt vor allem auch achten das

18, 27 Erzählte: „Da Apollo aber wollte in Achaja reisen . . . und als er dorthin kam“, was doch offenbar ein Hinzukommen zu der Seite bedeutet, von wo aus man spricht oder erzählt; vgl. 11, 23 (11, 19—30 Standort: Antiochien); 1 Kor. 16, 3 (hier ist der Standort der Empfänger des Briefes). Steht nun aber fest — und bei dem 18, 27a vorerwähnten Achaja steht das fest —, daß Apollos kommen ein Herkommen nach Korinth war, nun, dann gilt derselbe Standpunkt des Erzählten auch für die 19, 1 genannten oberen Länder. Lukas war noch um diese Zeit, wie schon von der zweiten Missionsreise Pauli her (vgl. Zahns Ausführungen) in Philippi als Arzt tätig. Und schon von Philippi aus, geschweige von Korinth aus, galten die westlichen und nördlichen Teile Mazedoniens als das obere Mazedonien, *ἡ ἄνω Μακεδονία, τὰ ἀνωτατικὰ μέρη*; vgl. auch *ἐκ τῆς ἄνωθεν Μακεδονίας*, aus Obermazedonien, während Phrygien und Galatien kaum als *ἡ ἄνω Ἀσία* bezeichnet werden konnten, das heißt, das vom Ägäischen Meere östlich gelegene Asien, da jene phrygische und galatische Lande vom Ägäischen Meere doch schon etwas ziemlich weit östlich sich befanden. Im oberen Mazedonien war der Apostel tätig, während Apollo in Korinth begoß, was Paulus da gepflanzt hatte. Von Nikopolis nach Korinth und dann wieder nach Nikopolis zurück und von da ins westliche und nördliche Mazedonien bis hinein in Myrimum und dann über Troas führte dieser Abschnitt der dritten Missionsreise Pauli zurück nach Ephesus, zu jenem zwei- bis dreijährigen beständigen Aufenthalt dort. Diese Reisetour hatte Paulus auch später im Sinn, als er von Ephesus aus zum dritten Male nach Korinth kommen wollte; denn 2 Kor. 1, 15 f. steht geschrieben: „Ich gedachte durch euch in [das westliche und nördliche] Mazedonien und wiederum aus [dem östlichen] Mazedonien zu euch zu kommen.“ Dies sollte, wie oben gezeigt, eine Visitationsreise der lezt hin gegründeten mazedonischen Gemeinden sein; aber diese Reiseroute änderte er und besuchte visitationsweise gerade wie die galatische und phrygische Gemeinden in umgekehrter Ordnung ihrer Gründung, so auch hier jene nördlichen und westlichen mazedonischen Gemeinden über Troas durch Obermazedonien und dann westlich hinunter, zumal es sich schon wieder der Winterzeit näherte, 1 Kor. 16, 6, bis er schließlich nach Korinth kam, Apost. 20, 1, 2, und hier finden wir wieder den Ausdruck: „jene Länder“, *τὰ μέρη ἐκεῖνα*, wozu Bengel bemerkt: Mazedoniens.

Paulus ist dann von dem unteren Phrygien aus noch vor dem über Apollo Erzählten nach Ephesus und Korinth, und zwar zum zweiten Male, in die leztere Gemeinde gekommen. Diese zweite Reise dahin will man neuerdings freilich nicht mehr eine wirkliche Reise, sondern nur noch einen Reiseplan sein lassen. Apost. 18, 24—28 liegt betreffs Pauli Anwesenheit und Reisen nur ein angebeuteter Bericht vor, also ist das doch nicht gänzlich unertwähnt geblieben noch im Bericht überhaupt ganz weggefallen oder ausgelassen worden. Aber nur Andeutung auf Pauli Sein in Ephesus und Korinth kann dieser Bericht,

18, 24—28, deshalb enthalten, weil, falls der 1. Timotheus- und Titusbrief zu dieser Zeit geschrieben wurden, Lukas offenbar diese Episteln kannte. Zur Zeit der Abfassung der Apostelgeschichte konnte Lukas dann gewiß auch voraussetzen, daß diese ersten Pastoralbriefe auch seinem lieben Theophilus, dem er seine Schriften widmete, bekannt waren, und daß derselbe aus ihnen ebenfalls um diese Reise Pauli von Ephesus nach Nikopolis und dann weiter nördlich hinauf wissen konnte, und daß darum jene Andeutungen in Apost. 18, 24—19b genügten.

Nachdem also Paulus mit der Visitation der Gemeinden in Galatien und Phrygien und schließlich in Ephesus abgeschlossen hatte, stand nun sein Sinn dahin, neue Gemeinden zu gründen da, wo seiner Regel nach sonst noch niemand das getan hatte, Röm. 15, 20. So blieb er denn auch jetzt noch nicht auf längere Zeit in Ephesus, sondern ließ Timotheus da, und aus dem Brief an diesen ersehen wir: Pauli Sinn stand nach den hinter Philippi, Thessalonich usw. gelegenen Teilen Mazedoniens, 1 Tim. 1, 3. Auf der Reise dahin lag aber im Umkreis von Jerusalem bis Jherikum noch Kreta seitwärts als Missionsgebiet vor ihm. So reiste er von Ephesus zunächst nach Kreta. Aber auch da litt es ihn nicht lange; es drängte ihn nach jenen Teilen Mazedoniens, um schließlich nach Rom und Spanien reisen zu können, Röm. 15, 23. 24. So ließ er Titus in Kreta und schiffte sich nach Nikopolis ein. Daß Paulus diese Reiseroute gewählt hatte, ersehen wir auch insofern aus dem Titusbrief, als hernach (vgl. Tit. 3, 13) Apollo denselben Weg verfolgte. Nach Apost. 18, 27 wollte dieser eigentlich nach Achaja weiterreisen, offenbar, um mit Paulus zusammenzutreffen. Und die ihn entsendenden Brüder in Ephesus schrieben für Apollo nicht bloß Geleitsbriefe an die Jünger in Korinth, sondern auch an die Jünger überhaupt und vermahnten sie, den Apollo aufzunehmen, wie man einen Propheten aufnimmt, in eines Propheten Namen, ihn also bei der Ankunft zu versorgen und bei der Weiterreise voran- und weiterzuhelfen, wie ja Christus ebenfalls das Wort gerade auch von der Aufnahme der Jünger während deren erster Predigtreise gebrauchte. Daß Apollo bei dieser Weiterreise mit Paulus zusammentreffen wollte, ergibt sich eben daraus, daß er über Kreta reiste, so daß wir Paulum, da er auch in Kreta nicht geblieben war, sondern Titus dort gelassen hatte, diesen vermahnen hören: „Zenäs, den Schriftgelehrten, und Apollo fertige ab mit Fleiß, auf daß ihnen nichts gebreche“, Tit. 3, 13. D. Kübel merkt im Strad-Böcklerschen Kommentar zu „fertige ab“ an: „zur Reise mit allem Nötigen ausrüsten. Daß die beiden hier als mit unserm [Titus-]Brief zu Titus kommend vorausgesetzt werden, ist nicht zu erweisen“. Rein, Paulus hatte, vielleicht durch Timotheus, von dem beabsichtigten oder bereits schon im anfänglichen Ausführen begriffenen Reiseplan Apollos gehört, und da man in Ephesus noch nicht gehört hatte, daß Paulus nicht mehr in Kreta verweilt, Apollo aber bereits nach Kreta abgefahren war, so schrieb Paulus den Titusbrief und darin die Notiz über die

sofortige Weiterfendung jener beiden. Im übrigen gibt er über deren weiteren Reiseplan nichts an, weil Titus einen solchen Aufschluß nicht nötig hatte. In Korinth also, von wo aus der Titusbrief ebenso wie der erste Timotheusbrief gesandt wurde, erwartete denn Paulus den Apollo, und nachdem er näher mit ihm bekannt und über dessen vielleicht auch durch Timotheus schon berichtete Amtsbefähigung befriedigende Auskunft eingezogen hatte, überließ er die Weiterbeförderung der korinthischen Gemeinde dem Apollo, der mit brünstigem Geiste, „als er dazukommen war, viel denen half, die gläubig worden waren durch die Gnade; denn er überrwand die Juden beständiglich und erweistete öffentlich durch die Schrift, daß Jesus der Christ sei“, Apost. 18, 27. 28. So wußte Paulus auch Korinth gut versorgt und ging dann zurück nach Nikopolis, dort Titus erwartend, nachdem er von Korinth aus Artemas oder Akhiskus zu ihm nach Areta gesandt hatte mit der Aufforderung: „Komm eilend zu mir gen Nikopolis; denn daselbst habe ich beschlossen, den Winter zu bleiben“, Tit. 3, 12. Man hat dagegen eingewendet: Wie hätte Paulus schreiben können, daß er schon um diese Zeit in Nikopolis überwintern wolle, wenn er noch nicht dagewesen war und nicht im voraus wußte, welche Aufnahme er dort finden werde? Indes, ein Aufenthalt und eine günstige Aufnahme daselbst ist nicht ausgeschlossen, wenn wir 1 Tim. 1, 3 stehen lassen: „Daß du [Timotheus] in Ephesus bliebest, da ich in Mazedonien reisste.“ Paulus strebte nach dem noch unchristianisierten Mazedonien und war schon bis Nikopolis gekommen und hatte bereits alles überschaut und rekonozitiert und war zu dem Entschluß gekommen, dort zu überwintern. Aber er mußte zunächst Nikopolis verlassen, offenbar in Folge von Nachrichten aus Korinth, die er entweder überkommen oder auch, was wahrscheinlicher ist, eingeholt hatte. Und nun fand der zweite wirkliche Besuch in Korinth statt, während dessen, wie gesagt, der 1. Timotheus- und der Titusbrief entsandt wurden. Aber bei seinem Entschluß, in Nikopolis zu überwintern, blieb es, daher steht Tit. 3, 12 das Perfekt: „Dort habe ich beschlossen [mein Entschluß ist gefaßt, und es bleibt dabei] zu überwintern.“ Es ist sicherlich nicht zu viel angenommen, wenn man der Ansicht ist, Paulus habe sich von Nikopolis aus um Nachricht über Korinth beflissen. Und es kamen eben traurige Nachrichten von dort her, und zwar derart, daß sie Paulus nötigten, sofort dahin zu gehen, um schließlich dort Hymenäus und Alexander in den Bann zu tun und natürlich auch einige Zeit behufs weiterer Leitung und Beruhigung der Gemeinde dazubleiben, bis Apollo kam usw. Es ist jetzt gewiß nicht mehr nötig, das Fazit aus dem bisher Dargestellten noch weiter bis ins einzelne zu ziehen. Durch Zeichnung einer solchen Reiseroute und Pauli Tätigkeit auf derselben ist schließlich auch noch der Einwand entledigt, daß es sich nicht denken lasse, falls Paulus nicht vorher Korinth wieder besucht habe, daß er die dortige, etwas schwer zu regierende Gemeinde vier Jahre lang sich selbst überlassen habe, ja, daß auch nicht einmal seine getreuesten Gehilfen.

Timotheus oder Titus, während der Zeit dort gewesen seien. Paulus beehrte eben auf kürzere Zeit selbst die Gemeinde mit seiner Anwesenheit und hatte dann die Gemeinde der rührigen Tätigkeit des geistbrünstigen Apollo übergeben können, so daß er selbst seinen Reiseplan verwirklichen konnte: zunächst, nach Ankunft des Titus, in Nikopolis zu überwintern und dann nach dem Winter mit Titus die westlichen und nördlichen Teile Mazedoniens bis nach Illyrikum behufs Gemeindegründung dort zu bearbeiten, um schließlich über Troas zu Timotheus in Ephesus zurückzukehren, Apost. 19, 1, Gajus und Aristarchus aus Mazedonien, seine Reisebegleiter, mitbringend, Apost. 19, 29. Das hatte natürlich viel Zeit in Anspruch genommen, aber darauf hatte er den Timotheus im ersten Brief an diesen auch schon vorbereitet; denn er verhielt diesem wohl seine baldige Rückkehr, fügte aber gleich hinzu: „So ich aber verzögere, daß du wissest, wie im Hause Gottes, in der lebendigen Gemeinde Gottes, zu wandeln ist; darum schreibe ich dir solches“, 1 Tim. 3, 14 f., im Einklang mit dem, wie ich dich beim Weggang ermahnt hatte, 1 Tim. 1, 3. An eine längere Verzögerung durch Missionsarbeit im oberen Mazedonien ist eher zu denken als an eine solche bei der Visitation der galatischen und phrygischen Gemeinden.

Jetzt finden wir Paulus wieder in Ephesus. Während des nunmehrigen längeren Aufenthaltes dort erhielt er selbstverständlich Nachrichten über in allen Richtungen von da aus gelegene Gemeinden. Dahin äußert er sich selbst einmal bei anderer Gelegenheit, 2 Kor. 11, 28: „Ich werde täglich angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden.“ Wie früher Antiochien, Apost. 11, 19—15, 35, und dann Korinth, Apost. 18, 1—28, so wurde jetzt Ephesus der Mittelpunkt seiner unermüdblichen Tätigkeit. Offenbar erhielt er, von jener längeren Gründungsreise von Gemeinden in Mazedonien nach Ephesus zurückgekehrt, hier nicht nur, sondern suchte auch Nachrichten zu erhalten über die von Ephesus östlich gelegenen Gemeinden in Phrygien und Galatien. Aber die von daher eintreffenden Nachrichten hatten für ihn sehr betrübenden Inhalt. Irrlehrer waren in der Zwischenzeit zu den Galatern gekommen und hatten sie, wie es scheint, mit Leichtigkeit von dem Apostel und dessen apostolischer Lehre abfällig gemacht: jüdische Irrlehrer, wie sie zu der Zeit überall ihr Untwesen trieben; falsche Gesetzeslehrer, die aus Oppositionsucht wider die neue Lehre des Christentums das Gesetz Moses sogar in seinem Zeremonienwesen, das allerdings wenigstens äußeren Glanz und Ansehen hatte, neben dem nach außen hin nicht so imposanten Glaubensstand aufzurichten suchten, zum Teil aus Verblendung, zum Teil aus Haß wider die wachsende Überwindung der Welt durch den Glauben an Christum. Der selbst durch diese Mühe mit großem Eifer gegangene Apostel, dem aber auch sonderlich die Barmherzigkeit und Gnade des Herrn widerfahren war, mußte als ein solcher Betehrter die den Galatern drohende Gefahr völlig einzuschätzen und war in solcher Verfassung gerade auch der Mann, auf die persönliche

Herabsetzung seines Apostolats richtig und triumphierend zu antworten. Von dergleichen steht im Galaterbrief zu lesen, den Paulus sicher eher während der ersten als während der späteren Zeit seines zwei- bis dreijährigen Aufenthaltes in Ephesus geschrieben und nach Galatien entsandt hat, etwa im Jahre 57.

Aber nicht nur vom Osten, nein, auch vom Westen her liefen betrübende Nachrichten über Gemeindeverhältnisse ein, nämlich wieder von Korinth. Dort hatte ja Apollo bisher gewirkt und gewiß nicht durch seine Schuld waren daselbst Spaltungen entstanden: die einen beriefen sich auf Paulus, andere auf Apollo usw. Darauf schickte Paulus von Ephesus seinen geliebten und treuen Sohn, den Timotheus, ihn etwas ausspannend, nach Korinth, um die dortigen Brüder an Pauli Wege, die da in Christo sind, zu erinnern, gleichwie er selbst an allen Enden in allen Ländern lehre, 1 Kor. 4, 11, wie Paulus jetzt reden konnte, nachdem er von Jerusalem an und umher bis nach Aethiopia alles mit dem Evangelium Christi erfüllt hatte, Röm. 15, 19. Timotheus hatte ja bisher in Ephesus, und zwar längere Zeit, dort Erfahrungen sammelnd, treu gearbeitet, und sintemal er da auch mit Apollo bekannt geworden war und gewiß mit diesem sich befreundet hatte, so war er auch deshalb der rechte Mann, in die korinthischen Streitigkeiten einzugreifen. Mit Timotheus ging Erastus ab, Paulus selbst aber verzog noch eine Weile in Asien, Apost. 19, 22, so daß außer zarter Rücksichtnahme auf die Korinther wohl auch wichtige Amtsgeschäfte ihn daran hinderten, sofort selbst Korinth zu besuchen. Nach Abgang jener zwei empfing indes Paulus mehr Nachrichten über Korinth, und zwar noch schlimmerer Art, wahrscheinlich durch die 1 Kor. 16, 17 Genannten: Stephanas, Fortunatus und Achaikus. Weil aber Paulus immer noch nicht sofort abkommen konnte, fertigte er den, wie wir nun zählen, ersten Brief an die Korinther ab, worin er auf die derzeitigen Umstände der dortigen Gemeinde einging, vorgelegte Fragen beantwortete und namentlich die Gemeinden aufforderte, mit dem Blutschänder aufs ernsteste und entschiedenste zu handeln, und wäre es auch durch Ausschluß. Und wenn Timotheus komme, sollten sie zusehen, daß er ohne Furcht bei ihnen wirken könne, denn er treibe auch des Herrn Werk, 1 Kor. 16, 10. Seine eigene Tätigkeit in Kleinasien sah er jedoch nun dem Ende nahen, und so teilte er den Korinthern mit, er beabsichtige, zu ihnen zu kommen, wenn er Mazedonien bereist haben werde, die Brüder dort zu stärken, und er ordnet durch diesen Brief an, die Steuer für die Heiligen in Judäa auch unter ihnen aufzunehmen. Inzwischen wartete Paulus auf Nachricht über die korinthische Gemeinde durch Timotheus, die aber wider Erwarten ausblieb.

Nun hatte aber Titus in den kleinasiatischen Gemeinden jene Steuersammlung eifrig mit betrieben und so ziemlich vollendet. Es sandte dann Paulus hinter Timotheus her auch noch Titus in die achäische Metropole, zum Teil (vgl. 2 Kor. 8, 6), um mit der Steuer

auch dort den Anfang zu machen, zum Teil gewiß auch mit der Absicht, um endlich Bericht über die Wirkung seines ersten Briefes zu erhalten, sonderlich betreffs des Blutschänders, 2 Kor. 7, 13 f. Und nun machte er auch selbst sich auf den Weg, jedoch immer noch nicht direkt nach Korinth im Einklang mit einem früher gehegten Wunsche, über ihnen den Weg nach Mazedonien zu nehmen und wiederum von Mazedonien zu ihnen zu kommen, 2 Kor. 1, 10, sondern er schlug auch jetzt noch aus Schonung gegen die Korinther, 2 Kor. 1, 23, gemäß späterer Verabredung mit Titus den Landweg über Troas ein, 2 Kor. 2, 12. Indes in Troas fand der Apostel wohl eine offene Tür in dem Herrn, aber den dort sehnlichst erwarteten Titus fand er nicht, und so machte er, da er infolge des Ausbleibens auch des Titus in seinem Geiste von wegen Korinths keine Ruhe hatte, trotz jener offenen Tür seinen Abschied mit den Brüdern in Troas und reiste ab nach Mazedonien, 2 Kor. 2, 13. Doch er ging selbst auch jetzt noch nicht über Mazedonien direkt nach Korinth, lediglich aus dem Grunde, wie er 2 Kor. 1, 23 mitteilt und dabei Gott zum Zeugen auf seine Seele anruft, daß er ihrer verschont habe, um also nicht wie ein strafender Richter dort Ordnung schaffen und also, wie er bei sich fest beschlossen hatte, nicht wieder in Betrübnis kommen zu müssen. So nährte er trotz aller Beunruhigung seines Geistes Korinths wegen nichtsdestoweniger im stillen die zuberstichtliche Hoffnung, daß die Gemeinde unter der Beihilfe ihrer Prediger und der von ihm entsandten Mitarbeiter im Werke des Herrn alles selbst in Ordnung bringen könne und werde. Auf seiner in Gemäßheit seines wohl veränderten, aber nun bestimmt festgelegten Reiseplanes vollzogenen Weiterreise erhielt er endlich Nachricht aus Korinth oder über Korinth, wohl zunächst durch Timotheus, der nicht nur mit Erastus nach Korinth, sondern auch nach Mazedonien geschickt und dahin weitergezogen war, Apost. 19, 22. Die Vermutung liegt nahe, daß Paulus auf diese Nachricht hin schon jetzt einen neuen, unsern zweiten Brief an die Korinther zu schreiben anfang, denn Timotheus wird 2 Kor. 1, 1 als Mitverfasser genannt. Paulus dankt darin zunächst Gott, daß er ihm, wie allezeit, so auch in diesem Falle, Sieg in Christo gegeben und somit einen guten Geruch Christi des Lebens zum Leben offenbart habe, 2 Kor. 2, 14 ff. Weiterhin im Brief sagt nun Paulus auch von der Ankunft des Titus, 2 Kor. 7, 6 f., und was derselbe von der anhaltend guten Wirkung unsers ersten Briefes Pauli an die Korinther zu berichten hatte. Ganz seiner Erwartung, Absicht und Hoffnung gemäß waren also die schlimmen Sachen in Korinth, wenigstens die bösesten, und darunter der Vannfall, in christlicher Ordnung geschlichtet worden. Es war daher auch jetzt noch nicht unbedingt nötig, daß Paulus sofort nach Korinth käme, sondern er sandte vorerst den nun vollendeten Brief, und zwar durch Titus, den er ermahnt hatte, daß dort begonnene Kollektenwerk nun auch glücklich zu beenden, 2 Kor. 7, 6—8, 24. Und Paulus verträufelte sich damit, daß in der Zwischenzeit, was dort noch zu ordnen sei, auch wieder in seiner Abwesenheit und also ohne seine Mitthilfe in

Ordnung gebracht werde; sonst stellt er in Aussicht, daß er, wenn er schließlich komme, diesmal allerdings nicht schonen, sondern in der göttlichen Kraft Christi zeigen werde, wie eine Gemeinde zu regieren und aus ihr hinauszutun sei, was böse ist, 2 Kor. 13, 1 ff. Von wo aus diese Epistel geschickt wurde, ist nicht recht ersichtlich; vielleicht hat die alte Unterschrift unter ihr das Rechte getroffen, nämlich von Philippi aus. Nach so hinsichtlich Korinths völlig frei gewordenen Händen zögerte nun Paulus nicht mehr mit seiner Weiterreise durch Mazedonien, sondern besuchte die Gemeinden daselbst, auch die vor etwa zweieinhalb Jahren neugegründeten, und kam vielleicht (denn Sicheres läßt sich nirgends ermitteln) über Nikopolis nach Griechenland und dort schließlich nach Korinth und verzog allda drei Monate, Apost. 20, 2.

Noch einen Brief hat uns diese dritte Missionsreise gebracht, und zwar weil des Apostels Sinn darauf stand, seine Missionsstätigkeit mit dieser Reise nicht zum Abschluß kommen, diesen vielmehr erst mit einer neuen und noch viel weiter reichenden Reise finden zu lassen. Schon in Ephesus hatte Paulus sich im Geiste vorgesezt, wenn er die reiche Steuer der Gemeinden auch in Mazedonien und Achaja erhoben und zusammen mit der anderwärts gesammelten nach Jerusalem gebracht habe, wolle er auch Rom sehen, Apost. 19, 21. Als er nun während der Winterzeit 58—59 in Korinth saß, griff er seinem Besuche in Rom durch Verabfassung des Römerbriefes vor. Die Gemeinde dort war eine wesentlich heidenschristliche, freilich friedlich geeint mit einem ziemlichen Kontingent von Judenchristen. Infolge seines Berufes vornehmlich unter die Heiden hält er die römische Gemeinde für in seinen Berufskreis gehörig, Röm. 1, 13: „daß ich auch unter euch Frucht schaffete gleichwie unter andern Heiden“. Der Römerbrief enthält im Unterschied von den andern Episteln eine große Anzahl von Grußbestellungen, zum Teil an ihm bereits persönlich näher stehenden Mitchristen, unter denen (vgl. 16, 3) die erste Stelle einnehmen Aquilla und Priscilla, die demnach seit 1 Kor. 16, 19 ihre alte Heimatstadt Rom wieder aufgesucht haben müssen. Er läßt die Gemeinde wissen, daß er öfters, 1, 13, ja, bereits seit vielen Jahren, 15, 23, gewünscht habe, zu ihr zu kommen, um etwas geistlicher Gabe, sie zu stärken, auch ihr mitzuteilen, 1, 11, aber die viele Arbeit von Jerusalem an und umher bis Syrakus, wo Christi Name noch nicht bekannt war, habe ihn bisher daran gehindert zu kommen. Indes, nun habe er in diesen Ländern keinen Raum mehr, und so wolle er denn, nachdem er nach Jerusalem gereist sei den Heiligen zu Dienst, bei ihnen vorsprechen, wenn er nach Spanien reise, um zuvor sich mit ihnen ein wenig zu ergözen, 15, 19—25. Seine Wirksamkeit wolle er nicht eigentlich nach Rom tragen, denn dem Evangelium sei dort bereits eine Stätte bereitet, und sein Beruf sei eigentlich Gemeindegründung, 15, 20, aber von ihnen wünsche er nach Spanien geleitet zu werden und somit Rom zum Stützpunkt seiner westabendländischen Tätigkeit zu machen, 15, 24. Dies wollte er ihnen mitteilen, weil er eine Gelegenheit sehe, jetzt ihnen einen Brief zu senden, da die Diakonissa

Phöbe von Penchreä nach Rom reife, 16, 1. Über Rom hatte der Apostel eigentlich nur Gutes gehört, da man von ihrem Glauben in aller Welt sagte, 1, 8, und auch ihr Gehorsam unter jedermann ausgekommen sei, 16, 19. So seien sie selbst voll Güte, erfüllt mit aller Erkenntnis, daß sie sich untereinander ermahnen könnten; aber er habe dennoch geschrieben und im Brief sich in etwas gewagter Weise ausgedrückt, sie zu erinnern, eben um der Gnade willen, die ihm von Gott gegeben sei, daß er ein Diener unter die Heiden sein solle, zu opfern das Evangelium, also priesterlich als auch ihr Apostel immer wieder das Evangelium zu verwalten, auf daß die Heiden ein Opfer werden, geheiligt durch den Heiligen Geist, 15, 14 ff.

Schaller merkt in seiner „Bibelkunde“ (S. 169) an: „Daß der Römerbrief in Korinth geschrieben worden ist, zeigt Paulus dadurch an, daß er die Gastfreundschaft des Gajus rühmt (Röm. 16, 23), den er nach 1 Kor. 1, 14 in Korinth getauft hatte.“ Ofters findet man die Ansicht ausgesprochen, daß dem Römerbrief ein unechter Schluß beigefügt worden sei, was, wie die Epistel nun vorläge, aus den vielen Schlußansätzen hervorgehe. Das 16. Kapitel sei eigentlich ein Empfehlungsbrief für die Phöbe, die aber nicht nach Rom, sondern nach Kleinasien (Ephesus) gereist sei, und so erklärten sich die vielen Grußbestellungen, da der Apostel dort allerdings sehr vielen bekannt war. Tertius habe nach Pauli Diktat beide Briefe niedergeschrieben, den Römerbrief und dieses Empfehlungsschreiben, und so sei wesentlich dieses Schreiben das Schlußkapitel des Römerbriefes geworden. Auch die Warnung 16, 17—20 vor Eignis und Zertrennung in der Gemeinde sei für Rom, weil im Brief sonst nicht vorbereitet, befremdlich. Auf dergleichen antwortet sehr gut D. Luthardt im Strack-Höckerschen Kommentar in seiner Einleitung zum Römerbrief (S. 269): „Eine solche Warnung war immer am Platze (vgl. die Auslegung). Schwierigkeiten scheinen die mehrfachen Schlüsse des Briefes und die Dogologie 16, 25—27 zu bereiten. In etlichen Handschriften (A u. a.) findet sich die Dogologie am Schluß von Kap. 16 u. 14, in mehreren jüngeren Handschriften (L u. den meisten Minuskeln) nur am Schluß von Kap. 14 (so auch Laurent u. Hofmann), in andern (vgl. Hieronymus) ist sie weggelassen. Aber die Autorität der Handschriften spricht für die Stellung am Schluß von Kap. 16, und die Volltönigkeit der Dogologie erklärt sich am besten am Schluß eines solchen Briefes, wie der Römerbrief ist, so daß die Versetzung an den Schluß von Kap. 14 allerdings auffallend und schwer erklärlich ist. . . . Allein am Schluß eines solchen Briefes nach wiederholten Schlußansätzen ist eine so ausführliche Dogologie nur angemessen, zumal sie den Inhalt des Briefes selbst zusammenfassend aufnimmt (vgl. die Auslegung). Der Segenswunsch 16, 23 vor den Empfehlungen und sein Inhalt erklärt sich aus dem Zusammenhang.“

Nach dreimonatigem Aufenthalt in Korinth sollte die Reise nach Jerusalem ziemlich direkt folgen; aber Gefahr drohte von wegen der

mitgeführten reichen Kollekte. Die Juden waren allezeit Juden, nämlich geldhungrig, und so stellten sie auch dieser Reisegeellschaft nach, die nach dahinlautender erhaltener Kunde lieber den Umweg einschlug durch das östliche Mazedonien, von Philippi aus unter Anschluß des Lukas, über Troas an Ephesus vorbei nach Jerusalem, Apost. 20, 3 ff.

Die dritte Missionsreise Pauli und seiner Gefährten hat nicht nur viel Segen für ein großes Ländergebiet gebracht, das sich, Ephesus als Mittelpunkt genommen, im Umkreis von Galatien bis Kilopis und von Kreta bis Syriken erstreckte, sondern während derselben hat nach unserer Berechnung der Heilige Geist den Apostel auch getrieben, sechs wichtige Episteln aus göttlicher Eingebung nicht nur für die damaligen Christen zu verfassen, sondern der Kirche aller Zeiten zu schenken, Briefe, unter denen wenigstens vier auch der radikalsten Kritik gegenüber ihre Echtheit bis auf den heutigen Tag aufrechterhalten haben. Freilich von den beiden Pastoral-schreiben (1 Tim. und Tit.) behauptet man: Die vielen Berührungen untereinander machen hier und da den Eindruck, daß etwa nur an einem Platz Original, am andern Kopie vorliege. Der Verdacht hierbei, wenigstens teilweise Nachahmung zu sein, falle am ehesten auf Titus. Und die Frage wird nahegelegt, ob nicht durch den Gedanken der Mitwirkung einer dritten Hand (nämlich außer dem Diktator und Amanuensis) bei der jetzigen Gestalt dieser Briefe die Sachlage begreiflich werde. Man hat auf Lukas als diese dritte Hand geraten. Jener Dritte hätte in diesen Briefen eine Art Pastoral- und Gemeindevorweisung von Paulus der Kirche übergeben wollen, wobei im einen Brief, auch im einen Abschnitt mehr, im andern weniger die unmittelbare paulinische Urgestalt bliebe. Und das nennt sich Wissenschaft! Der Epheser- und Kolosserbrief ähneln einander auch gar sehr, und doch läßt man da auf jener Seite beide als Original gelten. Für uns ist das auch bei diesen beiden Pastoral-briefen der Fall, ohne daß wir uns gezwungen sehen, das nun auch extra noch zu beweisen. Sie haben das ungeteilte Zeugnis der alten Kirche für sich; mehr können und wollen wir außer ihrem göttlichen, inspirierten Inhalt nicht für ihre Authentizität verlangen. — Von allen Klippen freies und also gänzlich gefahrloses Fahrwasser aber hätten wir vor uns für ein unbedenkliches, tieferes Studium der vier andern auf diese Reise ausgesandten Briefe (Gal., 1 u. 2 Kor. u. Röm.), der Hauptpaulinen; denn hierzu findet man selbst im Lager der neueren Kritiker angemerkt: Gegen die Echtheit dieser vier Briefe sind wissenschaftlich beachtenswerte Zweifel oder Angriffe niemals aufgestellt worden; die Briefe gelten als zweifellos echt. Wir möchten uns fast veranlaßt sehen, gegen diese gnädige Herablassung unsern höflichen Wüdling zu machen, wären wir nicht auch ohnedem so stark an der Schrift orientiert, daß wir die Position Luthers einnehmen, die ja so einzigartig in seinem Schuß- und Trutzlied also zum Ausdruck kommt: „Das Wort sie sollen lassen stahn Und kein'n Dank dazu haben.“

W. Georgi.

Ein Missionsfreund in der apostolischen Kirche.

Im dritten Johannesbrief werden uns drei Personen vorgeführt und kurz charakterisiert, nämlich Gajus, Diotrephes und Demetrius. Der erste und der letzte werden geschildert als fromme Männer, der zweite als ein ehrgeiziger Gegner des Apostels. Alle drei kann man in Beziehung bringen zum Missionswerk, das die Kirche damals betrieb. Demetrius, über den wir allerdings sehr wenig aus dem Brief erfahren, mag einer der christlichen Missionare gewesen sein, die Johannes lobend erwähnt; von Diotrephes steht fest, daß er das Werk der Mission hinderte; und Gajus wiederum, von dem hier kurz gehandelt werden soll, wird beschrieben als Missionsfreund.

Im ersten Vers seiner dritten Epistel sagt Johannes, daß er, der Älteste, an Gajus, den Lieben, schreibe. Wer dieser Gajus war, wo er wohnte, ob er eine amtliche Stellung bekleidete in der Gemeinde, deren Glied er war — alles das sind Fragen, die wir nicht beantworten können. Daß er Gajus hieß, sagt nicht viel, denn dieser Name war damals sehr häufig. Dean Farrar macht die Bemerkung (*Early Days of Christianity*, S. 674 f.): "Gaius was, perhaps, the commonest of all names current throughout the Roman Empire. So common was it that it was selected in the Roman law-books to serve the familiar purpose of John Doe and Richard Roe in our own legal formularies. It no more serves to identify the bearer of the name than if it had been addressed 'To the well-beloved —'; for Gaius was colloquially used for 'so-and-so.'" Im Neuen Testament werden wiederholt Leute dieses Namens genannt; nach Apost. 19, 29 führt ihn ein Mazedonier, nach 20, 4 ein Mann aus Derbe, nach Röm. 16, 23 und 1 Kor. 1, 14 ein Korinther. Ob Johannes an einen von diesen schreibt, entzieht sich vollständig der Entscheidung, besonders da nichts vom Wohnort des Adressaten gesagt ist. Wer es liebt, Konjekturen zu machen, der findet hier ein fruchtbares Feld. Ebenso fehlt es an Angaben, die erkennen ließen, ob Gajus ein christlicher Presbyter oder Pastor war. Eher läßt sich aus dem Brief folgern, daß Diotrephes das Presbyteramt an jenem Ort bekleidete.

Während wir nicht sagen können, wer dieser Gajus war, wissen wir doch einigermaßen, was für ein Mann er war. Einmal bestand innige Freundschaft zwischen ihm und dem Apostel Johannes; letzterer redet ihn wiederholt „mein Lieber“ oder „Geliebter“ an. Und daß diese Freundschaft auf einem tieferen Grunde ruhte als auf rein äußeren Umständen, zeigen die Aussprüche des Apostels über den Herzenszustand seines Freundes. Dieser „wandelt in der Wahrheit“, es „geht seiner Seele wohl“, seine Liebe wird gerühmt. Aus der Gastfreundschaft, die Gajus nach dem Zeugnis des Apostels übte, schließt man wohl nicht mit Unrecht, daß er ein bemittelter Mann war. Denken wir uns denn den Gajus als einen christlichen Laien, der durch ein festes Freundschafts-

band mit Johannes verbunden war und sein irdisch Hab und Gut willig zu Werken der Liebe gebrauchte.

Ganz besonders ist jedoch hervorzuheben, daß Gajus christliche Missionare in ihrer Tätigkeit unterstützte. Nach 3 Joh. 3 waren Brüder bei Gajus gewesen und hatten seinen Wandel in der Wahrheit gesehen. An was für Leute wir da zu denken haben, geht aus B. 5—8 hervor. Diese Verse lauten in wörtlicher Übersetzung: „Geliebter, du tuft als etwas Treues, was auch immer du an den Brüdern, und zwar an fremden, tuft, die von deiner Liebe vor der Gemeinde Zeugnis ablegten. Wenn du sie nun weiterbeförderst in einer gotteswürdigen Weise, wirst du wohl daran tun. Denn für den Namen gingen sie aus, ohne etwas von den Heiden zu nehmen. Wir nun sind verpflichtet, solche Leute zu unterstützen, damit wir [ihre] Mitarbeiter werden für die Wahrheit.“ Die genannten Brüder waren, wie die Worte des Johannes zeigen, nicht Glieder derselben Gemeinde wie Gajus, sondern hatten sich nur vorübergehend an seinem Wohnort aufgehalten; sie waren *ἕτροι*. Was sie dahin gebracht hatte, war ihr Beruf — die Ausbreitung des Evangeliums. „Für den Namen“ zogen sie aus, sagt Johannes (*ὕπὸ τοῦ ὀνόματος* — in den besten Handschriften fehlt das *αὐτῶν*). Gemeint ist natürlich der teure Jesusname. Derselbe Ausdruck findet sich Apost. 5, 41, wo wir lesen: „Sie gingen aber fröhlich von des Rats Angesicht, daß sie würdig gewesen waren, um seines Namens willen Schmach zu leiden.“ Nach der richtigen Lesart sollte es auch hier einfach heißen: „um des Namens willen“. Man vergleiche auch Jak. 2, 7: „Verlästern sie nicht den guten Namen, davon ihr genant seid?“ Um des Namens willen, zum Besten des Namens (*ὕπὸ τοῦ*), nämlich um den Namen auszubreiten und die Menschen damit bekannt zu machen, waren diese Männer ausgegangen. „Sie zogen aus.“ So heißt es auch von Paulus Apost. 15, 40, daß er Silas wählte und hinzog; dasselbe Verbum ist dort gebraucht (*ἐξήγαγον*). Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß hier von christlichen Missionaren die Rede ist, von Reisepredigern, die nach Weise des Diakonen Philippus (Apost. 8, 40), des Petrus (Apost. 9, 32) und des Paulus und seiner Gehilfen die Heimat oder ihren Wohnort verließen und das Evangelium verkündigend umherzogen. Daß sie das nicht aus fleischlichem Antrieb und ohne Beruf taten, dessen können wir gewiß sein; Johannes würde ihnen nicht ein so gutes Zeugnis ausgestellt haben, wenn sie unordentlichertweise in dies heilige Amt getreten wären.

Es heißt dann noch von ihnen, daß sie nichts von den Heiden nahmen. Die Ausleger sind sich nicht einig in der Erklärung des Wortes *οὐκ ἔλαβον*. Ein Teil ist der Ansicht, daß darunter belehrte Heiden zu verstehen seien. Sie argumentieren so: Das Wort kann hier nicht einfach „Heiden“ bedeuten, das gäbe nämlich keinen guten Sinn. Daß die Missionare von den Heiden keine Unterstützung für ihre Arbeit bekamen, war ja selbstverständlich, das brauchte nicht besonders gesagt zu werden. Doch

konnten sie auf die Mithilfe der bekehrten Heiden, der Heidenchristen, rechnen. Aber Johannes hebt nun hervor, daß sie selbst diese Unterstützung ausschlugen. Dem Beispiel des Paulus folgend (vgl. 1 Theff. 2, 9), wollten sie niemand beschwerlich werden. Diese Auslegung ist jedoch unhaltbar; sie scheitert gerade an dem Worte *ἰθρικολ*. Dies Wort kann doch unmöglich ohne weiteres im Sinne von Heidenchristen gefaßt werden. Wie sollte jemand auf solch eine Bedeutung geraten, wenn er diesen Satz liest? Es müßte schon durch den Zusammenhang, etwa durch einen Gegensatz, angedeutet sein, daß das Wort hier diesen besonderen Sinn habe; aber das ist durchaus nicht der Fall. Man bleibt darum am besten bei der Übersetzung, die oben geboten wurde: „ohne etwas von den Heiden zu nehmen“. Und dies war doch auch nicht gerade selbstverständlich. Wer daran denkt, wie heutzutage Sektenprediger unter Anwendung von mancherlei Mitteln solchen ihrer Mitbürger, die nicht zu ihrer kirchlichen Gemeinschaft gehören, Geld aus der Tasche locken für ihre kirchlichen Zwecke, der wird sich sagen, daß ein ähnliches Verfahren seitens der christlichen Missionare den Heiden gegenüber gut möglich war. Sie brauchten, von allem andern abgesehen, nur von ihrer Polemik gegen die Götter der Heiden zu schweigen, um in vielen Heidenhäusern freundliche Aufnahme und Hilfe zu finden. Aber sie waren nicht ausgezogen, die Wahrheit zu verleugnen oder zu verschweigen, sondern sie zu bekennen, und um das frei tun zu können, machten sie es sich zur Regel, keinen Heiden um Unterstützung anzugehen. Daß sie etwas Speise und Trank annahmen, wenn ihnen solche leibliche Erquickung unaufgefordert gereicht wurde, ist nicht ausgeschlossen. Der Apostel schreibt: *μηδὲν λαμβάνοντες ἀπὸ τῶν ἰθρικῶν*, indem sie nichts von den Heiden nahmen, das heißt, verlangten oder als ihnen zukommend forderten. Hätte der Apostel sagen wollen, daß sie überhaupt keine Gaben entgegennahmen von Heiden, auch nicht solche, die die Heiden aus eigenem Antrieb reichten, so hätte er wohl die Präposition *παρὰ* gebraucht: indem sie nichts von Seiten der Heiden in Empfang nahmen.*)

Solche Missionare nun, die nur die Ehre Jesu suchten und die, was ihre eigene Versorgung betraf, gar hohe Grundsätze befolgten, Grundsätze, die eines eifrigen, opferfreudigen Dieners Jesu würdig waren, hatten sich an dem Ort eingefunden, wo Gajus wohnte. Aus B. 3 geht hervor, daß wir nicht an einen einmaligen Besuch solcher Brüder zu denken haben, sondern wiederholt waren Missionare dagewesen; das Partizip Präsens *ἰσχυρόμενων* beweist dies. Vielleicht waren es immer dieselben, vielleicht aber auch jedesmal andere. Sie hatten erwartet, bei

*) Winer sagt: „Bei *λαμβάνειν παρὰ τινος* denkt man sich den *τις* immer als tätig (als Gebenden oder Anbietenden), bei *λαμβάνειν ἀπὸ τινος* nur als den Inhaber. 3 Joh. 7 wäre *μηδὲν λαμβάνοντες παρὰ τῶν ἰθρ.* gesetzt, wenn der Schriftsteller hätte sagen wollen, daß die *ἰθρῆ* eine Erleutlichkeit angetragen hätten.“

den Gliedern jener Gemeinde ganz allgemein Aufnahme zu finden; aber Diotrophes hatte das hintertrieben. Es hatte allerdings Johannes ein kurzes Schreiben (*ἔγραψά τι*) an die Gemeinde geschickt, wohl des Inhalts, daß man sich der Missionare brüderlich annehmen möge; aber Diotrophes hatte diesen Brief entweder unterschlagen, so daß er gar nicht zur Verlesung kam, oder er hatte durch seinen Widerspruch dessen Wirkung sehr abgeschwächt. Aus was für Gründen er diese Gegenstellung einnahm, wird nicht gesagt; auf Grund von B. 9 f. möchte man vermuten, daß persönlicher Groll gegen den Apostel seiner Handlungsweise zugrunde lag. Zum Glück war es ihm nicht gelungen, es durchzusetzen, daß die Missionare von jedermann abgewiesen wurden. Gajus hatte sich ihrer jedesmal angenommen, und zwar in einer sehr liebevollen Weise. Das hatte ihm allerdings den Zorn des Diotrophes und Androhung des Bannes eingebracht (B. 10), aber er hatte Gott mehr gehorcht als Menschen und war dem Wandel in der Wahrheit treu geblieben. Die Missionare waren dann zurückgekehrt zur Gemeinde, von der sie ausgezogen waren und in deren Mitte auch Johannes wohnte — vermutlich war es die Gemeinde zu Ephesus —, und vor den versammelten Brüdern hatten sie dann unter anderm auch von der Liebe erzählt, die Gajus ihnen bewiesen hatte. Dem Apostel hatte es große Freude bereitet, so viel Gutes über seinen Freund Gajus zu hören, B. 3. Und da sich nun wieder Missionare anschickten, mit dem Evangelium auszuziehen, und sie vorhatten, wieder durch den Wohnort des Gajus zu reisen, schrieb Johannes diesen Brief, unsere dritte Epistel St. Johannis, und gab das Schreiben — das dürfen wir wohl vermuten — den Missionaren mit, damit sie es dem Gajus eingehändigten.

Unser Missionsfreund hatte seine Pflicht den Reisepredigern gegenüber redlich getan; das erkennt Johannes unumwunden an. Aber er schreibt ihm nun nicht: „Ruhe aus auf deinen Lorbeeren!“ Im Gegenteil, er ermuntert ihn, sich dieser Gottesmänner wieder anzunehmen. „Wenn du sie weiterbeförderst in einer gotteswürdigen Weise, wirst du wohl daran tun“, B. 6. Nicht bloß Herberge soll er ihnen gewähren, sondern sie zur Weiterreise ausrüsten (*προπέμπειν*; vgl. Röm. 15, 24; 1 Kor. 16, 6; Tit. 3, 13). In echt evangelischer Weise ermahnt der Apostel ihn dazu, sich dieser Pflicht nicht zu entziehen. Er hält ihm nicht ein strenges Gebot vor, sondern er sagt: Du wirst wohl daran tun, wenn du diesen teuren Männern zur Weiterreise hilfst. In B. 8 schreibt der Apostel freilich: Wir sind es schuldig, wir sind moralisch verpflichtet, solche Leute zu unterstützen. Damit war klar genug gesagt, daß Gajus sich verfühndigen würde, wenn er den Missionaren Unterkunft und sonstigen Beistand verweigerte. Aber wieder drückt sich der Apostel sehr zart aus. Er sagt nicht: Du bist es schuldig, sondern er schließt sich, den großen Apostel, bei der Ermahnung mit ein: Wir sind verpflichtet. Der Zweck der Unterstützung den Missionaren gegenüber soll der sein: damit wir (ihre) Mitarbeiter werden für die Wahrheit, B. 8. Luther

fakt die Worte etwas anders; er übersetzt: „auf daß wir der Wahrheit Gehilfen werden“. Der griechische Text lautet: *iva ουρηγοι γινώμεθα τῇ ἀληθείᾳ*. Luthers Übersetzung läßt sich allerdings sprachlich rechtfertigen; er sieht den Dativ *τῇ ἀληθείᾳ* an als abhängig von dem *οὐν* in *ουρηγοι*. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß diese Konstruktion einen schönen Sinn gibt. Die Wahrheit wird danach personifiziert; sie tritt im Evangelium an den Menschen heran, um ihn zu retten, und wir werden ihre Gehilfen, indem wir die Ausbreitung des Evangeliums fördern. Es fehlt darum auch nicht an namhaften Exegeten, die Luthers Auffassung dieser Stelle teilen. Aber andererseits muß man doch sagen, daß, so geläufig uns auch die Redensart „Gehilfe der Wahrheit“ ist, sie oder eine ähnliche sich im Neuen Testament sonst nicht findet. Sodann scheint es auch dem Zusammenhang entsprechender zu sein, an ein Mitwirken mit den Missionaren zu denken. Ihr selbstloses Arbeiten im Interesse des Evangeliums schildert der Apostel. Da fügt sich nun sehr passend die Ermunterung an: Laßt uns ihre Gehilfen werden! Was der Apostel in B. 8 kurz ausdrückt, kann man frei etwa, wie folgt, wiedergeben: Da die Reiseprediger nicht um ihres eigenen Vorteils willen, sondern zur Ausbreitung des Namens Jesu hinausgehen, und da sie bei ihrer Arbeit sich nicht an die Heiden um Unterstützung wenden, so folgt, daß wir die Pflicht haben, ihnen Hilfe zu leisten. Was sie tun, indem sie das Evangelium verkündigen, geschieht zu Ehren unsers Heilandes; wie könnten wir da mit gutem Gewissen unsere Unterstützung verweigern? Und wenn sie ihren Unterhalt nicht von den Heiden bekommen, von wem soll er ihnen werden, wenn nicht von uns Christen? Reichen wir ihnen daher dar, was sie für ihr Leben und ihre Arbeit nötig haben; das ist unsere einfache Christenpflicht. Aber dazu kommt noch der weitere Beweggrund, daß wir, indem wir ihnen behilflich sind, ihre Mitarbeiter für die Wahrheit werden. Sie verkündigen die göttliche, seligmachende Wahrheit. Gerade das sollten aber auch wir tun; und wir können diese unsere Aufgabe zum Teil so erfüllen, daß wir den Missionaren in ihrem Wirken für die Wahrheit hilfreiche Hand reichen. *The Expositor's Greek Testament* macht zu den Worten: *ουρηγοι τῇ ἀληθείᾳ* die schöne Bemerkung: „A division of labor. If we cannot preach the Gospel ourselves, we may help others to do it. William Carey, comparing his missionary enterprise to the exploration of a mine, said, 'I will go down if you will hold the ropes.'“

In solcher Weise ermahnt der Apostel den Gajus, der schon so viel zur Förderung des Missionswerkes getan hatte, nicht müde zu werden in dieser seligen Arbeit. Wir haben keinen Grund zu bezweifeln, daß diese Worte befolgt wurden. Möge die Gestalt dieses edlen Missionsfreundes, wie sie uns im dritten Johannisbrief vorliegt, und die an ihn gerichtete Ermunterung immerfort vielen ein kräftiger Ansporn zu reger Teilnahme an christlicher Missionsarbeit sein!

A.

The United Lutheran Church und das Federal Council.

Zum Federal Council, das aus etwa dreißig protestantischen Denominationen in Amerika besteht, gehörte vor der Gründung der United Lutheran Church im Jahre 1918 nur die lutherische Generalsynode. Wesentlich auf den Standpunkt derselben wurden alle Synoden herabgedrückt, die sich an dem Lutheran Merger beteiligten. Davon zeugt u. a. auch die Tatsache, daß jetzt schon eine Verbindung zwischen der U. L. C. und dem Federal Council besteht. Gebillt wurde dazu der Weg durch die "Declaration of Principles concerning the Church and Its External Relationship, Adopted at the Second Convention of the United Lutheran Church in America at Washington, D. C., October 26, 1921". Das Executive Board der U. L. C. verfaßte darauf eine Reihe von Sätzen, auf Grund welcher sich die U. L. C. bereit erklärte, mit dem Federal Council in Verbindung zu treten.

In diesen Sätzen, welche im *Lutheran* vom 19. Januar 1922 veröffentlicht wurden, steht zu lesen: "We, the undersigned committee of the United Lutheran Church in America, do hereby propose, on behalf of the said U. L. C. in A., and by authority of its Executive Board, the establishment of relations with the Federal Council of the Churches of Christ in America on the following terms, if the same should be found acceptable to the Federal Council." Die "terms" zeigen, welcher Art die Verbindung ist. Die erste Bedingung lautet: "The relation shall be of a *consultative* character, by which the U. L. C. may have a voice, but no vote; thus securing to it entire autonomy, from beginning to end, in regard to the decisions and actions of the Federal Council of Churches, and, at the same time, the privilege of cooperating in such tasks and problems as it may elect." Der zweiten Bedingung zufolge ernennt die U. L. C. selber ihre Vertreter beim Federal Council. Nach der dritten hat ihr Executive Board zu entscheiden, in welchen Dingen sie kooperieren werde, wobei es sich zu richten habe nach den Zwecken und Prinzipien der U. L. C. und der Wirkung, die solche Mitarbeit habe auf ihr Zeugnis für die Wahrheit, die sie vertrete.

Als Punkte, in welchen die U. L. C. mit dem F. C. sofort mitzuarbeiten sich bereit erklärt, werden genannt: Study of the Question of Christian Unity; Common Phases of Educational Work; Army and Navy Chaplains; General Surveys; Conference and Exchange of Departmental Plans; Declaration on Matters of Public Concern (these to be submitted to the Executive Board for approval before publication and to be published by authority of those bodies only which approve); Relief of Stricken Countries; Church Statistics; General Policy for all Cooperating Churches; Transportation. Besonders betont wird noch "that the name of the U. L. C. in A. may be used by

the F. C. only in connection with a statement or indication of its *consultative* relationship"; ferner, "that if the F. C. shall appoint members at large from the U. L. C. on their administrative Committee, it is understood that such appointees can act only in their individual capacity". Bis zum Oktober 1922 will die U. L. C. an das F. C. die Summe von \$2000 abliefern, um dann ein neues Budget zu bestimmen.

Mit diesen Bedingungen hatte sich schon vorher das im Dezember 1921 in Chicago tagende Federal Council zufrieden erklärt. In dem *Federal Council Bulletin* (January, 1922, p. 5) lesen wir: "Most important of the business items was the reception of the United Lutheran Church, with a membership of three quarters of a million, into consultative relations with the [Federal] Council." Ferner: "A series of conferences on united pastoral evangelism, under the auspices of the Federal Council and local church federations, will begin on January 16. . . . Among those who will speak at some or all of the meetings are the following," etc. Unter den Namen, die dann folgen, befinden sich neben neun Vertretern von verschiedenen Sekten auch "Dr. A. Pohlman, representing the Lutheran Church". (13.)

In ihrer Konstitution gründet sich bekanntlich die U. L. C. auf die lutherischen Symbole, zu denen sie sich ohne Vorbehalt bekennt. Auch die "Declaration of Principles" und der Anschluß an F. C. soll hieran nichts ändern. In der "Declaration" heißt es: "In order that all misunderstandings and misconstructions of this Declaration, or of any of its parts, may be avoided, the U. L. C. in A. declares in advance that it does not regard the statements therein contained as altering or amending the Confessions of the Church in any particular, or as changing the doctrinal basis of the U. L. C., set forth in Article II of the Constitution. On the contrary, it considers this 'Declaration' nothing more than the application to present conditions of doctrines already contained in the Confessions." (4.)

Die "Declaration", welche sich mit obiger Beteuerung begnügt, ohne für dieselbe im einzelnen den Beweis anzutreten, zerfällt in fünf Abschnitte. Abschnitt A trägt die Überschrift: "Concerning the Catholic Spirit in the Church." Zur Aussage kommen hier vornehmlich folgende Gedanken: die e i n e heilige Kirche sei die Gemeinde der Heiligen und wahrhaft Gläubigen; ihr Vorhandensein offenbare sie durch Gruppen von Leuten, die ihren Glauben an Christum bekennen; in diesen Gruppen werde Gottes Wort gepredigt und die Sakramente verwaltet; ihnen werde ebenfalls der Name Kirche beigelegt; das Vorhandensein der e i n e n heiligen Kirche könne nicht demonstriert, müsse vielmehr geglaubt werden; wöimmer Gottes Wort gepredigt und die Sakramente verwaltet würden, da befänden sich auch Gläubige und somit die Kirche; Wort und Sakrament seien darum ihre Kennzeichen; es gebe nur e i n e Kirche oder Gemeinde der Heiligen (Leib Christi, Tempel Gottes);

heilig sei sie, weil alle ihre Glieder Vergebung der Sünden haben und der Heilige Geist ihr Leben immer mehr erneuert; katholisch, weil sie alle Gläubigen umschließt; apostolisch, weil ihr Glaube derselbe ist wie der der Apostel.

Ebenfalls in Abschnitt A heißt es von den verschiedenen Bekennergruppen, daß jede ihren Glauben an Christum als den Heiland usw. bekenne und daß keine den Namen Kirche verdiene, die dies nicht tue; daß sie Wort und Sakrament als die Gnadenmittel verwalte; die Werke dienender Liebe ausübe; die Wahrheit, die sie habe, zur allgemeinen Anerkennung zu bringen suche; zu dem Ende das von Gott eingesetzte Predigtamt errichte; daß in jeder solchen Gruppe die eine heilige Kirche einen Ausdruck finde, keine jedoch den Anspruch erheben könne, die eine heilige, katholische, apostolische Kirche zu sein; daß aber der volligste Ausdruck der einen heiligen Kirche diejenige Gruppe sei, in welcher Gottes Wort am reinsten gepredigt und die Sakramente am meisten der Einsetzung Christi gemäß verwaltet werden; daß jede Gruppe ihre Stellung zur andern zu definieren habe und jederzeit bereit sein solle, ihren Glauben mit Bezug auf Christum und sein Evangelium unzweideutig darzulegen und Zeugnis wider den Irrtum abzulegen; daß sie jede Übereinstimmung mit andern Gruppen von Herzen anerkenne und mit ihnen in Werken der Liebe kooperiere, soweit dies geschehen könne ohne Verleugnung ihrer Überzeugung und ohne Unterdrückung ihres Zeugnisses für die Wahrheit.

Etliche Partien aus Abschnitt A mögen hier wörtlich folgen. Mit Bezug auf die verschiedenen Bekennergruppen lesen wir: "In the preaching of the Word and the administration of the Sacraments every group of Christians seeks to express the apostolic character of the one holy Church. Every such group bases its preaching and teaching on the Scriptures, and endeavors to proclaim what it has learned from them. Believing that it has correctly ascertained this truth, it becomes its duty to teach, preach, and confess it fully, freely, and courageously. Christians must not only confess their faith in Christ, but must also confess and publicly declare what they believe about Christ and His Gospel. This duty of every Christian is the imperative duty of every group of Christians calling itself a Church." (7.) Unter Gruppen werden hier nicht etwa bloß lutherische Organisationen verstanden, sondern auch die Denominationen, wie sie im Federal Council vereinigt sind. Ohne nun aber den Eindruck zu erwecken, daß alle Denominationen rechte, gottgewollte Darstellungen der Kirche sind, kann man doch nicht reden, wie es in den zitierten Worten geschieht.

Gewiß, an einer andern Stelle sagt die "Declaration", daß die Kirchengemeinschaften nicht alle Gottes Wort ganz rein haben. "We believe, however", heißt es, "that distinctions must be recognized between one group and another. In making these distinctions, we believe that those groups in which the Word of God is most purely

preached and confessed according to the Holy Scriptures, and in which the Sacraments are administered in the closest conformity to the institution of Christ, will be the most complete expression of the one holy Church." (8 f.) Die Folge aber und klare Lehre der Schrift, daß Christen kirchliche Verbindungen, die, obgleich sie keine offenbaren Christusleugner sind, eine Irrlehre auf ihr Banner gesetzt haben, meiden sollen, wird hier ignoriert.

Die Baptisten schären sich bekanntlich um das falsche Sonderbanner von der Untertauchung und Bekennertaufe, die Episkopalen um das Bekenntnis zum „historischen Episkopat“ usw. Wie kann man darum, wo die Christenheit durch solche und ähnliche Irrlehren gespalten ist, schlechthin und allgemein mit der „Declaration“ in der zitierten Stelle sagen, daß all diese Gruppen bemüht sind, den apostolischen Charakter der einen heiligen Kirche zum Ausdruck zu bringen; daß sie alle ihr Predigen und Lehren gründen auf die Schrift usw.? Schief ist es auch, wenn dort weiter behauptet wird, daß jeder, der im Besitz der Wahrheit zu sein und seine Ansicht der Schrift entnommen zu haben glaubt, eo ipso auch die Pflicht habe, seine Ansichten voll und frei und mutig zu bekennen. Eine heilige Pflicht, sie zu predigen und zu bekennen, gibt es eben nicht mit Bezug auf jede sogenannte Überzeugung, sondern nur mit Bezug auf das, was wirklich göttliche Wahrheit ist. Ein Irrlehrer hat keinen göttlichen Befehl, seine falschen Ansichten zu verteidigen und zu verbreiten, einerlei, ob er dieselben für Schriftlehren hält oder nicht. Nur Gott kann uns Pflichten auflegen. Irrlehren zu predigen, hat aber Gott nicht geboten, sondern verboten. Baptisten z. B. haben nicht die Pflicht, ihren Irrglauben mit Bezug auf die Kindertaufe zu verbreiten; Reformierte haben nicht die heilige Aufgabe, ihre irrtige Lehre vom Abendmahl fälschlich als den rechten Christenglauben zu verkündigen. Calvinisten sind vor Gott und der Kirche nicht schuldig, ihre Leugnung der allgemeinen Gnade zu lehren. Was vielmehr ihren Irrtum betrifft, so haben alle Irrlehrer immer nur die eine Pflicht, denselben zu verwerfen und zu verdammen. Die „Declaration“ übersieht, daß es ein Ding wie ein falsches Gewissen gibt, welches den Menschen zwar zum Unrecht drängt und zwingt, ihn dazu aber nicht vor Gott und der Kirche verpflichtet.

Daß auch die Denominationen, welche das Federal Council bilden, sofern sie evangelisch sind und die seligmachende Wahrheit zum Ausdruck bringen, die eine heilige Kirche darstellen, leugnen wir nicht. Wir stimmen sachlich zu, wenn es in der „Declaration“ heißt: „Every group of professing Christians in which the Word of God is so preached and the Sacraments are so administered that men are saved therein is truly, partial and imperfect as it may be, an expression of the one holy Church, inasmuch as it displays the marks of the Church.“ (8.) Daraus folgt aber nicht, daß die evangelischen Sektenkirchen Gruppen, i. e., Organisationen, sind, wie Gott sie haben will,

denen so, wie sie sind, Christen beitreten sollen und mit denen als solchen sie kirchliche Gemeinschaft pflegen dürfen. Diese und ähnliche Gedanken sowie die Aussagen der Schrift über Kirchengemeinschaft kommen in der "Declaration" nicht zur eigentlichen Darstellung.

Klar geworden ist uns auch nicht, was in folgender Stelle mit dem dritten Satz gesagt sein soll: "Every group of professing Christians calling itself Church will seek to express in its own life the attributes of the one, holy, catholic, and apostolic Church. This it does . . . by the attempt to secure universal acceptance of the truth which it holds and confesses. . . . To this end it will constantly bear witness to the truth which it believes, and by this testimony, and by the cultivation of sympathy with all those who hold the same truth, every group will seek to attain universality, and thus express completely the holy Church's attribute of catholicity." (8.) Sollen aber alle Gruppen oder Denominationen sich bemühen, ihre Ansichten zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, wie kann und wird es dann zur Einigkeit im rechten Glauben kommen? Mißverständlich ist es auch, wenn in Abschnitt A noch gesagt wird: "These works of love and service . . . are in themselves a proclamation of the Gospel." (7.) Liebestwerke legen wohl Zeugnis dafür ab, daß der Glaube im Herzen ist, sind aber nicht selber das Evangelium.

Abschnitt C handelt von der Vereinigung der protestantischen Kirchen in Amerika und erklärt: organische Vereinigung sei eine Sache der Zweckmäßigkeit, Übereinstimmung im Bekenntnis aber eine Sache des Prinzips; der Vereinigung müsse eine klare Definition von „Evangelium“ und „Sacrament“ vorausgehen; eine dauernde und gültige Union sei zu gründen auf positive Übereinstimmung in der Wahrheit, für welche der vereinigte Körper eintreten solle; der erste Schritt zu einer wahren organischen Vereinigung sei daher, daß jede Kirche klar und deutlich erkläre, wofür sie jetzt eintrete; was die U. L. C. betreffe, so sei sie schuldig und bereit, Rechenschaft abzulegen von der lutherischen Wahrheit, der sie ergeben sei; daß sie aber, bis eine völligere als die jetzt vorhandene Einigkeit erreicht sei, ihre Sonderexistenz als Zeugin für die lutherische Wahrheit nicht aufgeben könne.

Auch aus Abschnitt C mögen die wichtigeren Aussprüche wörtlich folgen: "We hold the union of Christians in a single organization to be of less importance than the agreement of Christians in the proclamation of the Gospel. . . . Union of organization we hold, therefore, to be a matter of expediency; agreement in testimony to be a matter of principle." (10.) "We believe that a clear definition of what is meant by 'Gospel' and 'Sacrament' must precede any organic union of the Churches. We believe that a permanent and valid union of Churches must be based upon positive agreements concerning the truth for which the united church-body is to stand. The Churches cannot unite as mere Protestants, but only as confessors." (10.) "We recognize

the obligation which rests upon us to make a clear and full declaration concerning the truth which we hold, and are therefore ready, as opportunity offers, to give answer concerning our reasons for accepting and maintaining the doctrines and principles set forth in the Confessions of the Evangelical Lutheran Church." (11.) "Until a more complete unity of confessions is attained than now exists, the United Lutheran Church in America is bound in duty and in conscience to maintain its separate identity as a witness to the truth which it knows; and its members, its ministers, its pulpits, its fonts, and its altars must testify only to that truth." (11.)

Gewiß, treffliche Sätze, soweit sie gehen. Was wir aber in diesem Zusammenhang vermiffen, ist die Erklärung: 1. daß wahrhaft christliche Vereinigung Übereinstimmung nicht bloß in einigen, sondern in allen Artikeln der Lehre zur Voraussetzung hat; 2. daß nicht etwa Übereinstimmung überhaupt genügt, sondern nur Übereinstimmung in der Wahrheit der Heiligen Schrift, wie sie im lutherischen Bekenntnis klar und deutlich dargelegt ist. Zur christlichen Gemeinschaft und kirchlichen Vereinigung genügt eben nicht irgendeine Konkordia, sondern nur die in der Schrift gegebene Konkordia, wie sie unverfälscht vorliegt in unserer lutherischen „Konkordia“.

Abschnitt D handelt von den kooperativen Bewegungen und erklärt, daß die U. L. C. bereit sei, in den Werken dienender Liebe mit andern Kirchenkörpern zu kooperieren, wovimmer dies geschehen könne ohne Verleugnung der Wahrheit, für die sie eintrete. Es heißt: "It is our earnest desire to cooperate with other church-bodies in all such works as can be regarded as works of serving love, through which the faith of Christians finds expression, provided that such cooperation does not involve the surrender of our interpretation of the Gospel, the denial of conviction, or the suppression of our testimony to what we hold to be the truth." (11. 9.) Ferner wird erklärt, daß die U. L. C. nicht schlechthin alle gemeinsamen Bewegungen der protestantischen Kirchen billige, und daß die Frage, ob sie in einem bestimmten Fall mitmachen könne, zu entscheiden sei nicht bloß nach den Zwecken und Prinzipien solcher Kooperationen, sondern auch nach ihren Wirkungen — "the effect which our participation will produce upon the independent position of our Church as a witness to the truth of the Gospel which we confess." (12.)

Wohlthuend und vertrauenerweckend wirkt es, wenn in der "Declaration" wiederholt betont wird, daß die U. L. C. nicht gesonnen ist, sich die Freiheit, für die lutherische Wahrheit Zeugnis abzulegen, irgendwie einschränken zu lassen, und daß sie auch nichts wissen will von einer solchen Kooperation mit den Sektenkirchen, durch welche die lutherische Wahrheit direkt oder indirekt geschädigt werde. Wie stimmt aber damit ihr Anschluß an das Federal Council? Wird trotz aller, auch der besten Erklärungen die tatsächliche Wirkung nicht Stärkung des Indifferentis-

muß und allseitige Abschwächung des Wahrheitsernstes sein? Wird durch diesen Schritt nicht bei den Sekten die Meinung genährt, daß es auch den Lutheranern kein sonderlicher Ernst mehr sei mit ihren Unterscheidungslehren? Und was die Lutheraner betrifft, werden sie nicht verleitet, die Irrlehren der Sekten als nicht sonderlich gefährlich und verwerflich anzusehen? Dann bedeutet aber in seinen Wirkungen der Anschluß an das Federal Council gerade das, was die U. L. C. ihren Erklärungen zufolge vermeiden will: Schwächung des Luthertums und Verleugnung der lutherischen Wahrheit.

Die Freiheit, für die lutherische Wahrheit uneingeschränktes Zeugnis abzulegen, will sich die U. L. C. nicht nehmen lassen. Wie stimmt damit aber, so fragen wir wieder, der Anschluß an das Council, das prinzipiell Erörterungen über die protestantischen Unterscheidungslehren von seinen Versammlungen ausschließt? Prof. Geo. Cross bemerkt mit Bezug auf das Council: "Doctrinal discussions are carefully avoided because, no doubt, of the danger of a growth of divisive influences." Der Sekretär des Council, Macfarland, schreibt: "I am willing to talk with men upon almost any other subject but that of Christian unity [in der Lehre]. The most important thing is to get them together to show them the common social task." (Horsch, *Modern Religious Liberalism*, 195 f.) Kennt wirklich die U. L. C. das Federal Council so schlecht, daß sie glaubt, auf demselben mit einem entschiedenen lutherischen Zeugnis erfolgreich auch nur recht zu Worte kommen zu können?

Was die Kooperation betrifft, so will ihrer "Declaration" zufolge die U. L. C. nur zusammenarbeiten mit Kirchen, die folgende fundamentalen christlichen Wahrheiten anerkennen: Gottes Vaterschaft, offenbart in Christo, und die Kinderschaft aller Gläubigen; Christi wahre Gottheit und Erlösung durch sein Leben, Sterben und Auferstehen; seine lebendige Gegenwart in der Kirche; die fortgesetzte Tätigkeit Gottes des Heiligen Geistes; die hohe Bedeutung von Wort und Sakrament als den Zeugemitteln des Heiligen Geistes; die Autorität der Schrift als Regel zur Beurteilung aller Lehren und Lehrer; daß der Mensch sich die Gerechtigkeit und Seligkeit nicht erwerben kann durch eigene Werke; daß Gott um Christi willen allen Gläubigen Vergebung und Gerechtigkeit schenkt; daß das von Christo gegründete Reich Gottes auf Erden bereits vorhanden ist als geistliche und durch den Glauben zu erfassende Wirklichkeit; daß Christus als Richter der Lebendigen und der Toten kommen und sein Reich vollenden wird. Von diesen Lehren heißt es: Holding these "doctrines and principles, derived from the Holy Scriptures, to be fundamental to the Christian message, we propose them as a positive basis of practical cooperation among the Protestant Churches." (12.) Bemerkt wird noch mit Bezug auf das Abendmahl: "In common with the whole Evangelical Lutheran Church we confess the mystery of the Real Presence in the Sacrament of the Lord's Supper, and we invite all Christians to a renewed study of the teach-

ings of the Holy Scriptures concerning this Sacrament, and the Sacrament of Holy Baptism." Zu einer Bedingung für die Kooperation mit reformierten Denominationen wird aber die Annahme dieser wie auch anderer lutherischer Unterscheidungslehren nicht gemacht.

In Abschnitt D wird ferner betont, daß sich die U. L. C. an keiner Organisation oder Bewegung beteiligen könne, die ihr Zeugnis für die Wahrheit und gegen den Irrtum beschränke, und daß allen andern Denominationen dasselbe Recht einzuräumen sei. Es heißt: "We cannot enter into any organization or movement which limits the cooperating Churches in their confession of the truth or their testimony against error. In all cooperative movements we claim the right, and regard it as a duty to testify freely to the truth as it is set forth in the Confessions of our Church, and we believe that the same right must be guaranteed to every participating Church. All such testimony should receive a courteous and respectful hearing." (14.) Mit Recht wird auch hier die Zeugenpflicht der Lutheraner betont. Was wir aber von der Aussage halten, daß auch die Sekten Recht und Pflicht haben, in einer christlichen Organisation für ihren Irrtum einzutreten, darüber haben wir uns oben bereits ausgesprochen.

Zum Ausdruck bringt Abschnitt D noch folgende Gedanken: die U. L. C. könne sich nicht beteiligen an Bewegungen oder Organisationen, deren Zweck kein eigentlich kirchlicher sei; verkehrt sei es auch, wenn die Kirche etwas zu erreichen suche durch Staatsgesetze und Zwangsmittel. Es heißt: "We cannot enter into cooperative movements or organizations whose purposes lie outside the proper sphere of church activity.... We hold that the use of the church organization as an agency for securing the enactment and enforcement of law or for the application of other methods of external force is foreign to the true purpose for which the Church exists." (14.)

Gebilligt wird darum aber doch die Beteiligung lutherischer Pastoren und Laien an allerlei sozialen Reformbewegungen. Es heißt: "There are organizations and movements into which we cannot enter as a Church, in regard to which, however, the Church may definitely declare itself, and which it may heartily commend to the pastors and members of its congregations as important spheres of activity for Christians, such as movements and organizations for social and political reform, the enforcement of law and order, the settlements of industrial conflicts, the improvements of the material environments of life, and the like." (14 f.) Es scheint sich also die U. L. C. auch wesentlich identifizieren zu wollen mit der bekannten sozialen Richtung des Federal Council, die doch dem einen großen Zweck und Auftrag der Kirche, aller Welt das Evangelium zu bringen, nur schaden kann.

Selbstverständlich verwirft die "Declaration" jede Kooperation mit liberalen und unitarischen Gemeinschaften. Ausdrücklich wird in Abschnitt D erklärt: "We cannot enter into any cooperative movement or

organization which denies any of the doctrines or principles set forth in III, above." Gemeint sind die oben angeführten Punkte von der wahren Gotttheit Christi usw. Besonders hervorgehoben wird dies in Abschnitt E, wo wir lesen: "We solemnly warn all our pastors and the members of our congregations against all teachers, sects, and organizations of any kind whose doctrines and principles contradict the truths set forth in Section D, III, of this 'Declaration,' or which limit their adherents or members in a free confession of their Christian faith." (15.) Ferner: "We warn them especially against all teachers, sects, and societies whose doctrines and principles deny the reality of sin, the personality of God, the full and complete Godhead of our Lord Jesus Christ, and His redemption of the world by His sufferings and death, and the truth and authority of the Holy Scriptures; as well as against all teachers, sects, and societies which teach that men can be saved from sin, or can become righteous before God, by their own works or by any other means than the grace and mercy of God in Jesus Christ. We believe that such doctrines are not only not Christian, but are antichristian and destructive of true Christian faith and life." (15 f.) Endlich: "We therefore lay it upon the consciences of the pastors and of the members of all our congregations to scrutinize with the utmost care the doctrines and principles of all teachers, sects, organizations and societies of every sort which seek their adherence and support, and refuse such adherence and support in all cases of conflict or possible contradiction between these principles and doctrines and those set forth in Holy Scripture and in the Confessions of the Church. In the application of this principle the Church should always appeal to a conscience which it is her sacred duty to enlighten, patiently and persistently, from the Word of God." (16.)

Das sind gewiß treffliche Sätze. Wie verträgt sich mit denselben aber der Anschluß ans Federal Council? Allgemein bekannt ist ja, und auch der U. L. C. wird es nicht entgangen sein, in welch erschrecklichem Maße gegenwärtig alle Sekten vom Liberalismus und Unitarismus angegriffen sind. Auch auf den Versammlungen des Federal Council spielen die Liberalen schon lange keine untergeordnete Rolle mehr. Gorch schreibt: "Among the constituents of the Federal Council there are those who would not accept a minimum creed expressing adherence to the fundamentals of the Christian faith. It is a significant fact that the Unitarians and other liberals earnestly desire admittance into the Council on the ground that some of the most radical liberals are within this body." (L. c., 197.) Dazu kommt, daß, soviel wir wissen, das Federal Council als solches sich ausdrücklich bekennt nicht zur Gotttheit Christi (deity of Christ), sondern nur zur Göttlichkeit (divinity) desselben, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß es die wahre Gotttheit Christi leugnet. Unverständlich bleibt es uns darum, wie sich die

U. L. C. überhaupt auf irgendwelche Verbindung mit dem Council hat einlassen können, da wir keinen Grund haben, daran zu zweifeln, daß es ihr mit obigen Erklärungen gegen den Liberalismus voller Ernst ist, und sie doch wissen mußte, daß ihre Vertreter nicht werden umhin können, sich im Federal Council auch mit liberalen Theologen auf eine Bank niederzulassen.

Obwohl wir also nicht leugnen, daß die U. L. C. ernstlich bemüht war, ihrer Verbindung mit dem Federal Council eine Gestalt zu geben, die allen Indifferentismus und Unionismus fernhalten sollte, so kann ihr Anschluß doch, wie zur Genüge aus dem Gesagten hervorgehen dürfte, nicht als ein Aufstieg, sondern nur als ein Nieder- und Rückgang des Luthertums gewertet werden. Selbst im günstigsten Fall wird es dabei nicht abgehen ohne allerlei Glaubensmengerei und direkte und indirekte Verleugnung der Wahrheit. Der *Lutheran Companion*, das Blatt der Augustanasknede, schreibt in seiner Nummer vom 11. Februar 1922 mit Bezug auf die Sätze im *Lutheran*: "While it is expressly stated that the relation between the two bodies [U. L. C. and F. C.] 'is to be consultative only,' is it not reasonable to believe that, after the U. L. C. has once put one foot inside the F. C. of the Churches of Christ in America, the whole body will eventually find lodgment there? Is it not reasonable also to infer that the willingness on the part of the F. C. to accede to the propositions for affiliation was due to the fact that it recognized that this first step would eventually lead to full federation in the near future?"

Die Aufmerksamkeit richten wir schließlich noch auf Abschnitt B, der sich nicht mit dem Federal Council, sondern den lutherischen Synoden unferes Landes befaßt und erklärt, daß einer Vereinigung derselben rein gar nichts im Wege stehe. Es heißt: "In the case of those church-bodies calling themselves Evangelical Lutheran, and subscribing the Confessions which have always been regarded as the standards of Evangelical Lutheran doctrine, the United Lutheran Church in America recognizes no doctrinal reasons against complete cooperation and organic union with such bodies." (9 f.) Solange jedoch die U. L. C. den Nachweis schuldig bleibt, daß die Lehرداریenzen, welche bislang die lutherischen Synoden Amerikas getrennt haben, nur imaginär oder belanglos für den christlichen Glauben seien, weil Gottes Wort über dieselben keine Entscheidung getroffen habe, wird man diesem Urteil nicht zustimmen können. Wohl aber sollte, ehe die U. L. C. sich noch enger mit dem Federal Council verbindet, alles geschehen, um so schnell als möglich die langersehnte Einigkeit der ganzen lutherischen Kirche unferes Landes herzustellen. Zu dem Ende sollten die freien Konferenzen mit den Synoden, die in der U. L. C. vereinigt sind, wiederaufgenommen und dann nicht eher eingestellt werden, bis, D. v., völlige Einigkeit erzielt ist.

J. B.

Das Luthertum in Kongreßpolen.

Das Sturzentrum der lutherischen Kirche in Polen ist seit dem Versailler Frieden Generalsuperintendent Bursche, der von der derzeitigen katholischen Regierung in Polen kräftig unterstützt wird und bei derselben großen Einfluß haben soll. Von vielen lutherischen Gemeinden und manchen Pastoren dagegen sind Resolutionen gegen Bursche gefaßt worden. Man wirft ihm vor, daß er bemüht sei, die Lutheraner zu polonisieren, die Kirche mit dem Staate zu verquiden, sie zu selbsttätigen, politischen Zwecken zu mißbrauchen und das Ministerium durch die von ihm in Warschau gegründete Fakultät, bestehend aus Theologen, die in Basel studiert haben, zu liberalisieren usw. Gegen ihn vornehmlich richtet sich denn auch, neben manchen andern Publikationen, eine Flugschrift, die den Titel trägt: „Schließt euch zur lutherischen Freikirche zusammen! Sendschreiben an die evangelisch-lutherischen Glaubensgenossen in Kongreßpolen. Von einem alten Pastor.“ Verfasser derselben ist P. Rosenberg in Ostpreußen, der, wie aus seinem „Sendschreiben“ hervorgeht, in dem von Bursche bekämpften Freikirchentum die einzige Rettung der lutherischen Kirche Polens erblickt.

Zunächst weist Rosenberg auf die schwere Prüfungszeit hin, die die lutherische Kirche Polens in den letzten acht Jahren hat durchmachen müssen. „Solches“, sagt er, „geschieht von dem HERRN. Sein Rat ist wunderbarlich; doch führt er alles herrlich hinaus. Denn weil es der HERR bestimmt hat, muß es für uns heilsam sein, auch wenn wir es nicht sogleich begreifen. Wir wollen unsere Seelen in Geduld fassen und nicht wider den HERRN murren wie weiland Israel in der Wüste. Soweit es jedoch in unserer Macht liegt, wollen wir neben den irdischen auch die geistigen und geistlichen Güter, die wir von den Vätern ererbt haben und die uns der HERR demnach anvertraut hat, mit Waffen der Gerechtigkeit schützen und verteidigen. Das geht freilich nicht ohne Kampf und schwere Opfer. Wollen wir jedoch diesen Kampf, den uns der HERR verordnet hat, nicht kämpfen, die weil unser Fleisch träge ist, so müssen wir endlich zugrunde gehen. Wir werden alsdann beides, die zeitlichen Güter und die ewige Krone, verlieren.“ (2.)

Diese eisenharte Zeit habe Gott über die Kirche gebracht, vor allem weil „das gegenwärtige Geschlecht die irdischen Güter höher schätzt denn die himmlischen“. Was aber den Verlust der irdischen Güter betreffe, so solle man an die Salzburger und Hugenotten denken und mit Luther sprechen: „Laß fahren dahin!“ „Unsere himmlischen Güter wollen wir jedoch verteidigen bis zum letzten Blutstropfen; denn das Reich soll uns doch bleiben!“ Diese Güter seien der „evangelisch-lutherische Glaube, der uns gepredigt worden ist in der Sprache unsers Reformators Luther. Die Muttersprache gehört mit zu den irdenen Gefäßen, in denen wir unsern Schatz tragen“. (2.)

Dieser Glaube aber werde von allen Seiten angefochten. „Es

scheint“, sagt Rosenberg, „als ob die Hölle sich gegen uns Lutheraner in Polen verschworen und alle ihr zu Gebote stehenden Mächte aufgeboten hätte, um unsere Glaubensfestung zu erstürmen.“ Grund zum Verzagen und die Flinte ins Korn zu werfen, habe man aber nicht. „Sind wir auch wenige an Zahl und zurzeit führerlos, müssen wir auch mit Entsetzen wahrnehmen, daß die, welche uns zu Führern bestellt sind, blinde Blindenleiter sind, so trösten wir uns doch mit unserm himmlischen Führer und denken: Einer mit Gott bildet immer noch die Majorität — freilich nur dann, wenn er sich fest an seinen Führer hält und ihm aufs Wort folgt. Dann ist auch der Sieg gewiß.“ (3.)

Zu den Todfeinden der lutherischen Kirche in Polen, „die sich vorstellen wie ihr höllischer Meister in Engel des Lichts“, rechnet Rosenberg vornehmlich die Papisten, die Sektierer, den religiösen Politiker und den inneren Feind. Von den Römischen heißt es: „Traut nie einem Katholischen, auch wenn ihr ein halbes Jahrhundert mit ihm freundschaftlich verkehrt habt! Er ist immer falsch, ganz gleich, ob er zu den Strenggläubigen oder zu den Lauen gehört. . . . Auch der liberalste Katholik, der nie zur Kirche geht, ist ein Fanatiker und ein Hasser unsers Luther.“ Dies Urteil scheint hart, ist aber sachgemäß; denn gerade der gute Katholik glaubt, daß er in allen Dingen dem Priester und Papst blindlings zu folgen habe und darum eventuell auf Befehl von oben seine bisherige Liebe und Freundlichkeit gegen Protestanten in Haß und Verfolgung verwandeln müsse. Mit Recht warnt darum Rosenberg vor gesellschaftlichem Verkehr mit Katholiken und insonderheit vor Mischehen. Zu weit geht er aber, wenn er allgemein urteilt: „Wer einen Andersgläubigen heiratet, hat schon den Glauben halb verleugnet.“

Der Deutschenhaß — um hier etliche andern Quellen entnommene Gedanken einzuschleiben —, der in Amerika während des Krieges puritanisch und britisch orientiert war, hat, wie es scheint, in Polen seine Wurzeln vornehmlich im Katholizismus. Der „Lodzer Freien Presse“ zufolge wird derselbe systematisch großgezogen. Der *Kurjer Poznański*, 1921, Nr. 261, schrieb: „Wenn man uns um unsere Meinung nur befragen wollte, so könnten wir die maßgebenden Kreise davon überzeugen, daß ein jeder Deutscher, der in den Grenzen Polens verbleibt, ein Feind ist, daß ein jedes deutsche Haus eine Festung des uns feindlichen Deutschtums ist. . . . Bislang wollen wir unsere jetzigen Vorrechte ausnützen, die große Anzahl der hier zu Lande ansässigen Deutschen verdrängen, . . . mit Gewalt von uns abstreifen.“

Was die Papisten im Schilde führen, zeigt mit brutaler Offenheit die Ansprache, die Bischof Tymieniecki bei Einweihung des Lodzer Kuratoriums hielt. Der „Brüde“ vom 17. Dezember 1921 zufolge erklärte er: Es müsse an der Gefundung der Jugend gearbeitet werden, die nur im Katholizismus und Polentum zu finden sei. Lodz, das polnische Manchester, sei eine polnische Stadt, enthalte aber noch viel Art- und Wesensfremdes nach Glaube und Nationalität und müsse mit

katholisch-polnischem Geiste durchdrungen werden. Es sei allbekannt, in wessen Händen sich die Industrie und der Handel in Lodz befänden. Die Jugend müsse sich so gut ausrüsten als möglich, damit später hierin gründlicher Wandel geschafft werde. Niemand dürfe vergessen, daß ein großer Teil der Bürger sich bei der letzten Volkszählung nicht zum Polentum bekannt habe. Wie eine Hochburg fremden Volkstums und fremder Religionen stehe Lodz da. Die ältere Generation müsse sich begnügen, in die Festungsmauern Breschen zu schlagen. Die Aufgabe der polnischen Schule sei, die Jugend zur Härte des Charakters und zu glühendster Liebe zum Glauben und Vaterland zu erziehen. Das nicht-polnische und nichtkatholische Wesen müsse vernichtet und vertilgt werden. Die Jugend sei dazu berufen, den Kampf weiterzuführen, bis diese fremde Festung in Schutt und Staub gesunken sei. Wenn die Polen fremdes Volkstum in ihren eigenen Grenzen bekämpften und vernichteten, so sei das nicht nur ihr billiges Recht, sondern ihre heiligste Pflicht.

Aus einem polnischen Blatte teilt die „Brücke“ noch folgendes mit: „Am 19. Februar 1920 versammelte sich eine aus Männern, Frauen und Minderjährigen (von diesen waren über hundert darunter) bestehende Volksmenge unter der Leitung älterer Personen und drang in die evangelische Kirche ein. Der Altar, die Kanzel, das Harmonium und die Leuchter wurden auf die Straße geworfen. Ihnen folgten die Bänke, die vorher zerbrochen wurden. Schließlich drang der rasende Haufe in den hölzernen Glockenturm ein, zersägte und warf ihn auf die Straße, wo die Stücke noch zerschlagen wurden.“ Die Regierung, so wird weiter berichtet, tat in der Sache nichts. Niemand wurde bestraft, und die Einwohner dieses Ortes sowie der Umgegend lachen darüber. Trotzdem erkläre Durschke öffentlich, „daß es in Polen keine Intoleranz gebe“.

Im Interesse ihres Kampfes wider den Katholizismus, sagt Rosenberg, sei es wesentlich, daß die Lutheraner in Polen an ihrer deutschen Muttersprache festhalten, weil dort polnisch so viel wie katholisch, deutsch so viel wie evangelisch sei. Rosenberg schreibt: „Freilich, nicht nur der evangelische Glaube muß für euch ein unberäußerliches Erbe sein, sondern auch die Muttersprache, in der euch der lutherische Glaube gepredigt wird. Wohl ist die Sprache ein irdenes, zerbrechliches Gefäß, aber in eurer Muttersprache, die ja auch Luthers Sprache war, wird euch der goldene Inhalt des Evangeliums dargereicht. Dazu hat Luther uns auch das herrliche Kirchenlied in unserer Muttersprache geschenkt. In keiner andern Sprache der Welt können wir einen Ersatz für das deutsche Kirchenlied finden. Wer kann die Lieder eines Paul Gerhardt und der Wolke von geistgefaltnen Liederdichtern in fremder Sprache wiedergeben? Kein Volk auf Erden. Bibel, Gesangbuch, Katechismus, Postillen und Gebetbücher, die wir von den Vorfahren ererbt haben, sind so große Vermächtnisse, daß wir um ihretwillen mit allen Fasern des Herzens an der Sprache unsers Luther festhalten müßten. Ihr wißt ja, was die

Katholiken empfinden: polnisch ist katholisch und deutsch ist evangelisch! Das stimmt in Polen.“ (4.)

Solange man sich vor Mischehen hüte und die deutsche Muttersprache nicht verliere, sagt Rosenberg, sei die Gefahr des Abfalles zum römischen Aberglauben verhältnismäßig gering. Eine größere Gefahr für das Luthertum seien die Sektierer, die mit der lutherischen Bibel operieren, aber das Wort Gottes verdrehen wie Satan, als er den Herrn versuchte. Der Sektierer reiße einige Sprüche aus dem Zusammenhang heraus und beweise dann seine Lüge — eine Methode, nach der man jeden Unsinn aus der Schrift beweisen könne. Rosenberg schreibt: „Der Sektierer [in Polen] ist ein Mammonist und ein Tagedieb. Er verstellt sich in einen Engel des Lichts und geht auf Geldjagd aus, um sich von dem Schweiß der Dummen zu nähren, ja, um herrlich und in Freuden zu leben. . . Die Hamburger oder Onkenschän Baptisten, die unter uns ihr höllisches Handwerk treiben, sind bekanntlich die schlimmsten unter diesen Wölfen. Freilich sind auch die Irvingianer, Adventisten, Sabbatisten und andere gelehrige Schüler der Baptisten auf der Jagd nach dem Geldbeutel. Merkt euch, ihr lieben Glaubensbrüder: Der Katholik will nur eure Seele erhaschen, der Sektierer euren Reichtum. Er denkt: Der Lutheraner ist einfältig und dumm; ich aber bin schlau und gerissen. Warum ist der Lutheraner dumm? Damit ich zuerst mit meiner schlauen Schriftverdrehung ihm den Kopf verdrehe, dann seine Seele ‚platt drüde‘ und endlich seinen Beutel leer mache.“ „Sie sind zäh wie Blei und aufdringlich wie die jüdischen Händler. Man bekämpft sie, indem man nie eine Mark gibt und nichts von ihnen kauft. Wenn sie sehen, daß der Beutel geschlossen bleibt, weichen sie und suchen an anderer Stelle ihre Opfer. Dumme, so denken sie, gibt's auch woanders.“ „Sie reden viel über die Sünden des Rauchens, Trinkens und Kartenspiels. Wer ihnen nachgeht, der kann sie leicht bei dergleichen Dingen und bei den ärgsten Lastern, Betrug, Ehebruch und Wöllerei, ertappen. . . Sie reden den Weiblein vor, man müsse das ‚Fleisch töten‘; das könne man am besten, indem man ‚das Fleisch schwächt! So taten es die Nikolaiten, die unser Heiland laut der Offenbarung St. Johannis haßt. Unabsehbar ist der Schade, den sie anrichten.“ (5 f.)

Von dem dritten Feind, dem religiösen Politiker, heißt es in dem „Endschreiben“: „Wenn wir auf diesen zu sprechen kommen, dann krampft sich unser Herz zusammen, und unser Auge trânt.“ Statt Gott zu dienen, seien diese Politiker nur auf schnöden Vorteil bedacht. Viele Pastoren in Polen mengten schon seit einigen Jahrzehnten die Politik in die christliche Lehre. „Ihr Ziel“, sagt Rosenberg, „ist nicht mehr der Bau des Gottesreiches. Der Hauptinhalt ihrer Mahnungen ist nicht der: Werdet Nachfolger Christi! sondern: Werdet gute Polen und vertverft eure teure Muttersprache! So sind viele unter den Pastoren nicht mehr Seelenhirten, sondern politische Agitatoren. . . Dabei trägt sich der größte Teil der Pastorenschaft mit dem Konsistorium zu

Warschau an der Spitze auf das Schwert des Staates und nicht auf das Schwert des Geistes. Wehrt sich jemand gegen das heidnische Wesen der Pastoren, dann rufen sie die Polizei zu Hilfe. Viele Lutheraner haben, um sich vor diesen Agitatoren zu retten, die Kirche verlassen und sich den Sekten angeschlossen. Das ist falsch, denn dann gerät man aus dem Regen in die Traufe. Nein, liebe Glaubensgenossen, verlaßt die Kirche nicht, sondern sorgt, daß die Kirche von diesen ungetreuen Agitatoren gereinigt wird! Besucht fleißig die deutschen Andachten! Sobald der Pastor politisch wird und auf der Kanzel für weltliche Zwecke wirbt, so protestiert dagegen nach der Predigt. Wenn das nicht hilft, so verlaßt bei der nächsten Gelegenheit einmütig das Gotteshaus. Hilft auch das nicht, so meidet die Kirche und versammelt euch in Privathäusern zu den Andachten. Es ist ein Glück, daß nicht alle Pastoren politisch geworden sind. Eine kleine Schar ist treu geblieben. Sie wird jedoch vom Generalsuperintendenten und dem Warschauer Konsistorium hart bedrängt.“ (7.)

Diese Politiker, mit Wursche an der Spitze, arbeiten nach Rosenberg im letzten Grunde nur den Papisten in die Hände. Wir lesen: „Diese blinden Blindenleiter merken nicht, daß der Katholik sie als Mittel zum Zweck braucht, um durch ihr verderbliches Wirken die ganze lutherische Kirche in Polen in den Schoß der katholischen Kirche zu führen und aufzulösen. Sie geben vor, daß sie die Katholiken evangelisch machen wollen. Das ist eine schändliche Lüge. Dagegen machen sie die deutschen Lutheraner erst polnisch und dann katholisch. Der jetzige Generalsuperintendent hat während seiner geistlichen Wirksamkeit mehr Evangelische der katholischen Kirche zugeführt, als die Jesuiten, diese geschwornen Feinde unsers Glaubens, in den letzten hundert Jahren durch ihre Arbeit gewonnen haben. Das steht einzig da in der Geschichte der evangelischen Kirche. Wenn es dem Generalsuperintendenten gelingen würde, sein Vernichtungswerk zu vollenden, dann würden die Jesuiten ihm den Eselstritt geben und sagen: ‚Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.‘ Denn es ist ja sonnenklar, daß die Jesuiten einen lutherischen Generalsuperintendenten nicht um seiner schönen Augen willen so lieben und schützen werden, wie es jetzt geschieht, sondern nur deshalb, weil er ihre Geschäfte besorgt und für sie wirkt.“ (7 f.)

Der innere Feind endlich, der grimmigste unter allen, sei der Widersacher in der eigenen Brust, der Geist religiöser Gleichgültigkeit in den Massen, die das Christentum links liegen lassen. Es heißt: „Die Masse sagt: Was kümmern uns Kirche und Pfaffen! Wir haben Wichtigeres zu tun, als an diese Dinge zu denken. Mögen sich alte Weiber und das dumme Volk mit der Religion befassen, wir wollen den Kampf ums Dasein führen, Geld verdienen, um etwas von diesem Leben zu haben. Dieser Geist mordet unser Volk und führt es ins Elend. Ein Mensch ohne Religion ist und bleibt ein halbes Tier. . . . Gewiß ist der Herr ein geduldiger Gott, aber er läßt sich nicht spotten. Die religiöse Gleich-

gültigkeit, die die Massen erfasst hat, ist eine fürchtbare Beleidigung Gottes. Die Geschehnisse der jetzigen Zeit lehren zur Genüge, daß Gott diesem Geist fürchtbar zu begegnen versteht. . . . Das könnt ihr an Rußland sehen. Dieses der Genußsucht verfallene Land, das sich nicht warnen ließ, geriet zur Strafe in den fürchtbaren Weltkrieg. Da dieser keine Sinnesänderung brachte, kam über das Land die Gerechtigkeit in der Gestalt der Revolution und des Bolschewismus. . . . Der Reichtum ist zertrümmert, die Kultur vernichtet, die Wohlhabenden sind getötet. Nun sterben die zerlumpte Massen an Hunger und Seuchen. Schwer gestraft ist auch das verblendete und dem Mammonismus verfallene deutsche Volk. Es stand vor dem Kriege an der Spitze aller Nationen, war unermesslich reich und wurde von allen Völkern gefürchtet. Heute steht es machtlos und entwaffnet da. Die gedruckte Papiermark ist ein magerer Ersatz für seinen einstigen Reichtum. Ähnlich steht es mit den Staaten, die sich als Sieger fühlen. Frankreich ist so verschuldet, daß es nur noch von Deutschland lebt. England ist ein geplagtes Land. Alle Kolonien empören sich. Italien ist ein Bettelland geworden. Und selbst das unermesslich reiche Nordamerika kämpft mit der Arbeitslosigkeit der Massen. Wohin hat also die religiöse Gleichgültigkeit und der Mammonismus die Völker gebracht? Zur Armut und zum Elend. . . . Das Ende des Mammonismus ist das Papiergeld. Solches bedeutet jedoch ein langsames Dahinsiechen der Völker und der einzelnen Menschen. Die Erfahrung lehrt, daß Gott jeden Menschen und jedes Volk in dem Punkte straft, worin es gesündigt hat. Die Liebe zum Reichtum hat Gott mit der Zertrümmerung des Reichtums beantwortet. In den alten lutherischen Konfirmandenlehrbüchern stand an der Spitze meist die Frage: „Welches soll die vornehmste Sorge der Menschen sein?“ Die Antwort lautete: „Daß wir mögen selig werden.“ Heute würde die Antwort lauten: „Daß wir mögen auf Erden reich werden.“ Jesus mahnt in der Bergpredigt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ Heute lehrt die Welt umgekehrt: Trachtet am ersten nach dem Papiergeld und nach seiner Vermehrung, so wird euch der Himmel auch einmal zufallen (nämlich wenn es einen Himmel gibt — was der Mammonist nicht wahr haben will).“ (8 f.)

Und wie kann und soll man sich vor diesen Feinden, insonderheit dem „Warschauer Politiker“, retten? Die Antwort, welche Rosenberg gibt, lautet: Die ersten beiden Feinde „sind ungefährlich, wenn ihr sie euch vom Halse haltet. Widersteht dem Teufel, so flieht er von euch. Den vierten Feind, die religiöse Gleichgültigkeit, könnt ihr nur im Glaubenskampf überwinden. . . . Anders steht es mit dem dritten Feind, dem Warschauer Politiker. Der sitzt in euren Kirchen und Pfarrhäusern. . . . Dennoch sollt und müßt ihr diese Feinde eurer Seelen los werden, damit ihr wieder eures Glaubens froh werden könnt. Der Zweck dieser Schrift ist, euch den Weg zur Freiheit zu weisen; denn der

HERR hat schon ernste lutherische Männer erweckt, die euch als Führer dienen und den Weg ebnen sollen. Diese Männer arbeiten an der Gründung einer lutherischen Freikirche in Polen nach amerikanischem Vorbild und mit amerikanischer Hilfe. In der deutschen Presse Polens ist schon manches darüber geschrieben worden. Es handelt sich nicht um die Gründung einer neuen Sekte, sondern um die Lösung des staatlich begründeten Rechtsverhältnisses zum Warschauer Konsistorium. Der Glaube bleibt der alte, die Lehre bleibt rein lutherisch — und nur die bisherige geistliche Obrigkeit, das politische Konsistorium mit dem politischen Generalsuperintendenten an der Spitze, wird durch eine selbstgewählte lutherische Synode abgelöst. Also nicht los vom Luthertum, sondern los vom verräterischen Konsistorium und seinen Dienern! Der Weg zu diesem erhabenen Ziel ist schwer und dornenboll, aber er verheißt großen Segen. Wer von euch will in diesem Kampf zurückstehen? Wer will die Fahne Christi verlassen und die Lehre Luthers mit Füßen treten? Wer unter euch wird nicht willig sein, wenn der HERR es haben will, die größten materiellen Opfer für diese heiligen Sachen zu bringen? Wir werden zu der Freikirche gelangen, wenn auch Berge sich vor uns aufstürmen. Wo ein Wille ist, wird sich auch der Weg finden. Die Hauptsache aber ist: Der HERR mit uns! (9 f.)

Das „Sendschreiben“ zeigt endlich auch, wie man voranzugehen habe, um in Polen Freikirchen zu bilden. Genannt werden folgende Punkte: 1. In jeder lutherischen Gemeinde gründen glaubensstarke Männer (fünf bis zehn genügen) eine Freigemeinde und reichen ihre neue Gemeindeordnung bei der Regierung ein. 2. Sodann wählen sie einen neuen Pastor oder doch einen Leiter des Lesegottesdienstes. 3. Hierauf erklären die Gründer ihren Austritt aus der Konsistorialkirche und fordern alle Gemeindeglieder ebenfalls zum Austritt auf. 4. Die Mitglieder des alten Kirchenvorstandes aber treten erst über, nachdem sie durch Mehrheitsbeschluß die Übergabe der kirchlichen Gebäude an die Freikirche bewirkt haben. 5. Sind die Gebäude nicht zu retten, so muß man in gemieteten Räumen Gottesdienste halten. 6. Der Mangel an Pastoren, der sich anfangs geltend machen werde, würde bald aus Amerika behoben sein. 7. Die von den Freigemeinden zu bildende neue Synode müsse ihren Sitz in Lodz haben. 8. Zur Deckung der Gehälter hoffe man auf bedeutende Unterstützung aus Amerika. Durch solche Trennung vom Staat werde die lutherische Kirche in Polen wieder wie die apostolische eine wahre Volkskirche [bestehend aus und regiert von dem Christenvolke] sein.

Was nun Generalsuperintendent Bursche betrifft, so suspendieren wir vorderhand noch unser Urteil, da uns die sicheren Daten dafür fehlen, in welchem Maße die gegen ihn und seine Anhänger erhobenen Vorwürfe des Polonisierens, Politisierens und Liberalisierens auf Tatsachen beruhen. Was aber Rosenbergs und die übrigen Gegner Bursches anbelangt, so stimmen wir voll und ganz mit ihnen darin überein, daß,

wie jetzt überall in der Welt die Sachen liegen, man auch in Polen das wahre Luthertum wohl nur noch in der ihm auch natürlichsten Form des Freikirchentums wird recht entfalten und treu erhalten können.

Und was insonderheit die deutsche Sprache betrifft, so glauben wir, daß Lutheraner dieselbe nirgends ohne Not preisgeben sollten, weil, von anderm abgesehen, mit derselben auch gar manches lutherische Gut verloren geht. Auch leugnen wir nicht, daß es Umstände geben kann, die die Sprachenfrage indirekt zu einer Art Bekenntnisschrift machen mögen. Wahr mag es ferner sein, daß in Polen die polnische Sprache katholische Einflüsse begünstigt, just so wie in Amerika die englische Sprache dem Sekten- und Puritanertum die Bahn glättet. Wo aber der Übergang vom Deutschen ins Polnische oder Englische unvermeidlich ist, da können mit Gottes Hilfe und sollen Lutheraner solchen Einflüssen Widerstand leisten. Zudem liegt es auf der Hand, daß auch die deutsche Sprache als solche keine Garantie für das Luthertum bildet. Dafür ist Deutschland mit seinem Liberalismus usw. selber der schlagendste Beweis. Was die lutherische Kirche erhält, ist nicht irgendeine bestimmte Sprache, sondern das Evangelium. Das Interesse der Kirche darf darum nie sein zu polonisieren oder zu anglisieren oder zu germanisieren, sondern immer nur zu evangelisieren und jede Sprache als Mittel zu diesem Zweck zu werten, keine aber als Ziel und Selbstzweck einzuschätzen. Das Luthertum, das ja nichts anderes ist als das wahre Christentum, ist ökumenisch — jede Sprache muß ihm dienen, und keine ist ihm wesentlich. Auch in Polen sollte darum die eigentliche Parole nicht lauten „deutsch-lutherisch“, sondern einfach „lutherisch“, „treulutherisch“.

Offenbar liegen nun schon lange in Mitteleuropa für die lutherische Kirche die wichtigsten Fragen in der Waagschale. Auch wir Missourier dürfen daher nichts veräumen, damit im Interesse des wahren Luthertums überall, soviel an uns liegt, die korrekten Entscheidungen getroffen und die rechten Schritte getan werden. F. B.

Die Fliednersche Mission in Spanien.

Im Jahre 1870 wurde von Friß Fliedner die Spanisch-Evangelische Mission in Madrid begonnen, die er auch bis zu seinem Tode am 25. April 1901 fortgesetzt hat. Er gründete verschiedene Gemeinden und Schulen sowie ein Jugendheim und Gymnasium, das am 31. Oktober 1897 eingeweiht wurde. Friß Fliedners Nachfolger sind neben einer Anzahl spanischer Arbeiter vornehmlich seine drei Söhne: Theodor, Hans und Georg. Seit dem Weltkrieg hat diese Mission, die vor dem Kriege zumeist von Deutschland aus unterstützt wurde (gegenwärtig kommt die Hilfe vornehmlich von Holland, da Deutschland kaum noch den zehnten Teil der Bedürfnisse deckt), mit schweren Geldnöten zu ringen.

Bis jetzt ist aber keine der Unternehmungen eingegangen; alle haben sich vielmehr weiter entwickelt. Am 31. Oktober vorigen Jahres konnte auch der Grundstein eines neuen Waisenhauses in Madrid gelegt werden, das aber immer noch nicht vollendet ist. Das gegenwärtige Waisenhaus nimmt dieselben Räume (Esforial) ein, wo seinerzeit Philipp II. die blutigen Dekrete gegen die „Ketzer“ in den Niederlanden schrieb.

Mit seinen Elementarschulen, die allgemein als solche gelten, in denen das meiste geleistet wird, ist Fliebnier besonders erfolgreich gewesen. In denselben werden gegenwärtig gegen 1000 Schüler unterrichtet. Und wenn es nicht an Raum und Lehrern mangelte, dürfte die Zahl wohl 4000 übersteigen. In welchem Maße die Schulen überfüllt sind, zeigt die Tatsache, daß eine Mädchenklasse 80 und eine Knabenklasse gegen 100 Schüler zählt. Die Lehrergehälter sind teilweise geringer als vor zwanzig Jahren, obwohl das Leben sich jetzt um mehr als das Doppelte verteuert hat.

Nicht so groß ist der Erfolg mit dem Gymnasium. Ein Hauptgrund, schreibt Theodor Fliebnier, dessen Berichten in den „Blättern aus Spanien“ wir unsere Angaben entnommen haben, „ist der, daß der Klerus, der sich um die Masse des niederen Volkes bisher wenig bekümmert hat, sich um so mehr an den Mittelstand und an die Wohlhabenden hält, auf die wir vor allen Dingen für das Gymnasium angewiesen sind. In privaten Gesprächen mögen sie noch so viele Sympathien für die Evangelischen bekunden, aber in der Praxis des Lebens glauben sie doch mit den Wölfen heulen zu müssen. So hat nicht nur der liberale und antiklerikale Graf Romanones seine Kinder den Jesuiten zur Erziehung übergeben, sondern selbst der Vorkämpfer für Religionsfreiheit und Führer der Reformistenpartei hat sich katholisch trauen lassen und seine Söhne zu den Mönchen und seine Töchter zu den Nonnen geschickt“. Aber auch mit Bezug auf das Gymnasium steht der Aussicht in Aussicht. Von den früheren Schülern desselben befinden sich viele in gutbezahlten und geachteten Stellungen in Staats- und andern Diensten.

Die vielen Tausende von Kindern, die durch die evangelischen Schulen gegangen sind, haben das Volk dem Protestantismus günstiger gestimmt. Wo solche Schulen bestehen wie zu Madrid, Valladolid (wo die ersten Protestanten in Spanien verbrannt wurden), Granada, Gijon usw., ist der protestantische Name nicht mehr verhaßt, sondern vielfach hoch geachtet. Und nicht bloß in Madrid, sondern auch in den Provinzen, wo ebenfalls die Missionsarbeit mit wenigen Ausnahmen sichtlich vorangegangen ist, macht man dieselbe Erfahrung. Als z. B. in Camunas das Evangelium zuerst seinen Einzug hielt, wurden Steine gegen die Kapelle geschleudert, und der Pastor schwebte mit seiner Familie in Lebensgefahr. Jetzt ist der spanische Knabe, der damals die Tür der Kapelle schloß, als der Steinhagel auf das Gebäude prasselte, Mitglied des Bürgerrats von Alcazar de San Juan; und als vor kurzem

ein Bibelverkäufer auf Anstiften des Priesters verurteilt werden sollte, war er es, der ihm im Gericht einen Freispruch erwirkte.

Besondere Schwierigkeiten macht man in Spanien den evangelischen Trauungen. Selbst wo die Richter zu den Reformisten, die für Religionsfreiheit sind, gehören, fürchten sie sich doch vor der fanatischen Klerisei und wagen vielfach nicht, den Protestanten die standesamtliche Trauung, zu der sie gesetzlich berechtigt sind, zu gewähren, wofür Fliedner verschiedene Beispiele beibringt. Doch konnte das Blatt *Espana Evangelica* von zwanzig evangelischen Trauungen berichten. In Besullo, wo früher die Evangelischen mit Gefängnis und Verbannung bestraft wurden, konnte im vorigen Jahr auf dem Platze des Dorfes öffentlich eine evangelische Hochzeit gefeiert werden. Bei einer in Medellin gefeierten evangelischen Hochzeit waren sogar der Richter und der Schreiber des Ortes anwesend. Daß zu den immer zahlreicher werdenden evangelischen Taufen und Beerdigungen nun auch in wachsendem Maß Eheschließungen treten, bezeichnet Fliedner als einen „besonders erfreulichen Fortschritt des letzten Jahres“. Es zeige eben, daß das Evangelium in Spanien bodenständig werde, und zwar langsam, aber stetig vorwärtsgehe.

Daß wenigstens in spanischen Volk Intoleranz und Fanatismus zurücktreten und der Protestantismus immer mehr Anerkennung findet, dafür bringt Fliedner zwei Beispiele. Er schreibt: „In dem kleinen Ort Pradejon, im Norden Spaniens, hatten am 25. Januar die Syndikalisten (so heißen hier die Spartakisten) eine große Versammlung. Einer der Redner zog natürlich gegen das Christentum los, das er nur in der Verzerrung des römischen Katholizismus kennt. Dadurch bot sich dem dort stationierten Evangelisten, Antonio J. Diaz, die Gelegenheit, vor einer mehr als tausendköpfigen Menge, die aus dem Ort und den umliegenden Ortschaften herbeigeströmt war, die Unterschiede zwischen der evangelischen und der römischen Lehre darzulegen. Die Auseinandersetzung war so gründlich und so packend, daß der Vordredner sich genötigt sah, seine Behauptungen richtigzustellen und eine Ausnahme zugeben; denn der Protestant habe ihn von der Überlegenheit des evangelischen über den katholischen Glauben überzeugt. Das zahlreiche Publikum hatte Herrn Diaz mit großer Aufmerksamkeit zugehört und seiner Teilnahme für die evangelische Sache deutlichen Ausdruck gegeben, hatte ihm reichen Beifall gespendet und ihn zu seinem Erfolg beglückwünscht.“

Das andere Beispiel läßt Fliedner den Bibelverkäufer Garcia selber berichten, welcher schreibt: „Am 12. Dezember kam ich in den Ort S. C. de C. Nach dem Verkauf kam ein Mann auf mich zu und wollte mir das Buch zurückgeben unter dem Vorwand, es sei ein protestantisches Buch, wie ihm der Priester gesagt habe. Ich sagte ihm, das Buch sei christlich, worauf er mir vorschlug, wir sollten ins Haus des Priesters gehen, um die Angelegenheit zu erörtern. . . . Als wir hinkamen,

forderte mich der Priester auf einzutreten, und ich begrüßte ihn herzlich. Dann fragte ich ihn, weshalb er sage, das Buch sei schlecht. Er erwiderte, das Buch sei protestantisch, worauf ich ihm entgegnete, wenn mein Buch protestantisch wäre, dann sei es das seine auch; denn in beiden stehe dasselbe. Ich schlug ihm vor, seine Bibel hervorzuholen, um zu sehen, ob der Text nicht übereinstimme; ich erbot mich, meine sämtlichen Bücher zu verbrennen, wenn er recht hätte. Er sträubte sich, den von mir vorgeschlagenen Vergleich anzustellen, aber die Umstände nötigten ihn dazu, und als sich die Übereinstimmung beider Texte herausstellte, mußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sagte: meine Bibel habe keine Noten und sei von der Kirche nicht anerkannt. Ich erwiderte, das sei auch nicht nötig; denn es wären Zusätze von Menschen, und er selbst lege beim Predigen auch den Text und nicht die Fußnoten zugrunde. Darauf wurde er grob und sagte, ich sei eine Canaille, und als ich ihm sagte, das Wort Gottes gebiete uns, von Herzen demütig zu sein, bedrohte er mich mit einer Waffe. Die Herren, die den Wortwechsel angehört hatten, baten mich, mit ihnen hinauszugehen, und versicherten mir, sie seien überzeugt, daß ich im Rechte sei. Ich ging darauf ein, doch vorher forderte ich den Priester zu einer zweiten Diskussion auf offenem Marktplatz auf. Darauf ließ er sich nicht ein und sagte, er wolle sich nicht erniedrigen. Die Folge war, daß viele mir Bücher abkauften, deren Lesen, wie ich hoffe, der Herr segnen wird.“ Daß im spanischen Volke der Fanatismus gegen den Protestantismus in der Abnahme begriffen ist, davon zeugt auch die Tatsache, daß der frühere Priester Arenales vor zweitausend Menschen ungestört einen Vortrag über Gewissensfreiheit halten konnte.

Obwohl also auch in Spanien die Zeiten sich gewaltig geändert haben, so fehlt es doch nicht an Verfolgungen. Der Kampf um Gewissensfreiheit ist hier immer noch längst nicht ausgefochten. Und seit dem Weltkriege macht sich die römische Intoleranz wieder fühlbarer als vor demselben. „Spanien“, sagt Fliedner, „genährt immer noch keine völlige Religionsfreiheit und ist wohl das einzige zivilisierte Land, in dem evangelische Christen neben der offiziellen römischen Kirche nur geduldet, toleriert werden, wie man ein notwendiges Übel duldet, das man aber am liebsten abschütteln möchte.“ „Wir haben keine blutigen Verfolgungen mehr in Spanien — nur ab und zu wird einer ausgepeitscht oder ins Gefängnis geworfen —; aber die Überzeugung ist allgemein, daß die römische Macht der Unterdrückung sich in Spanien fühlbarer zeigt als vor dem Krieg. Der Italiener Calvino sagte mir in Lugano auf der Durchreise: ‚Der einzige Sieger in diesem Krieg ist Rom.‘ Ein Spanier sprach es als seine Überzeugung aus, der ganze Krieg habe nur den Zweck gehabt, das protestantische Kaiserthum zu vernichten. Erzberger sei dazu ein auserwähltes Nützzeug gewesen.“

„Vor wenigen Wochen noch“, schreibt Fliedner, „wurde ein evangelischer Spanier vom Reichsgericht wegen Nichtabnehmens des Gutes

vor einer Prozession verurteilt.“ In einer folgenden Nummer der „Blätter aus Spanien“ lesen wir: „Offene Türen und viele Widerfacher, damit können wir kurz und knapp die gegenwärtige Lage zeichnen. Nachdem schon im Frühjahr der oberste Gerichtshof in Madrid einen Mann verurteilt hat, der vor einer Prozession, der er nicht ausweichen konnte, den Hut nicht abgenommen, trotzdem er in erster und zweiter Instanz freigesprochen war, ist im Herbst der Chef der Polizei von Santa Marta einfach zum Prügelkornent übergegangen, weil ein schlichter Bibelverkäufer, Felix Vacas, es gewagt hatte, das Evangelium auch in diesen Ort zu bringen. Da in Extremadura in einigen Gegenden der Fanatismus noch groß ist, hatte Vacas sich vom Gouverneur eine schriftliche Erlaubnis ausstellen lassen, daß er überall im Bereich der Provinz ungehindert reisen und predigen dürfe. Dessenungeachtet wurde er um ein Uhr nachts aus dem Bett geholt, zwei Stunden eingekerkert und dann vom Polizeibeamten und acht Polizisten zum Ort hinausgeschleppt. Auf freiem Felde wurde er von den Polizisten mit Knuten ausgepeitscht, von ihrem Führer beschimpft und geohrfeigt, und nachdem man ihn seiner Bücher und seines Unterzeuges beraubt hatte, holte ein Polizist eine Schere heraus, schnitt ihm Haupthaar, Bart und Augenbrauen ab und ließ ihn dann laufen. Halbtot kam er in Badajoz an, wo er sich dem Gouverneur vorstellte. Dieser sprach sein Bedauern aus und überwies die Angelegenheit dem Untersuchungsrichter. Selbst eine Merikale Zeitung äußerte ihre Entrüstung. Dabei wird die Sache wohl ihr Bewenden haben. Der Präsident der Alianza Evangelica Espanola ist selbst nach Badajoz gereist und von dem Gouverneur freundlich empfangen worden; aber der Missetäter läuft frei herum. In Madrid hat eine Kommission den Minister des Innern besucht, der die Sache außerordentlich leicht nahm. . . . So bedauerlich das ist, so ist dieser Zustand doch das beste Mittel, um die immer wieder aufgestellte Behauptung zu widerlegen, die Protestanten in Spanien könnten ungehindert ihres Glaubens leben. Vor allen Dingen sind solche Mißhandlungen für das Opfer derselben selbst ein Segen. Felix Vacas dankt Gott, daß er gewürdigt ist, um des Evangeliums Jesu Christi willen Streiche und Gefängnis zu leiden. Sein Zeugnis ist nur um so freudiger, und alle, die ihn hören, werden kräftig erbaut.“

Auch die Verteilung der Bibel an Soldaten ist in Spanien immer noch verboten. „Auf den Schiffen in Cadix“, schreibt Fließner, „hat der P. Manuel de Vargas Hunderte von Evangelien verteilt [an die nach Marokko gesandten Soldaten, um die Mauren zu unterjochen und zu „zivilisieren“]. Schließlich wurde es aber vom General verboten, weil es ‚protestantische Bücher‘ seien. Ein Kaplan hätte die Verteilung gerne zugelassen; er bedauerte, sie kraft seines Amtes verbieten zu müssen. Tabak und Erfrischungen darf man den Soldaten schenken, der Trost der Schrift wird nicht zugelassen. Wer sich darüber wundert, daß das in einem ‚christlichen‘ Lande möglich ist, vergißt, daß das ‚Oberhaupt‘ der

Christenheit in Rom alljährlich die protestantischen Bibelgesellschaften feierlichst verdammt, und daß auf Anstiften der Jesuiten eine Ausgabe der Evangelien, die die päpstliche Gesellschaft „De Propaganda Fide“ in italienischer Sprache veranstaltet hatte, eingestellt werden mußte, weil der Erfolg zu groß war. Über 100,000 Stück waren in kurzer Zeit verkauft, und die Machthaber der römischen Kirche fürchteten für ihren Einfluß.“

Trotz aller Hemmnisse und Merikalen Anfeindungen bietet jedoch dem Urteil Fliebers zufolge das evangelische Werk in Spanien „in allen seinen Teilen das Bild fruchtbareren Gedeihens“. „Der Erfolg“, schreibt er, „ist nicht überall derselbe; aber selbst da, wo die Früchte nicht so in die Augen fallen, übt das Evangelium still und stetig seine sauerteigartige Wirkung. Soll die geduldige Arbeit von fünfzig langen Jahren verloren sein, nur weil die Mittel nicht reichen, sie fortzuführen? Wir können es nicht glauben und bitten Gott, der uns schon aus so mancher Not errettet, der seinen Segen so sichtlich zu unserm Tun gegeben, daß er uns auch aus dieser schwierigen Lage helfe. In Deutschland erzählte mir ein Pfarrer, er habe einmal meinen Vater zum Bahnhof begleitet, und als sie über die Rüte des Werkes sprachen, sei ihm seine Zuversichtlichkeit aufgefallen. Er sagte: ‚Daß Gott uns aus der Not helfen wird, ist gewiß. Ich bin nur neugierig, wie er es diesmal tut.‘ Diese Neugierde ist auch bei mir außerordentlich stark, und ich rechne zuversichtlich auf unsere Freunde, daß sie dieselbe befriedigen.“

Obwohl die Fliebersche Mission von Unierten und dem Gustav-Adolf-Berein unterstützt wurde, so ist sie doch wesentlich reformiert und ruht auf breiterer unionistischer Grundlage. „Der Heidelberger Katechismus“, schreibt Theo. Flieber, „ist schon seit 1628 ins Spanische übersezt und leistet gute Dienste“ (beim Konfirmandenunterricht). Einen großen Fortschritt erblickt Flieber denn auch in der Gründung der „Synode der spanischen evangelischen Kirche, Asamblea de la Iglesia Evangélica Espanola“, zu der nicht bloß die Flieberschen Gemeinden gehören, sondern auch die über ganz Spanien zerstreuten Stationen und Gemeinden, welche von den Reformierten in Holland, der Schweiz, Schottland und Amerika unterstützt werden: Anglikaner, Wesleyaner, Baptisten, Darbisten usw. Bei der Versammlung derselben im Mai vorigen Jahres in Madrid waren 22 Gemeinden und Missionen vertreten.

In seiner reinen, unverkümmerten Gestalt, wie es Luther wieder ans Licht gebracht hat, wird also das Evangelium wie den Italienern, so auch den Spaniern immer noch nicht verkündigt. Und da der Weltkrieg nicht bloß dem Christentum in den Augen des Heidentums und dem Protestantismus dem Katholizismus gegenüber einen schweren Schlag versetzt, sondern auch innerhalb des Protestantismus fast überall dem Indifferentismus, Unionismus, Liberalismus und der materialistischen Diesseitigkeitsgefönnung in die Hände gearbeitet hat, so wird in-

folge desselben auch in Spanien das Maß evangelischer Wahrheit in der Zukunft wohl eher noch vermindert als vermehrt werden. Wie lange noch, bis der Tag kommt, da in solchen storkatholischen Ländern wie Italien, Portugal und Spanien auch die treulutherische Kirche ihre Segensarbeit beginnen wird?
F. B.

Literatur.

Laßt euch verfühnen mit Gott! Eine Sammlung Beichtreden, dargeboten von C. C. Schmidt, D. D. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 84 Seiten 5×7½. \$1.25.

In den hier gebotenen zwanzig Beichtreden, die wir alle ohne Ausnahme und auch nicht ohne eigene Erbauung gelesen haben, wird, wie es in wahrhaft evangelischen Beichtreden sein soll, weder die ganze Menge und Schwere der Sünden verringert, noch der volle süße Gnadentrost verschwiegen oder irgendwie verkaufliert. Beides, Gesetz und Evangelium, kommt vielmehr überall zur rechten Anwendung. Das sündige Herz und Leben auch der Christen wird schonungslos aufgedeckt. Und den Dorn der freien, bedingungslosen Gnade läßt D. Schmidt ungehindert stechen. Klare, reiche Gedanken sind es, die hier ohne viel Redeschmud und gesuchte Kunst geboten werden. Unsern Pastoren werden sie gute Dienste leisten.
F. B.

Warum will es in China so langsam Licht werden? Concordia Publishing House Print, St. Louis, Mo. 15 Cts.

In China wurde die Mission zuerst von den Römischen begonnen. Der protestantische Pionier war Robert Morrison. Erst nach siebenjähriger Arbeit konnte er 1814 den ersten Chinesen taufen. Im Jahre 1843 gab es in China 15 protestantische Missionare und 6 belehrte Chinesen. In 1865 war die Zahl der Missionare auf 112 gestiegen und die der Christen auf 3132. In 1890 zählte man 1296 Missionare und 37,287 Christen. Im Jubiläumsjahr 1907 befanden sich in China 3445 Missionare mit 178,254 Christen. In 1916 endlich zählte man 6164 Missionare mit 312,970 Christen und Katechumenen. Dagegen berichtete 1919 die römische Kirche einen Bestand von 1372 Priestern (davon 936 chinesische) mit 1,954,693 Christen. Alles zusammengenommen, sind also von den 400,000,000 Chinesen noch nicht viel mehr als ½ Prozent Christen. Es gilt darum, auch in unserer Mitte das Interesse für die Mission in China zu wecken. Dazu ist auch die uns vorliegende illustrierte Schrift sowie die entsprechende englische, *Our Task in China* (beide verfaßt von unserm Missionar E. V. Arndt und herausgegeben von unserer Missionsbehörde), vortrefflich geeignet. Sie orientieren ausgezeichnet über die Zustände in China, den Bögendienst daselbst, den Taoismus und Konfuzianismus, die Tätigkeit der Nestorianer, die gegenwärtigen Missionen und unsere bisherige Arbeit in China.

Insonderheit für Theologen interessant dürften auch folgende, mit den sogenannten Resultaten der modernen evolutionistisch orientierten Religionsgeschichte im Widerspruch stehenden Angaben sein: „In den allerersten Anfängen der chinesischen Geschichte tritt klar hervor, daß die ersten Ahnen der Chinesen einer merkwürdig klaren Erkenntnis der Hauptwahrheiten des Alten Testaments nicht ferngekommen haben. Sie hatten einen Gott, den nannten sie Shangti (shangdi). Sie hatten einen Hohenpriester, den ‚Selben Kaiser‘, Hwangti (hwangdi), der allein das Vorrecht genoß, auf dem ‚Altar des Himmels‘ zu opfern. Das Opfer, das er darbrachte, war ein Ochse ohne Fehl, dessen Blut am Fuß des Altars ausgeschüttet und der dann vollständig verbrannt wurde.“ Wie nachweislich in Indien, so war also auch in China das Ursprünglichere nicht etwa der Fetischismus und Polytheismus und Dämonismus, sondern der Monothetismus — was natürlich auf dem Gebiete der Religion der Evolutions-

theorie den Todesstoß versetzt. — Bemerkte sei noch, daß der Profit von dem Verkauf dieser Schriften, der deutschen sowohl wie der englischen, in die Kasse für unsere Heidenmission fließt, auf die Gott auch schließlich seinen Segen legen möge.

Is the Age of Miracles Past? M. S. Sommer. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 5 Cts.; Dugend: 36 Cts.; 100: \$2.50.

Dieser Traktat, den wir für den Druck durchgesehen haben, richtet sich gegen die merkwürdig weitverbreitete Wundersucht in unserer Zeit, da man doch schier allgemein die Wunder leugnet. Für uns, zeigt Prof. Sommer, seien die Wunder nicht mehr nötig, und der Glaube, der in sich selber ein großes Wunder ist, werde erzeugt und gemehrt nicht durch Wunder, sondern einzig und allein durch Wort und Sakrament. Daß aber Gott immer noch Wunder tun könne und, wo immer es ihm gefalle, auch heute noch Wunder verrichte, wird natürlich ebenfalls mit Nachdruck bezeugt. Geredet wird hier von, wie es Winesen tat vor seinen rationalistischen Examinatoren. Lindemann erzählt: „Der ungläubige Konfiskatorialrat R. A., dem Winesens entschiedenes Christentum wohl bekannt war, hatte die Lehre von den Wundern gewählt, um diesem auf den Zahn zu fühlen und ihm eine Verlegenheit zu bereiten. Er leitete das Examen etwa mit folgenden Worten ein: ‚Belanntlich geschehen heutzutage keine Wunder mehr. Es ist also nur zu fragen, ob es früher wirklich Wunder gegeben hat oder nicht.‘ Dann fragte er Winesen: ‚Was sagen Sie dazu?‘ Dieser entgegnete ohne weiteres Besinnen: ‚Gott ist ein Gott, der täglich Wunder tut, und es wundert mich, daß Sie, Herr Konfiskatorialrat, das in Abrede stellen.‘ Christen leugnen nicht die Wunder, sind dabei aber doch nicht wundersüchtig, weil sie wissen, daß Wunder weder zum Glauben noch zur Seligkeit nötig sind.“

Mächte der Finsternis. Die indischen Götter und ihre Anbetung. Von Albert Hübener. Mit 30 Illustrationen. Verlag „Schriftwort“, Kolberg, Pommern. 80 Seiten; 50 Cts. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Die neun Kapitel dieses Buches tragen folgende Überschriften: 1. Allgemeines über den indischen Götterkultus. 2. Der Kreis der Hauptgötter. 3. Der Götterdienst ist Abfall von Gott. 4. Der Götterdienst ist Fleischesdienst. 5. Heidnische Vorstellungen von Zeit und Ewigkeit. 6. Entwicklung des Götterdienstes zum Teufelsdienst. 7. Teufelsfurcht. 8. Einige Worte über den mohammedanischen Götterdienst. 9. Der Götterdienst in aller Welt und aller Welt Heiland. — Ein entsehlisches Bild ist es, das uns in diesen Kapiteln vom indischen Heidentum entworfen wird, das eben, wie jedes Heidentum, im Grunde nichts anderes ist als gottfeindlicher Satans- und Fleischesdienst, wodurch schließlich alles am Menschen (seine Vernunft, seine Phantasie, seine religiösen, ästhetischen und formal-sittlichen Anlagen usw.) zum Teufelsgepötte gemacht und in den schlammigen Abgrund gezogen wird. Und während die moderne liberale Theologie sich schon längst daran gewöhnt hat, das Heidentum, selbst in seinen niedrigsten Formen, als Stufen einer allmählich immer höher strebenden Religionsentwicklung einzuschätzen, so bietet Hübener die rechte schriftgemäße Beurteilung desselben, wie sie auch in „Lehre und Wehre“ je und je vertreten worden ist.

Das Heidentum, in seinen feinsten sowohl wie rohesten Formen, ist nämlich Hübener nicht etwa ein heimliches Sehnen und verborgenes Verlangen und schwaches geistliches Streben nach Gott, sondern ein Produkt der gottfeindlichen, fleischlichen Befinnung des natürlichen Menschen. Hübener schreibt: „Man meint vielfach, diese heidnische Gottesverehrung stehe zwar auf einer tiefen Stufe und sei nicht so vergeistigt und sittlich hochstehend wie das Christentum, wie der Monotheismus; aber das sei unverschuldete Unwissenheit. Die Heiden zeigten doch das Verlangen, ein höheres Wesen anzubeten. . . . Der Götterdienst zeuge von einem Suchen nach Gott, und mit zunehmender Aufklärung und Bildung würden sich die Heiden zu einer höheren Stufe der Gottesverehrung hindurchbringen. Es sei nur ein Prozeß der Entwicklung. Das Ursprüngliche sei einmal die Vielgötterei, und allmählich kämen die Menschen erst zu der Erkenntnis, daß es nur einen Gott gibt, und so würde sich Indien auch ganz von selbst zur Höhe des Christentums emporheben.“ (37.)

Von diesem allem ist aber das Gegenteil wahr. „Ja“, schreibt Hübener, „das

weiß jeder Auli, jeder Mensch, daß es einen Gott gibt, der e i n e r i s t, der alles geschaffen hat, der allmächtig, allgegenwärtig, heilig ist, der der Herr ist über alles im Himmel und auf Erden.“ (39.) Und woher wissen die Heiden das? Gott hat es ihnen offenbart, Röm. 1, 19. 20. Und wie sind sie zum Götzendienste gelangt? Obwohl sie „wußten“, daß ein Gott ist, haben sie ihn nicht gepriesen als einen Gott usw., Röm. 1, 21 ff. „Das“, sagt Hübener, „ist Gottes Urteil, das wahrhaftige Urteil über den Götzdienst. Aller Götzdienst ist Sünde, Bosheit, Feindschaft wider den lebendigen Gott“ (also kein allmähliches Emporstreben zu Gott). „Da ist kein Gottsuchen, sondern ein Fliehen von Gott, Gottesverachtung.“ (40.) „Gott hat sich ihnen nicht unbezeugt gelassen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten“, Apost. 17, 27. Aber mutwillig haben sie Gott seine Ehre geraubt und sich von ihm abgewandt. Der Götzdienst ist kein Tadeln und Suchen nach Wahrheit, sondern eine Aufsehnung wider die Wahrheit, eine Lüge gegen Gottes eigene Offenbarung.“ (41.)

Die Evolutionisten freilich behaupten, daß der Polytheismus das Ursprüngliche sei und sich ganz von selbst allmählich zum Monotheismus entwickle. Hübener aber zeigt, daß auch in Indien das Ursprüngliche nicht etwa der Polytheismus, sondern der Monotheismus war. Wir lesen: „Gehen wir in die allerältesten Zeiten [Indiens] zurück, so finden wir in den Weden der alten Arier deutliche Anklänge an den verloren gegangenen Glauben an den einen wahren Gott. Solche Kennzeichen trägt der Gott Waruna (der Uranos der alten Griechen), unter dessen Namen die Heiden, von Gott abfallend, das Firmament vergötterten.“ (41.) „Hier [in etlichen aus den Weden angeführten alten Hymnen] finden wir im grauen indischen Altertum nicht, wie sich ein moderner Gelehrter ausdrückt, 'the development of an incipient Monotheism', wir finden hier nicht die Keime, sondern die Reste des wahren Monotheismus.“ (42.) „Hier [in den Gesängen über Waruna] finden wir unerkennbare Spuren uralter wahrer Gottesoffenbarung, Überreste des Glaubens der noachischen Urbäter der Menschheit.“ (61.) „Aber es sind nur noch die verhallenden Nachklänge ersterbender Harmonien. Es ist wie der letzte schwache Lichtschein des schwindenden Abendrotes vor der hereinbrechenden Finsternis.“ (62.)

Vom Mohammedanismus, der in Indien 60 Millionen Anhänger zählt, urteilt Hübener: „Es ist eine bewußtstermaßen antichristliche Religion, eine im offenbaren Gegensatz gegen das Christentum gemachte Religion, eine Religion, deren Grund und Zweck die Leugnung der Erlösung durch Christus, den Sohn Gottes, ist. Das kann man vom Hinduismus nicht sagen, und darum stehen die Mohammedaner dem christlichen Glauben als ganz besonders erbitterte, bewußte und fanatische Feinde gegenüber.“ (75.) „Das vom Mohammedanismus Gesagte“, fährt Hübener fort, „trifft auch den Götzdienst der modernen [liberalen] Theologie, die Christus zu einem bloßen Menschen erniedrigt. Das ist schlimmer, als Christus überhaupt nicht kennen und Holz und Stein anbeten. Die moderne Theologie liegt in der Sünde wider den Heiligen Geist.“ (76.)

Der Götzdienst in Indien ist nach Hübener auch in der Form gar nicht wesentlich so sehr verschieden von dem Götzdienste der modernen Evolutionisten. „Alle Welt“, schreibt er, „lebt von Natur im Strudel des Götzdienstes. Überall gipfelt die natürliche Religion des Menschen in einer den Schöpfer ausschließenden und verachtenden Weltverherrlichung und Selbsterhebung des Menschen. Man hat grobe und feine Götzen ohne Zahl, die nicht sehen, reden, zürnen und richten können. Ein solcher Hauptgötze unserer Zeit heißt Evolution. Ein Götzenpaar ist es sogar. Der Mann ist ‚Urzeugung‘, das Götzenweib ‚Selbstentwicklung‘. Von diesem Götzen glaubt man, allen Erscheinungen und der Geschichte der ganzen Natur zum Trotz, die tollsten Lügengeschichten. Nur um der Wahrheit zu entgegen: ‚Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.‘ Der Evolutionsglaube hat eine Genealogie und Menagerie von Schleimwürmern, Kloakentieren und Urzotterbestien erfunden, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Unholden haben, welche die Indier sich für ihren Gottesdienst angefaßt haben. Nicht nur die Indier, auch Gebildete unserer Zeit setzen hohe Stühle auf den Affen — auf Kosten des nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen und auf Kosten des lebendigen Gottes und seiner Schöpferkraft und Weisheit; denn man stammt lieber vom Affen ab, als daß man Gott die Ehre gibt, von seinem Odem eine lebendige Seele empfangen haben und nach seinem Bilde geschaffen sein will. Und die Evolutionschronologien der ewigen

Materie' machen den indischen Zeitaltern freundschaftliche Konkurrenz. Hier wie dort will man den lieben Gott mit ungezählten Millionen von Jahren totschlagen. Nur sollte man nicht denken, daß man es so herrlich weit gebracht hat. Es ist alles schon lange dagewesen." (79 f.)

Zm Vorwort bemerkt der Verfasser: Wäge das Interesse der Missouri-Synode an der Heidenmission „immer mehr wachsen! Diesem Herzenswunsche ist dieses Büchlein gewidmet, das die erschreckliche Macht des Heidentums und die große geistliche Not der armen Hindus unsern Missionsfreunden vor Augen führen will". Wo Hübeners Buch gelesen wird, wird dieser Zweck erreicht werden. Übrigens haben sich die Väter unserer Synode von Anfang an gerade auch für Heidenmission interessiert. Erämter war tätig unter den Indianern, Bünger plante eine Chinesenmission in St. Louis, und bei Lindemann lesen wir: „Auch für Heidenmission war Wynelen schon damals tätig. Im März 1841 sandte H. Kubistil an P. Friedr. Schmidt 35 Dollars für die Mission in China oder Ostindien. Die Gemeindeglieder hatten 50 Dollars versprochen, konnten diese aber zu jener Zeit nicht aufbringen, weil sie am Ranal wenig oder nichts verdienten." In China und Ostindien haben wir jetzt unsere eigenen Missionare stehen. Wollen wir darum den Geist unserer Väter bewahren und ihrem Beispiel folgen, so gilt es, mit aller Macht auch dieses unser Missionswerk zu betreiben. Kann doch auch niemand bezweifeln und von Herzen die alleinseligmachenden christlichen Wahrheiten wirklich glauben, ohne etwas von dem Drang zur Heidenmission in sich zu spüren.

F. B.

Richter der Heimat. Von Fr. Gillhoff. Mit Bildbeilagen von R. Schäfer und D. Rother. Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau, Sachsen. 178 Seiten. Goldschnitt \$1.00. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Ein edles, frommes und wahrhaft christliches Gemüt ist es, das in diesen Gedichten sich in schöne, liebliche Formen gießt. Sie liefern an ihrem Teil den Beweis dafür, daß auch in unserer trüben und religiös leichtfertigen, oberflächlichen und materialistischen Zeit das Licht von oben immer noch allerlei duftende Blumen dem menschlichen Herzensader zu entlocken vermag. Die Gedichte behandeln Elternhaus, Ehe, Advent, Weihnacht, Neujahr, Passion, Ostern, Pfingsten, Resurrection, Heimat usw. Gott schenke dem sinnigen Dichter viele gleichgefinte Leser, die hier nicht bloß schöne, wahre Gedanken in edler Sprache und wohlklingenden Reimen finden werden, sondern auch ein reiches inneres Leben: Gesinnung, Stimmung, Gefühl, Gemüt. Da auch die Ausstattung vorzüglich ist, so eignet sich das Buch vortrefflich als Geschenk.

F. B.

Friedrich Delitsch' „Die große Täuschung“ kritisch beleuchtet von E d u a r d R ö n i g. C. Bertelsmann-Verlag, Gütersloh.

In seiner Schrift „Die große Täuschung“ sucht Friedrich Delitsch zu beweisen, daß, im Grunde genommen, das ganze Alte Testament ein großer Betrug sei. Dabei sinkt er herab zur Rolle eines ordinären Väterers, indem er z. B. schreibt, ob nicht, wenn z. B. 1 Kön. 11, 5 ff. Athoreth (Venus) und Moloch, dem Kinderopfer dargebracht wurden, als boscheth (Schandding) bezeichnet würden, der Gott der prophetischen Religion „erst recht jene Benennung boscheth, das ist, Schandgöthe, verdiene"! Dr. König nun versteht es, dem eingebildeten Berliner Spötter das Maul zu stopfen. Ohne jedoch weiter darauf einzugehen, wie er im einzelnen Delitsch ad absurdum führt, bringen wir hier nur seine Aussprache über den darwinistischen Grundgedanken, von dem sich Delitsch leiten läßt, zum Ausdruck. König schreibt:

„Der Verfasser des Buches „Die große Täuschung“ ist eben ein Anhänger der evolutionistischen Geschichtsphilosophie, die neuerdings sich der Herrschaft über die Darstellung der Kulturgeschichte bemächtigen will. In unserer Zeit gibt es ja eine weitverbreitete Theorie, die in der Geschichte nur die oberste Bühne der darwinistisch aufgefakten Naturentwicklung findet. Die Anhänger dieser Theorie sehen im geschichtlichen Leben nur ein Ringen der Menschen. Deren Strebungen nach Sicherheit des Daseins, nach Herrschaft über die Natur oder andere Menschen, nach glänzender oder schöner Ausstattung ihrer Umgebung sind nach dieser Theorie die alleinigen Beweggründe für das Vorwärtsdrängen des Ganges der Geschichte. Auch wenn Freunde dieser Geschichtsauffassung von sogenannten Imponderabilien

als Kraftquellen des geschichtlichen Lebens der Völker sprechen, so meinen sie doch nur Ideen oder Ideale, die aus dem subjektiven Geistesleben der Menschen stammen! Nach dieser Theorie, die also den Prozeß der Geschichte bloß aus immmanenten Kraftquellen entspringen läßt, schreitet dieser Prozeß auch rein kontinuierlich von unten nach oben fort, und diese Theorie leugnet mit Hegelscher Dialektik, daß die Idee schon innerhalb des Werdeganges der Geschichte in einer Erscheinung ihre ganze Fülle entfalte.

Wenn von dieser modernen Geschichtstheorie hier auch nur eine ganz knappe Kritik gegeben werden kann, so ist doch dies zu sagen. Vor allem zeigt die tatsächliche Geschichte, daß die so oft behauptete Stetigkeit des Weiterschreitens nicht die herrschende Regel bildet. Es gibt in ihr viele Zeitpunkte, in denen ein plötzlicher Umschwung sich dem forschenden Auge zeigt, und schon ihr oftmaliges überraschend ungleichmäßiger Gang regt den Gedanken an, ob sich denn wirklich in ihr alles reiflos aus internen Anlässen und nächstliegenden Impulsen erklären läßt. Sodann stellt der Geschichtsverlauf auch kein ausnahmsloses Aufwärtssteigen dar. Denn z. B. die ältesten Denkmäler der Plastik, die aus dem Boden Babyloniens als Produkte seiner frühesten Bevölkerungsschicht (der Sumerer) gefunden worden sind, zeigen eine überraschende Naturtreue der „vieligliedrigen Komposition“ und große Feinheit der Einzelausführung. Die Semiten, welche in die sumerische Kultur später eingetreten sind, haben diese Stufe der Kunstleistung kaum wieder erreicht. (Vgl. E. F. Lehmann-Haupt, Babyloniens Kulturmission einst und jetzt, 1904, S. 19 f.)

Ferner treten in der Geschichte auch Ereignisse auf, die nicht aus dem Walten der geistlosen Natur oder aus menschlicher Berechnung abgeleitet werden können. Oder war es nicht so damals, als Israel sich zwischen der Wasserflut und einem übermächtigen Heere des wortbrüchigen Pharaos eingeklemmt sah? Menschliche Klugheit sah keinen Ausweg, und menschliche Kraft konnte keinen Damm durch die Wasserfluten bauen. Aber die Rettung blieb doch nicht aus. Einerseits wurden die Ägypter durch eine dunkle Wolkenmasse in der Nacht abgehalten, daß sie Israel nicht einholen könnten, und andererseits jagte ein gewaltiger Ostwind (Ex. 14, 21) die Gewässer im leichteren nördlichen Teile des damals noch über Suez nordwärts reichenden Roten Meeres auseinander und machte einen Landstreifen gangbar. Mögen bei dieser Errettung also auch die Naturgewalten als Mittel benutzt worden sein, wie es in den biblischen Urkunden ausdrücklich, also ohne Sucht nach Wundervergrößerung [!], erwähnt ist, so waren diese Naturgewalten doch im rechten Augenblick bereitgestellt, so daß sie als Hilfstruppen gegen die Verfolger eines bedrängten Volkes aufgeboten werden konnten. Ein planvoller Veler der Ereignisse ist also damals hervorgetreten, und das war doch auch ein allzu merkwürdiges Zusammenstimmen mit dem Erlebnis, das Mose am Berge Horeb gehabt hatte, und mit den Katastrophen, die in den letzten Jahren über Ägypten hereingebrochen waren! Welcher andere vernünftige Schluß konnte aus diesem außerordentlichen und in sich zusammenstimmenden Gang der Ereignisse gezogen werden als dieser: Es gibt einen Beherrscher der Natur, es gibt einen Ordner der Geschichtsbereignisse, es gibt einen Geist in der Welt, der einen Geschichtsplan verfolgt, es gibt einen Gewaltigen, der auch das Pantheon der Ägypter besiegen kann, es gibt einen lebendigen Gott im Himmel? Und das Volk Israel mit dem Propheten Moses an der Spitze zog diesen einzigen logischen Schluß aus den Erfahrungen, die es machen durfte. So laut wie der Sturmwind, der die Wasserwogen auseinandergerieben und Israel aus Not und Tod befreit hatte, so laut brauste deshalb der Triumphgesang eines dankbaren Volkes zum Himmel empor (Ex. 15, 1): „Ich will singen dem Ewigen, denn er ist gar hehr; das Roß und seinen Reiter warf er ins Meer.“

„Endlich aber auch die richterliche Funktion der Weltgeschichte drängt sich dem Beobachter ihres Ganges auf. Denn wie häufig tritt es unserm Auge entgegen, daß da, wo das Erlöschen des nationalen Sinnes und die Erkrankung der sozialen Verhältnisse und der Verfall der Sitten einen Tiefpunkt erreicht haben, auch schon — oft in weiterer Ferne — eine Nacht bereitsteht, um als Hüterin unentbehrlicher Güter des Menschengeschlechts aufzutreten und als Rächerin unentwehbarer Ideale denselben in den Gang der Ereignisse einzugreifen! Wer denkt nicht z. B. an Ninive und die Reber sowie Babylonier (606) oder an Babylon und die Perser (539) oder an Rom und die Germanen? Wenn wir aber dieses Walten der strafenden Nemesis in der Geschichte beobachten, dann drängt es sich dem betrachtenden Geiste doch unwillkürlich wie eine Ahnung auf, daß das Gesetz der Ver-

geltung über dem Gang der Geschichte schwebt, und daß eine höhere Ordnung der Dinge dafür sorgt, daß es nicht an einem Volkstedei ihrer Gerichtsurteile fehle.

„In keines Volkes Geschichte hat sich aber diese Beobachtung mehr dem sittlichen Gewissen aufgedrängt als in der Geschichte Israels. Denn sooft dieses Volk, das durch unleugbare Rettungstaten aus übermenschlicher Sphäre her zur Dankbarkeit verpflichtet worden war, die zuerst hell brennende Blut des Dankes niederbrennen ließ, wurde es auch immer und immer wieder von Unglück heimgesucht, und dieses wurde von den führenden Geistern dieses Volkes, indem sie den Wellengang der Geschichte vom sittlichen Standpunkte aus würdigten und Schillers Satz: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ vorausnahmen, auf das richterliche Walten der Geschichte, auf die Betätigung der Strafgerechtigkeit Gottes, zurückgeführt. — Von alledem berührt Deligisch nichts in seinem Buche. Er macht einfach die Voraussetzung, daß es ein tatsächliches Eingreifen der Gottheit in die Geschichte Abrahams und seiner wahren Nachkommen nicht gegeben haben können.“ (42 ff.) Wer wie Deligisch den Evolutionsgedanken an die Bibel bringt und mit demselben Ernst macht, der kann nur alles auf den Kopf stellen und in der Bibel wühlen wie das Wildschwein im Gemüsegarten. J. S.

System der christlichen Lehre. Von Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Jena. Zweite, neubearbeitete Auflage. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen. 1920. 659 Seiten.

Als Grund für die erstmalige Veröffentlichung seines Wertes gab der Verfasser im Jahre 1906 seine Prinzipienlehre an. In den bisherigen Systemen seien die für eine systematische Darstellung der christlichen Lehre richtigen und notwendigen Prinzipien noch nicht klar aufgestellt und systematisch durchgeführt. Er hoffe, durch seine Ausführungen den Erweis zu erbringen, „daß die Befolgung dieser Prinzipien dem christlichen Lehrsystem wirklich eine größere Geschlossenheit, Durchsichtigkeit und Wissenschaftlichkeit zu geben“ vermöge. (S. III.) Wendts Prinzipienlehre (S. 21—84) muß also bei der Beurteilung dieses Wertes das ausschlaggebende Moment sein. Für die neue Auflage ist in diesem Abschnitt ein Stellungswechsel des Verfassers anzumerken. Während er in der ersten Auflage eine allgemeine Erörterung über die Religion und die Religionen als für die systematische Darstellung der speziell christlichen Lehre nicht notwendig ausgeschaltet hatte, hat er eine solche in die zweite Auflage gleich am Anfang aufgenommen und am Ende noch ein besonderes Kapitel, „Urteile über das Christentum im ganzen“ (Wesen des Christentums, S. 637—640, religiöse Vollkommenheit des Christentums, S. 640—647, und Wahrheit des Christentums, S. 648—652), hinzugefügt. Er begründet seine Meinungsänderung damit, daß in einer systematischen Darstellung der christlichen Lehre außer der Entwicklung des Inhalts dieser Lehre auch ein zusammenfassendes Urteil wie über die Wahrheit, so auch über den religiösen Wert, also über den Rang des Christentums als Religion unter den Religionen abgegeben werden müsse. Allerdings muß der Darsteller der christlichen Lehre ein Urteil über alle nichtchristlichen Lehrer abgeben. Neben die christliche Lehrtheorie gehört nicht bloß altem, gutem Brauche gemäß, sondern auf Grund direkter Fortderungen der Schrift (2 Tim. 3, 16. 17; Tit. 1, 9) die Antitheke. Diese Beurteilung des Nichtchristlichen ist sachlich und formell eine Beurteilung desselben. Die Behandlung des Christentums als eines religiösen Phänomens neben vielen andern ist ein philosophoumenon, kein theologoumenon. Das Christentum ist seinem Wesen nach egklusiv, Apost. 4, 12; 1 Tim. 2, 5; Eph. 4, 3—6. Der Begriff einer allgemeinen Religion, von welcher das Christentum eine eigentümliche, vielleicht die höchste Entwicklung darstellt, beruht auf einer nichtchristlichen Anschauung. Die christliche Lehre muß alles Nichtchristliche, das unter dem Namen der Religion auftritt, als eine Verirrung und Verneinung betrachten und behandeln, nicht aber als wesensverwandt mit sich selbst. Dieser Anschauung ist das gegenwärtige Werk völlig abhold.

Bestimmend für die Arbeitsweise des Verfassers ist sein „wissenschaftliches“ Interesse. Er vertritt diese Ansicht: „Das Christentum im ganzen könnte keinen Fortbestand haben, wenn die zu ihm gehörige Anschauung nicht auch wissenschaftlich ausgestattet und andersartigen Weltanschauungen gegenüber wissenschaftlich begründet werden könnte.“ (S. 6.) „Zum wissenschaftlichen Erkennen gehört eine unbefangene Kritik an allen mitgebrachten Gedanken, überlieferten Vorstellungen und neugewonnenen Eindrücken. Dadurch unterscheidet es sich vom oberflächlichen

Denken und bloß auf Autorität gegründeten Fürwahrhalten. Die wissenschaftliche Kritik muß ausgehen vom Zweifel.“ (S. 7.) Diese Stellung involviert nicht bloß die fatale Selbsttäufung, welche in dem usus magisterialis der menschlichen Vernunft bei außerhalb des Bereichs der menschlichen Vernunft stehenden Gegenständen liegt, sondern sie widerspricht auch den vorliegenden Tatsachen der Geschichte. Das Christentum hat nicht bloß ohne die spezifisch wissenschaftliche Begründung der Reuzzeit bestanden, sondern wird auch ohne dieselbe weiterbestehen. Es ist auf eine transzendente Autorität gegründet und fordert zur Annahme derselben als a priori wahr gläubiges Ergreifen anstatt kritischer Forschung und Grübelel. Für die Methode der christlichen Lehrdarstellung find Ausprüche wie Jer. 23, 25—40 (besonders V. 28 und 35); 1 Petr. 4, 11; 2 Kor. 10, 5 maßgebend.

Gegenüber der jetzt beliebten und sogar als notwendig geforderten Abgrenzung der Dogmatik als Glaubenslehre von der Ethik als Sittenlehre stellt Wendt diesen richtigen Gedanken: „Diese Abgrenzung der beiden Lehrgebiete ist problematisch, wenn doch auch das christliche Tun mit zu den Gegenständen des christlichen Glaubens gehört. Die Vorstellungen des Christen darüber, was er als Christ tun und durch solches Tun werden soll, sind religiöse Glaubensvorstellungen, wesentliche Glieder der christlichen Glaubensanschauung, welche die ganze Welt und besonders den Menschen im Lichte der christlichen Gotteserkenntnis betrachtet.“ Nur sollte hier noch mehr hervorgehört werden, daß pures christliches Erkennen einer Glaubenswahrheit ohne praktische Verwertung der Erkenntnis nach Gal. 5, 6; 6, 15; Jak. 1, 22 ff. überhaupt kein christliches Produkt ist, und daß dasselbe gemäß Joh. 15, 5; Röm. 8, 9 usw. auch von irgendwelchem vermeintlichen sittlichen Tun ohne christlichen Glauben gilt, hätte ebenfalls bemerkt werden sollen. Von der christlichen Religion gilt, was Kudelbach von der Theologie gesagt hat: sie ist praktisch durch und durch, in ihrem Anfang, Mittel und Bezügen. Bei den meisten modernen Theologen, welche die christliche Sittenlehre von der christlichen Glaubenslehre nicht bloß unterscheiden, sondern scheiden wollen, liegt ein bedeutliches Interesse vor, das allerdings schon sehr alt ist, aber in diesem bestimmten Zusammenhang und in seiner neuzeitlichen Fassung wohl auf Alb. Ritschl zurückzuführen ist. Man räsoniert nämlich so: „In der Dogmatik müsse der Gesichtspunkt des Bedingtheits alles Heiles für die Menschen durch Gnadenwirkungen Gottes, in der Ethik der Gesichtspunkt der freien Selbsttätigkeit des Menschen bei dem Heilsprozesse vorwalten.“ Es handelt sich also bei der versuchten Divifikation des corpus doctrinae Christianum tatsächlich um eine Amputation: das sittliche Tun beim Christen wird losgelöst von seinem Lebensnerv. Was ist denn der Gläubige an irgendeinem Punkte des Heilsweges ohne die treibende und läuternde Kraft der Gnade? Und wiewohl die Schrift einen Synergismus des belehrten Menschen mit dem in ihm wohnenden Heiligen Geiste lehrt, wo gibt sie auch nur eine leise Andeutung von dem Vorhandensein eines Elementes im Heilsprozeß, das „freie Selbsttätigkeit des Menschen“ genannt zu werden verdient? Wendt notiert diesen der Scheidung zwischen Dogmatik und Ethik zugrunde liegenden Gedanken, aber opponiert ihm nicht; er hält ihn nur nicht für anwendbar: „Beide Gesichtspunkte können für ein und dasselbe christliche Bewußtsein ohne Widerspruch nebeneinander Geltung haben.“ (S. 11 f.)

Um gleich noch einen zweiten Abtrennungsversuch zu notieren, so hat Wendt beherzigenswerte Gedanken ausgesprochen über das Verhältnis der Apologetik zur Dogmatik und Ethik. Man stellt sich heutzutage das dogmatische und ethische Lehrsystem als eine souveräne Größe vor, die unbekümmert um die sie umwogende Gedankenwelt der Menschheit als geschichtlich gemordetes und kirchlich fixiertes Factum dastehet. Mit dieser fertigen Größe müsse sich nun die apologetische Reflexion beschäftigen, um ihre Wahrheit und ihren Wert darzutun. Wendt will die Apologetik dem christlichen Lehrsystem weder vor- noch nachgestellt wissen, vielmehr befürwortet er eine unmittelbare Verknüpfung der dogmatisch-ethischen Lehrdarstellung mit der Begründung der Wahrheit der dargestellten Lehre. (S. 81 f.) Erfahrene Dogmatiker haben diese Weise längst befolgt, die ja die einzig sachgemäße ist. Bei der Darstellung der christlichen Lehre müssen Definition des Lehrpunktes, Begründung und Bewährung desselben beständig ineinander greifen, ob dies nun in einem dogmatischen Exkurs, in einer Predigt oder sonstwie geschieht. Das war auch die probate Weise der älteren lutherischen Dogmatiker. Wir erinnern beispielsweise an die „Bebaiosis“ und „Fontes Solutionum“ überschriebenen Kapitel bei Quenstedt. Aber Wendts Begründung seiner an sich richtigen

Anschauung ist nicht einwandfrei, besonders wenn er gegen die Nachstellung der Apologetik hinter die Dogmatik urgiert: „Dann bleibt das Interesse an der Wahrheit dieses Lehrsystems bis zum Schluß seiner Darstellung unbefriedigt. Es wird wenigstens nicht wissenschaftlich befriedigt.“ Diese Instanz kann urgiert werden nicht bloß gegen die Anordnung des Lehrstoffes, sondern auch gegen den Lehrstoff selbst, ja die Ursache des Nichtbefriedigtseins rührt bei unsern modernen wissenschaftlich Voreingenommenen wohl ausschließlich aus der Qualität des Lehrstoffes her. Dagegen gibt es eben keine „wissenschaftliche“ Abhilfe.

Der ganze Greuel der Verwüftung, den die „wissenschaftliche“ Theologie im Heiligtum der christlichen Lehre beständig anrichten muß, wird in dem Kapitel über die Erkenntnisnorm des Christentums aufgerollt. Der moderne „wissenschaftliche“ Prozeß in der Dogmatik verläuft in zwei Akten: „Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist zuerst selbständig festzustellen, welche Vorstellungen echt christlich sind, und ist dann unbefangen die Wahrheit dieser christlichen Vorstellungen zu prüfen.“ (S. 39.) „Die Lehre von der normativen Autorität der inspirierten Heiligen Schrift ist ursprünglich nicht auf dem Boden des Christentums gewachsen. Sie stammt aus dem Judentum der letzten vorchristlichen Jahrhunderte.“ (S. 40.) „An Jesu Stellung zur Schrift ist dieses beides gleich bewundernswert: daß er einerseits bei der vollen Erkenntnis der Überlegenheit seiner Gotteserkenntnis über die alttestamentliche doch nicht das Alte Testament im ganzen geringschätzte, und daß er andererseits bei seiner Anerkennung der im Alten Testament gegebenen Offenbarung doch nicht bemüht war, den Einklang seiner Predigt mit der alttestamentlichen Schrift größer erscheinen zu lassen, als er in Wirklichkeit war.“ „Eine so klare und wahre Stellung zum Alten Testament, wie sie Jesus gehabt hatte, ein solches Verhältnis für das geschichtliche Entwicklungsverhältnis des neuen Evangeliums zu der alten Offenbarung, für die Notwendigkeit des Zusammenhanges mit dem Alten und zugleich des Fortschrittes darüber hinaus finden wir in der apostolischen und nachapostolischen Christenheit nicht wieder.“ (S. 41.) „Zunächst, wegen Joh. 8, 31. Das hier notierte Charakteristikum der echten Jüngerschaft, nämlich nicht Eklektizismus gegenüber der Schrift, sondern gläubiges Gebundensein an dieselbe, war Jesu eigene Stellung, Joh. 10, 35; 5, 39. Verworfen wird von Wendt mit obligater Bezugnahme auf den Duxtorffschen Unfinn von der Eingebung der hebräischen Vokalzeichen, diesem Paradespferd der modernen „wissenschaftlichen“ Theologie, ein Vorgang der Inspiration, der in einem impulsu ad scribendum und in einer suggestio rerum ac verborum bestanden habe. „Eine Inspiration dieser Art ist als eine mechanische zu bezeichnen. Denn die menschlichen Schriftsteller waren bei der Abfassung der heiligen Schriften nicht mit ihrer bewußten Geistesstätigkeit beteiligt.“ Dies ist die beliebte Weise, wie die „wissenschaftliche“ Theologie die alte schriftgemäße Inspirationslehre abtut: die heiligen Schreiber werden als gefühllose Automaten oder verzückte Ekstater vorgeführt, um die Lehre des sechzehnten Jahrhunderts von der Eingebung der Schrift zu beschreiben. Sachgemäß ist diese Beschreibung nicht; sie ignoriert, was die alten Dogmatiker von der *condescensio* oder *accommodatio* Spiritus Sancti im Inspirationsvorgang und über 1 Petr. 1, 10. 11 gesagt haben. Aber der atademischen Jugend in den theologischen Hörsälen wird durch diese gemüthvolle Beschreibung eines fingierten Prozesses die beabsichtigte Voreingenommenheit beigebracht gegen alles, was sich Inspiration, Verbalinspiration usw. nennt. *Probatum est*. Wie wohl nun Wendt die Suspension der bewußten Geistesstätigkeit als Grund für seine Ablehnung der „mechanischen“ Inspiration angegeben hat, fährt er doch also fort: „Auf die zuweilen erwogene Frage, ob das Bewußtsein der Inspirationsorgane während der Inspiration suspendiert oder erhalten und gesteigert war, kommt deshalb im Grunde nichts an, weil die bewußte Geistesstätigkeit dieser Organe jedenfalls weder fördernd noch hindernd auf die Herstellung der Schriften eingewirkt haben soll. Deshalb ist nun auch jede geschichtliche und physiologische Erklärung der biblischen Schriften im ganzen und einzelnen nach Analogie unsern Verständnisses anderer Literatur durch diese Inspirationslehre ausgeschlossen. Und behauptet ist mit ihr die absolute Irrtumslosigkeit des Schriftinhalts. Man befißt also bei ihrer Geltung nicht nur eine oberste Norm zur Erkenntnis dessen, was echt christlich ist, sondern zugleich eine Gewähr für die Wahrheit dieses echt Christlichen. Die Heilige Schrift ist die eigentliche „Offenbarung“, in der Gott selbst dem Menschen eine vollkommene Erkenntnis des Göttlichen dargeboten hat.“ (S. 45.) Das ist mit dankenswerter Offenheit geredet, und man versteht nun, daß der

Streit sich nicht um den Modus der Inspiration, sondern um die Inspiration überhaupt, ja um göttliche Offenbarung auf dem Wege der Schrift dreht. Es liegt hier ein göttliches Wunder und ein Mysterium vor, darum wendet sich die Wissenschaft davon ab mit seinem überlegenen Quod non. So macht sie es ja auch vor dem kündlich großen Geheimnis der Inkarnation Gottes in Christo. Aber wer dies letztere Mysterium glaubt, nämlich daß die ganze Fülle der Gottheit hat eingehen können in die sarx eines wahrhaftigen Menschen, wird das Wunder, das Gottes Geist wirklich durch Menschen g e r e d e t hat, für eine geringere Schwierigkeit für das menschliche Auffassungsvermögen ansehen.

Es wäre noch vieles über dies Wert zu sagen, das trotz des Widerspruchs, den es weckt, doch stets die Aufmerksamkeit rege hält und auf das Wesentliche richtet, auch mit reichen Literaturnachweisen zur Förderung des Weiterstudiums und von Spezialstudien versehen ist usw., aber dieser Bericht ist bereits sehr lang geraten. Eines Eindrucks, der sich beim Überblick auf das Ganze einstellt, kann man sich als Lutheraner nicht erwehren: Die protestantische Theologie Deutschlands und der von dieser Theologie beherrschten übrigen Welt hat die beiden Sätzen, welche Luther aus der christlichen Kirche hinausgetan hat, wieder eingeführt, und schwört trotz ihrer vorgeblichen Fortschrittlichkeit wieder bei den alten Orakeln einer mittelalterlichen Astartheologie, dem heiligen Aristoteles und dem heiligen Pelagius. Die Fundamentalprinzipien der Reformation, das Schriftprinzip und das Heilsgradenprinzip, sind von der modernen wissenschaftlichen Theologie preisgegeben, und so leistet diese Theologie mit allem ihrem literarischen Fleiß und ihren eingehenden Forschungen schließlich doch nur Vorspanndienste zur Wiedereinführung des Heidentums und des Katholizismus in die christliche Kirche. D.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Die von der Synode vorgeschriebene Professorenkonferenz war dieses Jahr vom 5. bis zum 7. Juli zu La Grange, Ill., versammelt. Bei der Besprechung der Lehrpläne wurde die Notwendigkeit der Zweisprachigkeit unsers Ministeriums betont und allgemein anerkannt, einmal im Hinblick auf die sprachlichen Verhältnisse in den Gemeinden, deren rechte Bedienung durch die öffentliche Predigt und durch die Privatseelsorge in der großen Majorität der Gemeinden die Zweisprachigkeit des Pastors erfordere. Aber auch für den Fall, daß der Pastor amtlich sich nur der englischen Sprache zu bedienen habe, sollte er doch der deutschen Sprache mächtig sein, um die in der deutschen Sprache vorhandene lutherische Literatur (Luthers Werke, die Literatur unserer Synode) für die Predigt und die Amtswirksamkeit überhaupt verwenden zu können. Wir wurden uns von neuem der Schwierigkeit bewußt, die darin liegt, daß zwei lebende Sprachen ohne anstößige Vermischung der Idiome nebeneinander gebraucht werden sollen. Aber wir waren auch einmütig davon überzeugt, daß beide — Lehrer und Schüler — nicht auf ihre persönliche Bequemlichkeit, sondern auf die Bedürfnisse der Kirche zu sehen haben. F. B.

Über Reisepredigt heißt es in dem Bericht des Südost-Distrikts der Wisconsin-synode u. a.: „Die Reisepredigt soll Missionsarbeit sein. Sie soll es dabei nicht bloß auf Sammlung zerstreuter Glaubensbrüder zu Gemeinden und Wiedergewinnung früherer Glaubensbrüder abgesehen haben, sondern soll überhaupt Leute, die kirchlich unversorgt sind, ins Auge fassen, einerlei ob diese von deutscher oder anderer Rationalität sind. Die Synode muß ihr Augenmerk mehr als in früheren Jahren auch auf Nichtdeutsche

richten. Bei der Reisepredigtarbeit soll man stets das eine Ziel aller christlichen Mission, nämlich Seelen zu retten, streng im Auge behalten. Bloße Vermehrung der Synode um eine Gemeinde darf nie Ziel sein. Wo ein Missionsfeld von einer andern Synode leichter und besser versorgt werden kann, soll man gerne bereit sein, das Feld jener Synode zu überlassen. In unmittelbarer Nachbarschaft von einer bestehenden Gemeinde oder Gemeinden soll die Reisepredigtmission nie selbständig Missionsarbeit in Angriff nehmen. Wenn sie findet, daß in einer Gegend besondere Missionsarbeit geschehen sollte, soll sie die benachbarte Gemeinde oder Gemeinden darauf aufmerksam machen. Sie soll sich erbieten, in der Arbeit behilflich zu sein. In dem Fall, wo die Gemeinden nicht dazu zu gewinnen sind und die Arbeit von diesen nicht getan wird, soll die Kommission selbständig vorgehen. Wo die Lage derart ist, daß die große Entfernung den Kleinen es unmöglich macht, eine christliche Schule zu besuchen, da sollte vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß in der betreffenden Gegend eine tüchtige christliche Schule ins Leben gerufen wird. Solche Schulen sollten von den Nachbargemeinden und, wenn nötig, unter Mithilfe der Synode, resp. Synoden errichtet und unterhalten werden.“

§. 8.

Statistik und Missionsarbeit. Unsere Regierung ist fleißig in der Sammlung und Veröffentlichung von statistischem Material, das uns auch Winke für unsere Missionsarbeit geben kann. In Bezug auf die Bevölkerung der Stadt New York lautet der neueste Bericht aus Washington so: „Die fremdgeborene weiße Bevölkerung beträgt nach der letzten Volkszählung 76.4 Prozent der Gesamtbevölkerung, die sich auf 5,620,048 Personen beläuft, gegen 78.6 Prozent bei 4,766,888 Personen im Jahre 1910. Sie umfaßt 1,991,547 Eingewanderte und 2,393,982 hier Geborne mit ein oder zwei eingewanderten Eltern. Die Herkunft dieser Fremdgeborenen verteilt sich in der Hauptsache auf folgende Länder: Rußland, 985,702; Italien, 802,946; Irland, 616,627; Deutschland, 584,888; Osterreich, 431,397; England, 136,605; Ungarn, 123,175. Demnach wohnten im Jahre 1920 in Groß-New York 1,016,235 Deutsche, die deutschsprechenden Schweizer nicht eingerechnet.“ Ein Teil dieser zugewanderten Bevölkerung findet sich bereits in kirchlicher Verbindung. Aber nach zuverlässigen Nachrichten gibt es gerade auch in der Stadt New York Zehntausende, die auf Befragen sich zur lutherischen Kirche rechnen, von unserer Missionsarbeit jedoch noch nicht erreicht wurden. Der selige P. Sieler schrieb uns einmal etwa so: „Wenn Sie uns dieses Jahr fünfzig Kandidaten für die Stadt New York geben würden, so würden diese sämtlich reichlich Arbeit finden.“ Dazu sind wir Lutheraner, die wir durch Gottes Gnade das reine Evangelium haben, auch Schuldner nicht bloß derer, die ursprünglich die deutsche Sprache redeten. Wir sind Schuldner der Juden und Griechen durch das Medium aller Sprachen.“

§. 9.

Wird Rom den Protestantismus aus der Welt verdrängen? Das römische *Freeman's Journal* schrieb vor einigen Jahren, indem es auf die Ausbreitung des Liberalismus unter den Presbyterianern hinwies: „There is nothing in Protestantism itself to stay the work of destruction.“ In neuester Zeit haben wir ähnliche Äußerungen aus dem römischen Lager noch öfter vernommen. Hierzu ist eine doppelte Bemerkung am Platze. Erstlich gibt es doch auch noch einen wahren Protestantismus, der sich mit Luther Roms Menschen- und Werklehre gegenüber auf Gottes Wort und das

Snadenevangelium stellt. Und dieser Protestantismus trägt nicht den Keim der Zerstörung, sondern die mächtig und frisch sprudelnde Quelle des geistlichen und ewigen Lebens in sich. Zum andern: Auch der liberale Protestantismus, der mit Rom dies gemeinsam hat, daß er die Heilige Schrift und Christi stellvertretende Genugthuung beiseiteschiebt, wird schließlich vor Rom von der Bildfläche ganz verschwinden. Wenn der liberale Protestantismus das Betrugsgeheimnis auch nicht in dem Maße versteht wie Rom, so gebraucht er doch eine Anzahl frommer Phrasen, die bei der Masse des Volks große Zugkraft haben. Wenn auch immer einige „liberale“ Protestanten Rom zum Opfer fallen, so ist doch keine Aussicht vorhanden, daß die große Masse des liberalen Protestantismus in das römische Lager übersiedeln wird. Die liberalen Protestanten ziehen es vor, sich auf das eigene menschliche Ich zu stellen, anstatt sich dem menschlichen Ich des Papstes zu untergeben. Und das kann man ihnen nicht verdenken, wenn es sich um die Wahl zwischen zwei menschlichen Ich handelt. Das menschliche Ich des Papstes hat sich einen schlechten Ruf in der Welt erworben. — Übrigens war es uns interessant, wieder neuerdings zu erfahren, daß Rom den sogenannten Missouriern besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Ein Jesuit, der jahrelang in Amerika war und missourische Schriften mit besonderer Erlaubnis seitens seiner Oberen las, berichtet, daß er die Missouriier gegen Rom am besten gerüstet gefunden habe. In der Stadt St. Louis arbeitet Rom gegenwärtig an dem Ausbau seiner Lehranstalten mit großer Energie. Wir aber brauchen uns nicht zu fürchten, solange wir das reine Evangelium und Christum auf unserer Seite haben. F. P.

Warum kann die christliche Religion von der „fortschreitenden Zivilisation“ nicht überboten werden? In Tageszeitungen, die nebenbei auch für Religion eintreten, finden wir die Worte von James Freeman Clarke: „Christianity alone, of all human religions, possesses the power of keeping abreast with the advancing civilization of the world.“ Das ist richtig, aber mit einem Zusatz. Das Christentum hält gleichen Schritt mit der fortschreitenden Zivilisation der Welt in der Weise, daß es der Zivilisation immer etwas voraus ist. Noch anders ausgedrückt: Das Christentum begleitet die Zivilisation in der Weise, daß es die Zivilisation immerfort korrigiert. Die Zivilisation der Welt, sofern sie sich mit Religion abgibt, lehrt Gesetz. Sie verspricht dem Menschen ein besseres Jenseits, wenn es ein solches gibt, „on good behavior“, „on trying to keep the commandments“. Die christliche Religion greift hier korrigierend ein und lehrt, daß alle, die mit des Gesetzes Werken umgehen, unter dem Fluch sind, Gal. 3, 10. Gingen meist sie die Welt, die zivilisierte und die unzivilisierte, auf den gekreuzigten Christus hin, der uns Menschen erlöst hat vom Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns, Gal. 3, 13. Dies Verhältnis des Christentums zur Zivilisation hat darin seinen Grund, daß das Christentum überhaupt nicht zu den „human religions“ gehört, sondern die einzige God-made religion ist. Daher die Mahnung des Apostels Paulus Kol. 2, 8: „Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und löse Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Sagen und nicht nach Christo.“ F. P.

Ford und die Juden. Von Fords *International Jew* ist uns das vierte Heft zugegangen: „Aspects of Jewish Power in the United States.“ Das Heft enthält manches Wahre. Aber der Fehler der Darstellung ist die

Einseitigkeit. Den internationalen Juden wird zur Last gelegt, daß sie "getters" seien in dem Sinne, daß sie selbst nicht Werte schaffen, sondern die von andern geschaffenen Werte finanziell ausbeuten. Daß der internationale Jude hierin ein besonderes Geschick hat, läßt sich nicht leugnen. Nur ist hinzuzufügen, daß auch die Vertreter der Anglo-Saxon race, die mit der jüdischen Rasse verglichen wird, eine bedeutende Geschicklichkeit darin entwickelt haben, die finanzielle Ausbeutung der Arbeit anderer zu besorgen. — Den internationalen Juden wird ferner vorgeworfen, daß sie sich für Gottes „außermähltes Volk“ halten, in diesem Sinne Propaganda machen und eine herrschende Stellung in der Welt beanspruchen. Auch das läßt sich nicht leugnen. In der zionistischen Bewegung finden sich orthodoxe und Reformjuden zusammen. Aber Ford — oder der Mann, der für Ford schreibt — nimmt die Herrscherstellung, die er den Juden nicht gönnt, für die Anglo-Saxon-Celtic race in Anspruch: "They are the ruling people, chosen throughout the centuries to master the world." — Der internationale Jude, so lautet ein weiterer Vorwurf, ist ein Revolutionär. Das ist sicherlich wahr, wie die neueste Geschichte beweist. Aber die neueste Geschichte beweist gleichermaßen, daß gerade auch Vertreter der Anglo-Saxon-Celtic race mit den Juden gemeinschaftliche Sache gemacht haben, um Revolution in Deutschland anzuzetteln und so den Krieg zu gewinnen. — über den Beruf der Juden in der Welt heißt es: "They are now without a mission of blessing." Auch das bedarf einer gewissen Einschränkung. Der internationale Jude oder das Judenvolk in seiner Zerstreung unter alle Völker hat den Beruf, alle Völker vor der Verachtung des Evangeliums von dem gekreuzigten Christus zu warnen. Möchten die Völker diesen Beruf des Judenvolks zu Herzen nehmen! Zugleich hat Gott, wie wir aus der Schrift wissen, bei der Zerstreung der Juden unter die Völker dies im Sinn, daß die Juden durch das Beispiel der Christen zum Glauben an das Evangelium gereizt werden, nicht zum Glauben an die "Anglo-Saxon religion", wie Fords Schrift an die Hand gibt. Auch die Plagen, mit denen sie sich gegenseitig plagen, sollen beide Teile, Juden und Heiden, veranlassen, Buße zu tun, weil noch Gnadenzeit ist.

F. P.

Ein „wissenschaftliches“ Mittel gegen den Tod. Aus Philadelphia wird gemeldet: „Der bekannte Biolog Arthur Dougherty Rees sagte in einem Vortrag, daß sich seine Lebenslehre in den Satz zusammenfassen lasse: 'Fürchte nichts und lebe ewig.' Die Lebensdauer eines Menschen sei an keine Zeit gebunden, meinte er, und die angenommene Länge von siebenzig Jahren entbehre jeder wissenschaftlichen Begründung. Diese Regel treffe nur dann zu, wenn der Mensch sich ihr unterwerfe und sie gläubig hinnehme. Weder ein Einsetzen von Affendrüsen noch andere „mindere“ Operationen seien notwendig, um das Leben zu verlängern. ‚Der Tod‘, sagte der Vortragende, ‚ist eine Angelegenheit der Psychologie und der Mentalität jedes einzelnen Menschen und nichts anderes als die Folge der Furcht vor dem Ableben. Es wurde uns von Kindesbeinen an beigebracht, daß wir zwischen fünfzig und siebenzig Jahren sterben müssen. Wir glauben das und richten unser ganzes Leben danach ein, in dem genannten Alter vom Tod abberufen zu werden. So wie wir denken, sind wir. Um unser Leben zu erhalten, müssen wir vorerst alle Neigungen überwinden, welche das Leben zerstören.“ Bekanntlich können wir Menschen, wie nun einmal unsere „Mentalität“ beschaffen ist, auf naturwissenschaftlichem Gebiet immer nur

vis-à-vis vorliegender und feststehender Erfahrung oder Beobachtung Aussagen machen. Da nun die bisher gemachte Erfahrung und Beobachtung mit der Aussage der Schrift, daß der Tod zu allen Menschen hindurchgebrungen ist, übereinstimmt, so steht wissenschaftlich fest, daß Rees' biologische Aussage unter dem Begriff „Wissenschaft“ nicht subsumiert werden kann, sondern ein Produkt der „kühnen Seglerin Phantasie“ ist. Sehr naiv ist das Rezept: „Fürchte nichts“ und: „Um unser Leben zu erhalten, müssen wir vorerst alle Neigungen überwinden, welche das Leben zerstören.“ Es steht nämlich erfahrungsmäßig fest, daß der Mensch sich fürchtet, weil er ein Sünder ist, ein böses Gewissen vor Gott hat und durch Sündigen sein Leben zerstört. Wie wäre es, wenn Arthur Dougherty Rees vermittelt der Biologie uns ein Mittel verriete, wie der Mensch alle Neigungen zum Sündigen aus seinem Ich entfernen könnte? Da es ein solches Mittel — wiederum erfahrungsmäßig — nicht gibt, so werden Rees' biologische oder psychologische Ratschläge die Menschheit ebensowenig vom Tode erretten wie das Einsetzen von Affendrüsen oder die Mischung von Salz und Ziegenblut, die Dr. Loeb von Chicago vor etlichen Jahren den Leuten, die nicht alle werden, verkaufte.

F. P.

II. Ausland.

Aus Berlin berichtet Präses M. Willkomm in der „Freikirche“: „Unserer Berliner Gemeinde hat Gott eine zweite Tür aufgetan. Im Norden der Reichshauptstadt, im Arbeiterviertel, hat sie vor nun bald einem Jahre eine Mission angefangen. Es werden dort jeden Sonntagabend und an einem Abend in der Woche Predigtgottesdienste gehalten, die recht gut besucht sind. Unterzeichneter durfte dieser Tage einem solchen Wochengottesdienst beiwohnen und freute sich, zu sehen, wie gut derselbe besucht war und wie aufmerksam die Zuhörer den Worten des Predigers, P. Heinrich Stallmann, lauschten, der ihnen auf Grund von Joh. 14, 1—6 von der wahren Heimat der Kinder Gottes sagte und ihnen zeigte, wie gewiß uns diese Heimat ist, wie schön sie ist und wie man dahin gelangen kann. Die große Aula des Lessing-Gymnasiums an der Pankestraße, wo der Gottesdienst stattfand, war fast voll besetzt; es mögen etwa 300 bis 350 Personen dagewesen sein. Mit solchen, die sich in die Gemeinde aufnehmen lassen wollen, findet gewöhnlich nach Schluß des Wochengottesdienstes noch eine Katechismusunterredung statt. Außerdem wird noch an zwei Plätzen in Großberlin regelmäßig Wochengottesdienst gehalten, nämlich in Mariendorf, wo viele Gemeindeglieder wohnen, in der Aula des Lyzeums und in Neukölln in der Aula einer Gemeindefchule. Die sonntäglichen Hauptgottesdienste der Berliner Gemeinde finden nach wie vor jeden Sonntag vormittags 10¼ Uhr in der Alten Paul-Gerhard-Kirche in Schöneberg, Hauptstraße 47, statt.“ Gott verleihe unsern Brüdern Gnade, daß sie die ihnen gebotenen Gelegenheiten recht ausnützen können!

F. P.

Planitz-Zwidau in Sachsen. Aus dieser Gegend berichtet die „Freikirche“: „Im Bezirk unserer Planitz-Zwidauer Gemeinde haben wir kürzlich zwei neue Predigtplätze in Angriff genommen. Am 4. Juli fand in Oberhöhdorf, am 5. Juli in Niederhäßlau zum ersten Male Predigtgottesdienst statt; beide waren von etwa je fünfzig bis sechzig Personen besucht. P. Peterfen aus Canarsie, N. V., der die Missionsarbeit in Zwidau und Umgebung im Auftrag unsers Ausschusses für Innere Mission in Angriff

nehmen soll, ist zu unserer Freude in Deutschland angekommen. Seine feierliche Einführung soll, will's Gott, am 9. Sonntag nach Trinitatis, den 18. August, in unserer Planitzer Kirche stattfinden."

Elfaß. Der „Elfäßische Lutheraner“ berichtet: Am Pfingstmontag reisten viele Glieder der Ev.-Luth. Freikirche von allen Gegenden und Orten im Elfaß nach dem schönen Bergort in den Hochvogesen, Aubure, früher Altweier, um das vom Ev.-Luth. Wohltätigkeitsverein zu Strakßburg, einer Vereinigung lutherischer Christen, erworbene Sanitarium dem Dienste der leidenden Nächsten zu weihen. Schon frühzeitig kamen die lieben Christen, jung und alt, in Rappoltsweiler an, von wo aus man teils zu Fuß, teils per Auto den Aufstieg nach dem 900 Meter hohen Aubure machte. Möge unser Haus vielen ein rechtes Bethel werden, daß sie darin nicht allein Gesundheit des Leibes finden, sondern vor allen Dingen auch volle Gesundung und Genesung der Seele und Gewißheit der Vergebung der Sünden durch das Blut und Verdienst Jesu Christi! Die Pastoren Scherf und Martin Strafen predigten. S. P.

Eine Betrachtung über die fünf Hauptkirchen Hamburgs. In einer St. Louiser täglichen Zeitung finden wir die folgende Betrachtung Dr. Hasselmanns, des Syndikus der Hamburg-Amerika-Linie: „Jeden Abend, wenn ich vom Schreibtisch aus auf die Silhouette der Stadt blicke, freue ich mich an dem stolzen Aufwärtstreben der Türme unserer fünf Hauptkirchen. Über das graue Häusermeer, über den grünenden Baumkranz hinaus: ein sursum corda. Heute wie gestern. Ungebeugt von der lastenden Schwere, starken Willens zu neuer Tat. Verloren die Vergangenheit, geschändet die Gegenwart, gefahrbedroht die Zukunft — und dennoch ein Emporreden zu reineren Höhen über die trübe, nebelverhangene Erdatmosphäre hinweg. In dem hastenden Getriebe des Tages ein Ruhepunkt der Ewigkeit, ein Zeichen zeitüberdauernden Wesens. Und sie, die in der Franzosenzeit als Pferdeställe und Peumagazine dienen mußten, unsere lieben Hauptkirchen, sie sind uns doppelt wert, weil sie uns mahnen, daß auch aus grenzenloser Not eine Wiederaufrichtung möglich dem, der festen Willens ist.“ Die letzten Worte, die eine Wiederaufrichtung dem versprechen, „der festen Willens ist“, stimmen traurig. Sie geben den Grund an, weshalb die Hamburger ihre „lieben Hauptkirchen“, die ihnen „doppelt wert“ sind, so spärlich besuchen. Gerade in den Hauptkirchen Hamburgs nämlich wird gegenwärtig nicht Gottes Wort und Gottes Kraft, sondern Menschenwort und Menschenkraft gepredigt. Das war in früheren Jahrhunderten und zum Teil auch noch im vorigen Jahrhundert anders. Als der Schreiber dieser Zeilen vor elf Jahren in einer der Hauptkirchen neben der Kanzel das Bild des wackeren P. Kreuzler sah, fragte er den Führer, einen alten Mann, ob er den Mann, den das Bild darstelle, gekannt habe. Antwort: „Ja, der Mann hat mich konfirmiert; es war ein herrlicher Mann.“ Frage: „Wie stand es damals mit dem Kirchenbesuch?“ Antwort: „Sehr gut.“ Die weitere Frage, wie es jetzt mit dem Kirchenbesuch stehe, rief nur ein Achselzucken hervor. Die Zeitungen brachten unlängst die Nachricht, daß man in Hamburg damit umgehe, die stattlichste der Hauptkirchen, die Nikolaikirche, zu vermieten oder zu verkaufen, weil sie angesichts des schwachen Kirchenbesuchs überflüssig sei. Berichtet wurde auch, daß Rom St. Nikolai erwerben wolle. Wenn wir nicht irren, war es der Hamburger

Prof. Hoppe, der das Mittel angab, wie man leere Kirchen füllen könne, nämlich durch die Predigt des Evangeliums von dem für die Sünden der Welt gekreuzigten Christus. F. P.

Über den Ehering Luthers ging kürzlich die folgende Notiz durch amerikanische Zeitungen: „Der Ehering Luthers steht nach einer Zeitungsanzeige augenblicklich in einem Berliner Geschäft zum Verkauf. Am 18. Juni 1525 verheiratete sich Martin Luther in Wittenberg mit Katharina von Bora, und der Ring, den damals, also vor beinahe vierhundert Jahren, Melanchthon, der das Paar in der Schloßkirche zu Wittenberg traute, der Braut an den Finger steckte, hat sich angeblich, wie Weglaubigungsschreiben besagen sollen, von Geschlecht zu Geschlecht unter den Nachkommen Luthers vererbt.“ Wie die Trauung Luthers durch Melanchthon eine Erfindung ist — Melanchthon hatte Bedenken gegen Luthers Heirat, wie aus seinem griechisch geschriebenen Brief an Camerarius hervorgeht (Corpus Ref. I, 753 sqq.) —, so wird es auch wohl mit dem erwähnten Ehering eine andere Bewandnis haben. Nachträglich lesen wir auch, ebenfalls in einer amerikanischen Zeitung, die folgende Berichtigung: „Durch deutsche und ausländische Zeitungen ging kürzlich die Notiz, daß Martin Luthers Ehering in Berlin zum Kauf angeboten werde. Dazu erfährt das Hamburger Tageblatt: Bei der Vermählung Luthers sind Eheringe überhaupt nicht gebraucht worden, da Luther seine Vermählung rasch und ohne Vorwissen anderer vollziehen wollte. [Ist nicht ganz genau. Bei Luthers Heschließung in seiner eigenen Wohnung waren Bugenhagen, Jonas, Lukas Cranach und Frau und Dr. Apel, ein Jurist, zugegen. (Vgl. Köpflin, Martin Luther I, 770.) Die öffentliche Hochzeitsfeier mit Kirchgang, wozu Luther auch Freunde von auswärtis, auch seine Eltern einlud, fand am 27. Juni statt.] Wohl aber hat sich ein Ring erhalten, den Luther laut der Inschrift — D. Martino Luthero Catharina von Bora 18. Juni 1525 — zum Gedächtnis des Tages von seiner Frau empfangen hat. Dieser Ring ist später in Kopien vervielfältigt worden. Bei dem von einem Berliner Geschäft ausgetobenen Exemplar handelt es sich offenbar um eine solche Kopie. Der Ring trägt das Bild des Gekreuzigten und seiner Martierwerkzeuge, entsprechend dem Sinne Luthers, der auch seine Ehe im Namen des gekreuzigten Heilandes hat schließen und führen wollen. Außerdem egzistiert — im Museum zu Braunschweig — ein Doppelring, aus zwei ineinandergefügten Reifen bestehend, von welchem der eine einen Diamanten mit den Anfangsbuchstaben von Luthers Namen (M. L. D.), der andere einen Rubin mit der Namensandeutung seiner Gattin (K. v. B.) enthält. Dieser kostbare Doppelring war vermutlich das Geschenk eines Freundes an Luther oder, wie andere annehmen, an seine Frau. Der Ring, den Luther täglich trug und womit er seine Briefe zu siegeln pflegte, hatte auf dem ihm eingefügten Stein die bekannten symbolischen Zeichen, eine von himmelblauem Felde und goldenen Reifen umgebene weiße Rose, in deren Mitte ein rotes Herz mit schwarzem Kreuz zu sehen ist.“ Nebenbei bemerkt: Was Luther über den Schaden des päpstlichen Bölibats und über den Segen des Ehestandes für Kirche und Staat schreibt, ist so christlich belehrend und zugleich so weltmännisch weise, daß auch daraus Luthers Weltberuf klar hervorgeht. Wie Luther von Gott zum Lehrer des Evangeliums für die ganze Welt geseht ist, so auch zum kundigen Verater der Menschen in allen Ständen. Nicht nur die Theologen, sondern auch die Staatsmänner begehren eine Loxheit, wenn sie nicht Luther lesen. F. P.

ligen Stätten“ paradieren, nachdem es das Zentrum der christlichen Religion, das Evangelium, fortgeworfen und verflucht hat. F. P.

Nachmalß Rom und das Bülibat. Aus Rom wird unter dem 20. Juli gemeldet: „Die hiesige Zeitung *Epoca* bringt die Aufsehen erregende Meldung, daß eine große Anzahl katholischer Geistlicher in einer von verschiedenen Bischöfen mitunterzeichneten Denkschrift den Papst dringend ersucht hat, „sie von der unmöglichen Durchführung des kirchlichen Bülibats zu befreien. Die Geistlichkeit kämpfe verzweifelnb gegen ein Martyrium, das schlimmer als der Tod sei“. Die *Epoca* gibt an, daß die Denkschrift mit den Worten schließt: „Reinheit des Lebens, das höchste Ziel der Kirche, wird erreicht durch die freie Entwicklung der menschlichen Natur, nicht durch Zwang und Errichtung von Gesezen gegen die Natur.“ Letzteres ist wahr, ersteres nicht. Die Reinheit des Lebens hat eine andere Quelle als die „freie Entwicklung der menschlichen Natur“. F. P.

Anpolitisches, das mit dem Kriege gegen Deutschland zusammenhängt. Eine St. Louiser tägliche Zeitung stellt Betrachtungen an über die „strafende Gerechtigkeit“, die den Mann ereilt habe, der mehr als andere den Weltkrieg gegen Deutschland entfachte und im Gange erhielt. Gemeint ist der britische Zeitungsherausgeber Northcliffe. Die Zeitung nennt ihn „den Vater der organisierten Lüge“ und fügt u. a. hinzu: „Northcliffe hat mit seiner Presse mehr zur Schürung des Hasses und zur Entfesselung des Weltkrieges beigetragen als irgendein anderer einzelner Faktor. Durch seine unaufhörlichen Angriffe und die stets von neuem aufgetischten Lügen [über die angeblich von den Deutschen verübten Greuel] brachte er es fertig, Deutschland in der öffentlichen Meinung der Welt als eine Verbrechernationalität hinzustellen, welche durch Zusammenwirken aller unterdrückt werden müsse.“ Um nicht einseitig zu urteilen und zu verurteilen und um nicht uns selbst als unschuldig und gerecht hinzustellen, müssen wir die Tatsache hinzunehmen, daß Northcliffe nicht „der Vater der organisierten Lüge“ hätte werden können, wenn er dabei nicht allseitige Unterstützung gefunden hätte. Was speziell uns Amerikaner betrifft, so wußten wir es teils, teils konnten wir es doch wissen, daß die „German atrocities“ auf Erfindung beruhten, weil die amtlichen amerikanischen Berichte (die Konsularberichte aus Belgien und der zweimalige Bericht des Generalarztes unserer Armee, des Dr. Gorgas) dahin lauteten, daß nach genauer Untersuchung kein einziger Fall von „German atrocities“ verifiziert werden konnte. Trotzdem redete nicht nur die politische Presse fast allgemein, sondern auch ein großer Teil der kirchlichen Presse von „deutschen Gunnen“. Letzteres trifft auch zu in bezug auf einen Teil der amerikanisch-lutherischen Presse und in bezug auf die Sektenpresse auf solche Zeitschriften wie die *Princeton Review*. Auch fährt ein Teil der kirchlichen Presse bis auf diesen Tag fort, sich dem „Vater der organisierten Lüge“ zur Verfügung zu stellen. Noch ganz kürzlich wurde berichtet, daß das Jahrbuch eines Zweigs der Y. M. C. A. das Bild eines Knaben auf einem Schießplatz bringt mit der Überschrift: „Getting in Trim for the Hun.“ Alles dies sollten wir bei der Beurteilung und Verurteilung „des britischen Zeitungspapstas, der jetzt im Sterben liegt“, nicht vergessen. F. P.

Der deutsche Reichspräsident und Goethe. Aus Berlin wird berichtet: „Reichspräsident Ebert beantwortete eine Begrüßungsansprache in der

Frankfurter Gesellschaft für Handel, Industrie und Wissenschaft mit längeren Ausführungen, in denen er den Zusammenhang von Goethes Persönlichkeit und Schaffen mit dem deutschen Volksleben hervorhob und Goethe als einen der größten Söhne des deutschen Volkes und als ein Symbol für das bezeichnete, was das deutsche Volk selbst unter deutschem Wesen verstehen und was die Welt darunter verstehen sollte. Nach dem, was das deutsche Volk im letzten Jahrzehnt erlebt habe, sei es bitter nötig, nach Wegweisern für Gegenwart und Zukunft zu suchen. Goethe sei ein solcher Wegweiser, nicht nur, weil er ein großer Dichter war, sondern auch, weil er in seinen Werken und in seinem Leben alles aufs glücklichste entwickelt und geoffenbart habe, was das deutsche Volk nach seiner Veranlagung und seiner Stellung im Kreise der Kulturvölker zu leisten vermöge. In ihm finde das deutsche Volk das Fundament, auf dem es seine Gegenwart und Zukunft sicher errichten könne." Ein richtigeres Urteil über Goethe findet sich in Meufels Lexikon III, 28 ff. Da heißt es: „Gewiß, Goethe, in der Formvollendung Deutschlands größter Dichter, hat am besten erreicht, was die vom Christentum abgewendete Poesie aus sich selbst erreichen konnte: die vollendete Selbstvergötterung des emanzipierten Subjekts." Und vorher: „Faust, der Goethe sein ganzes Leben hindurch begleitete, ist in der Tat wie das größte Gedicht unserer Literatur, so zugleich die wahre Tragödie der neuen Zeit: wie da der Titan die ewig Unergründliche erforschen will und in hochmütiger Ungebuld an der verschlossenen Pforte des geheimnisvollen Jenseits rüttelt, der Teufel aber mit seinen entsetzlich klugen Geisteraugen ihm beständig höhnlächelnd über die Achseln sieht und ihm von Gottgleichheit und überschwenglicher Weltlust aufküstert und doch nichts zu geben vermag als immer neuen Hunger und Überdruß und Verzweiflung. Und doch, aus solchen schauerlichen Höhen im zweiten Teile wieder, der nüchterne Rückfall in die alte Humanitätskrankheit, eine opernartige Heiligensprechung der eminenten Weltbildung, durch welche Faust, den doch offenbar schon der Teufel geholt, auf einmal als völlig courtfähiger Cavalier am himmlischen Hofe erscheint, welche in den berühmten Schlussworten der ganzen Tragödie auf den Unbefangenen fast den Einbruch macht wie eine vornehme Umschreibung des trivialen Volkstextes: Lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verborgen." „Goethe, der Mann der fünf Sinne, der sich als einen bezidierten Nichtchristen selbst erklärt, hat trotz der ihm gewordenen vielfachen christlichen Anregungen und scheinbaren christlichen Anwandlungen die politische, sittliche und religiöse Revolution mächtig gefördert." Goethe, als Vertreter des „reinen Menschentums" und „Weltbürgertums", ging selbstverständlich auch die patriotische Gesinnung ab. Strong, *Systematic Theology* II, 561, sagt von Goethe: "His flattery of Napoleon, when a patriot would have scorned the advances of the invader of his country, shows Goethe to have been a very incarnation of heartlessness and selfishness." Wenn nun der deutsche Reichspräsident Goethe das Fundament nennt, auf dem das deutsche Volk seine Gegenwart und Zukunft sicher errichten könne, so liegt darin eine entsetzliche Mißweisung vor, die er aber vielleicht gar nicht ernstlich meint, sondern nur als Kulturphrasologie sich angeeignet hat. Was „den größten Sohn des deutschen Volkes" betrifft, so sagt Chaix, *Culture and Religion*, p. 16 (bei Strong a. a. O.): "Goethe, the high priest of culture, loathes Luther, the preacher of righteousness." J. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 68. Oktober und November 1922. Nr. 10 u. 11.

Das Christentum als absolute Religion.

Rede zur Eröffnung des Studienjahres 1922/23 von F. Pieper.

Es ist zu unserer Zeit auf theologischem Gebiet ein viel behandeltes Thema, ob das Christentum die absolute Religion zu nennen sei. Unter dem Ausdruck „absolute Religion“ versteht man die schlechthin vollkommene Religion, die Religion, die nicht überboten werden kann, die einer Ergänzung oder Verbesserung weder bedürftig noch fähig ist.

In diesem Sinne ist die christliche Religion allerdings die absolute Religion.

Schon zur Zeit der apostolischen Kirche traten Leute auf, die durch Menschenweisheit und Menschenlehren die christliche Religion auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit erheben wollten. Vor diesen Leuten warnt aber der Apostel Paulus die Christen in den bekannten Worten des Kolosserbriefes: „Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehren und nach der Welt Satzungen und nicht nach Christo“ und setzt hinzu: „Ihr seid vollkommen in ihm“, nämlich in Christo, *ἐστὶ ἐν αὐτῷ πεπληρωμένοι*. So entschieden weist der Apostel die Verbesserungsmöglichkeit der christlichen Religion ab. Auch im ersten Korintherbriefe nennt der Apostel alle Menschen, die seine, des Apostels, Predigt von Christo, dem Gekreuzigten, durch Wirkung des Heiligen Geistes glauben, *τέλειοι*, vollkommen. Und dies Prädikat *τέλειοι* bezieht sich nicht bloß auf einen Teil der Christen, auf die mit einer „höheren Religionsweisheit“ begabten, wie sonderlich neuere Theologen gegen Text und Kontext deuten wollen, sondern auf alle Christen, insofern alle die *σοφία θεοῦ* kennen, nämlich das Evangelium von Christo glauben, das nie in eines Menschen Herz gekommen ist, das auch die Obersten dieser Welt, die Elite der Menschheit, nicht erkannt haben.

Aber weshalb ist das Christentum die vollkommene, keiner Verbesserung fähige Religion? Auch ein Teil der neueren Theologen will der christlichen Religion den absoluten Charakter zugestehen, aber mit

falscher Begründung. Die einen wollen die christliche Religion absolut nennen, weil sie ein vollkommenes oder geschlossenes Ganzes, eine lückenlose Einheit, im Sinne der menschlichen Vernunft oder im Sinne des menschlichen Begreifens darstelle. Das ist ein Irrtum. Die Heilige Schrift lehrt das Gegenteil. Der Apostel Paulus sagt ausdrücklich von der Erkenntnis Gottes und göttlicher Dinge, die wir Christen, der Apostel eingeschlossen, in diesem Leben haben: „Jetzt erkenne ich's Stückweise“, *ἐκ μερῶν*, fragmentarisch. Die vollkommene Erkenntnis gehört in das Licht der Herrlichkeit, in das ewige Leben, in die „obere Schule“. Wie der Apostel auch sofort hinzusetzt: „Dann“ — nämlich im ewigen Leben — „werde ich's erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“ — Andere wollen die christliche Religion vollkommen nennen, weil sie die vollkommenste Moral lehre. Das ist allerdings Tatsache. Die christliche Moral kann nicht überboten werden. Sie lautet nicht bloß auf äußeren Werkdienst, sondern auf herzlichste Liebe zu Gott und dem Nächsten. Aber diese vollkommene Moral ist, wie auch neuere Theologen zugestehen, erst eine Folge und Wirkung des christlichen Glaubens an die Tatsache, daß Gott uns geliebt hat in Christo und seinen Sohn gesandt hat zur Versöhnung für unsere Sünden, *λασµὸν περὶ τῶν ἁμαρτιῶν ἡµῶν*.

Welches ist der wahre Grund für den absoluten Charakter der christlichen Religion? Wir nennen die christliche Religion mit Recht vollkommen, erstlich weil sie nicht von Menschen erdacht, sondern *σοφία θεοῦ*, Gottes Weisheit, ist; nicht man-made, sondern God-made. Mit andern Worten: Die christliche Religion hat nicht Menschengedanken und Menschenwort, sondern Gottes eigenes, in der Heiligen Schrift uns Menschen gegebenes Wort zur Quelle und Norm. Wie der Apostel Paulus Röm. 16 die Predigt von Christo „das Geheimnis“ nennt, „das von der Welt her verschwiegen gewesen ist, nun aber offenbaret, auch kundgemacht durch der Propheten Schriften aus Befehl des ewigen Gottes“. Wer Gottes geoffenbartes, in der Heiligen Schrift vorliegendes Wort glaubt, der hat damit die vollkommene Religion. Und wer Gottes Wort, die Heilige Schrift, lehrt, lehrt damit die vollkommene Religion. Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, auf daß ein Mensch Gottes sei vollkommen (*ἀγιος*), zu allem guten Werk geschickt, *ἐξηρτισµένος*, vollständig ausgerüstet, equipiert. Zum andern, was damit zusammenhängt: Die christliche Religion ist vollkommen, weil sie nicht, wie alle nichtchristlichen, von Menschen erdachten Religionen, Menschenwerke als Mittel der Versöhnung mit Gott lehrt, sondern im Gegenteil der vom Heiligen Geist gewirkte Glaube an die vollkommene und keiner Ergänzung bedürftige Versöhnung ist, die Gott selbst durch die *satisfactio vicaria* seines menschengewordenen Sohnes beschafft hat und im Evangelium dem Glauben darbietet, so daß nun alle, die das Evangelium glauben, mit dem Apostel rühmen können und

sollen: „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern HERRN IESUM CHRISTUM . . . und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll.“ Kurz zusammengefaßt: Der absolute Charakter der christlichen Religion beruht — terminologisch ausgedrückt — auf der sola Scriptura und der sola gratia.

Das sind die großen, in der Schrift selbst gegebenen Gesichtspunkte, unter denen hier in unserer Concordia die christliche Theologie gelehrt und gelernt wird. Sie werden hier auf dem Wege sorgfamer Schulung angeleitet werden, in bezug auf die ganze christliche Lehre und jeden einzelnen Teil derselben allen Menschengedanken gegenüber bei der sola Scriptura zu bleiben. Sie werden klar erkennen, daß alle, welche die christliche Lehre irgendwie aus Menschengedanken beziehen und nach Menschengedanken normieren wollen, nicht der Wissenschaft dienen, wie sie rühmen, sondern im Dienst der losen Verführung, der *κακη ἀπάτη*, stehen und die christliche Lehre nicht bereichern und fortbilden, sondern ihre göttliche Größe zerstören, die Himmelstochter unter das Joch der Menschennechtschaft zwingen wollen.

Sie werden weiterhin sorgsam angeleitet werden, jeder Form der Werklehre gegenüber unberrücklich bei der sola gratia zu bleiben. Sie werden klar erkennen, daß alle, welche die Erlangung der Gnade Gottes und der Seligkeit durch menschliche Güte und menschliche Leistungen bedingt sein lassen, unkundige Pfuscher sind, theologische Dilettanten, blinde Blindenleiter, die die vollkommene Versöhnung schmähcn, die durch Christi satisfactio vicaria bewirkt ist, die das monstrum incertitudinis gratiae et salutis wieder in die christliche Kirche einführen, die die christliche Religion um ihre differentia specifica, das Gnadenevangelium, bringen und auf den römisch-heidnischen Religionsbegriff herabdrücken.

Das ist Sinn und Ziel des Studiums der Theologie in unserer St. Louiser Concordia. Wir stimmen dem Reformator der Kirche zu, wenn er sagt, Anfang, Mitte und Ende der Theologie sei, Gottes Wort glauben. Zu solchem Studium der Theologie verleihe Gott Gnade auch in diesem Studienjahr um Christi willen durch Wirkung des Heiligen Geistes! Amen.

Luther und die Bettler.

In seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ hatte sich Luther auch über Armut und Bettelei ausgesprochen. „Es ist wohl“, hatte er gesagt (Erl. 21, 335), „der größten Not eine, daß alle (Arten) Bettelei abgetan würden in aller Christenheit. Es sollte je niemand unter den Christen betteln gehen. Es

wäre auch eine leichte Ordnung darob zu machen, wenn wir den Mut und Ernst dazu täten, nämlich, daß eine jegliche Stadt ihre armen Leut' versorgte und keine fremden Bettler zuließe, sie hieße, wie sie wollten, es wären Waldbrüder oder Bettelorden. Es könnte je eine jegliche Stadt die Ihren ernähren; und ob sie zu gering wäre, daß man auf den umliegenden Dörfern auch das Volk vermähnte, dazu zu geben. Müssen sie doch sonst so viel Landläufer und böser Buffer unter des Bettelns Namen ernähren; so könnte man auch wissen, welche wahrhaftig arm wären oder nicht.

„So müßte da sein ein Bertweser oder Vormund, der alle die Armen kennet und was ihnen not wäre, dem Rat oder Pfarrer ansagt, oder wie das aufs beste möchte verordnet werden. Es geschieht meines Achters auf keinem Handel so viel Überei und Trügerei als auf dem Betteln, die da leichtlich wären alle zu vertreiben. Auch so geschieht dem gemeinen Volk weh durch so frei gemein Betteln. Ich hab's überlegt, die fünf oder sechs Bettelorden kommen des Jahres an einem Ort ein jeglicher mehr denn sechs- oder siebenmal. Dazu die gemeinen Bettler, Botschaften und Wallbrüder, daß sich die Rechnung funden hat, wie eine Stadt bei sechzigmal im Jahr geschätzt wird, ohne was der weltlichen Obrigkeit gebührt, [an] Auffätz' und Schätzung geben wird, und [was] der römische Stuhl mit seiner Ware raubet und sie unnützlich verzehret; daß mir's der größten Gotteswunder eines ist, wie wir doch bleiben mögen und ernähret werden.

„Daß aber etliche meinen, es würden mit der Weise die Armen nicht wohl versorgt und nicht so große steinerne Häuser und Klöster gebaut, auch nicht so reichlich, das glaub' ich fast wohl. Nit's doch auch nicht not. Wer arm will sein, soll nicht reich sein; will er aber reich sein, so greife er mit der Hand an den Pflug und suche es ihm selbst aus der Erde. Es ist genug, daß ziemlich die Armen versorgt sein, dabei sie nicht Hungers sterben noch erfrieren. Es fügt sich nicht, daß einer auf des andern Arbeit müßig gehe, reich sei und wohl lebe bei eines andern Ibbelleben, wie jetzt der verkehrte Mißbrauch gehet. Denn St. Paulus sagt 2 Theß. 3, 10: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.‘ Es ist niemand von Gott verordnet, von der andern Gütern zu leben, denn allein den predigenden und regierenden Priestern, wie St. Paulus 1 Kor. 9, 14, um ihrer geistlichen Arbeit, wie auch Christus sagt zu den Aposteln (Luk. 10, 7): ‚Ein jeglicher Wirker ist würdig seines Lohns.‘“

Was Luther hier im Jahre 1520 ausgesprochen hat, das hat er 1523 in der sogenannten „Leisnider Kastenordnung“ ins Leben zu rufen sich bemüht. In dieser „Ordnung eines gemeinen Kastens“, in diesem „Ratsschlag, wie die geistlichen Güter zu handeln sind“ (Erl. 22, 105 bis 130), führt er aus, wie mit Bettlern zu verfahren, wem zu geben, wem nicht zu geben sei.

Aber Luther hat noch mehr getan. Es existierte damals seit etlichen Jahren ein *Liber Vagatorum*. Ob es schon 1517 erstmals gedruckt worden ist oder gar schon 1510, desgleichen, ob Matthias Gütlin, von 1500 bis 1524 Spitalmeister in Pforzheim, der Verfasser sei, kann uns ziemlich gleichgültig sein; nicht aber, daß Luther das Büchlein eines Neudruckes in Wittenberg wert hielt und es unter Weglassung der ursprünglichen Einleitung mit einer sehr beachtenswerten Vorrede verfaß im Jahr 1528.

Boten bisherige Lutherausgaben nur Luthers Vorrede, so hat die Weimarsche im 26. Band das Büchlein selbst auch mitabgedruckt nach dem ersten, sehr selten gewordenen Wittenberger Drucke. Ein freundliches Schicksal hat denselben in meinen Besitz gebracht und mir das Zutreffende der Vorrede Luthers recht deutlich gezeigt. „Luthers Gutmütigkeit“, schreibt die Weimarsche Ausgabe, „hatte ihn selbst, wie er zugibt, böse Erfahrungen [mit Bettlern] machen lassen. Er benutz die Gelegenheit, einer geordneten bürgerlichen und kirchlichen Armenpflege das Wort zu reden. Versteckt meldet sich aber in seiner Vorrede noch ein anderes Interesse, das auch in unserer Zeit sich fast noch mehr als das allbeherrschende soziale *) dem Büchlein zuwendet, das sprachliche. Luther macht auf die Herkunft vieler rotwelschen Worte aus dem Hebräischen aufmerksam. Durch die Übersetzung des Alten Testaments, die er damals vorhatte, war sein Blick für alles geschärft, was sie irgend fördern konnte. Dann mochte ihn auch seine Vorliebe für das Volkstümliche zu diesem Buche hingziehen, in dem der Humor des Gaunertums eine breite Stätte gefunden und seine allgemeine Beliebtheit bewirkt hat. . . . Von neueren Forschern ist Luthern die Ausgabe des *Liber Vagatorum* immer hoch angerechnet worden.“ Der Wiener Bibliothekar Joseph Maria Wagner hat 32 Ausgaben dieses Büchleins verglichen.

So bringe ich es denn hier auch zum Abdruck, den Germanisten und Hebraisten unter uns zur besonderen Freude, die ihr *Volabularium* so gut wie ich hier schön ergänzen können; aber zugleich jedermann zum Nutzen, der unter „der falschen Bettler Büberei“ noch heute zu leiden hat. Man wird kaum im modernen Bettlertum eine Variation finden, die hier nicht ihr Vorbild in der Einrahmung des sechzehnten Jahrhunderts fände. Der *Volabularius*, der sich namentlich in den Buchstaben G und H sehr souverän bewegt, hat sich denen zulieb, die nicht eben Germanisten sind, zum Teil der modernen Orthographie anbequemen können und müssen. Und nun wünsche ich den Lesern so viel Vergnügen, als Luther einst bei der Lektüre trotz aller leidigen Eindrücke nebenher mag empfunden haben.

K.

*) Diese Worte stammen aus dem Jahr 1909; auf 1922 würden sie kaum zutreffen.

Von der falschen Bettler || buberey. |

Mit einer Vorrede || Martini Luther. ||

Und hinden an ein Rotwelsch || Vocularius, | daraus man die Wörter, ||
so yn diesem büchlin gebraucht, || verstehen tan. ||

Wittemberg. || MDXXVIII.

Vorrede Martini Luther.

Dies Büchlein von der Bettler Büberei hat zuvor einer lassen in Druck ausgehen, der sich nennet expertum in truffis, das ist, ein recht erfahrener Gesell in Büberei. Welches auch dies Büchlein wohl beweiset, ob er sich gleich nicht also genennet hätte. Ich hab's aber für gut angesehen, daß solch Büchlein nicht allein am Tage bliebe, sondern auch fast überall gemein würde, damit man doch sehe und greife, wie der Teufel so gewaltig in der Welt regiere; ob's helfen sollte, daß man klug würde und sich vor ihm einmal vorsehen wollte. Es ist freilich solche rotwelsche Sprache von den Juden kommen; denn viel ebräischer Wort drinnen sind, wie [dies] denn wohl merken werden, die sich auf Ebräisch verstehen.

Aber die Glosse und rechter Verstand, dazu die treue Warnung dieses Büchleins ist freilich diese, daß Fürsten, Herren, Räte in Städten und jedermann solle klug sein und auf die Bettler sehen und wissen, daß, wo man nicht will Hausarmen und dürftigen Nachbarn geben und helfen, wie Gott geboten hat, daß man dafür aus des Teufels Anreizung durch Gottes gerechtes Urteil gebe solchen verlaufenen, verzweifelten Buben zehnmal so viel. Gleich wie wir bisher an die Stifte, Klöster, Kirchen, Kapellen, Bettelmönche auch getan haben, da wir die rechten Armen verließen. Darum sollte billig eine jegliche Stadt und Dorf ihre eigenen Armen wissen und kennen, als in [einem] Register verfaßt, daß sie ihnen helfen möchten; was aber ausländische oder fremde Bettler wären, nicht ohne Briefe oder Zeugnis leiden: Denn es geschieht allzu große Büberei darunter, wie dies Büchlein meldet. Und wo eine jegliche Stadt i h r e r Armen also wahrnähme, wäre solcher Büberei bald gesteuert und gewehret. Ich bin selbst diese Jahre her also beschiffen und versucht von solchen Landstreichern und Zungendreschern, mehr denn ich bekennen will. Darum sei gewarnt, wer gewarnt sein will, und tue seinem Nächsten Gutes nach christlicher Liebe Art und Gebot. Das helf' uns Gott! Amen.

Der erste Teil dieses Büchleins.

1. Von den Bregern.

Das erst' Kapitel ist von den Bregern. Das sind Bettler, die kein Zeichen von den Heiligen oder wenig an ihnen haben hängen, und kommen schlicht und einfältiglich vor die Leute, gehen und heißen das Almosen um Gottes und Unserer Lieben Frauen willen; etwa ein hausarmer Mann mit kleinen Kindern, der bekannt ist in der Stadt oder in dem Dorf, da er heißt. Und wenn sie möchten [könnten] weiter kommen mit

ihrer Arbeit oder mit andern ehrlichen Dingen, so ließen sie ohne Zweifel von dem Betteln. Denn es ist mancher frommer Mann, der da bettelt mit Unwillen und sich schämt vor denen, die ihn kennen, daß er vorzeiten genug hat gehabt und jetzt Betteln muß. Möcht' [könnte] er fürbaß kommen, er ließe das Betteln unterwegen. Summa: Solchen Bettlern ist wohl zu geben; denn es ist wohl angelegt.

2. Von den Stabülern.

Das ander' Kapitel ist von den Stabülern. Das sind Bettler, die alle Land austreichen, von einem Heiligen zu dem andern und ihr Kronerin [Chefrau] und Gaßam [Kinder] mit sich alchen; und haben den Wetterhahn [Hut] und den Windfang [Mantel] voll Zeichen hangen von allen Heiligen; und ist der Windfang gewebt von allen Stücken, und haben denn die Haugen, die ihnen den Lehem dippen; und hat ihrer einer sechs oder sieben Säcke, deren ist keiner leer. Sein Schüssel, sein Teller, sein Löffel, Flasche und allen Hausrat, der zu der Wanderschaft gehört, trägt er mit sich. Dieselben Stabüler lassen nimmer nicht von dem Betteln und ihre Kinder von Jugend auf bis in das Alter; denn der Bettelstab ist ihnen erwarmt in den Grifflingen [Fingern]; [sie] mögen und können nicht arbeiten; und [es] werden Glieden und Gliedesbeßer aus ihren Gaßam, und Zwidmann und Kaveler. Auch wo diese Stabüler hinkommen in Städte oder Dörfer, so heischen sie vor [dem] einen Haus um Gottes willen, vor dem andern granten sie um St. Val[en]tins willen, vor dem dritten um St. Kürins willen, je nachdem sie getrauen, daß man ihnen gebe; und bleiben auf keiner Nahrung allein. Summa: Du magst ihnen geben, ob du willst; denn sie sind halb böse, halb gut; nicht alle böse, aber der mehrere Teil.

3. Von den Loßnern.

Das dritte Kapitel ist von Loßnern. Das sind Bettler, die sprechen, sie seien sechs oder sieben Jahr gefangen gelegen, und tragen die Ketten mit sich, darin sie gefangen sind gelegen unter den Ungläubigen, das ist, in dem Sonebeth, um Christenglaubens willen; item auf dem Meer in den Galeeren oder Schiffen, mit Eisen ver[ange]schmiedet; item mit Unschuld in einem Turm, und haben das Loebstoff aus fremden Landen, von dem Fürsten und von dem Herrn, von dem Kilam, daß es also sei, so es gebopt und geferber ist. Denn man findet Gefellen in der Wanderschaft, die alle Siegel beßen können, wie man sie haben will, und sprechen, sie haben sich gelobt zu Unserer Lieben Frauen zu Einsiedeln in das Dalingers Beth oder zu einem andern Heiligen in die Schöcher Beth, je darnach sie in einem Land sind, mit einem Pfund Wachs, mit einem silbernen Kreuz, mit einem Mehgewand. Und [es] ist ihnen geholfen worden durch die Gelübde; als sie sich verheißen haben, da sind die Ketten aufgegangen und zerbrochen, und [sie] sind unverseht davon gangen und kommen. Item, etliche tragen Panzer an, et sic de aliis. Nota: Die

Retten haben sie etwan kummert, etwan lassen bezen oder etwan gegenst in einer Duffel vor St. Leonhard. Summa: Diesen Bettlern sollst du nichts geben; denn sie gehen mit Woppen und Ferben um; unter tausend sagt einer nicht wahr.

4. Von den Mendnern.

Das vierte Kapitel ist von den Mendnern. Das sind Bettler, die vor den Kirchen auch oft sitzen auf allen Neßtagen oder Kirchweihen mit den bösen zerbrochenen Schenkeln. Einer hat keinen Fuß, der andere hat keinen Schenkel, der dritte keine Hand oder keinen Arm. Item, etliche haben Ketten bei sich liegen und sprechen, sie sind gefangen gelegen um Unschuld und haben gewöhnlich einen heiligen St. Sebastian oder St. Leonhard bei sich stehen, um dererwillen sie mit großer, jämmerlicher klagernder Stimme bitten und heischen; und ist das dritt gevopt, das sie barten, und wird der Mensch dadurch besefelt; denn dem sein Schenkel, diesem sein Fuß in der Gefängnis oder in den Löchern ist abgefault worden um böser Ursachen willen. Item, dem ist sein Hand abgehauen in dem Krieg, über dem Spiel, um der Neßen willen. Item, mancher verbinde einen Schenkel, einen Arm mit heilenden [= obgleich sie heil sind] und gehet auf Krüden: ihm gebriecht so wenig als andern Menschen. Item, zu Uttenheim ist gefessen ein Priester, mit Namen Herr Hans Ziegler, ist jetzt Kirchherr zu Roshheim. Der hatte seine Ruhme bei sich. Es kam einer auf Krüden vor sein Haus. Die Ruhme brachte ihm ein Stück Brot. Er sprach: Willst du mir sonst nichts geben? Sie sprach: Ich hab' nicht anders. Er sprach: Du alte Pfaffenhure, willst du den Pfaffen reich machen? und fluchte ihr allerlei Flüche, so er erdenken konnt. Sie weinet und kam in die Stuben und sagt es dem Herrn. Der Herr heraus und lief ihm nach. Dieser ließ seine Krüden fallen und floh, daß ihn der Pfaff nicht erlaufen mochte. Kurz darnach ward des Pfaffen sein Haus verbrennt. Er meinet, der Mendner hätt' es getan. Item, ein ander wahr Exempel. Zu Schlettstadt saß einer vor der Kirchen, derselbige hatte einem Dieb am Galgen einen Schenkel abgehauen und hatte ihn vor sich gelegt, und hatte seinen guten Schenkel aufgebunden. Derselbige ward mit einem andern Bettler uneinz; der lief bald und sagt das einem Stadtknecht. Als bald dieser den Stadtboten ersehen hatte, wischet er auf und ließ den bösen Schenkel liegen und lief zu der Stadt hinaus; ein Pferd möcht' ihn kaum erlaufen haben. Er ward bald darnach zu Achern an den Galgen gehangen, und der dürte Schenkel hanget neben ihm. Er hat geheißzen Peter von Kreuznach. Item, es sind die allgerößten Gotteslästerer, so man finden mag, die solches und anderes desgleichen tun. Sie haben auch die allerschönsten Glieden [Huren]; sie sind die allerersten auf den Neßtagen oder Kirchweihen und die letzten darab. Summa: Gib ihnen, solwenig du kannst; denn sie sind nichts als Besefler der Haußen und aller Menschen. Exempel: Einer hieß Uß von Lindau, der war zu Ulm in dem Spital bei vier-

zehn Tagen, und auf St. Sebastianustag lag er vor einer Kirchen, und er hand Schenkel und Hände und konnte [doch] die Füße und Hände verwenden [brauchen]. Der ward den Stadtknechten verraten. Da er die sahe kommen, ihn zu befehen, floh er zu der Stadt aus; ein Roß hätte ihn kaum mögen erlaufen.

5. Von Dobiffern oder Doppfern.

5. Das fünfte Kapitel ist von Dobiffern. Das sind Bettler, die Stirnen-Stößer, die hostiatim von Haus zu Haus gehen und bestreichen die Häußen und Hauzinnen mit Unserer Frauen oder mit einem andern Heiligen. Und sprechen, es sei Unsere Liebe Frau von der Kapellen, und sie sind [= seien] Brüder in derselbigen Kapellen. Item, die Kapelle sei arm; und [sie] heischen Flachs und Garn zu einem Altartuch, der Schrefen zu einem Klaffot. Item Bruchsilber zu einem Kelch, zu verschöchern oder zu verionen. Item Handzweheln, daß die Priester die Hände daran trocknen, zu verkhmern. Item, das sind auch Dobiffer, die Kirchenbettler, da einer Brief und Siegel hat, und an ein zerbrochene Dittfel bregt, oder an eine neue Kirche zu bauen. Sie sammeln an ein Gotteßhaus, das liegt nicht fern unter der Nasen, heißt Maulbrunn. Summa: Diesen Dobiffern gib allen nicht; denn sie lügen und betrügen dich. An eine Kirche, die in zwei oder drei Meilen um dich liege, wenn da fromme Leute kämen und hieschen, denen soll man geben zu der Notdurft, was man will oder mag.

6. Von den Kammesierern.

6. Das sechst' Kapitel ist von Kammesierern. Das sind Bettler, das ist, junge Scholares, junge Studenten, die Vater und Mutter nicht folgen und ihrem Meister nicht gehorsam wollen sein und apostatieren und kommen hinter böse Gesellschaft, welche auch gelehrt sind in der Wanderschaft. Die helfen ihnen das Ihre verionen, versenten, verkhmern und verschöchern. Und wenn sie nichts mehr haben, so lernen sie betteln oder kammesieren; und die Häußen beseflen und kammesieren also. Item, sie kommen von Rom, aus dem Sonebethbos, und wollen Priester werden am Tholman. Item, einer ist Acolitus, der andere Epistler, der dritte Evangelier, der vierte ein Galch, und habe niemand denn fromme Leute, die ihm helfen mit ihren Almosen; denn seine Freunde sind ihm abgegangen von Todesnöten. Item, sie heischen Flachs zu einem Chorhemd, einer Glieden zu einer Hanfstauden. Item Geld, daß sie zu einer andern Fronfasten fürbaß geweiht mögen werden in dem Sonebethbos. Und was sie überkommen und erbetteln, das verionen sie, verschöchern's und verbülen's. Item, sie scheren Kronen und sind nicht ordiniert und haben auch kein Format, wiewohl sie sprechen, sie haben's, und ist ein Ioe böse falsche Wopt. Summa: Diesen Kammesieren gib nicht; denn je weniger man ihnen gibt, desto eher geraten sie, daß sie davon lassen. Sie haben auch Ioe Formaten.

7. Von Bagierern.

7. Das siebent' Kapitel ist von Bagierern. Das sind Bettler oder Abenteurer, die die gelen Garn antragen und aus Frau Venus' Berg kommen und die schwarze Kunst können und werden genannt *fahrende Schüler*. Dieselbigen, wo sie in ein Haus kommen, so fahen sie an zu sprechen: „Sie kömmt ein fahrender Schüler, der sieben freien Künste ein Meister“ (die Hauzen zu beseflen), „ein Beschwörer der Teufel, vor Hagel, vor Wetter und für alles Ungeheuer“. Darnach spricht er etliche Charakter und machet zwei oder drei Kreuze und spricht: „Wo diese Wort' werden gesprochen, da wird niemand erstochen; es gehet auch niemand Unglück zuhanden, hie und in allen Landen“, und viel andere köstliche Worte. So wäñnen dann die Hauzen, es sei also, und sind froh, daß er kommen ist; und sie haben nie keinen fahrenden Schüler gesehen. Und [sie] sprechen zu dem Bagierer: Das ist mir begegnet oder das; kömmt ihr mir helfen, ich wollt' euch einen Gilden oder zwei geben. So spricht er: „Ja“, und besefelt den Hauzen ums Meß. Mit den Experimenten behelfen sie sich; die Hauzen meinen, darum daß sie sprechen, sie können den Teufel beschwören, so können sie auch einem helfen in allem, das ihm anliegen ist. Denn du kannst sie nichts fragen, sie können dir ein Experiment darüber legen, das ist, sie können dich beschweißgen und betrüngen um dein Geld. Summa: Vor diesen Bagierern hüte dich; denn womit sie umgehen, [das] ist alles erlogen.

8. Von den Grantnern.

Das acht' Kapitel ist von den Grantnern. Das sind die Bettler, die da sprechen in des Hauzen Beth: „Ach lieber Freund, sehet an, ich bin beschwert mit den fallenden Siechtagen St. Valentins, St. Kürins, St. Bits', St. Antonius'; und ich hab' mich gelobt zu dem lieben Heiligen (wie gesagt) mit sechs Pfund Wachs, mit einem Altartuch, mit einem silbernen Opfer usw.; und ich muß das sammeln mit frommer Leute Steuer und Hilfe; darum bitt' ich euch, daß ihr mir wollet steuern ein Heller, ein Rüschen Flachs, ein Unterband-Garn zu dem Altar, daß euch Gott und der liebe Heilige wolle behüten vor dieser Plage oder Siechtagen.“ Nota ein Ioe Stüd! Item, etliche fallen nieder vor den Kirchen, auch allenthalben und nehmen Seife in den Mund, daß ihnen der Schaum einer Faust groß aufgethet; und stechen sich mit einem Halm in die Nasenlöcher, daß sie blutend werden; als ob sie den Siechtagen [Epilepsie] hätten. Und ist Bubentand. Dasselbige sind Landstreicher, die alle Land' brauchen. Item, ihrer ist viel, die sich auf diese Meinung behelfen und barlen also: „Merket, lieben Freund', ich bin eines Meßgers Sohn, ein Handwerksmann. Es hat sich auf eine Zeit begeben, daß ein Bettler ist kommen vor meines Vaters Haus und hat geheischen um St. Valentins willen; und mein Vater gab mir einen Pfennig, ich sollt ihm ihn bringen. Ich sprach: ‚Vater, es ist Bubending.‘ Der Vater hieß mich ihm ihn geben; und ich gab ihm ihm nicht. Von Stund' an kam

m i c h die fallende Seuche an. Und ich hab' mich gelobt zu St. Valentin mit drei Pfund Wachs und mit einer singenden Messe; und ich muß das h e i s c h e n und erbetteln mit frommer Leute Hilfe; denn ich hab' mich also verheischen, sonst hätt' ich von mir selbst genug; darum bitte ich euch um Steuer und Hilf', daß Euch der liebe heilige St. Valentin wollt' behüten und beschirmen.“ Und was er sagt, ist alles erlogen. Item, er hat mehr denn zwanzig Jahr' zu den drei Pfunden Wachs und Meß gebettelt und verionet's, verschöchert's und verbuht das Bettelwerk, und deren sind viel, die [noch] andere subtilere Worte brauchen, als hie gemeldet wird. Item, etliche haben Psaffoth, daß es also sei. Summa: Wer unter den Grantnern kommt vor dein Haus oder vor die Kirche und schlechthin heischet um Gottes willen und nicht viel geblümter Wort' brauchet, denen sollst du geben. Denn es ist mancher Mensch beschwert mit den schweren Siechtagen der Heiligen. Aber die Grantner, die viel Wort' brauchen und sagen von großen Wunderzeichen, wie sie sich gelobt haben, und können das Maul wohl brauchen, das ist ein Wahrzeichen, daß sie es lang getrieben haben. Die sind ohne Zweifel falsch und nicht gerecht. Denn sie schwätzen einem die Ruß von einem Baum, der ihnen glauben will. Vor denselbigen hüte dich und gib ihnen nichts.

9. Von Duxern.

Das neunt' Kapitel ist von Duxern. Das sind Bettler, die sind lang krank gelegen, wie sie sprechen, und haben eine schwere (Wall-) Fahrt verheischen zu dem Heiligen und zu dem (ut supra in praecedenti capitulo) alle Tage mit drei ganzen Almosen, also daß sie alsolang alle Tage von Haus zu Haus wollen gehen, bis sie drei frommer Menschen finden, die ihnen die drei ganzen Almosen geben. So spricht denn ein frommer Mensch: „Was ist ein ganz Almosen?“ Der Duxer spricht: „Ein Plaphart [Weißpfennig, Groschen]; deren muß ich alle Tage drei haben u n d n e h m e n i c h t w e n i g e r; denn die Fahrt hilft mich sonst nicht.“ Etliche auf 3 Pfennig, etliche auf einen Pfennig, et in toto nihil, und das Almosen müssen sie haben von einem unversprochenen Menschen. So sind die Frauen in der Hoffart, ehe daß sie unfromm geheihen wollten sein, geben sie eher zween Plaphart, und weist dann je eine zu der andern und brauchen viel andere Wort', die hie nicht gemeldet werden. Item, sie nehmen der Plaphart e i n e s Tags wohl hundert, wer die ihnen geben wollt', und ist alles gebopt, was sie sagen. Item, das heißt auch geduht, wenn ein Bettler vor dein Haus kömmt und spricht: „Liebe Frau, ich wollt' Euch bitten um einen Löffel mit Butter; ich hab' viel Kleiner Kind', daß ich ihnen ein Suppen machet“; item, „um ein Bekam, ich hab' eine Kindbettelein, ist erst achttägig“; item, „um einen Trunk Weins, ich hab' eine sieche Frau“. Et sic de aliis. Das heißt duxen. Summa: D e n Duxern gib nicht, die da sprechen, sie haben gelobt, des Tags nicht mehr denn drei oder vier ganze Almosen zu sammeln, ut supra. Die andern sind halb Hund, halb Löttsch [Hündin]; halb gut, halb böse; der mehrere Teil böse.

10. Von Schleppern.

Das zehnt' Kapitel ist von Schleppern. Das sind die Kammerierer, die sich ausgeben, sie sind Priester. Sie kommen in die Häuser, gehen mit einem Schüler, der ihnen den Sack nachträgt, und sprechen also: „Sie kömmt eine geweihte Person mit Namen Herr Jörg Kehler und Ribbühel“ (wie er sich denn will nennen) „und bin aus dem Dorf, von dem Geschlecht“ (und nennet ein Geschlecht, das sie denn wohl kennen) „und will auf den“ (und den) „Tag meine erste Messe singen in dem Dorf und bin geweiht auf den Altar in dem Dorf oder in der Kirchen. Der [Altar] hat kein Altartuch; er hat auch kein Messbuch usw.; das mag ich nicht vollbringen ohne sonderer Steuer und Hilfe frommer Menschen. Denn welcher Mensch sich befehlt in die engelschen dreißig Messen mit einem Opfer, oder als manchen Pfennig, als er gibt, als manche Seel' wird erlöset aus seinem Geschlecht.“ Item, sie schreiben auch die Hauken und Haukinnen in eine Bruderschaft und sprechen, es sei ihnen zugelassen von einem Bischof mit Gnad' und Ablass, dadurch der Altar auf [= zu Ansehen] soll kommen. So wird denn der Mensch bewegt; eins gibt Garn, das andere Flachs oder Hanf, eins Tischlaken oder Handzweheln [Handtücher] oder Bruchsilber. Und es sei nicht eine Bruderschaft, als die andern Quästionierer [Wettelmönche, Gauzierer] haben; denn dieselbigen kommen alle Jahr', er komme aber nicht mehr (denn kām' er wieder, er würde geflößelt [ertränkt]). Item, diese Nahrung wird fast gebraucht in dem Schwarzwald und in dem Bregenger-Wald, in Kurwalen [= Kanton Thur] und in der Bar und im Algäu und im Etzhland und im Schweizerland, da lükel [= wenig] Priester sind und die Kirchen weit voneinander stehen und auch die Höfe. Summa: Diesen Schleppern oder Buben gib nicht; denn es ist übel angelegt. Exemplum: Einer hieß Mansuetus, der lud auch Bauern auf seine erste Messe gen St. Gallen, und da sie kamen zu St. Gallen, da suchten sie ihn im Münster; aber sie funden ihn nicht; nach dem Essen funden sie ihn in dem Sonebeth; aber er entrann.

11. Von den Zidissen.

Das elft' Kapitel ist von den Zidischen, das ist, von Blinden. Merck', es sind dreierlei Blinden in der Wanderschaft. Etliche werden genannt Blocharten, das sind Blinde, die sind von Gottes Gemalt blind; die gehen auf den Gottesfahrten, und wenn sie in eine Stadt kommen, so verbergen sie ihre Kugelhüte und sprechen zu den Leuten, sie sind ihnen gestohlen worden, oder sie haben sie verloren an den Orten, da sie gelegen sind; und [so] sammelt ihrer einer zehn oder zwanzig Rappen; damit verkaufen sie denn die Rappen. Etliche werden genannt Blinde, die sind geblendet um Mißetat oder Bosheit wegen; die in den Landen wandeln und gemalte Täselein tragen und vor die Kirchen ziehen und tun sich aus, sie sind zu Rom, zu St. Jakob gewesen und an andern fernem Stätten,

und sagen dann von großen Zeichen, die da sind geschehen, was alles ein Betrügnis ist und ein Beschiff. Etliche Blinde werden genannt, die mit dem Brauch umgehen, das sind, die da vor zehn Jahren oder mehr geblindet sind worden. Dieselben nehmen dann Baumwolle und machen die Baumwolle blutig und nehmen dann ein Luchlein und binden das über die Augen und sprechen dann, sie sind [= seien] Kaufleut' oder Krämer gewesen, sie sind in einem Wald von bösen Leuten erblindet worden und sind drei oder vier Tag gestanden an einem Baum; und wären nicht ungefähr Leute dargekommen, so müßten sie da verdorben sein. Und das heißt „mit dem Bruch gewandelt“. Summa: Erkenne sie wohl, ob du ihnen geben willst; mein Rat ist, (gib nur) den Erkannten.

12. Von den Schwanfaltern und Blickschlähern.

Das zwölft' Kapitel ist von den Schwanfaltern oder Blickschlähern. Das sind die Bettler, wenn sie in eine Stadt kommen, so lassen sie die Kleider in den Herbergen und sitzen vor die Kirche bei [beinahe] nackend und zittern jämmerlich vor den Leuten, daß man wähen soll, sie leiden großen Frost. So haben sie sich gestochen mit Messelsamen und mit andern Dingen, daß sie funkeln [prickelnd, brennend] werden. Etliche sprechen, sie sind beraubt worden von bösen Leuten; etliche sagen, sie sind siech gelegen und haben ihre Kleider verzehrt [verbraucht]; etliche sagen, sie sind ihnen gestohlen worden; und [sie] tun das darum, daß ihnen die Leute Kleider geben sollen. Dann verkhmern sie es, verbuhlen's und verionen's. Summa: Hüte dich vor diesen Schwanfaltern, denn es ist Bubending, und gib ihnen nichts, es sei Frau oder Mann, du kennest sie denn wohl.

13. Von den Woppern und Wopperinnen.

Das dreizehnt' Kapitel ist von den Woppern. Das sind Bettler und allermeist Frauen, die lassen sich an eisernen Ketten führen, als ob sie unsinnig wären, und zerzerren die Schleier und Kleider von ihren Leibern, darum daß sie die Leute betrügen. Es sind auch etliche, die treiben Wopperei auf Duzen. Das sind, da einer über sein Weib oder über einen andern Menschen stehet, heischen und sprechen, es sei beessen mit dem bösen Geist (und doch nichts dran ist), und sie haben ihn gelobt zu einem Heiligen (den er dann nennet), und muß haben zwölf Pfund Wachs oder ander Ding, durch das der Mensch erlöset werde von dem bösen Feind. Das heißen Wopper, die da duzen. Summa: Es ist eine falsche, böse Nahrung. Man singet: „Welcher Dreger ein' Erlatin hat, die nicht woppen und ferben gat, eundem erschlagen sie mit einem Schuch.“ Es sind auch etliche Wopperinnen, mit Namen Frauen, die tun sich aus, wie daß ihnen wehe an den Brüsten sei, und nehmen ein Milz und schälen das an einer Seite und legen das über die Brust und kehren das geschälte Ende heraus und bestreichen das mit Blut, daß man meinen soll, es sei die Brust. Die heißen Wopperinnen.

14. Von den Dallingern.

Das vierzehnt' Kapitel ist von den Dallingern. Das sind, die vor den Kirchen stehen und sind Henker gewesen und haben ein Jahr oder zwei davon gelassen, schlagen sich selbst mit Ruten und wollen büßen und Gottsfahrt um ihre Sünde tun und erbetteln etwa viel Gutes damit. Wenn sie das eine Weile getrieben und die Leut' also betrügen, so werden sie wieder Henker wie zuvor. Gib ihnen, ob du willst; es sind Buben, die solches tun.

15. Von den Dübbetterinnen.

Das fünfzehnt' Kapitel von Dübbetterinnen. Das sind Bettlerinnen, die sich im Land um und um vor die Kirchen legen, sperren ein Lehlach über sich und setzen Wachs und Eier vor sich, als ob sie Kindbetterinnen wären, und sprechen, ihnen sei in vierzehn Tagen ein Kind tot (wiewohl ihrer etliche in zehn oder zwanzig Jahren nie keins gehabt haben). Und die heißen Dübbetterinnen. Diesen ist nicht zu geben. Ursach: Es lag einmal ein Mann zu Strazburg unter einem Lehlach vor dem Münster, und ward ausgegeben, es wäre eine Kindbetterin. Der ward von der Stadt wegen aufgehoben und gefangen und in das Hals-eisen gestellt. Darnach ward ihm das Land verboten.

Es sind auch etliche Weiber, die nehmen [= geben] sich an, wie daß sie seltsam Figur getragen und an die Welt geboren haben. Als kürzlich in dem 1509. Jahr gen Pforzheim eine Frau kam. Dieselbig' Frau sagte, wie daß sie in einer Kürze hätte an die Welt geboren ein Kind und eine lebendige Krotten. Dieselbig' Krotten hätt' sie getragen zu Unserer Lieben Frauen in Einsiedel; daselbst wäre sie noch lebendig, der müßte man alle Tage ein Pfund Fleisch haben [= geben], die hielte man also zu Einsiedel wie ein Wunder. Und bettelte also, wie sie jetzt auf dem Weg wäre gen Ach zu Unserer Lieben Frauen, [sie] hatte auch Brief und Siegel, die ließ sie auf der Kanzel verkünden. Dieselbige hatte einen starken Buben in der Vorstadt in des Wirtes Haus sitzen, der auf sie wartet, den sie ernähret mit solcher Büberei. Da ward man sie durch den Torwart inne und wollt' nach ihnen gegriffen haben; aber sie waren gewarnt worden und machten sich davon. Und war alles Büberei und erlogen, womit sie um waren gegangen.

16. Von den Sündbegern.

Das 16. Kapitel ist von Sündbegern. Das sind starke Knecht', die gehen mit langen Messern in den Landen und sprechen, sie haben einen leiblos [tot] gemacht, und sei aber doch da nicht ihres Leibes Notwehr gewesen, und nennen dann eine Summa Gelds, die sie haben müssen; und mögen [= können] sie das Geld nicht auf das Ziel [am Zahltag] aufbringen, so wolle man ihnen das Haupt abschlagen. Dazu haben dieselbigen unter ihnen etlicher einen Knecht mit ihm gehen auf seinem Ang-

ster, der gehet in eisernen Ketten und Banden beschloffen mit Ringen. Der spricht denn, er sei für ihn und seine Summa Gelds (die er denn nennet) Bürge vor den Leuten, und hab' er das Geld nicht auf das Ziel, so müssen sie beide verderben.

17. Von den Sündfegerin[nen].

Das 17. Kapitel von den Sündfegerin. Das sind der vorgenannten Knecht' Krönerin [oder zum Teil ihr' Glieden]; die laufen auf dem Land und sprechen, sie sind in dem offenen Leben gewesen und wollen sich bekehren von den Sünden, und betteln das Almosen um St. Maria Magdarena willen und betrügen die Leut' damit.

18. Von den Bildträgerin[nen].

Das 18. Kapitel ist von den Bildträgerin. Das sind die Frauen, die binden alte Wammes oder Pelz oder Rissen über den Leib unter die Kleider, um daß man wähen soll, sie gehen mit Kindern, und haben in zwanzig Jahren oder mehr nie keins gehabt. Dasselbige heißt „mit der Beulen gangen“.

19. Von der Jungfrauen.

Das 19. Kapitel ist von der Jungfrauen. Das sind Bettler, die da Klepperlin tragen, als ob sie aussäßig wären, und [es] doch nicht sind. Das heißt „mit der Jungfrauen gangen“.

20. Von Mümsen.

Das 20. Kapitel ist von Mümsen. Das sind Bettler, die in dem Schein der Beghart gehen, und doch nicht ist, als die in den Rutten der Kollbrüder gehen und sprechen, sie sind die willigen Armen. Dieselbigen haben ihre Weiber an heimlichen Enden sitzen und gehen mit ihrem Gewerh um. Das heißt „in der Mümschen gangen“.

21. Von übern Sönken gangen.

Das 21. Kapitel ist von übern Sönken gangen. Das sind die Landfahrer oder Bettler, die sprechen, sie sind Edle und sind [= seien] Kriegs, Brands und Gefängnis halben vertrieben und verhergt [verheert, verderbt], und ziehen sich gar sauberlich damit, als ob sie Edle wären, wiewohl es nicht [so] ist, und haben das Loe=hsaffot. Das heißt „übern Sönken gangen“.

22. Von den Randierern.

Das 22. Kapitel ist von den Randierern. Das sind Bettler, sauberlich gekleidet; die tun sich aus, wie daß sie Kaufleut' gewesen sind über Meer; und [sie] haben das Loe=hsaffot vom Bischof, als der gemeine Mann wähnt (aber es ist alles in dem 3. Kapitel wohl erzählt, als von Losern, wie man falsch Brief überkommt), und sprechen, sie sind herausbet, und doch nicht. Die „gehen übern Elant“.

23. Von den Veranerin[nen].

Das 23. Kapitel ist von denen, die auf Reimen gehen. Das sind Frauen, die sprechen, sie sind getaufte Jüdin und sind Christen worden, sagen den Leuten, ob ihr Vater oder Mutter in der Hölle sind oder nicht, und geben den Leuten Röd' und Kleider und andere Ding' ab; und haben auch des falsche Brief und Siegel. Dieselbigen heißen Veranerin.

24. Von Christianern oder Calmierern.

Das 24. Kapitel ist von Christianern oder Calmierern. Das sind Bettler, die Zeichen an den Hüften tragen, besonders Römisch' Veronica und Muscheln und andere Zeichen. Und gibt je einer dem andern Zeichen zu kaufen, daß man wähen soll, sie sind an den Städten und Enden gewesen, davon sie die Zeichen tragen, wiewohl sie doch nie dar kommen [sind], und betrügen die Leut' damit. Die heißen Calmierer.

25. Von den Seffern.

Das 25. Kapitel ist von Seffern. Das sind Bettler, die streichen eine Salbe an, heißt Oben und oben, und legen sich dann vor die Kirchen; so werden sie geschaffen [= sehen aus], als ob sie lang sied' wären gewesen und ihnen das Antlitz und der Mund wäre ausgebrochen. Und wenn sie nach dreien Tagen in das Bad gehen, so ist es wieder abgangen.

26. Von den Schweigern.

Das 26. Kapitel ist von den Schweigern. Das sind Bettler, die nehmen Pferdemiß und mengen den mit Wasser und bestreichen die Bein', Händ' und Arm'. Damit werden sie geschaffen, als ob sie die Selbstucht hätten oder ander groß Siechtagen [Krankheiten], und doch nicht ist, und betrügen die Leut' damit. Und die heißen Schweiger.

27. Vom Burdart.

Das 27. Kapitel ist vom Burdart. Das sind, die ihre Händ' in ein Handschuh stoßen und henken's in eine Binden an den Hals und sprechen, sie haben St. Antonien Buß' oder eine andere Buß' eines Heiligen, und doch nicht ist, und betrügen die Leut' damit. Das heißt „auf dem Burdart gangen“.

28. Von Platfchierern.

Das 28. Kapitel ist von Platfchierern. Das sind die Blinden, die vor den Kirchen auf die Stühl' stehen und schlagen die Lauten und singen dazu mancherlei Gesang von fernen Landen, da sie nie hinkommen [sind]. Und wenn sie ausgesungen, so fahen sie an woppen und fetzen, wie sie blind sind worden. Item, die Fenster platfchieren auch vor den Difteln, wenn sie sich ausziehen nackt und sich selbst mit Ruten oder Geißeln schlagen um ihrer Sünd' willen, und brauchen die Wopperei; denn der Mensch will betrogen sein, als du in dem vordern Kapitel wohl gehört hast. Und das heißt „platfchiert“. Auch die, die auf den Stühlen stehen und sich mit Steinen oder andern Dingen schlagen und von den Heiligen sagen, werden gewöhnlich Fenster oder Schinder.

Das ander' Teil.

Dieses ist das ander' Teil dieses Büchleins und sagt von etlichen Notabilia, die zu der vorgenannten Nahrung gehören, mit kurzen Worten begriffen.

Item, es sind etliche der Vorgenannten, die heißen vor keinem Haus noch vor keinem Thor, sondern sie gehen in die Häuser, in die Stuben, es sei jemand drinne oder nicht: ist nicht gut; Ursach': die erkenne in dir selber.

Item, es sind auch etliche, die gehen in den Kirchen eine Seite auf, die andere ab und tragen ein Schüsslelein in den Händen; die haben sich darnach gerüstet mit Kleidung und gehen schwächlich, als ob sie fast krank wären, und gehen von einem zum andern und neigen sich gegen einem, ob er ihnen etwas wollt' geben. Die heißen Pflüger.

Item, es sind auch etliche, die entleihen Kinder auf Allerseeleitag oder auf ander' Heiligkeitag und setzen sich vor die Kirchen, als ob sie viel Kinder hätten, und sprechen, es sind mutterlose Kinder oder vaterlos, und doch nicht ist, daß man ihnen desto mehr oder lieber gebe um des Adone willen. Exemplum: Zu Schweiß im Dorf ist eine Ordnung, daß man einem jeglichen Bettler gibt 5 Scheller, daß er zum wenigsten in einem Vierteljahr nicht in derselbigen Gegend bettle. Eine Frau hat auf eine Zeit genommen dieselbigen 5 Scheller, nicht mehr in der Gegend zu betteln. Als bald darnach schneidet sie ihr Haar ab und bettelt das Land hinab wie vor und kam wieder gen Schweiß in das Dorf und saß vor die Kirchen mit einem jungen Kind. Da man das Kind aufdecket, da war es ein Hund; da mußt' sie entlaufen aus dem Land. Dieselbig' hat geheißzen Weißenburgerin zu Zürich im Kraß.

Item, es sind etliche, die legen gute Kleider an und heißen auf den Gassen. Da treten sie einen an, es sei Frau oder Mann, und sprechen, sie sind lang siech gelegen und sind Handwerksknecht' und haben das Ihre verzehret und schämen sich zu betteln, daß man sie steure, daß sie fürbaß mögen kommen. Die heißen gens scherer.

Item, es sind auch etliche der Vorgenannten, die geben sich aus, sie können Schätz' graben oder suchen. Und wenn sie jemand finden, der sich läßt überreden, so sprechen sie, sie müssen Gold und Silber haben und müssen viel Messen lassen lesen dazu usw. mit andern zugelegten Worten. Damit betrügen sie den Adel und die Geistlichen und auch die Weltlichen. Denn es ist nie gehört worden, daß solche Wuben Schätz' haben funden, sondern sie haben die Leut' damit beschiffen. Die heißen Sefelgräber.

Item, es sind auch etliche der Vorgenannten, die halten ihre Kinder desto härter, damit daß sie auch lahm werden sollen; ihnen wäre auch leid, daß sie gangheilig [gesund auf den Füßen] würden, auf daß sie desto tauglicher werden, die Leut' zu beschiffen mit ihren bösen loen Wopten.

Item, es sind auch etliche unter den Vorgenannten, wenn sie in die

Dörfer kommen, so haben sie Fingerlein, von Runterfeh gemacht, und bescheißen ein Fingerlein mit Koth und sprechen dann, sie haben es funden, ob einer das laufen wollt'. So wähnt denn eine einfältige Haukin, es sei Silber, und kennen es nicht, und gibt ihm 6 Pfennig oder mehr darum. Damit wird sie denn betrogen. Derselbigengleichen Paternoster oder andere Zeichen, die sie unter den Mänteln tragen. Die heißen Wiltner.

Item, es sind auch Quästionierer, die der Heiligen Gut, das ihnen wird, es sei Flachs oder Schleier oder Bruchsilber oder anderes, übel anlegen; ist gut zu verstehen den Wissenden. Wie aber ihre Beselerei [Betrügerei] ist, lasse ich bleiben; denn der gemeine Mann will betrogen sein. Ich geb' keinem Quästionierer nichts, denn [= als] allein den vier Vottschaften, das sind, die hernach stehen geschrieben: St. Antonius, St. Valentin, St. Bernhard und der Heilig' Geist; dieselbigen sind bestätigt von dem Stuhl zu Rom. Aber ist ist's auch aus mit ihnen.

Item, hüte dich vor den Krämern, die dich zu Haus suchen; denn du kauftest nichts Gutes, es sei Silber, Krom, Wurz oder ander' Gattung.

Hüte dich desgleichen auch vor den Ärzten, die after Land ziehen und Thriad und Würzlein feil tragen und tun sich großer Ding' aus; und besondern sich etlich' Blinden. Einer, genannt Hans von Strazburg, ist gewesen ein Jude und ist zu Strazburg getauft worden in den Pfingsten vor Jahren, und sind ihm sein' Augen ausgestochen worden zu Worms. Und der ist ikund ein Arzt und sagt den Leuten wahr und zeucht after Land und bescheißt alle Menschen; wie? ist nicht not; ich lönn't es wohl sagen.

Item, hüte dich vor den Jonern, die mit Beselerei umgehen auf dem Brief, mit Abheben einer dem andern, mit dem Böglin, dem Spieß, mit dem gefekten Brief, übern Boden, mit dem andern Teil, über Schrank; auf dem Reger, mit dem überlängten, mit dem Hertzen, mit dem Gebrüsten, mit dem Abgezogen, mit den Meßen, mit den Steben, mit Gummes, mit Prissen, mit den vier Knechten-Vopten, mit Ioem Raß oder Ioen Stetinger und viel andern Vopten, die ich lasse bleiben, über den Rot, übern Auszug, über den Holzhaufen um des Besten willen.

Und dieselbigen Knaben, die zehren allwegen bei den Wirten, die zu dem Steden heißen, das ist als (so) viel, daß sie keinen Wirt bezahlen, was sie ihm schuldig sind; und am Abscheiden läuft gewöhnlich etwas mit ihnen.

Item, noch ist ein Begängnis unter den Landfahrern, das sind die Mengen oder Spengler, die in dem Land umziehen. Die haben Weiber, die vorhin umgehen, breien und lehren, etliche gehen mit Mutwillen um und doch nicht alle. Und so man ihnen nicht gibt, so darf eine ein Loch mit einem Steden oder Messer in einen Kessel stoßen, auf daß ihr Meng zu arbeiten hab'. Et sic de aliis. Dieselbigen Mengen, die beschuben, die horchen ghrig um die Wengel, so sie kommen in des Ostermanns Gisch, daß sie den Harle mögen ghrig swachen, als vwer ans gelauten mag.

Das dritte Teil dieses Büchleins ist der **Vocabularius.**

A.	F.	Greim, gut.
Acheln, essen.	Fundart, Feuer.	Grunhart, Feld.
Adone, Gott.	Flohart, Wasser.	Glesterich, Glas.
Achen, gehen.	Flößling, Fisch.	Gugelfrank, Mönch.
Alch dich! Gang hin!	Floß, „supp“.	Gugelfrenkin, Ronne.
Alch dich übern Dreithart,	Fündel, siedem oder braten.	J.
Alch dich über die Wytin,	Flöhlen, seihen.	Joham, Wein.
Alch dich übern Glenh,	Flader, Badstüb'.	Jonen, spielen.
eben also viel.	Fladerbezer, Vader.	Joner, Spieler.
B.	Fladerseherin, Vaderin.	Innerbassen, suchen.
Breithart, Wytin.	Fludart, Huhn oder Vögel.	Iltis, Stadtknecht.
Beth, Haus.	Flide, „knab“.	Juffat, „der da rot ist, oder Freiheit“.
Bohhart, Fleisch.	Flößelt, ertränkt.	(R.)
Bohhatbezer, Metzger.	Fundarthol, Rackelosen.	Rammesierer, ein gelehrter Bettler.
Bekam, ein Ei.	Feling, Kramerer.	Rerys, Wein.
Barlen, reden.	Fegen, arbeiten.	Rymmern, laufen.
Breger, Bettler.	G.	Röner, Ehemann.
Bregen, betteln.	Glenh, Feld.	Rönerin, Ehefrau.
Brief, eine Karte.	Glathart, Tisch.	Rielam, Stadt.
Brieffen, Karten.	Griffling, Finger.	Rrag, Kloster.
Briffen, zutragen.	Genffen, kehlen.	Rlebis, Pferd.
Brefem, Bruch.	Gazam, Kind.	Rlems, Gefängnis.
Brus, Ausfäßiger.	Glied, Hure.	Rlemfen, fahen.
Blechlin, krüher (Kreuzer).	Gliedenseherin, Huren- wirtin.	Raspin, Jacobsbruder.
Blech, Blappart.	Gliedenbeth, Hurenhaus.	Rlentkstein, Verräter.
Bfaffot, Brief.	Geffen, schlagen.	Rlingen, leihen.
Briefelbezer, Schreiber.	Ganhart, Teufel.	Rlingenseherin, Leiherin.
Boppen, liegen (lügen).	Gebiden, fahen.	Rraching, eine Kuh.
Bolen, helfen.	Gallen, Stadt.	Rabas, Haupt.
Beschöcher, trunken.	Gfar, Dorf.	Raualler, Schinder.
Breitfus, Gans oder Ente.	Granten, Kapitel 8.	L.
Buhelmann, Jagel.	H.	Lehem, Brot.
Boß dich! Schweig!	Hanfftaud, Hemd.	Loe, böse oder falsch.
Bfchuberulm, edel Volk.	Herterich, Messer oder Degen.	Lefrank, Priester.
Bfchiberich, Amtmann.	Hymelkeig, Paternoster.	Lihmaradt, Kopf.
C.	Hauz, Bauer.	Lühling, oher (Ohr).
Caueller, Schinder.	Hauzin, Bäurin.	Leffrenkin, Pfaffenhure.
Claffot, Kleid.	Hadenfchern, „hun“.	Linbrunfel, die Korn sammeln.
Claffotbezer, Schneider.	Hornbod, Kuh.	Loe öllin, „tufel“.
Chriftian, Jacobsbruder.	Hurgeln, „lands knecht bettlin“.	M.
Cauel, ein Roß.	Holbertauz, „hün“.	Meß, Geld oder Münz'.
D.	Glyh, Milch.	Mendlen, essen.
Derling, Würfel.	Hord, Bauer.	Meng, Kehler.
Dritling, Schuß.	Galch, Pfaff.	Megen, ertränken.
Diern, sehen.	Hellerichtiger, gulden.	Mofamer, Verräter.
Diffel, Kirche.	Galle, Pfaff.	Madum, Stätte oder Ort.
Dalinger, Henker.	Hans waltar, Laus.	N.
Iholma, „galg“.	Galchenbeth, Pfaffenhaus.	Nahrung thun, Speise suchen.
Du ein har, fleuch.	Har, fleuch.	D.
Dotsch, „fudt“.	Giel, Mund.	P.
Dul, Pfennig.	Hegis, Spital.	Plickflager, der da nacht umläuft.
Dierling, Aug'.	Gizlin, Stücklein Brot.	
Dippen, geben.	Hoden, „ligen“.	
E.	Grim, gut.	
Ems, gut.	Hans von geller, „rauch brod“.	
Erlat, Meister.		
Erlatin, Reiferin.		
Erferden, „rettschen“.		

Platschierer, die auf den

Bänken predigen.

Platschen, dasjelbige Amt.

Polender, Schloß oder

Burg.

Pflüger, die in der Kirche
mit Schüsseln herum-

gehen.

D.

Duien, Hund.

Duiengoffer, Hundschläger.

R.

Regel, Würfel.

Ridling, Würfel.

Rüren, spielen.

Richtig, gerecht.

Rüboldt, Freiheit.

Rauschart, Strohsack.

Rippart, Sadel.

Rotbeth, Bettler-Herberge.

Rieling, Sau.

Regentwurm, Wurft.

Reel, schwere Siechtag.

Runzen, vermischen oder

besch—.

Ranz, Ead.

Roll, Mühle.

Rollbeher, Müller.

Rauling, ganz junges

Kind.

Rumpfling, Senf.

S.

Schöchern, trinken.

Schöcherbeher, Wirt.

Sprandart, Salz.

Schling, Flachs.

Schreiling, Kind.

Scheiß, „Jagel“.

Schosa, „fudt“.

Schreff, Sure.

Schreffebeth, Durenhaus.

Sitrom, Durenhaus.

Sonebeth, Durenhaus.

Senftrich, „bet“.

Schmiern, henken.

Schwarz, Nacht.

Sesfel, Tred.

Seseln, sch—.

Seselbeth, Sch—haus.

Sonkin, Edelfrau.

Sonk, Edelmann.

Schmund, Schmalz.

Speltling, Keller.

Stettinger, Gulden.

Schlun, schaffen.

Stolffen, stehen.

Stefung, Ziel.

Stabuler, Brotjammler.

Stupart, „mehel“ (Mehl).

Spizling, Haber(n).

Schmaltachel, übelredner.

Schrenk, Stube.

Schmaln, übel reden oder

sehen.

Nichts on vrsach.

Stro(h)borer, Gans.

Schirnbrant, Bier.

Streiffing, Hosen.

Stronbart, Wald.

Schwenzen, gehen.

T.

Terich, Land.

V.

Vertimmern, verkaufen.

Verfenken, versetzen.

Roppen, lügen.

Vermonen, betrügen.

Roppart, Karr.

Verlunfchen, verstehen.

Verionen, verspielen.

W.

Wetterhan, Gut.

Wintfang, Mantel.

Wysulm, einfältig Volk.

Wendrich, „Leh“.

Wunnenberg, hübsch'

Jungfrau.

Z.

Zwirling, Aug'.

Zidus, ein Blinder.

Zwider, Henker.

Zwengerin, Wam(me)s.

Delizisch, Harnack, Sellin — ihre Stellung zum Alten Testament.

Wie Marcion im zweiten Jahrhundert und Agricola zur Zeit der Reformation das Alte Testament aus der Kirche zu verbannen suchten, so sind auch mit derselben Absicht in den jüngst vergangenen Jahren zahlreiche Angriffe auf dasselbe gemacht worden. Unter diesen Kämpfen stehen obenan zwei Berliner Theologen: Friedrich Delizisch und Adolf Harnack. Mit beiden setzt sich auseinander Ernst Sellin, ebenfalls ein Berliner Theolog und schon lange bekannt „als erster Fachmann auf alttestamentlichem Gebiete.“*) „Was sonst [neben Delizisch und Har-

*) Der Titel seiner Schrift, an die wir uns im folgenden vornehmlich halten, lautet: „Das Alte Testament und die evangelische Kirche der Gegenwart“ von D. Dr. Ernst Sellin, Professor der Theologie in Berlin. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl, Leipzig. 103 Seiten. M. 14 + 400% Valutazuschlag.

nad] im wilden Chorus aus Zeitungen, Vorträgen und Broschüren uns entgegenschallt“, sagt Sellin, „ist doch alles auf den einen und selben Ton gestimmt: „Hinfweg mit dem Alten Testament!“ Sie alle fallen und stehen darum auch mit Delitzsch und Harnad.

Wenn aber Sellin bemerkt, daß diese Gegner des Alten Testaments im allgemeinen die denkbar „edelsten und besten Absichten“ hätten und nur das deutsche Volkstum von ihm wesensfremden Einflüssen zu reinigen suchten, um ein echt deutsch-evangelisches Christentum aufzurichten, so irrt er sich in mehr als einer Beziehung. Schon Luther mußte dem Agricola erklären, daß sein Kampf, im Grunde genommen, nicht gegen das Gesetz, sondern gegen das Evangelium gerichtet sei. Das gilt auch von Delitzsch und Genossen. Sie schlagen den Sack und meinen den Esel. Sie bekämpfen das Alte Testament und meinen im Grunde das wahre Christentum. Ihr Haß gilt dem alten Evangelium, wie es die Kirche je und je aus dem Alten sowohl wie dem Neuen Testament gelehrt hat. Haß gegen die Kirche, die sich die schon im Alten Testament gelehrt seligmachende Wahrheit von dem Messias und der Vergebung und Seligkeit allein durch sein Veröhnungswerk nicht will rauben lassen — das und nichts anderes ist die Quelle, dem letztlich auch diese modernen Angriffe wider das Alte Testament entspringen.

Was freilich Delitzsch betrifft, der schon vor dem Kriege in seinen Vorträgen über „Babel und Bibel“ seine bibelfeindliche Gesinnung unverbhüllt an den Tag gelegt hatte und jetzt in seiner „Großen Täuschung“ zu rohen Angriffen auf das Alte Testament übergegangen ist, so scheint auch Sellin bei ihm keine besonders edlen Absichten entdeckt zu haben. Allerdings rühmt er Delitzsch als „einen Mann der Wissenschaft, auf seinem eigenen Gebiet hervorragend“. (70.) Im übrigen aber läßt Sellin nicht viel Gutes an diesem Gegner, faßt ihn auch nicht an mit Glacéhandschuhen. Er bezeichnet ihn als Marcion redivivus und macht ihm Unehrllichkeit, Dilettantismus usw. zum Vorwurf. „Man mag es schmerzlich bedauern“, schreibt Sellin, „daß in diesen Schriften der hervorragende Orientalist in allen religionsgeschichtlichen Fragen einen geradezu blutigen Dilettantismus verrät, daß er die modernen Fragestellungen überhaupt nicht verstanden hat. . . . Man mag auch stellenweise einen förmlichen Widerwillen empfinden gegen die ungerechte, jeder Objektivität bare, direkt gehässige Behandlung, die besonders im ersten Teile [der „Großen Täuschung“] Israels Geschichtstradition, Volkscharakter, Gesetz und Sitte erfährt, die geflissentlich alle üblen Züge hervor sucht, alle edleren Züge aber vermindert oder ganz verschweigt. Man mag auch die Frage aufwerfen, inwieweit hier ein bei seinem persönlichen Verhältnis zum Judentum [Delitzsch ist wohl von Geburt Jude] allerdings nicht ganz verständlicher Antisemitismus oder ein ganz naiver Philobabylonismus die Feder führt. Man muß auch die markt-schreierische Aufmachung, in der sein ganzer Angriff erfolgt ist, die wenig gemein hat mit dem sonstigen bei uns üblichen wissenschaftlichen

Kämpfen und Ringen um Klarheit und Wahrheit, mit in den Kauf nehmen.“ (7 f.)

„Delitzsch“, heißt es bei Sellin, „will oder kann seine wissenschaftlichen Gegner einfach nicht verstehen.“ (9.) „Ein größeres Armutzeugnis [als Delitzsch in seiner Beurteilung der Geschichte Israels] hat sich, ohne es zu ahnen, wohl selten ein Forscher selbst ausgestellt.“ (61.) Er sei gar nicht bemüht, in den Gedankenzusammenhang des Alten Testaments einzubringen; er raffe seine Argumente nur zusammen, wo er sie glaube finden zu können; seine Galle lasse er an dem Gesetz und den historischen Büchern des Alten Testaments aus. (70.) In seiner Ausführung (über Jes. 28, 9) habe er den Zusammenhang überhaupt nicht verstanden und das entscheidende Wort seinen Lesern vorenthalten. „Grenzenlos kindlich“, wie er sei, lebe Delitzsch immer noch im „Kindheitsparadies“. Vor „ganz offenbaren Tatsachen“ verschließe er einfach die Augen und vorenthalte sie auch seinen Lesern (73), die er jahrelang am Narrenseil führe (82). Sein Angriff auf das Alte Testament sei „ebenso läppisch wie unwissenschaftlich“. (77.) „Allerdings muß ich es nun leider offen aussprechen“, erklärt Sellin, „daß ich manchmal daran zweifle, ob bei Delitzsch überhaupt die erforderliche Fähigkeit, zwei religiöse Texte miteinander objektiv zu vergleichen, vorhanden ist.“ „Einem Hädel“, sagt er, „mußte man schließlich noch die Ignoranz verzeihen, wenn er sich auf das Gebiet der Religionswissenschaft begab, bei einem Orientalisten [Delitzsch] empfindet man sie als unverzeihlich.“ (77 f.)

Uns kommt dabei der Gedanke (und ändern wird es wohl ebenso gehen): Wie kann man einem Manne, dem sein Berliner Kollege solch ein Zeugnis ausstellen muß, trauen in irgendeinem Punkte, der auch nur entfernt Beziehung auf Religion, Christentum und Kirche hat? Wie auf seinem eigenen Gebiet und in dem, was er als Resultat seiner wissenschaftlichen Arbeiten ausgibt? Wer sich in dem Maße von seinen Vorurteilen leiten und von seinen Leidenschaften treiben läßt, kann man sich auf den überhaupt noch in irgendeinem Punkte verlassen? Kann er irgendwo als Autorität gelten? Muß nicht alles, was er aufstellt, nachgeprüft werden? Schon oft ist die deutsche Wissenschaft diskreditiert worden von ihren Vertretern; wohl selten aber hat ihr jemand solch ein blaues Auge versetzt wie jetzt Delitzsch.

Was nun seine Stellung zum Alten Testament betrifft, so suchte Delitzsch in „Babel und Bibel“ zu beweisen, daß nicht nur die babylonische Kultur und Religion Israel durchgehend beeinflusst habe, sondern daß auch das Alte Testament ganz mit Unrecht von der christlichen Kirche als Heilige Schrift gewertet werde. (7.) In den beiden Bänden seiner 1920 und 1921 erschienenen Schrift „Die Große Täuschung“ geht er einen Schritt weiter und sucht die ganze bisher angenommene Verbindung zwischen dem Alten und Neuen Testament als einen Betrug hinstellen. Überall im Alten Testament stoße man auf Lug und Trug.

In seinem zweiten Bande (S. 81) steht zu lesen: „Also auch das Buch Josua eitel Lügenvort, alle früher zitierten Worte des Exodus und Deuteronomiums samt und sonders erlogen usw. — alles Bestandteile des Wortes Gottes, von dem die Theologen mit dem Brustton felsenfester Überzeugtheit zu predigen pflegen: „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.“ (17 f.) Entschieden bestreitet denn auch Delitzsch die Einzigartigkeit der alttestamentlichen Schriften. Religiös und sittlich stehe Israel nicht etwa höher, sondern eher niedriger als Babylon. Sein Gott Jahö (Jahveh) sei nie etwas anderes als ein lokaler Göze, ein jüdischer Nationalgott, gewesen, der mit dem Vater unsers Herrn Jesu Christi nichts gemein habe, den Christus und die Apostel auch vertworfen hätten.

Selbstverständlich hat Sellin ein leichtes Spiel, den modernen Marcion zuzuhanden zu machen und seine krassen, dummdreisten Behauptungen zu widerlegen. Mit geringer Mühe stellt er das in mehr als einer Beziehung überragende der jüdischen Schriften heraus, obwohl er dabei auf das, was das eigentliche Wesen derselben ausmacht, wenig eingeht. Überall, erklärt Sellin, stoße man in der Religion Israels auf einen „neuen, eigenartigen Faktor, den wir sonst, wenigstens in solcher Klarheit und Kräftigkeit, nirgends beobachten können: die Gewißheit des einen barmherzigen, aber vor allem sittlich-heiligen Gottes“. (21.)

Als ein unicum in der ganzen orientalischen Religionsgeschichte ständen die Propheten da. Ihnen sei Jahveh der Weltengott, der nur Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Liebe von Menschen verlange. (21 f.) Aus der Literatur des heidnischen Orients lasse sich auch nicht eine Parallele erbringen zu Aussagen wie 1 Sam. 15, 22; Amos 5, 21—27; 9, 7; Hof. 6, 6; Jes. 1, 15—17; 6, 3; 7, 9; 28, 16; 30, 15; Jeph. 3, 9; Jer. 17, 14; 31, 31—34; Ezech. 11, 19; Jes. 40, 37 ff.; 49, 15; 50, 2; 54, 10; 55, 8 f.; Sach. 8, 16 f.; Joel 2, 13; Jes. 58, 6 f.; 61, 1—3; 57, 15; Mal. 1, 11; 2, 15 f. und vielen andern. „Über ich frage“, bemerkt Sellin zu etlichen Stellen aus Jesaja, „wo auf der ganzen Welt ist sonst schon im achten Jahrhundert der Gedanke aufgetaucht und verkündigt, daß am Ende der Tage alle Völker geeint sein würden in dem Glauben an einen Gott“ usw.? (28.) „Und nun fordere ich Delitzsch feierlich auf“, bemerkt er zu etlichen andern Stellen, „aus der Geschichte des ganzen Orients eine Parallele zu erbringen zu diesen Gestalten [den Propheten], die sich in dem Dienste eines heiligen, sittlichen Gottes verzehrt haben.“ (30.) Auch ein Mittler wie Moses und ein Veter wie Jeremias lasse sich nirgends in den heidnischen Religionen aufweisen. (32.)

Insonderheit der Behauptung gegenüber, daß Israel in Jahö nur einen nationalen Zuhengott erblickt habe, zeigt Sellin: Jesaja, Haggai, Sacharja, Maleachi usw. vertreten den Gedanken einer Weltreligion und erblicken in Jahveh den Weltgott, den einen Gott Himmels und der Erde. In den Propheten vernehme man überall die Stimme Gottes.

„der durch Juda die ganze Menschheit zu sich ziehen will“. (35 ff.) Das Buch Jona beschreibe Jahweh als den erbarmungsreichen Herrn der ganzen Erde, richte sich aufs schärfste gegen jüdische Exklusivität und lehre, daß nur Buße nötig sei, kein Anschluß an das jüdische Volk. (41.) Der Verfasser des Buches Daniel sei der felsenfesten Gewißheit, daß alle Geschichte, wenn sie noch so verworren ist, einen Sinn hat und einmünden muß in das Reich des Heiligen, des Höchsten, der ausfieht wie eines Menschen Sohn und dem alle Mächte dienen und gehorchen müssen. (42.)

Dieser Geistes- und Wahrheitsstrom in den Propheten, sagt Sellin, sei offenbar Hauch aus der Ewigkeit, Gottesgeist; denn fast überall bewege er sich in direktem Gegensatz zum natürlichen Denken, Wünschen und Hoffen des jüdischen Volkes, und erst recht könne er nicht in Israel eingeströmt sein von einem der umgebenden Heidenvölker, wo sich nicht die leiseste Spur von ihm finden lasse. Sellin schreibt: „Auf dem Wege der Vergleichung der Religion Israels mit andern gleichzeitigen altorientalischen Religionen können wir feststellen, daß in der Religion Israels ein religiöses Erkennen, Wollen und Besitzen zum Ausdruck kommt, was sich anderswo unter gleichen oder ähnlichen Vorbedingungen nicht entwickelt hat, was wir daher auch nicht aus den allgemeinen natürlich-geschichtlichen Vorbedingungen ableiten können.“ Und in dieser Weise (vom Boden der vergleichenden Religionswissenschaft aus), fährt Sellin fort, „können wir jeden, der nur sehen will, auch wissenschaftlich wenigstens zu der Ahnung einer göttlichen Offenbarung in Israel hinführen“. (20.)

Wie die prophetische, fährt Sellin fort, so stehe auch die übrige Literatur Israels einzigartig da. Er schreibt: „Die Literatur aller Kategorien, zu denen wir jedesmal im alten Orient Parallelen finden, wird plötzlich [in Israel] Träger von höheren Ideen, die uns sonst nirgends in dieser Reinheit begegnen, die abermals Zeit und Volk überragen.“ (43.) Freilich gebe es auch babylonische Bußpsalmen und Gebete und ägyptische Hymnen. „Und doch“, bemerkt Sellin, „jede ernste Prüfung ergibt auch hier bald, daß wiederum durch die alttestamentliche Dichtung ein Geistesstrom rauscht, den wir draußen vergeblich suchen.“ (44.) „Wo“, ruft Sellin aus, „finden wir in der gesamten altorientalischen Poesie eine einzige Parallele zu Ps. 40, 7; 50, 13 ff.; 51, 12. 19; 15; 24, 1—3?“

Freilich auch in Babylon habe man gelehrt, daß die Gottheit barmherzig sei, daß sie vom Menschen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit verlange; auch habe das Sündenbewußtsein hier vielfach einen ergreifenden Ausdruck gefunden. „Gibt es aber in Babylon“, fährt Sellin fort, „auch nur einen Psalm, der Ps. 32 oder 130 an die Seite zu stellen ist, wo in dem Augenblicke des Bekenntnisses der Sünde oder lediglich auf das Harten, das ist, Glauben hin die Vergebung eintritt?“ (45.) Und wo bleiben die Analogien zu der Heilsgewißheit auch im finsternen Tale wie

in Ps. 18; 23; 27; 37; 90; 91; 103; 118; 121; 126 usw.? (46.) „Wo begegnet uns hier eine Parallele zu dem Ausblick in die Endzeit, da Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, da Treue auf der Erde sproßt und Gerechtigkeit vom Himmel schaut, 85, 11 f.; da ein Gottesreich sich ausbreitet bis an die Enden der Erde, 47, 1—11; 93—99; wo endlich Klänge der Sehnsucht nach einer Gemeinschaft mit Gott in seinem Heiligtum wie in Ps. 42; 43; 84; 85? Ist alles dies bei den vielen bekannten und unbekanntem Göttern dort, die jede derartige religiöse Konzentration unmöglich machen, nicht einfach ausgeschlossen?“ (46.) „Und nun heraus mit einer Parallele zu diesen Stellen von direkt neutestamentlicher Höhe aus der babylonischen Schatzkammer!“ So ruft Sellin Deligš zu mit Bezug auf Ps. 16 und 73, in welchen die Gewißheit der Gottesgemeinschaft den Höhepunkt ihres Ausdrucks finde. (47.)

Nach Sellin unterscheidet sich ferner die alttestamentliche Weisheitsliteratur von der griechischen dadurch, daß letztere eine philosophische, erstere eine religiöse sei. (49.) Die Proverbien seien „durch und durch religiös fundamntiert: ‚Die Furcht Jahwehs ist der Weisheit Anfang‘ (1, 9)“. (S. 50.) Und „weit über alles, was wir bis jetzt an religiöser Lehrdichtung aus dem alten Orient besitzen, erhebt sich die gewaltige Hiobdichtung“. (50.) Zu Hiob 31 bemerkt Sellin: „Das ist eine Lösung des großen Problems unverschuldeten Leids, wie sie auch Sophokles im ‚Ödipus auf Kolonos‘ dunkel geahnt hat, wie sie aber hier mit klarem Bewußtsein vorgetragen wird und von deren trotzigem Glauben, wie ich denke, auch der Christ noch lernen kann.“ (52.)

Auch das Gesetz in Israel stehe höher als der Hamurabitodex. Zu 2 Mos. 20—23 bemerkt Sellin: „Hier wird die Zauberei bei Todesstrafe verboten, 22, 17; der Wucher ist verboten 22, 24. Eine ganze Reihe von Bestimmungen zum Schutze der Armen wird getroffen, von denen wir im Todex Hamurabi nichts finden, 22, 20—26; 23, 6—9; sogar einen Feind darf es angesichts des Rechts nicht geben, 23, 4 usw.“ Dasselbe gelte vom Deuteronomium. „Auch mit diesem Gesetze“, sagt er, „ist es etwas Eigenartiges; es ist überall durchtränkt mit prophetischen Ideen, es ist ein Gesetz, das sich der Armen und Rechtlosen annimmt wie nur je eins, und sein ganzer Zweck will sein, die Liebe zu Jahweh zu fördern 6, 5; 10, 12.“ (55.)

Was ferner die Urgeschichte von der Schöpfung und der Sintflut betrifft, so behauptet zwar Sellin: „Wenn etwas sicher erwiesen ist, so ist es ja das, daß hier überall ursprünglich altorientalische, und zwar überwiegend babylonische Stoffe vor uns liegen.“ (57.) über den Unterschied zwischen den babylonischen Sagen und den biblischen Berichten jedoch schreibt er: „Stade hat einmal das harte Wort gebraucht, das aber doch nicht unrichtig ist, beide [der biblische und babylonische Bericht über die Schöpfung und Sintflut] miteinander in sittlich-religiöser Beziehung zu vergleichen, hieße, einen frischen, klaren Quell neben eine stinkende Dorfpfütze setzen.“ (57.)

Mit Bezug auf die Erzählungen von den Vätern und Helden in Moses, Josua, Richter und 1 Samuel, in denen freilich Sellin nicht mehr als einen geschichtlichen Kern findet, ruft er Delitzsch zu: „Besitzt ein einziges antikes Volk eine solche Vorgeschichte, zusammengehalten und getragen von ganz bestimmten göttlichen Plänen und Gedanken?“ (59.) Und die Geschichtsschreibung betreffend, die mit der Ära Davids beginne, erklärt Sellin: „Sie steht weit über allem, was wir sonst von altorientalischer Geschichtsschreibung wissen.“ (60.) „Nur für Israel hat die Geschichte einen wirklichen Zweck und ein Ziel (er tritt uns in den Königsbüchern immer wieder entgegen), nur für dies Volk ist die Geschichte ein zusammenhängender Organismus, eine Kette von göttlichem Richten und Segen; . . . nur in ihm sind daher auch die Wurzeln zu einer Weltgeschichtsschreibung zu suchen. Von den abgerissenen babylonischen und ägyptischen Annalen und Chroniken schweigt man hier am liebsten ganz, so unendlich wertvoll sie uns natürlich in anderer Richtung sind; sie kennen nur Geschichten, keine Geschichte.“ (60.) Nur in den Geschichtsbüchern des Alten Testaments werde „ein religiöser Pragmatismus durchgeführt“. „In dem riesigen Geschichtswerk, das mit 1 Mos. 1 beginnt und mit 2 Kön. 25 endet“, sagt Sellin, besitzen wir „etwas schlechthin Einzigartiges in der altorientalischen Literatur. . . den ersten Versuch, die Geschichte eines Volkes zu begreifen im Rahmen der großen Menschheitsgeschichte, unter dem Gedanken eines großen, zusammenhängenden göttlichen Planes und damit diesem Volke selbst einen göttlich geordneten Zweck und ein Ziel zu geben.“ (60 f.)

Nach Delitzsch führt keine Brücke vom Alten Testament zum Neuen, denn Jesus habe Lehren geführt, die alle dem Alten Testament schnurstracks zuwiderlaufen, und dem nationalen Jahu gegenüber sei er eingetreten für den idealsten Monotheismus usw. Dagegen hebt aber Sellin hervor, daß Christi Vorstellung vom Reiche Gottes und von sich selbst als des Menschen Sohn und dem Messias überhaupt nicht denkbar sei ohne das Alte Testament. Alles, was im Neuen Testament von Christo berichtet werde, weise darauf hin, daß der Boden, auf dem er stand, das Alte Testament war. „Wenn ihn daher Johannes sagen läßt: ‚Forschet in den Schriften, denn ihr glaubt, in ihnen ewiges Leben zu haben, und sie sind es, die von mir zeugen‘, 5, 39, so hat darin gewiß seine Meinung einen klassischen Ausdruck gefunden.“ (66.) Seeberg habe recht: „Das Alte Testament ist das Buch, aus dem Jesus Religion gelernt hat.“ (70.) Und was Paulus betreffe, so entwickle auch er seine ganze Heilslehre aus dem Alten Testament, Röm. 3—5; 1 Kor. 15, 3 ff.; Gal. 3 und 4 usw. (71.) Bemerkte sei hier noch, daß Delitzsch auch die Ehescheidungen als ein sittliches Manko der alttestamentlichen Religion geltend macht, Sellin dagegen aber hintweist auf Mal. 2, 15 und bemerkt: „Tatsächlich wird hier die Unauflöslichkeit der Ehe allen Gesetzen über Ehescheidungen zum Trost auf den göttlichen Willen zurückgeführt.“ (40.)

Was nun Harnad betrifft, so will er das Alte Testament zwar nicht in jeder Hinsicht verwerfen wissen, wohl aber es aus dem christlichen Kanon gestrichen haben. Sellin schreibt: „Er stellt sich also die künftige Stellung des Alten Testaments etwa nach Art der lutherischen Auffassung von den alttestamentlichen Apokryphen vor, als eine Schriftensammlung, die gut und nützlich zu lesen sei, als kanonische Richtschnur aber nicht zu gelten habe.“ (84.) In seiner Monographie „Marcion“ drückt Harnad sich also aus: „Das Alte Testament im zweiten Jahrhundert zu verwerfen, war ein Fehler, den die große Kirche mit Recht abgelehnt hat; es im sechzehnten Jahrhundert beizubehalten, war ein Schicksal, dem sich die Reformation noch nicht zu entziehen vermochte; es aber seit dem neunzehnten Jahrhundert als kanonische Urkunde im Protestantismus noch zu konservieren, ist die Folge einer religiösen und kirchlichen Lähmung.“ (8.)

Harnad gegenüber macht Sellin geltend, daß er nicht klar sage, was er unter Kanon verstehe, daß er fälschlich im Alten Testament nur Gesetz finde, und daß es eine Dummheit sein würde, wenn die Kirche auf seinen Vorschlag einginge. Die Erklärung, welche Sellin der Harnadschen entgegenstellt, lautet: „Das Alte Testament im zwanzigsten Jahrhundert als kanonische Urkunde abzuschaffen, würde dem Zeugnis Jesu und der Apostel, die im Alten Testament göttlichen Willen und Verheißung gefunden haben, direkt widersprechen, es würde verhängnisvolle religiöse Folgen haben und vor allem einfach ein Anachronismus sein und die größte Dummheit, die die evangelische Kirche begehen könnte.“ (93.)

Freilich vom theologischen Standpunkt Harnads aus, nach welchem Christus selber nicht hineingehört in das Evangelium, das er gepredigt, wäre die Kirche nur konsequent, wenn sie nicht bloß das Alte Testament, sondern den ganzen Kanon streichen würde. Denn wird Christus und sein Veröhnungswerk aus dem Christentum und seinen heiligen Schriften getilgt, so ist nichts mehr vorhanden, wodurch es sich noch wesentlich unterscheidet von den heidnischen Religionen und ihren Schriften. Folgerichtig muß Harnad beide Testamente verwerfen. Will er aber das Neue Testament als Kanon nicht fahren lassen, so muß er auch das Alte Testament behalten. Was Harnad vorschlägt, wird mit Recht von Sellin bezeichnet als „die größte Dummheit, die die evangelische Kirche begehen könnte“.

Was nun Sellin betrifft, so sind es vornehmlich zwei Hauptfehler, die er sich in seiner Argumentation zuschulden kommen läßt und wodurch er seine Position bedeutend schwächt, ja unterminiert. Einmal nimmt er, wie bereits angedeutet, eine stark gebrochene und liberale Stellung ein zur Authentie, Inspiration und Autorität der Heiligen Schrift; sodann macht er in seinem Kampfe für die Einzigartigkeit des Alten Testaments keinen rechten Gebrauch von den zahlreichen direkten messianischen Weissagungen von Christo und seinem stellvertretenden Sühnwerk, worin

doch schließlich allein das eigentlich Charakteristische der Offenbarungsreligion besteht.

Was insonderheit die Verbalinspiration betrifft, so beklagt Sellin es, daß „die alte dogmatische Auffassung von der göttlich inspirierten Schrift“ in weiten Kreisen der Kirche immer noch weiterlebe. „Und gerade beim Alten Testament“, schreibt er, „muß der Widersinn dieser [alten Inspirationslehre] gegenüber aller klaren geschichtlichen und religionsvergleichenden Erkenntnis als ein besonders schreiender erscheinen.“ (5.) Wertwürdig, obwohl es am Tage ist, daß, wie in aller Welt, so gerade auch in Deutschland die Zunahme des kirchlichen Niedergangs in geradem Verhältnis steht zur Zunahme des Liberalismus, so glaubt doch Sellin, schier das ganze Verderben in der Kirche der Verbalinspirationslehre zur Last legen zu müssen. Zu den Dingen, die er hierhin rechnet, gehören die Werkerei und Priesterherrschaft in der römischen Kirche, der Puritanismus und Legalismus in der reformierten Kirche, die gleichwertige Einschätzung des Alten mit dem Neuen Testament in dem Sinne, daß alles, was im Alten Testament galt, auch im Neuen gelten müsse usw. Aber nach derselben Logik hätte Sellin auch Evolution, Liberalismus und den gesamten modernen Unglauben auf das Konto der Verbalinspiration setzen können. Welchen nennenswerten Einfluß kann übrigens noch die Lehre von der Verbalinspiration in Deutschland ausüben, da es schon seit Dezennien an den Universitäten dort keine Professoren mehr gibt, die sie vertreten und verteidigen? Was man so gründlich ausgerottet hat, dagegen sollte man sich doch nicht mehr so sehr ereifern.

Sellin aber schreibt: „Das erste, was rüchhaltlos ausgesprochen werden muß, was seitens der evangelischen Theologie aller Richtungen schier unzählige Male bewiesen, was aber von manchen Kreisen und Persönlichkeiten immer noch vertuscht [?] oder mit dessen Konsequenzen wenigstens kein voller Ernst gemacht wird, ist folgendes: Das Alte Testament ist kein übernatürlich geoffenbartes, göttlich inspiriertes Buch.“ (10.) Dies gehe hervor aus den „handgreiflichen Widersprüchen“ im Alten Testament, aus der Inferiorität der alttestamentlichen Ethik gegenüber der christlichen usw. „Kittel“, fährt Sellin fort, „hat einmal irgendwo die alte Lehre von der Inspiration eine seelengefährdende genannt. Und in der Tat hat sie maßloses Unheil angerichtet. . . . Durch jene unglückselige Lehre ist es veranlaßt, daß weite Kreise der evangelischen Kirche so wenig zu dem klaren Bewußtsein dessen gelangt sind, was sie an dem Alten Testament besitzen.“ (16.)

Die Verbalinspirationslehre sei eigentlich auch schuld an den Angriffen Harnacks und Delitzsch'. Sellin schreibt: „Den Angriffen eines Delitzsch, eines Harnack und auch vieler der andern Ungenannten liegt ein richtiges Moment zugrunde, und wenn die evangelische Kirche da nicht bald eine vollständig klare Situation schafft, wird die Krankheit an ihrem Körper eine immer größere werden. Wir sehen, akut ge-

worden ist diese in der lutherischen Kirche durch die unglückselige Verbalinspirationslehre; aber an und für sich ist sie viel älter, geht tatsächlich bis in die älteste Kirche zurück. Und diese Krankheit ist, kurz gesagt, die praktische Gleichsetzung vom Alten und Neuen Testament trotz theoretischen Auseinanderhaltens, das Absterben der Erkenntnis, daß die göttliche Offenbarung eine geschichtlich sich entwickelnde gewesen, daß sie ihre zeitgeschichtlichen Stufen und Schranken gehabt hat, daß sie immer zugleich göttlich und menschlich ist, das heißt aber, daß im Alten Testament ein starker israelitisch-jüdischer Einschlag vorliegt, der mit dem Evangelium in der christlichen Kirche fallen mußte.“ (96.) Sellin nimmt hier den Mund zu voll; denn nie hat die lutherische Kirche das Alte und das Neue Testament praktisch gleichgestellt und alles, auch die Schatten und Vorbilder, für unbergänglich und auch im Neuen Testament verbindlich erklärt. Aus dieser Tatsache hat sie aber nicht mit Sellin gefolgert, daß das Alte Testament weiter nichts als ein Gemisch von göttlicher Wahrheit und menschlichen Irrtümern sei. An das offene Zugeständnis dieser falschen Folge aber knüpft Sellin das zukünftige Heil der Kirche. Die Kirche, erklärt er, würde am Alten Testament ersticken, wenn sie „jetzt nicht endlich bis in die äußerste Peripherie ihrer Gemeinden hinein es sich in Fleisch und Blut übergehen läßt, daß das Alte Testament kein für alle Zeiten fix und fertiges Offenbarungsbuch ist, sondern ein irrendes, fehlsames menschliches Schrifttum“ usw. (96.) Sellin gehört zu den Leuten, die die Kirche dadurch retten wollen, daß sie den Aft absägen, auf dem sie sitzt, das Fundament in die Luft sprengen, auf dem sie erbaut ist; denn auch vom Neuen Testament behaupten diese Theologen ohne Ausnahme, daß es ein irrendes, fehlsames, menschliches Schrifttum ist.

Sellin redet auch von der „Gewissensqual, die die Inspirationslehre einst unsern Vätern gebracht“ haben soll. (92.) Tatsache ist aber, daß diese sich sehr wohl fühlten bei einer Lehre, von der sie wußten, daß sie in dem klaren Wortlaut der Schrift begründet sei und darum auch mit allerlei indirekten Beweisen nicht umgestoßen werden könne. Bis auf den heutigen Tag ist denn auch ihre Exegese der einschlagenden Schriftstellen noch von niemand als falsch erwiesen worden. Auch Sellin kommt nicht durch mit der Bemerkung, daß 2 Tim. 3, 16 f. sich auf nichts anderes beziehe als auf die Erfüllung des Schreibers mit Gottesgeist und 2 Petr. 1, 21 überhaupt nicht handle von der Schrift, sondern von den Reden der Propheten. (72.) Gewiß, allerlei Einwürfe lassen sich gegen die Verbalinspiration erheben; verleugnen aber kann sie niemand ohne eine Kritik, die sich zugleich auch richtet gegen Christum und seine Apostel.

Sellin gehört zu den modernen Vermittlungstheologen, die zwar von der Verbalinspiration nichts wissen wollen, an einer göttlichen Offenbarung aber festhalten. Er verwirft jede Wort- und Lehroffenbarung, läßt aber eine übernatürliche Beeinflussung der alttestament-

lichen Führer gelten, deren geschichtliches Ergebnis ein Gemisch von Göttlichem und Menschlichem, von Wahrheit und Irrtum sei. Dieses Resultat werde in den alttestamentlichen Schriften dargestellt, so gut es eben von irrtumsfähigen und persönlich interessierten Menschen gesehen konnte. Immer wieder betont Sellin, daß Delitzsch an ihm vorbeiredete, da er ja auch die Irrtumslosigkeit des Alten Testaments leugne, aber deshalb noch nicht jeden übernatürlichen Faktor in der Geschichte Israels ausschalte. Er vertrete „eine geschichtliche göttliche Offenbarung“, „eine geschichtliche Betrachtungsweise“, die sich nicht vertrage mit „einem geoffenbarten, normativen Gottesworte“ in der Schrift, insonderheit der des Alten Testaments. „Das Alte Testament“, erklärt Sellin, „ist menschliches Schrifttum, das Zeugnis von einer göttlichen Offenbarung ablegt, die sich im Laufe der Geschichte eines Volkes vollzogen hat.“ (18.) „Inhalt der göttlichen Offenbarung sind daher nie sogenannte übernatürliche Wahrheiten, aber ebensowenig geschichtliche oder naturwissenschaftliche Tatsachen, Zahlen, Kenntnisse; Inhalt ist lediglich immer der lebendige Gott selbst, sein Wille und Wesen, seine Gedanken und Pläne, seine Gemeinschaft.“ (18.) „So will die ganze israelitisch-jüdische Religionsgeschichte begriffen werden als das Ringen, das Entgegenwirken, aber auch Zusammenwirken zweier Faktoren, eines höheren und eines niederen: des überweltlichen Gottesgeistes und der natürlich gewachsenen Volksreligion. Und den Niederschlag beider finden wir, bald mehr getrennt, bald aber auch eng ineinander verschlungen, im Alten Testament. Eine reinliche Scheidung beider ist ausgeschlossen.“ (63.)

Mit Bezug auf die freie Stellung Sellins zu den alttestamentlichen Schriften sei hier noch einiges angemerkt. Das Gesetz stamme nicht von Moses, der nach Sellin kein Gesetzgeber, sondern ein Prophet war; höchstens die zehn Gebote könne man auf ihn zurückführen. Überwiegend sei das Gesetz ein Produkt der israelitischen Volksreligion. Sellin: „Wenn wir überhaupt noch etwas von ihm [Moses] besitzen, so ist es sicher das Zehngebote von 2 Mos. 20 und 5 Mos. 5 mit seinem donnernden ‚Du sollst, du sollst nicht!‘“ (23.) Seit dem herrlichen Fund des Hamurabikodexes in Susa wie neuerdings auch einiger assyrischer Gesetze wußten wir, „wo die eigentliche Heimat des großen, fälschlich unter dem Namen des Mose auf uns gekommenen Gesetzes war, daß es in dem westasiatischen Kulturkreise wurzelt und speziell in Babylon seit Beginn des zweiten Jahrtausends ausgebaut ist“. (53.) Das Deuteronomium sei erst im Jahre 622 eingeführt worden — ein verhängnisvoller Schritt, mit dem der Weg ins Judentum, Gesetzeswesen, betreten worden sei, das trotz des Augenblickserfolges der Religion als Lebensmacht den Tod gedroht habe. Der mosaische Schöpfungsbericht biete eine religiöse Welterklärung, „die in der naiven Sprache der kindlichen Menschheit zu uns redet“. (57.) Die Erzählungen von den israelitischen Vätern und Helden in Mose, Josua, Richter und 1 Samuelis seien

Sagen. „Hier handelt es sich“, schreibt Sellin, „um Traditionsstoffe über die eigentlich vorgegeschichtliche Zeit Israels, die Volks- und Stammesväter, den Religionsstifter [Moses], die Eroberung des Landes und die Helden der Vorkönigszeit — Stoffe, die allerdings zum guten Teile einen geschichtlichen Kern umschließen, der von der Wissenschaft in mühevoller Arbeit aus der Hülle der Sage herausgelöst werden muß.“ (58.) Die Geschichtsbücher seien „von irrenden, fehlenden Menschen und Kindern ihrer Zeit geschrieben und nicht frei von tendenziöser Geschichtsschreibung“. In denselben werde die Geschichte oft bergewaltigt und schließlich nur noch unter priesterlich-levitischen Gesichtspunkten betrachtet und danach gemodelt. (60 f.) Recht frei springt Sellin auch um mit den übrigen Schriften des Alten Testaments. Er redet von der „köstlichen, kleinen Sonallegende“, dem Deuterofacharja, dem Deuterofesaja, dem Tritofesaja, dem Anonymus von Jes. 19, dem Apokalypstiker von Jes. 24 und 25 als etwas ganz Selbstverständlichem. Das Buch Daniel versetzt er in die Zeit um 176, als Antiochus die Juden zu ethnifizieren suchte und infolgedessen der furchtbare Makkabäeraufstand losbrach. (42.) Psalmen wie den 119. auf das alttestamentliche Gesetz oder Fluchpsalmen wie Ps. 109 könne ein Christ niemals nachbeten. Der Prediger Salomo lehre den Pessimismus und sei „schon stark von griechischer Philosophie beeinflusst“. (53.) Dies alles, sagt Sellin, müsse auch dem Volke klargemacht werden. „Endlich die Dinge ehrlich beim Namen nennen!“ schreibt er. „Was seit bald hundert Jahren wissenschaftlich als Sage im Alten Testament erkannt ist, nun endlich auch im Unterricht als solche bezeichnen. Es heißt die Gewissen morden und Glauben ertöten, wenn man hier weiter als Geschichte aufzwingen will, was nach dem Alten Testament selbst gar keine Geschichte sein kann. Haben Homers oder des Nibelungenliedes Gestalten für uns als Kinder weniger Leben und Existenz besessen, weil auf dem Buche, aus dem sie uns erzählt wurden, das Wort Sage stand?“ (97.) Wo man aber so viel preisgibt wie Sellin, was bleibt da vom Alten Testament noch übrig, das des Kampfes und Haltens wert wäre?

Sellin sagt, daß die Stellung Jesu und der Apostel zum Alten Testament für die christliche Kirche richtunggebend bleiben müsse. (63.) „Wer sich unter das Wort Jesu stellt“, schreibt er, „wer in ihm eine Offenbarung Gottes anerkennt (und das tut ja z. B. auch Delitzsch [?] mit vollster Überzeugung), dem kann das Zeugnis Jesu und seiner Apostel in dieser Beziehung [die Autorität des Alten Testaments betreffend] nicht gleichgültig sein, dem wird dies vielmehr richtunggebend sein müssen, wo auch er ‚Worte des Lebens‘ finden kann.“ (20.) Und welches ist diese Stellung Jesu und der Apostel? Nach Sellin haben sie just wie er selber Wahres und Falsches im Alten Testament unterschieden. Er schreibt: „Jesus hat, modern ausgedrückt, die Auffassung einer geschichtlichen [mit allerlei Irrtümern vermischten] göttlichen Offenbarung im Alten Testament gehabt.“ (68.) Und wenn Paulus

von „Schatten der künftigen Güter“ rede, so verstehe er darunter nicht etwa temporäre göttliche Ordnungen zeremonielle und polizeigeschichtlicher Natur, sondern das dem Göttlichen beigemischte Menschliche, Irrige, aus dem Heidentum Entsprungene. (71.) Es sind moderne Ideen, die Sellin anachronistisch Christo und seinen Aposteln unterschiebt, Ideen, die zerfließen vor Worten wie Joh. 10, 35: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden“ und Apost. 24, 14: „Ich glaube allem, was geschrieben stehet im Gesetz und in den Propheten.“ Will Sellin das Urteil Jesu gelten lassen, so muß er seinem Nationalismus Valet sagen und gerade das mit Nachdruck behaupten, was er jetzt leugnet, daß nämlich Jesus und die Apostel das Alte Testament als unmittlbares, untrüglisches, für alle Zeiten bindendes Gotteswort angenommen haben. (64.) Aus der Tatsache, daß die Kirche das Alte Testament als wörtlich inspiriert angesehen habe, folgert Sellin, daß ihr alles im Alten Testament als göttliche „Offenbarung“ und „Ewigbleibendes“ gegolten habe. Dem widersprechen aber die Tatsachen. Zumal die lutherische Kirche hat von Anfang an mit Christo und Paulus scharf unterschieden zwischen den von Gott geordneten vergänglichen Schatten, die nur bis auf Christum bleiben sollten, und den ewigen Wahrheiten des Alten Testaments.

Der andere Hauptmangel in der Polemik Sellins besteht darin, daß er die Weissagungen von Christo so gut wie ignoriert. Freilich redet auch er von Messianischem im Alten Testament und bemerkt, daß man „allen Nachdruck legen soll auf das, was, wie Luther sagte, Christus treibt“. (98.) In der Geschichte Israels solle man die Gottesgedanken hervorheben: sein Segnen und Strafen, sein Erziehen für die Vollendung der Religion in Christo. Konkrete Weissagungen aber von Christo und seinem Sühnwerk usw., wie sie die Kirche bisher im Alten Testament gefunden, erwähnt Sellin nicht. Aber keine Rede ist auch eine Rede. Wer hier nicht bekennt, der verleugnet, verneint. Auch hat Sellin klare Vorstellungen vom Inhalt weder des Alten noch des Neuen Testaments. Das Evangelium ist ihm nicht vor allem die Predigt von der Vergebung um Christi willen durch den Glauben an ihn, sondern Herzenshingabe und Liebesgemeinschaft mit Gott. (26.) Die „köstliche kleine Zonalegende [?]“ bedeute eine unmittelbare Vorbereitung des Glaubens an den liebenden Erbarmer und Vater aller seiner Kinder, wie ihn später das Evangelium verkündet“. (41.) Aber so reden auch Nationalisten. Sach. 9, 9 betreffend bemerkt Sellin: „Hier haben wir handgreiflich die alte babylonische Weltreichidee (daher ‚der Strom‘, das ist, der Euphrat), aber umgewandelt, wiedergeboren zu der Hoffnung eines die Welt umspannenden Friedensreiches.“ (42.) Hiernach wäre das Evangelium nur ein vergeistigter Babylonismus. Die eigentliche Größe und die dauernde Bedeutung der Propheten besteht nach Sellin in „ihrer einzigartigen strengen sittlichen Lebensauffassung, ihrem Kampf für die Armen, für Recht und Gerechtigkeit, ihrem Ringen

um eine wahrhaft sittliche Religion, ihrem inneren Erleben des einen sittlichen Gottes in einer Welt des Polytheismus und der Naturreligion“ (77.) Der christliche Gedanke aber, daß auch wahre Sittlichkeit nur möglich ist auf Grund der im Glauben ergriffenen Sühne Christi, kommt nirgends bei Sellin zum Ausdruck.

Sellin gehört also zu denen, die Christum, wie ihn die Kirche bisher aufgefaßt hat, Christum, den gottmenschlichen Verfühner und Erlöser, aus dem Alten Testament eliminieren. Bibelerklärungen wie die Altenburger und Weimarsche, in denen das Messianische herausgestrichen wird, erklärt denn auch Sellin für veraltet. Er schreibt: „Die alten, ehrwürdigen Bibelwerke, die wir besitzen, haben sich so ziemlich alle überlebt. Hier muß unbedingt noch ein Neues geschaffen werden, kein populärer Kommentar, auch keine Sammelstätte der neuesten gelehrten Einzelsündlein — die gehören anderswohin —, aber ein Hilfsmittel für unsere Häuser und Gemeinden.“ Gemeint ist ein Kommentar, der ausgeht von der Voraussetzung, daß das Alte Testament ein rein menschliches Buch ist und somit ein Gemisch von göttlichen Wahrheiten und menschlichen Irrtümern — viel Quarz mit etwas Gold, etliche Weizenkörner, vermischt mit viel Spreu.

Sellin behauptet zwar einen Unterschied zwischen der alttestamentlichen und heidnischen Religion, aber keinen absoluten, sondern nur graduellen. Das religiöse Moment, das sich im Heidentum schwach vorfinde, trete im Alten Testament etwas stärker auf und vollende sich im Christentum. Das ist die Ansicht moderner Religionsgeschichtler. Und Sellin nimmt wesentlich dieselbe Stellung ein. Seine eigene religionsgeschichtliche Einschätzung des Alten Testaments, sagt er, sei z. B. von der Harnackschen „gar nicht weit entfernt“. (84.) Den Hauptunterschied zwischen der heidnischen und der alttestamentlichen Religion findet er denn auch in dem Grad der Sittlichkeit. Auch in der babylonischen und sonstigen heidnischen Literatur gebe es „zweifelloos sittlich-religiös hochstehende Lehrgedichte“. Dann fährt aber Sellin fort: „Bei aller Anerkennung der sittlich religiösen Höhe dieses [von Delitzsch aus der babylonischen Literatur angeführten] Textes, wo steht hier ein Wort von der Liebe zum Nächsten wie sich selbst?“ (81.) Bezeichnet aber das Gebot der Liebe den Unterschied zwischen Heidentum und dem Alten Testament, dann ist er nur ein gradueller.

Wo war das sittlich-religiöse Leben am reinsten aus den Banden des Naturhaften gelöst, bei den Juden oder den Babyloniern? Das ist nach Sellin die eigentliche Frage. Delitzsch stellt beide auf gleiche Stufe. Sellin aber entscheidet sich für die Religion Israels. Hier, sagt er, wehe ein Geist (ein religiöses Erkennen und Wollen), den man, „wenigstens in dieser Intensität und Reinheit“, sonst nirgends spüre. (20.) In der religiösen Literatur Israels finde sich „ein' neuer, eigenartiger Faktor, den wir sonst, wenigstens in solcher Klarheit und Präzision, nirgend beobachten können, die Gewißheit des einen barm-

herzigen, aber vor allem ſittlich-heiligen Gottes“. (21.) Ferner: „Kann er [Deligſch] denn irgendeinen ſtudierten Menſchen von heute für ſo beſchränkt halten, daß er nicht wiſſe, daß kräftige ſittliche Einſchläge auch in allen andern Religionen der Kulturvölker des Altertums, in der ägyptiſchen, griechiſchen uſw., genau ſo wie in der Babels vorhanden waren, daß Barmherzigkeit, Mildtätigkeit, Gerechtigkeit überall hochgeſchätzt und bald loſer, bald feſter mit dem göttlichen Willen verbunden ſind? Kann er es denn nicht verſtehen, daß es ſich hier nur um die Frage handelt: Wo war das ſittlich-religiöſe Leben, wo war der göttliche Wille am reinſten und klarſten aus den Banden des Naturhaften gelöſt? Wo verſchwinden neben den ſittlich-religiöſen Forderungen die naturhaft-kulturiſchen ganz? Bei den genannten altteſtamentlichen Propheten und Dichtern tatſächlich, dagegen werden ſie in Babel, Ägypten wie im Priſtergeſeße des Pentateuchs beide auf eine Linie geſtellt, und dadurch mußten früher oder ſpäter die ſittlich-religiöſen erſtikt werden. Wer auf den Bahnen des Apoſtels Paulus wandelt, dem kann es nicht zweifelhaft ſein, daß nie und nimmer die göttliche Offenbarung in vorchriſtlicher Zeit auf das Volk Iſrael beſchränkt zu denken iſt, daß Gott vielmehr die ganze Menſchheit, alle Völker der Erde, zu ſich zu ziehen geſucht und ſich ihnen nicht unbezeugt gelaffen hat; vgl. Apoſt. 17, 26 ff.; Röm. 1, 18—23.“ (82 f.)

Daß aber dieſe natürliche Offenbarung Gottes in der Natur im Bewußtſein und Gewiſſen des Menſchen und in der Weltgeſchichte weſentlich verſchieden iſt von der evangeliſchen Offenbarung Gottes im Alten und Neuen Teſtament, davon ſagt Sellin nichts. Vielmehr ſieht er in den heidniſchen Religionen Vorſtufen des Chriſtentums. Er ſchreibt: „Schon jetzt wirkt man dem Chriſtentum vor, daß es ſich zu ſehr als eine vom Himmel gefallene Religion betrachte und nicht genügend einſchäze, daß auch in andern antiken Religionen Verwandſchaften und Vorſtufen der göttlichen Offenbarung in Chriſtus zu finden ſeien, deren verſtändnisvolle Berückſichtigung vor allem auch der Miſſion dienlich ſein würde.“ (88 f.) Freilich, iſt das Chriſtentum weſentlich Moral, ſo iſt es nicht vom Himmel „gefallen“, ebensowenig wie die Werklehre der Heiden. Beruht aber der Satz: „Das Blut Jeſu Chriſti, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde“ wirklich auf Wahrheit und bringt er das eigentliche Weſen des Chriſtentums zum adäquaten Ausdruck, ſo ſtehen auch voll und ganz die Inſonderheit bei Johannes immer wiederkehrenden Ausſagen Chriſti, daß er ſelbſt ſowohl wie ſein Evangelium nicht Evolution von unten ſei, ſondern Offenbarung von oben.

Was alſo das Chriſtentum von allen andern Religionen unterſcheidet, ſind nicht nur höhere ſittliche Ideale und allenfalls noch Hoffnungen von einem künftigen Weltreich, in dem Gerechtigkeit und Friede herrſcht, ſondern das Evangelium als die frohe Botſchaft von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an den Gottmenſchen Chriſtum

und sein Sühnwerk. Was dem Neuen Testament in der gesamten Weltliteratur eine einzigartige Stelle anweist, sind nicht sowohl Abschnitte wie die Bergpredigt oder Aussagen über die Liebe zu Gott und zum Nächsten und über die Unauflöslichkeit der Ehe usw., sondern die Lehre von dem stellvertretenden Leiden Christi und der Seligkeit allein durch den Glauben an das Evangelium von der längst geschehenen Ver-söhnung und Rechtfertigung. Und daselbe gilt vom Alten Testament, das von allem Anfang an keine andere Religion als die Gnadenreligion des Neuen Testaments kennt. Wer weiß, sagt Delitzsch, was noch alles in Ägypten und Babeln unter dem Schutt vergraben liegt und später noch an den Tag gefördert werden wird! Sellin antwortet richtig: Wir können nur arbeiten mit dem, was uns tatsächlich vorliegt, nicht mit dem, was vielleicht später noch aus Tageslicht gefördert werden mag. Wie aber die Entdeckung des Hamurabitodes und andere große Funde unsere theologischen Kreise auch nicht im geringsten gestört und keine unserer lutherischen Lehren erschüttert, geschweige denn umgestoßen haben, so hegen wir in dieser Beziehung auch keine Sorge für die Zukunft. Selbst wenn es Delitzsch gelingen sollte, aus der heidnischen Literatur wirkliche Analogien zu bringen zu den zehn Geboten, dem Gebot der Liebe, und zur Bergpredigt, so wäre damit immer noch nicht die Kluft zwischen dem Heidentum und Christentum aufgehoben. Wer darum, wie Sellin, nachweisen will, daß im Alten Testament schon neutestamentliche Luft weht, der darf sich nicht zufrieden geben mit Hinweisen auf höhere sittliche Forderungen und Zukunftshoffnungen von einem Weltreich des Friedens und der Gerechtigkeit, sondern muß die konkreten messianischen Weissagungen von Christo herausstreichen, worin lektlich doch allein die Einzigartigkeit der ganzen Bibel beschlossen und begründet ist.

Enthält das Alte Testament solche Weissagungen vom Messias, wie sie die Kirche bisher darin gefunden hat, so ist damit erwiesen, daß es himmelhoch erhaben ist über alle außerjüdischen Schriften, und daß sich die Religion des Alten Testaments zu allen sie umgebenden heidnischen Religionen verhält nicht bloß wie das Höhere zum Niederen und das Stärkere zum Schwächeren, sondern wie die Wahrheit zur Lüge, das Echte zum Gefälschten. Streicht man aber diese Weissagungen, so bleibt vom Alten Testament nichts übrig, was nicht auf rein natürlichem Boden, zumal bei einem unterdrückten Volke, wie die Juden es waren, entstanden sein könnte, ohne jegliche besondere, übernatürliche Einwirkung des Geistes Gottes. Dasselbe gilt vom Neuen Testament, wenn man aus demselben die wahre Gottheit Christi, sein Ver-söhnungswerk, und was damit zusammenhängt, tilgt. Einen spezifisch christlichen Kanon in dem Sinne, daß er Wahrheiten enthielte, die sonst wesentlich nirgends zu finden wären, gäbe es dann überhaupt nicht. Besondere Gottesoffenbarungen wären weder im Alten noch im Neuen Testament zu finden. Ist die Religion der Bibel weiter nichts als Moral und

Hoffnung auf ein irdisches Reich der Moral, so gibt es nichts im Alten und Neuen Testament, wozu sich nicht wenigstens schwache Analogien und Parallelen finden ließen bei den alten Ägyptern, den Babyloniern, bei Buddha, Konfuzius, Lao-Tse, Plato, den Stoikern, Seneca und vielen andern Heiden, alten wie neueren.

Die Weissagungen von Christo im Alten und das Evangelium von Christo im Neuen Testament bezeichnen die unüberbrückbare Kluft zwischen Bibel und Babel, Christentum und Heidentum. Sie sind es auch, die das Alte Testament zum Fundament des Neuen und das Neue zur Erfüllung des Alten machen und somit beide zum Kanon der christlichen Kirche. Wer Christum aus dem Alten Testament streicht, der mag es ohne sonderlichen Schaden für die Kirche ganz streichen. Und wer auch aus dem Neuen Testament Christi Gottheit und sein Verlöbungswerk tilgt, der kann die ganze Bibel samt der christlichen Kirche ablehnen ohne wesentlichen, unersehblichen Verlust für die Welt. Was von der Bibel noch übrigbleibt, wenn Christus und sein Sühnwerk aus derselben gestrichen ist, läßt sich alles aus dem Licht der Vernunft, des Gewissens und der Erfahrung ableiten. Leute, die Christum aus dem Evangelium streichen, können eine eigentliche christliche Kirche nicht bilden. Und würden alle, die sich Christen nennen, so stehen, so wäre das Christentum aus der Welt verschwunden, selbst wenn alle Welt das Wort noch täglich im Munde führen würde. F. B.

Literarisches.

Verhandlungen der ersten Versammlung des Atlantischen Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri usw. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 60 Seiten. 28 Cts.

Neben dem geschäftlichen und anderm Material bietet dieser Bericht eine feine Synodalrede und ein lehrreiches Referat. In der ersteren verbreitet sich Präses Birkner über die von unsern Vätern von allem Anfang an klar erkannte Bedeutung des treuen Festhaltens an den Symbolen. Ohne beständiges Studium derselben wird die lutherische Kirche entarten, verkommen und schließlich zugrunde gehen. Weibes, ihr Wesen und ihr Wachstum, ist durch dasselbe bedingt. Mit der Treue, Lust und Liebe zu ihren Bekenntnisschriften steht und fällt, blüht und verwelkt, wächst und verkrümmert, erstarkt und erlahmt unsere Kirche. Ihre Blütezeiten waren die Perioden, in denen das Bekenntnis von ihren Lehrern, Predigern und Gemeinden hochgehalten und fleißig studiert wurde. Wo immer aber das Bekenntnis in Vergessenheit und Verachtung geriet, da verfiel auch bald ihre Lebenskraft. Belege hierfür bietet bekanntlich auch die Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika.

Männern wie Walther, die der lutherischen Wahrheit gewiß waren und somit auch an ihrem schließlichen Sieg nicht zweifelten, stand es darum a priori fest, daß mit dem erwachenden Interesse für die lutherischen Symbole auch ein neuer Frühling für die lutherische Kirche im Anbruch war. Präses Birkner weist hin auf das Vorwort zum dritten Jahrgang des „Lutheraner“, wo Walther siegesfroh jubelt: „Die Bekenntnisschriften unserer Kirche kommen aus der Nacht, die sie verbedete, wieder ans Tageslicht; man liest sie wieder . . . und beruft sich auf sie. . . Ein großer Kampf ist ausgebrochen, der von Tag zu Tag allgemeiner wird. . . Wir stehen offenbar an den Pforten der allerwichtigsten und, wie wir zu Gott hoffen, heilsamsten Entscheidung für unsere Kirche. . . Der Herr hat sich aufgemacht,

seiner Kirche zu helfen; weder Menge noch Macht noch List noch Lüge noch Verleumdung wird ihn aufhalten; er wird sein Wort hinausführen. Die Wahrheit wird siegen, und die Feinde der Wahrheit werden zuschanden werden. Amen."

So glaubte Walther, und so konnte er glauben, weil er wußte, daß es die allzeit kräftige und siegreiche göttliche Wahrheit selber ist, die in den lutherischen Symbolen zum klaren Ausdruck gelangt. Und sein Trauen und Hoffen hat ihn nicht getäuscht. Mit dem Konfessionalismus und infolge desselben hat, wie nun schon lange vor aller Augen liegt, das Luthertum in Amerika einen gewaltigen Aufschwung genommen. Birchner schreibt: „Die Geschichte unserer Synode, sowohl in ihrer Gründungsperiode als auch während ihrer späteren Entwicklung, ist eine überaus lehrreiche. Wollte man ihr eine Überschrift setzen, so würde man kaum fehlgreifen, wenn diese etwa lautete: Ein Kampf um die Anerkennung der lutherischen Symbole innerhalb der lutherischen Kirche und die damit verbundene Forderung zur Bekenntnistreue in Lehre und Praxis. Und forscht man weiter nach, was es unter Gottes gnädigem Walten gewesen ist, das die Missouri-Synode aus einem kleinen Häuflein zu einem so großen Volk hat heranwachsen lassen, so kann die Antwort in ein einziges Wort zusammengefaßt werden: Bekenntnistreue, treues, unentwegtes Festhalten an den lutherischen Symbolen.“ Ähnliches gilt suo modo auch von andern lutherischen Synoden in Amerika. Was diese alle groß und stark gemacht hat, ist die Rückkehr zum lutherischen Bekenntnis.

Gerade ihrer Bekenntnistellung wegen wurde bekanntlich der Missouri-Synode gleich an ihrer Wiege nicht viel Gutes prophezeit. Auch in diesem ihrem Jubeljahr hat man voraussagen zu sollen gemeint, daß jetzt ihre Sonne den Zenith erreicht habe und bereits im Abstieg begriffen sei. Uns sollen solche Prophezeiungen eine Mahnung sein zu immer neuem treuen Festhalten an lutherischen Bekenntnis, dem Lebensquell auch unserer Synode. Dabei wollen wir uns auch allezeit den Glauben Walthers bewahren und seinen Optimismus uns nicht rauben lassen, daß nämlich die göttliche Wahrheit, wie sie in unsern Bekenntnisschriften niedergelegt ist, nie wird unterliegen können, und darum auch das Schifflein aller derer, die an dieser Wahrheit festhalten, oben auf den Wellen bleiben wird, einerlei wie die Winde stürmen und die Wogen brausen mögen. Gott, seine Wahrheit und alle, die sich daran festhalten, können nicht untergehen.

Das Referat P. Steeges behandelt „Die biblisch-lutherische Lehre vom Sonntag“ und führt den Gedanken aus: Wir feiern den Sonntag nicht aus göttlichem Gebot, sondern um Zeit und Gelegenheit zum öffentlichen Gottesdienst zu haben. Gebührend berücksichtigt wird dabei die jetzt wieder in Amerika zunehmende Bewegung, welche der Moral und Religion durch Staatsgesetze, insbesondere den Sonntag betreffend, auf die Beine helfen will. Das Prinzip dieser Puritaner bringt nach Steege die Lord's Day Alliance in New Jersey also zum Ausdruck: „The State must make it impossible for people to go anywhere or to do anything on Sunday except to go to church. . . . If we take away a man's motor car, his golf sticks, his Sunday newspaper, his horses, his pleasure steamships, amusement houses, and parks, and prohibit him from playing outdoor games or witnessing field sports, he will naturally drift back to church.“

Was jedoch solche Gesetze betrifft, so hat, ganz abgesehen davon, daß man nur durchs Evangelium und nicht durch Gesetze und weltliche Gewalt Christen machen und die Religion und Moral befördern kann, der Staat überhaupt weder Recht noch Beruf, Religion und christliche Moral zu pflegen. Versucht er es dennoch, so wird seine Herrschaft zur Tyrannei, die nicht bloß den Staat verdirbt, sondern auch die christliche Religion und Moral zerstört. Und was die Christen betrifft, so bedürfen sie keiner Gesetze, um ihre Sonntage und ihre sonstigen Ruhetage recht zu gebrauchen. Als Christen haben sie nämlich auch den inneren Drang zu gemeinschaftlichen öffentlichen Gottesdiensten. Um dies Verlangen zu befriedigen, dazu vornehmlich werden sie selbstverständlich auch ihrer christlichen Art entsprechend den sonntäglichen Ruhetag anwenden und, was diesem Gebrauch hinderlich und schädlich ist, ganz von selbst verwerfen und meiden. Die Predigt und Gottes Wort verachten, das heißt für Christen den Sonntag schänden, den Ruhetag falsch gebrauchen, mißbrauchen. Selbst an sich harmlose Vergnügungen und Erholungen an Sonntagen fallen erstens Christen aus Gewissen, wenn sie nämlich ihnen nur nachgehen können mit sündlicher Vernachlässigung des göttlichen Wortes und Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes. Mit Recht warnt darum der Referent „gegen alle leichtfertige Verschmähung des Wortes, namentlich auch gegen die unter

uns immer mehr einreichenden sonntäglichen Vergnügungen, Spazierfahrten, Ausflüge und Sommeraufenthalte, die für den Besuch unserer Gotteshäuser, besonders in dem Halbjahr von April bis Oktober, vielerorts so überaus traurige Wirkung haben, daß treuen Predigern Zehntausende von leeren Sitzplätzen entgegenkarrten und die kirchliche Arbeit im Sommer öde Winterzeit hat“. — Rüge denn auch dieser Bericht viele aufmerksame Leser finden! F. B.

36hnter Synodalbericht des Nord-Missis-Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri usw. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 68 Seiten. 30 Cts.

In der Synodalrede ermahnt Präses Brunn zu reger Beteiligung an den Lehrverhandlungen. Hier heißt es u. a.: „Das gehört auch mit zu dem segensreichen Erbe, das wir von unsern Vätern übernommen haben, daß bei unsern Synodalversammlungen die Belehrung aus Gottes Wort die erste und oberste Stelle einnimmt. Wir wollen hier nicht sowohl Predigten und Vorträge über einzelne Stücke der christlichen Glaubenslehre anhören, sondern der Referent soll den Leitfaden liefern, an welchen sich die allseitige Besprechung des vorliegenden Gegenstandes anlehnt. So haben es unsere Väter gehalten und sich darum alle auf die Lehrverhandlungen vorbereitet. Alle wollten beides: lehren und lernen. Nur dann sind es wirklich Lehrverhandlungen und nicht Lehrvorträge. Je größer die Zahl der Synodalen wird, desto größer wird auch die Gefahr, von diesem Weg unserer Väter abzugeben und dem Referenten allein das Wort zu überlassen. . . . Je reger die Beteiligung bei diesen Verhandlungen ist, desto größer wird der Segen sein. Durch Frage und Antwort, durch weitere Ausführung des von dem Referenten Gesagten, durch Anführung von Beispielen aus dem Christenleben, wodurch das Gesagte illustriert wird und verglichen, sollten recht viele helfen, die Verhandlungen lehrreich zu machen und sie in Herz und Gedächtnis einzuprägen. ‚Dienet einander‘, spricht der Apostel 1 Petr. 4, 10, ‚ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.‘“ (8 f.)

Ebenfalls in der Synodalrede heißt es die Frage des Distrikts betreffend: „Wohl ist in unserm Distrikt eine große Summe für auswärtige Zweige in unsern Gemeinden im vergangenen Jahre aufgebracht worden. Aber die größere Hälfte ist für allerlei Wohltätigkeitszwecke bestimmt worden: für Altenheim, Waisenhaus, Kinderfreundgesellschaft, Countyankalten, Luther Institute, Hospital, leibliche Not in Europa und anderes. Die Kasen der Synode, durch welche das Hauptwerk, das Christus seiner Kirche befohlen hat, getrieben wird, haben dabei Not gelitten. Wir haben ja Ursache, Gott dafür zu danken, daß er die Herzen der Christen, für Wohltätigkeitszwecke beizugeuern, so willig gemacht hat, und bitten Gott, daß er diese Liebe auch fernerhin erhalten und noch mehr stärken wolle. Aber sollten wir nicht noch viel williger sein, unsere Synodalwerke, die unmittelbar die Ausbreitung des Reiches Gottes durch die Predigt des Evangeliums befördern, um so kräftiger zu unterstützen? Wir haben auch keine Ursache, an der Willigkeit unserer Christen zu zweifeln, es muß ihnen nur in der rechten Weise gesagt werden. . . . D. Walther sagt in ‚Gesetz und Evangelium‘ (S. 292): ‚Wenn eine Gemeinde so geizig ist, daß sie keine Kollekte erheben will, da muß der Prediger nicht denken: Ich will ihnen einmal eine scharfe Predigt halten, daß sie sollen die Taschen öffnen. Denn das ist gar nichts, wenn die Taschen durch das Gesetz geöffnet werden. Er muß so predigen, daß sie aus ihrem Schlaf und Tod aufwachen.‘ . . . Gott bewahre uns vor aller Gesetzesstreberei! Die Beiträge für die Zwecke des Reiches Gottes sollen nicht durch Rechenzempel bestimmt, sondern gegeben werden nach dem Vermögen, das Gott darreicht. Gemeinden, deren Glieder von Gott im Irdischen gesegnet sind, sollen sich nicht begnügen, wenn sie die Durchschnittssumme aufgebracht haben, sondern andern Gemeinden, deren Glieder zum größten Teil arm sind, helfen, daß die Gesamtsumme erreicht wird.“ (9 f.)

In der Fortsetzung seines Referats über „Das königliche Amt Christi“ führte P. H. Heise in erbaulicher, erhebender Weise die These aus: „3. Als König erweist sich Christus in seinem Gnadenreiche dadurch, daß er a. die Seinen herrlich beschenkt, b. sie gnädiglich regiert, c. sie mächtiglich schützt.“ Immer wieder taucht bekanntlich die Beschuldigung auf, daß die Lutheraner ihre Kirche für die allein-seligmachende ausgeben. Dagegen lesen wir hier z. B.: „Aber dennoch, trotz aller Feinde, herrscht Christus, der Gnadenkönig; er hat seine Gläubigen überall, er herrscht selbst mitten unter seinen Feinden. Auch da, wo sein Wort nicht ganz rein und lauter verkündigt wird, und die Sakramente nicht seiner Einsetzung ge-

mäß verwaltet werden, hat er seine Untertanen, welche trotz der falschen Lehre ihm anhangen und ihm allein bekannt sind. Auch diese regiert er durch sein Wort. Vor ihm steht sein Reich als ein Ganzes da. Vor ihm ist seine Kirche nicht in Gemeinschaften zerfallen, sondern sie ist und bleibt eine Kirche, ein Reich, die Gesamtheit der Gläubigen. Wo immer seine Untertanen sind, stehen sie unter seinem Gnadenregiment. In ihren Herzen hat er seinen Thron aufgeschlagen und herrscht dort als ihr König und lenkt und leitet ihre Schritte auf den Weg des Heils und erhält sie bei dem einigen, daß sie seinen Namen fürchten und so aus seiner Macht durch den Glauben bewahrt werden zur Seligkeit.“ (23.)

Wie unser großer König Christus durch schwache Werkzeuge Großes ausgerichtet, darüber wird aus Luthers Auslegung des 8. Psalms folgende herrliche Stelle zitiert: „So fahet er die Macht und das Reich an, nährlicher könnte er es nicht vornehmen vor der Welt; denn alle Vernunft sagen muß, es sei ein nährlich Ding, daß er mit so geringem, schwachem Zeuge wider den Teufel und all Pforten der Hölle streitet. . . . Ist das nicht ein Wunderding, daß solcher Leute Mund so große, treffliche Macht zurichten soll? Petrus tritt am Pfingsttage auf zu Jerusalem, fürchtet sich weder vor Hannas noch Kaiphas noch ganzem Rat, tut seinen Mund auf, schlägt in's Teufels Reich und mit einer Predigt bekehrt er aus des Teufels Reich zu Christo dreitausend Seelen. Die andern Apostel dergleichen sahen solche Macht an durch ihren Mund und Wort, daß die Synagoge und jüdisch Reich darüber zu Boden geht. Danach kommen sie gen Rom, greifen an die höchste Gewalt auf Erden, strafen ihr heidnisch, abgöttisch Wesen und richten durch ihren Mund solche Macht an, welcher niemand widerstehen kann. Weiter zerstreuen sie sich in die Welt, stürmen durchs Wort des Teufels Reich, pflanzen und bauen Christi Kirche. Da gehet die Macht an, welcher weder Kaiser noch Könige, weder Fürsten noch Gewaltige widerstehen können. Sie kräuben sich wohl dawider, gehen greulich um mit den Aposteln und Christen, aber es hilft nicht. Die Macht aus der jungen Kinder und Säuglinge Munde schneidet durch und behält den Sieg. Kaiser, Könige und Gewaltige auf Erden müssen die Köpfe hängen und bekennen, daß sie es nicht vermögen zu wehren. . . . Was geschieht in unserer Zeit? Dem Papst fehlet es nicht an gelehrten, klugen, verständigen Leuten, sondern übertrifft uns weit mit Kunst, Wiß und Verstand. Dennoch richtet er nichts aus wider uns. Wir tun nichts mehr, denn daß wir den Mund aufstun und das Wort getrost treiben. Solche Schlacht halten wir mit dem Papst. Wir juden kein Schwert, schießen keine Büchsen ab, sondern mit dem Wort, Vaterunser, Kinder glauben, Evangelio richten wir eine Macht zu, welche so stark und kräftig ist, daß sie Passerei, Möncherei, Rönneri und das ganze Papsttum daniederlegt.“ (23.)

Auch Kreuz, Trübsal, Verfolgung und Wehrtämpfe läßt Christus seiner Kirche zum Heil ausschlagen. Wir lesen: „Ja, die ganze Geschichte der Kirche von der Zeit ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag ist ein Beispiel der wunderbaren, aber doch guten und weisen Regierung Christi, des Königs und Hauptes seiner Gemeinde. Ich will nur noch mit wenigen Worten erinnern an die Gründung und Ausbreitung unserer teuren Missouri-Synode. Welchen Gefahren, Trübsalen und Nöten waren ihre Gründer ausgesetzt! Welch traurige Erfahrungen haben die sächsischen Auswanderer gemacht an dem Manne, der ihr Hirte und Leiter sein sollte, und dem sie volles Vertrauen schenkten! Es schien, als ob der Herr die Seinen verlassen und ihrem Schicksal preisgegeben hätte. Aber siehe! zur Zeit der größten Not erweckte Gott einen Mann, dem er die Leitung und Führung dieser kleinen Schar übergab. Durch diesen seinen Knecht hat Christus, der König, Großes ausgerichtet. Wohl galt es, manchen Widerstand zu brechen, manchen Kampf zu kämpfen und manche Not und Trübsal zu überwinden; aber gerade diese Trübsale und Anfechtungen trieben den seligen D. Walther und die andern Väter der Synode immerzu tiefer in die Schrift hinein, in das Wort der Wahrheit, und mit ihnen auch die kleine Schar, welche ihnen folgte. Die Heilige Schrift, in der Anfechtung studiert und immer tiefer erschlossen, wurde ihnen herrlicher und süßer. Durch solches Studium wurden sie in der Erkenntnis gegründet und in der Erfahrung erprobt. Hochstetter schreibt in seiner „Geschichte der Missouri-Synode“: „Sobald die Zeit der ersten Sichtung für die in St. Louis und Perry County angesiedelten Gemeinden vorüber war, zeigte es sich, welcher reichen Gewinn die neuermittelte Erkenntnis und Erfahrung diesen Christen brachte. Obgleich man im Feilschen immer noch eine kümmerliche Zeit verlebte und die Armut vielfach zu den Fenstern in den Hütten hereinsah, so gab man sich dennoch keiner geistlichen Trägheit hin, sondern benutzte jetzt die Friedenszeit, um an der Kirche und

Schule um so eifriger zu bauen. Vieler Herzen waren jetzt auf Gottes Wort gegründet und ihres Gnadenstandes um so gewisser geworden, so reckten sich auch die Hände aus zum Dienst im Reich Gottes. Die Pastoren lebten in und mit ihren Gemeinden, und die Gemeindeglieder waren sich dessen bewußt, daß es ihnen als geistlichen Priestern selbst in die Hand gegeben war, das Haus Gottes zu bauen. Seitdem sind fünfundsiebzig Jahre dahingeflossen, und diese sind auch Jahre des Kampfes, der Verfolgung und der Anfechtung gewesen; aber siehe! gerade durch diese Kämpfe ist unsere teure Synode immer tiefer in das Wort der Wahrheit sozusagen hineingezwungen und ist somit immer fester gegründet worden auf den Fels der Wahrheit, das Wort Gottes. Dadurch wurde sie zu immer größerem Eifer für das Werk der Mission angespornt, und die Frucht davon liegt jetzt vor unsern Augen.“ (39 f.)

Auch auf etliche beherzigenswerte Punkte in dem Bericht Vizepräsident Bernthals sei hier hingewiesen. Wir lesen: „Etliche dieser Zahlen [aus der Statistik unserer Synode] geben allen Anlaß zu ernstem Nachdenken, nämlich daß bei einer Zunahme von 13,969 Seelen gegen das Vorjahr unsere Gemeindegemeinschaft nur 127 mehr Kinder zu verzeichnen hat, während die Sonntagschule um über 12,000 zugenommen hat. Getauft wurden 34,992 Kinder, trotz der großen Zunahme der Seelenzahl 43 weniger als im Vorjahr! Was soll das heißen? Erfreulicher ist es aber, daß 1112 Erwachsene getauft werden konnten. In bezug auf die Sprachenfrage zeigt die Statistik der Synode, daß 58 Prozent der Gottesdienste in deutscher und 42 Prozent in der Landessprache gehalten werden. Wir dürfen die deutsche Sprache nicht fallen lassen, sondern müssen zweisprachig bleiben. . . . Wir erkennen mit dankbarem Herzen an, daß die Kollekten für Synodalzwecke sich in den letzten zwanzig Jahren verzehnfacht haben. Aber die Anforderungen sind auch in demselben Maße gestiegen, und unsere Glieder sind auch vermögender geworden. . . . Es ist sehr zu beklagen, wie sehr die Hausgottesdienste in unsern Gemeinden abgenommen haben. Kehren wir doch in diesem Stück zu dem Geiste unserer Väter zurück, die so fest in der Erkenntnis gestanden haben, nicht bloß, weil sie Gottes Wort so fleißig in der Kirche hörten, sondern auch das Gehörte weiter befestigten durch ihre regelmäßigen Hausandachten! . . . Auch die Einrichtung von regelmäßigen Missionsstunden ist zu empfehlen. Dadurch wird bei den Leuten die Unkenntnis in bezug auf unsere kirchlichen Verhältnisse und unsere Arbeit gehoben und Interesse und Teilnahme für dieselben erweckt und gefördert.“

Zu den von der Synode gefaßten Beschlüssen gehören: 1. „die Pastoren zu ermuntern, die *Triglotta* anzuschaffen und ihre Gemeinden mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen, damit auch die Glieder Lust bekommen, sie zu bestellen“; 2. „daß die Visitatoren in Gemeinschaft mit der Schulkommission und der Kommission für Innere Mission mit allem Ernste danach streben sollen, daß in allen Gemeinden, in denen noch keine Gemeindegemeinschaft besteht, eine solche eingerichtet werde, wenn auch mit noch so geringer Schülerzahl“; 3. „daß wir, die Glieder dieses Distrikts, nach wie vor eine feste, entschiedene Stellung gegen die Logen einnehmen und sie in keiner Weise dulden wollen“.

Auch die Lehrverhandlungen gaben Anlaß zu ernstlichen Aussprüchen wider die Logen. Wir lesen: „Der König [Christus] will, daß die Seinen keine brüderliche Gemeinschaft mit denen pflegen sollen, die Christo entweder gar nicht oder nicht in allen Stücken seines Wortes gehorsam sein wollen: Union mit Ungläubigen und Falschgläubigen. An diese vom Referenten näher ausgeführte, wichtige Wahrheit schloß sich in der Besprechung seitens der Synodalglieder ein entschiedenes und kräftiges Zeugnis gegen das Logentum unserer Tage, das einen falschen Gott und einen falschen Weg zur Seligkeit lehrt, indem es den dreieinigen Gott und Christum, den Gekreuzigten, als den alleinigen Heiland und Seligmacher verleugnet und an Christo vorbei durch Werkgerechtigkeit die Menschen in den Himmel zu bringen vorgibt. Man ermunterte sich gegenseitig zum unentwegten Festhalten an unserer schriftgemäßen Stellung gegen die Logen und zum mutigen Kampfe gegen dieses Satansreich, das gerade auch wieder in unsern Tagen auf den Untergang des Reiches unsers Königs mit ‚groß‘ Macht und viel List‘ grausam hinarbeitet. Lassen wir es in diesem Stück an der rechten Loyalität unserm König und seinem Worte gegenüber fehlen, dann hindern und zerstören wir an unserm Teil mit unserer Untreue die gnädigliche Regierung Christi in seiner Kirche und bauen des Teufels Reich. Es wurde noch betont, daß es sich im Kampf mit der Loge wesentlich um dieselben beiden Grundprinzipien handelt wie einst bei der Reformation im Kampf gegen das Papsttum, *sola gratia — sola Scriptura*, um die Grund-

wahrheiten, daß wir allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben selig werden, und daß allein die Heilige Schrift Regel und Richtschnur unsers Glaubens und Lebens ist. Wer den heidnischen Völgengott anbetet und mit der Völgereigion einen Weg der Wertgerechtigkeit zur Seligkeit annimmt, der verleugnet in größter Weise Christum und das Evangelium und verwirft damit in Tat und Wahrheit das edelste Kleinod der Kirche, das ihr durch die Reformation wiedergeschentt ist, nämlich das Wort göttlicher Offenbarung, die Heilige Schrift. Es handelt sich für die Kirche also in diesem Kampf um ein gewaltig ernstes Entweder-Oder. Durch Indifferentismus und Nachgiebigkeit in der Völgereigion verliert die Kirche schließlich ihre teuersten Kleinodien, das Evangelium und die Heilige Schrift, und untergräbt ihre eigene Existenz. Und vergessen wir nicht: das einzig kräftige, wirksame Mittel in diesem Kampf ist, wie einst in Luthers Kampf gegen Rom, das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, das Evangelium.“

Unsere Synodalberichte sind, insonderheit in ihren Lehrverhandlungen, ebenso viele herrliche Zeugnisse von dem Glauben, der bisher unsere Prediger und Gemeinden besetzt hat. Ihr Studium stärkt gewaltig den eigenen Glauben. Das gilt auch von dem vorliegenden Bericht. Möge er viele aufmerksame Leser finden!

F. B.

Verhandlungen der 28. Jahresversammlung des Süd-Wisconsin-Distrikts. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 63 Seiten. 28 Cts.

In seiner Synodalrede führt hier Präses Grüber in schöner Weise aus, daß das reine Wort Gottes der herrlichste Schatz der Kirche ist, welches bisher auch Schmutz, Reichthum, Weisheit und Kraft unserer Synode gewesen sei und darum auch in Zukunft überall in unserer Mitte, in Familien, Kirchen und Lehranstalten, eifrig getrieben werden müsse. „Der Herr sei noch und nimmer nicht von seinem Volk geschieden“ und werde bei uns bleiben, wenn wir nur, wie unsere Väter, uns treulich an sein Wort halten. Die klare, gründliche Arbeit P. R. Schroth's über „Die Betätigung des allgemeinen Priestertums aller Christen“ zeigt, wie die Christen als geistliche Priester 1. allerlei Opfer bringen: das Opfer des Gebets, der eigenen Person in der täglichen Heiligung und der irdischen Güter für Gottes Reich und den dürftigen Nächsten; 2. wie sie ihr geistliches Priestertum betätigen in dem Werk des Lehrens in der Familie, unter den Mitchristen, der Welt gegenüber und in der Aufrichtung und Erhaltung des von Gott geordneten öffentlichen Predigtamts.

Angeichts der Tatsache, daß 100,000, mehr als die Hälfte aller Kinder unserer Synode, davon 2900 im Süd-Wisconsin-Distrikt, ihren Unterricht in den Staatsschulen erhalten, wird der Schulsache ganz besonders Interesse entgegengebracht. Zu den angenommenen Empfehlungen gehören u. a.: „daß bei der Gründung von Missionsgemeinden zugleich Vorkehrungen getroffen werden zur Gründung einer Gemeindefschule, wie es zur Zeit unserer Väter Sitte war; daß diejenigen Gemeinden nebst ihren Pastoren, die noch keine Gemeindefschule haben, aber wohl imstande sind, solche zu gründen, ermuntert werden, es doch ja in nächster Zeit zu tun; daß der Distrikt kleineren und bedürftigen Gemeinden bei dem Ausbau ihrer Schulen finanziell helfe; daß er den Visitatoren und Pastoren empfehle, in dieser Zeit der geistlichen Sicherheit und Lausheit das löstliche Kleinod der christlichen Gemeindefschule den Gemeinden immer wieder anzupreisen und die Wichtigkeit derselben allen vor die Seele zu führen, selbst da, wo es in bezug auf die Schule gut steht; daß er die Gemeinden und Lehrer aufmerksam mache auf die Empfehlung der Synode, bei Berufung der Lehrer die Verfehlung innerhalb des Schuljahres möglichst zu vermeiden; daß wir, da nach dem Bericht des Superintendenten nur 10 Prozent unserer Lehrerinnen im Distrikt eine pädagogische Ausbildung besäßen, und dieser Umstand unsern Schulen nachtheilig ist, empfehlen: a. daß Gemeinden ihre Lehrerinnen ermuntern, alle Gelegenheit zur Weiterbildung im Schuldienst wahrzunehmen; b. daß Pastoren und Gemeinden in ihrer Mitte Umschau halten nach lutherischen Lehrerinnen, die eine Ausbildung auf einer Staatsnormalschule genossen haben, und versuchen, sie für unsere Schulen zu gewinnen; c. daß der Distrikt den Gemeinden empfehle, um der Centrale (dem Superintendenten) es zu ermöglichen, den Gemeinden besser zu dienen, die Anstellung von neuen wie auch die Entlassung von dienenden Lehrerinnen für das kommende Schuljahr etwa um die Osterzeit vorzunehmen; daß der Distrikt den Pastoren ans Herz lege, diejenigen Kinder, die keine Gemeindefschule besucht haben, sowohl vor als nach der Konfirmation durch einen reicheren Unterricht in Gottes Wort, als

bisher geschah, zu gründen; daß wir in bezug auf 'religious day-schools advocated by the Religious Educational Society and others' (week-day religious instruction) empfehlen, mit den Selten in keinem Fall zu kooperieren noch ihnen behilflich zu sein, dieses Unternehmen ins Werk zu setzen oder zu fördern, daß wir aber, wo es an einem Orte so weit gebiethen ist, daß der Religionsunterricht mit den Kindern begonnen werden soll, dafürhalten, daß unsere Gemeinden sich diese Gelegenheit insoweit zunutze machen sollten, daß der Pastor mit solchen Kindern seiner Gemeinde, die keine Gemeindefschule besuchen, während dieser Stunden fleißig Religionsunterricht treibe, jedoch stets mit dem Bewußtsein, daß dadurch die christliche Gemeindefschule nicht ersetzt werden kann (dies sollte geschehen zu dem Zweck, a. daß die Kinder unserer erkenntnißschwachen Glieder von den neugegründeten, unionistisch gefinnten Religionschulen ferngehalten werden; b. daß wir an den Kindern aus Rissehen unserer Kirche und andern Familien Mission treiben können); daß von dem Vortrag des Schulsekretärs A. Steinhorn 10,000 Exemplare in deutscher und 5000 in englischer Sprache in Pamphletform auf Kosten des Distrikts gedruckt und durch den Distriktssekretär die Aussendung derselben an die einzelnen Gemeinden besorgt werde.

Willkommen sein dürfte unsern Lesern auch folgender von der Synode angenommene Bericht eines von ihr ernannten Komitees zur Information über die Logen: „Das Komitee berichtete, daß es eine ausgebehnte Korrespondenz geführt und viel nachgelesen habe, um sich besonders über die kleineren Logen zu informieren, daß seine Arbeit aber erschwert wurde dadurch, daß die meisten kleineren Logen ihre Rituale nicht freigegeben. Fragt man bei ihnen um Information an, so bekommt man gewöhnlich zur Antwort: ‚Gehörst du zur Loge, so kannst du die gewünschte Auskunft von Obersten der Loge deines Ortes erhalten; bist du kein Logenmitglied, so bin ich nicht in der Lage, dir Auskunft zu geben.‘ In den meisten Fällen wollen sie sich nicht einmal darüber aussprechen, ob sie religiöse Anforderungen stellen und Gebete und Schriftverlesung bei ihren Versammlungen haben. Ihre Publikationen nehmen fast nie Bezug auf ihre geheime Arbeit; ihre Zeitschriften sind voll von Berichten über gesellige Veranstaltungen und über das viele Gute, das sie tun. Aber nur hin und wieder erscheint einmal ein Artikel, der ein wenig Licht auf ihren religiösen Standpunkt wirft. Was irgend an Information von den Logen erlangt werden kann, findet sich im *Christian Cynosure*, dem offiziellen Organ der National Christian Association. Diese Zeitschrift wird allen Pastoren bestens empfohlen. Manchmal gelingt es einem Pastor, Näheres über eine Loge zu erfahren. Dann sollte er seine Information an das Komitee weitergeben.

„Die Rituale folgender Organisationen sind geprüft worden (sie sind Logen im vollen Sinne des Wortes): The Masonic Orders, comprising Blue Lodge, Scottish Rite, the Chapter Council and Commandery Degree, the Mystic Shrine, and, for ladies, the Eastern Star; the Odd-Fellows and their auxiliary: the Rebeccas; the Modern Woodmen and their auxiliary: the Royal Neighbors; the Knights of Pythias, the Uniform Rank of the Knights of Pythias, the Redmen; the Grange; the Knights of the Maccabees; the Foresters; the Ancient Order of United Workman; the Knights of Columbus; the American Yeomen; the Brotherhood of Railway Clerks. Anmerkung: Die Freimaurer organisieren Verbindungen für Knaben und Mädchen, durch welche man sie, sobald sie erwachsen sind, in die Loge zu bekommen hofft. In dieser Verbindung seien erwähnt: The De Molay Order für Knaben und the Daughters of Job für Mädchen. Andere Verbindungen sind: Order of Builders und Lodge of Junior Conquerors. Diese Verbindungen stehen unter der Aufsicht von Freimaurern und werden naturgemäß im Geiste der Freimaurerei geführt.

„Nun folgt eine Liste von Gesellschaften, über deren Logencharakter auch kein Zweifel sein kann. In jeder derselben findet man etliche oder alle der gewöhnlichen Logenmerkmale: eine religiöse Prüfung, Glauben an ein höheres Wesen, den Schwur oder das feierliche Versprechen, die Geheimnisse zu wahren, Kapläne, Eröffnungs- und Schlußgebete, die meist Christus nicht erwähnen, Begräbniszeremonien, in denen dem verstorbenen Logenbruder die Seligkeit auf Grund seiner Tugendhaftigkeit und guten Werke zugesprochen wird. Das Komitee ist bereit, nähere Information über diese Logen zu geben. Sie sind: Eagles, Elks, Moose, E. F. U. (Equitable Fraternal Union) of Neenah, Ku Klux Klan, the Modern Brotherhood of America, Sons and Daughters of Herman, Woodmen of the World, F. R. A. (Fraternal Reserve Association) of Oshkosh, German Order

of Harugari, Tribe of Ben Hur, United Commercial Travelers of America (U. C. T.), Knights of Luther, Grand Army of the Republic, Owls, Knights and Ladies of Security, The Camels of the World, The Royal Highlanders, Knights of Malta, Exalted Society of Order Hounds, Ancient Order of Gleaners, the Degree of Honor, Junior Order of American Mechanics, the North American Union, Court of Honor, Knights and Ladies of Honor, Legion of Honor, Mystic Workers of the World, Order of Humility and Perfection, Royal Arcanum, the Royal League, the Scandinavian-American Fraternity, the Order of the Knights of Civilization, Order of the Gold Star.

Nur unvollkommene Information war erhältlich über folgende Gesellschaften: 1. The Railway Brotherhoods. Sie sind geheime, geschworne Gesellschaften. Sie beerdigen ihre Glieder, wobei der Zugführer der Abteilung amtiert, aber, so wird gesagt, nur dann, wenn der Verstorbene kirchlos war. Es ist ziemlich gewiß, daß in ihren Versammlungen, wenigstens mancherorts, mit Gebet angefangen und geschlossen wird. Angesichts der Tatsache, daß die Brotherhood of Railway Clerks im vollen Sinne des Wortes eine Loge ist, und daß eine große Anzahl von Zugangestellten (engineers, firemen, conductors) Freimaurer sind, wäre es nicht zu verwundern, daß die Brotherhoods auch richtige Logen sind. 2. The Kiwanis Club ist keine geheime Gesellschaft, scheint aber die Prinzipien der Freimaurer zu vertreten. Der Herausgeber ihrer Zeitschrift, Roe Fullerton, ist ein hochstehender Freimaurer und Mitglied vieler anderer Logen. Er sagt: 'Kiwanis ist Gottes Werk. . . Kiwanis macht keinen Unterschied zwischen Protestant, Katholik, Jude. Es erkennt Gott an und tut sein Werk; das ist aber nicht der altmossische Gott, mit dem man den Leuten bange zu machen pflegte, . . . sondern ein Gott mit einem wunderbar freundlichen Lächeln, der mit liebevoller Teilnahme auf die 35,000 Menschen aller Bekenntnisse herabschaut, die sein Werk für ihn treiben. The one great God looked down and smiled and counted each His loving child; For Turk and Brahman, Monk and Jew Had reached Him through the gods they knew.' 3. Sons and Daughters of Washington ist eine antikatolische Verbindung, von der man zuerst 1920 hörte. Sie sind eine geheime Gesellschaft. 4. Von dem Royal Order of Fleas ist nur bekannt, daß es eine soziale Verbindung für Zahnärzte ist, die gewisse Aufnahmezeremonien beobachten.

Folgende Verbindungen haben jetzt nichts Anstößiges mehr, nachdem sie ihren Vogencharakter abgestreift haben: Farmers' Educational and Cooperative Union of America, gewöhnlich bekannt unter dem Namen Farmers' Union; G. U. G. Germania. — Die Pastoren werden auf zwei Bücher aufmerksam gemacht: *The Cyclopaedia of Fraternities* und *Statistics of Fraternal Orders.*" (45 ff.)

F. B.

Proceedings of the Fifty-first Convention of the Central District of the Synod of Missouri, etc. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 68 Seiten. 30 Cts.

Präsident Matthius zeigt hier in seiner Synodalrede, daß das Festhalten an der reinen Lehre unsere Synode zu dem gemacht hat, was sie ist. Daran schließt sich die Mahnung, auch in Zukunft diese Treue zu bewahren, nicht bloß mit dem Munde äußerlich, sondern mit Ernst und von Herzen. Auch an guten Werken werde es dann in unserer Mitte nicht fehlen. Zitiert hierzu werden folgende Worte ernstlicher Warnung aus Walthers „Brosamen“ (S. 401): „Fangen Prediger und Zuhörer an, an dem Schatz reiner Lehre und Erkenntnis nicht mehr mit ganzem Herzen zu hängen und ihn nicht mehr über alles Gold und Gut der Welt für ihr kostlichstes Kleinod und für ihre Krone zu achten; fangen sie vielmehr an, dagegen gleichgültig zu werden; bemächtigt sich ihrer Laueheit, Satttheit, Überdruß, Schläfrigkeit und endlich Geringschätzung: dann mögen sie wohl noch eine Zeitlang wie einst die Zuben die Form haben, was zu wissen und recht ist in Gottes Wort; aber der eigentliche Schatz, der ihnen vor andern vertraut war, ist dann schon verschüttet und verloren. Dann tragen sie das Licht vielleicht noch eine Zeitlang in ihren Händen, aber nicht mehr in ihren Herzen; sie selbst sind dann keine brennenden und scheinenden Lichter mehr, sondern schläfrige Lichthalter; es bedarf daher nur einer geringen Versuchung und Anfechtung, so entfällt das Licht endlich auch ihren Händen. Sie haben die Zeit, darinnen sie heimgesucht waren, nicht erkannt, darum wird ihnen ihr Haus nun wüste gelassen.“ „Schon will es bisweilen scheinen“, fügt Matthius hinzu, „als ob sich die Liebe zur Wahrheit unter uns verlore.“

Das deutsche Referat von P. Th. G. Frank behandelt auf sechs Seiten „Das Amt unser^s Herrn Jesu Christi — ein prophetisches, hochpriesterliches und königliches Amt“. In der längeren englischen Arbeit: „The Church and Missions“ führt P. Santenau folgende Punkte aus: „1. The Great Missionary Commission; 2. Missionary Activities of the Early Church; 3. The Missionary Obligation that Rests upon Us; 4. Proper Means to be Used to Awaken Missionary Interest; 5. The Great Outlets of Missionary Energy.“ Der wichtige Gedanke, daß Mission unsere eigentliche Aufgabe ist, ein Gedanke, der gerade in unserer Mitte nicht oft und stark genug betont werden kann, kommt hier, wie folgt, zum kräftigen Ausdruck:

“The Church has church-buildings, and in her churches pews, altars, pulpits, and organs; she has schools, ministers, and teachers. But in the final analysis, what is all this for? What is the purpose of it all? Is it all simply and solely for the edification of the local congregations that have called these church plants into being? God forbid that any of us should think so! The Church and every local congregation exists as Christ's army of conquest, or a part of it. We cannot think of the Church or any single congregation as anything else if we look at the Great Missionary Commission which Christ gave His Church. Every convert, when he joins the Church, should realize that he is joining a missionary society. Every new member of the Church should look upon himself as a new recruit for the army of Christ, enlisted to help his Commander subdue all things unto Himself. A Church that loses sight of this its true mission actually loses the right to exist and ceases to be a Church of Christ. It may have a fine church-building, and the building may be furnished in the most perfect manner; the pastor in the pulpit may be most eloquent in speech and cultured in manner; the music, both vocal and instrumental, may be unsurpassed; it may have ‘Church of the Redeemer’ or ‘Church of Christ’ carved on its corner-stone, but if it loses sight of its true mission and selfishly lives for itself, it has no right to call itself by Christ's holy name. If the Church wants to answer to the thought of her Founder as set forth by the holy writers, she must be a missionary society. Missions are not to be a mere department of church activity; they are actually to be the whole thing. The mission of the Church is to make Christ known. The Church is to pray, ‘God be merciful unto us and bless us and cause His face to shine upon us.’ But why is the Church to invoke upon herself the mercy and blessing of God? Why is God to let His face shine upon us? Listen! ‘That God's way may be known upon earth, His saving health among all nations.’ Through the Church, as through a conduit, all the blessing of Christ's redemption shall flow to the whole world: ‘God shall bless us, and all the ends of the earth shall fear Him.’ Ps. 67, 1. 2. 7. What a great pity it is that this plain teaching of Scripture concerning missions has not always been emphasized in the Church as it should have been! To this neglect is undoubtedly due the fact that many churches are doing little more than playing at missions; to this is also due the fact, in a large measure, that the sums expended by congregations on themselves are wholly out of proportion to what is given for the real business for which they are existing. May the time be not far distant when our rich churches will realize that, if they restrict their sympathies and interests and gifts to themselves, to their own churches and schools and halls and the like, they will become poor and blind and naked and in need of all things; and may the poor congregations among us learn to understand that they will become still poorer in all things that really count if they refuse to join the Savior in seeking and saving the lost. Yes, verily, may God speed the day when all among us will be fully convinced that the neglect of missions is the direct road to spiritual decay and ends in the valley of death. Congregations should, indeed, have church-buildings that reflect the financial condition of their members in a measure; but while 1,200 millions of our race are without the Gospel, it would seem to be more in keeping with our high calling to practise greater economy on the home plant, in order that more money may be made available for the enterprise of missions. Surely, if a congregation spends a hundred thousand and more for a new building and makes that an excuse to give little or nothing for missions, or if

a congregation spends five thousand for a new organ and only fifty for missions, it has not grasped the real purpose of its existence, and has therefore not adopted the course that is most pleasing to the Lord. The mission of the Church is to preach the Gospel. To do that it isn't necessary to have the most beautiful building in town, or the best organ, or the most comfortable pews. It would, no doubt, come much nearer the thought of Christ and be more profitable to support a missionary or two. Because so many Corinthians understood not the real purpose of the Lord's Supper, the Apostle declared that so many were weak and sickly and some even dead. We may fitly say because so many churches understand not the real purpose and plan of the Lord and put that which should be first last and least of all, therefore so many churches are weak and sickly and some are dead. The Church is not to lavish her thought on external beauty and magnificence, ornamentation and elegance; that is far too low for her and far, far beneath her purpose of existence. The Church, the City of the Lord, the Zion of the Holy One of Israel, shall arise and shine, and by the light that is come upon her she shall dispel the darkness that covers the earth and the gross darkness that covers the people. By thus carrying out her mission, she will please and honor her Lord, and will bring down upon herself such a multitude of blessings that there will not be room to receive them."

Mit Recht sind in unser Taufotmular auch die Worte mit aufgenommen: „Sehet hin und lehret alle Völker und taufet sie“ usw.; denn in demselben Augenblick, da jemand durch die Taufe ein Jünger Jesu wird, erhält er auch den spezifisch christlichen Auftrag, durch die Predigt des Evangeliums andere zu Christi Jüngern zu machen. Die Taufe ist das Bad der Wiedergeburt auch zur Mission. F. B.

Popular Commentary of the Bible. The New Testament. Volume II.
By Paul E. Kretzmann, Ph. D., D. D. Concordia Publishing House,
St. Louis, Mo. 664 Seiten. \$4.50.

Dieser zweite Band behandelt die Briefe Pauli, den Brief an die Hebräer, die katholischen Briefe und die Offenbarung Johannis. Außerdem bietet er kurze Abhandlungen über Rechtfertigung, Gnadenwahl, Mittelbünde, Kirchenzucht, Ehestand, christliches Geben, das „soziale Evangelium“, Moral- und Zeremonialgesetz, Gehorsam der Kinder, Antichrist, das allgemeine Priestertum der Gläubigen, Christi Himmelfahrt und den Chiliasmus. Beigefügt ist ein Register zu Band I und II.

Daß die lutherische Kirche Amerikas im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein so kümmerliches Bild darbietet, nach außen sowohl wie nach innen, hat bekanntlich zum großen Teil seinen Grund darin, daß es überall an guten lutherischen Blättern und Büchern mangelte, in deutscher, schwedischer und norwegischer Sprache sowohl wie in englischer. Diesen Übelstand gründlich zu heben, ist man nun schon seit Dezennien in allen lutherischen Synoden unferes Landes ernstlich und auch nicht ohne Erfolg bemüht gewesen. Viel, sehr viel ist auch bereits in dieser Richtung geschehen; aber viel, sehr viel bleibt immer noch zu tun übrig. Um dem Mangel abzuhelpen, dazu hat bisher, was die deutsche lutherische Literatur betrifft, das Concordia Publishing House den meistaus größten Teil beigetragen. Und besonders in den letzten zehn Jahren hat es sich auch erfolgreich bemüht, die sich beständig und rasch mehrenden englischen Bedürfnisse zu befriedigen. Gegenwärtig steht es in dieser Hinsicht andern lutherischen Verlagshäusern nicht mehr nach. Ja, obwohl unsere Synode immer noch vorwiegend deutsch ist, so hat doch seit etlichen Jahren die von ihr herausgegebene englische Literatur die deutsche überflügelt. Auch der vorliegende Kommentar bildet wieder einen bedeutenden englischen Beitrag. „Einen bedeutenden“, sagen wir; denn dieser praktische Kommentar ist das erste die ganze heilige Schrift umfassende lutherische Bibelwerk in englischer Sprache. Mit dem Concordia-Verlag freuen wir uns darum, daß das große Unternehmen so guten, raschen Fortschritt macht. Der amerikanisch-lutherischen Kirche ist damit in vieler Hinsicht ein nicht zu unterschätzender Dienst geleistet. Möge Gott zur Vollendung desselben dem geschätzten Verfasser auch fernerhin Vermögen und Kraft verleihen und auf das ganze Unternehmen seinen reichsten Segen legen! F. B.

Unser Missionsblättchen. Im Interesse der Inneren Mission des Westlichen Distrikts. 1922.

Dies von Missionsdirektor W. Hallerberg verfaßte deutsch-englische Schriftchen von 24 Seiten Kleinoktav spornet an zur eifrigeren Missions-tätigkeit im Westlichen Distrikt, der gegenwärtig 75 Stationen mit 31 Missionaren und 4000 Seelen unterhält. Bleibenden Wert verleiht dem Heftchen der Abdruck der ersten „Instruktion für einen von der Synode empfohlenen Besucher“ (Reiseprediger) aus dem ersten Synodalbericht unserer Synode, die an Gründlichkeit wenig zu wünschen übrigläßt. *J. B.*

Concordia-Kalender. Ein christlicher Volkskalender auf das Jahr unseres Heilandes 1923. Herausgegeben von der Concordia Mutual Benefit League, 106 N. La Salle St., Chicago, Ill.

Dieser Kalender bietet auf 256 Seiten neben dem Kalendarium und vielen Anzeigen einen überaus reichhaltigen und (soweit wir uns denselben angesehen haben) gesunden, gutgewählten Lesestoff. Von den zahlreichen Artikeln nennen wir folgende: 1. Was die Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten während ihres fünfundsiebzigjährigen Bestehens gelehrt hat und noch lehrt; von D. F. Pieper. 2. Das Gemeindefschulwesen der Missourisynode; von A. C. Stelhora. 3. Kurze Lebensbeschreibung der Pastoren, Professoren und anderer Synodalbeamten in Chicago und Umgegend nebst ihren Bildern. 4. Wohltun trägt Zinsen; Novelle von Hedwig Stephan. 5. Scarlet and White; von J. E. Müller. 6. Allein; Novelle von Emma Merl. 7. Greater Love; by Margareta Tuttle. 8. Die Fledermaus. 9. "I love Thee, Lord Jesus"; by J. T. Mueller. Auch die Bilder der allgemeinen Beamten unserer Synode sowie die unserer Schulsuperintendenten fehlen nicht. *J. B.*

Werdet nicht der Menschen Knechte! Gesammelte Aufsätze über kirchliche Fragen in Kongregpolen. Von Adolf Eichler. Zu beziehen vom Lutheran Extension Bureau, Rev. Otto Engel, Randolph, Wis. 50 Cts.

Aus diesen Aufsätzen geht hervor, daß es um die lutherische Kirche in Kongregpolen überaus traurig steht, was auch durch die neuesten Nachrichten P. Engels, der bereits seit Monaten in Polen tätig ist, bestätigt wird. (Freikirche 1922, S. 101. 104.) Die Hauptschuld an dem Elend soll Generalsuperintendent Bursche tragen, dem Eichler Tyrannie zum Vorwurf macht und Strebertum auf Kosten des Deutschtums und der lutherischen Kirche. Bursche sei darauf verfallen, Bischof zu werden, den Deutschen in Polen, wo polnisch so viel wie katholisch sei und deutsch so viel wie evangelisch, zu polonisieren, die lutherischen Kirchen an den Staat zu binden und den deutschen Schulen und Gemeinden die Lebensader zu unterbinden und die Existenz unmöglich zu machen.

„Wohl noch nie“, schreibt Eichler, „sind gegen das Oberhaupt einer evangelischen Kirche so schwere Anklagen über grobe Pflichtverletzungen, Amtsüberschreitungen und Nachlässigkeiten vorgebracht worden.“ (66.) Eigenmächtig sei er vorangegangen auf Grund der Kirchenordnung von 1849, und bisher sei er auch allein der Handelnde gewesen, der autokratisch die Gemeinden immer wieder vor vollendete Tatsachen stellte. Als Agent des polnischen Auswärtigen Amtes habe er in Paris große Politik gemacht unter Hintansetzung der Interessen der Kirche. Seine nach Paris gegangene Denkschrift erkläre: „Wir wollen eine evangelisch-polnische Kirche schaffen, die frei sein soll von den deutschen Einflüssen.“ (67.) „Er vergaß seine Pflichten als Leiter der Kirche, die als Gesamtkirche sowohl wie auch in ihren einzelnen Gemeinden der Willkür großer und kleiner Gewalthaber ausgesetzt war. Zahlreiche Dorfgemeinden verloren ihre Bethäuser und Kirchenschulen. Einzelnen Pastoren und den von ihnen irreführten Lehrern gebührt der Herostratesruhm, dem deutsch-evangelischen Landeskschulverband zum Untergang verholpen zu haben. Hunderte von deutsch-evangelischen Schulen sind infolge dessen in polnische Schulen umgewandelt worden, in denen manchmal deutsche evangelische Kinder polnische Gebete sprechen mußten.“ Die wenigen deutschgesinnten Pastoren habe Bursche „derart mißbraucht und einseitigsten verstanden, daß sie gegen seine Willkürlichkeiten nicht aufzubegehren wagen.“ (62.) „Während die Pastoren [die Anhänger Bursches] bemüht sind, den Germanismus auszurotten, und sich nicht Zeit nehmen, ihren eigentlichen Pflichten nachzukommen, verwahrlosen die Gemeinden, geht eine deutsch-evangelische Schule nach der andern verloren, werden die Bethäuser der evangelischen Dorfgemeinden

von polnischen Lehrern als Viehställe benutzt, verwildert die Schul- und die schulentlassene Jugend, weil sich niemand um die Fortführung der evangelischen Jugendvereine bemüht, und breitet die Zwietracht zwischen Pastoren und Gemeinben sich wie eine geistige Krankheit aus. Mit einem Worte, die lutherische Kirche in Polen reißt ihrem Verfall entgegen. Nur ihre Überführung in die Freikirche kann ihr noch Rettung bringen.“ (62 f.)

Daß übrigens diese Deutschenhege in Polen, hinter welcher ohne Zweifel auch die Jesuiten stecken, ein zweischneidiges Schwert ist, das nicht bloß dem Lutherum, sondern eventuell auch dem Romanismus tief ins Fleisch schneiden dürfte, geht hervor aus folgender Erklärung eines Katholiken in der Lodzer „Freien Presse“ vom 27. November 1921: „Wenn aber diese gegen uns Deutsche geführte Hege durch Vater Gogolewski oder ihm ähnliche [römische] Geistliche weitergetrieben werden sollte, dann können sie plötzlich einer zweiten, Los-von-Rom-Bewegung gegenüberstehen; denn eher schwören wir unserm Glauben ab, als daß wir unser Feuerfess, unser Deutschtum, hergeben würden. Dem Kardinal-Bischof Bursche werden wir es jedenfalls nicht nachmachen.“

In der Stellung Bursches erblickt Eichler eine große Gefahr für das Lutherum in Polen. „Die harte Unterdrückung aller deutschen Einrichtungen“, sagt er, „wirkt zerschendend und erschöpfend.“ (4.) Mit großem Eifer tritt Eichler daher ein für Erhaltung des Deutschtums und Bildung von lutherischen Freikirchen. Die Erfahrung habe bisher gelehrt, daß der polonisierte Deutsche auch sehr leicht seinen Glauben preisgebe. Dafür zittert er Kurnatowski, der in den „Baltischen Monatsblättern, März 1905, schreibt: „Höchstens zehn bis fünfzehn durch katholische Mischehen in ihrer Existenz gefährdete polnische Adelsfamilien und zwölftausend bis fünfzehntausend litauische Bauern sind alles, was von der einst so mächtige Wellen schlagenden Reformation in Polen übriggeblieben ist. Das übrige, was sich heute ‚polnisch- evangelisch‘ nennt, sind polonisierte ausländische Elemente, vor allem deutscher Herkunft, die sich nach der bekannten deutschen Eigenart der neuen Heimat schnell assimilierten und in der zweiten Generation schon sich national polnisch fühlten.“ (31.) Auch dem reformierten Wesen, sagt Eichler, leiste das Polnische Vorschub. So habe man z. B. 1905 in der polonisierten lutherischen Kirche Warschaus das Gedächtnis des reformierten Nikolaus Rex, des Gründers der nationalen polnischen Literatur, gefeiert. „Zurück zum Deutschtum!“ schreibt darum Eichler, „wird die Lösung aller Pastoren unseres Landes sein müssen.“ (16.) Pflege der deutschen Muttersprache in Kirche, Schule und Familie und Opposition gegen die große Gefahr der Verschmelzung des Deutschtums mit polnischen Elementen — das sei die Aufgabe der Gegenwart.

Warum Eichler und seine Gefinnungsgenossen besonderes Gewicht auf die deutsche Sprache legen zu müssen glauben, zeigt folgende Aussprache: „Wenn deutschgesinnte Kreise sich gegen die vom Konfessorium ausgehende Polonisierung der Kirche kräuben, so steht ihnen als abschreckendes Beispiel der Niedergang der einst rein deutschen Warschauer evangelischen Gemeinde vor Augen. In einem Aufsatz in der Lodzer Freien Presse“ (Nr. 131, vom 15. Mai 1921) entrollt Otto Somscher von den Verhältnissen in Warschau ein erschütterndes Bild: „Es gibt Gemeinden, in denen Mischehen, Austritt aus der Kirche und religiöse Gleichgültigkeit bedenkliche Formen angenommen haben. So werden in Warschau über 60 Prozent aller Ehen als Mischehen geschlossen, und die Zahl derer, die aus der Kirche austreten oder sich ihr fernhalten, beziffert man auf viele Hunderte jährlich. Das kirchliche Gemeinwesen liegt total danieder. Die evangelischen Gemeindefschulen sind aufgehoben, und die evangelischen Kinder müssen katholische Schulen besuchen. Das Greisenheim und das Waisenhaus müssen demnächst geschlossen werden, und das weit über die Grenzen der Hauptstadt hinaus bekannte evangelische Krankenhaus wurde aus Mangel an Existenzmitteln der Militärbehörde überlassen. Ein Grundstück nach dem andern muß veräußert werden, und die verzweifeltsten Notrufe der Pastoren, die allsonntäglich an die Opferwilligkeit der Gemeinbeglieder gerichtet sind, klingen wie dumpfe Donnerschläge eines über die ganze evangelische Kirche Polens hereinbrechenden Gewitters.“ (67.) Uns erscheint es fraglich, ob bei genauer Forschung man auch in Polen nicht finden wird, daß der Hauptgrund dieses Niedergangs nicht sowohl im Polnischwerden als vielmehr in dem konfessionellen Indifferentismus der Massen und vieler Pastoren zu suchen ist. So war es wenigstens in Amerika, wo im vorigen Jahrhundert die Degeneration des Lutherums, insonderheit in

der Generalsynode, ihren eigentlichen Grund hatte nicht so sehr im Englischwerden als in der Gleichgültigkeit mit Bezug auf lutherische Lehre und Praxis.

Voll und ganz stimmen wir Eichler bei, wenn er, wie die Sachen jetzt liegen, die Rettung der lutherischen Kirche Polens im Freikirchentum erblickt. Er schreibt: „Ich, der die Psyche meiner Landsleute ganz genau kennt, der weiß, wessen man sich von der entarteten Kirchenleitung [Bursche] zu versehen hat, und der die künftige Entwicklung der Kirche unter ihrem jetzigen Regiment fast in greifbarer Nähe vor sich sieht, erblicke nur einen Rettungsweg aus dem politischen Strudel, in den sie durch die unheilvolle Leidenschaft ihrer beamteten Vertreter hineingezogen wurde: den zur Freikirche.“ (4.) „Soll in Zukunft das Aufblühen kirchlichen Lebens nicht behindert werden, soll bei uns mehr kirchliches Bewußtsein und Verständnis heimisch werden, soll das von der Urkirche gewollte und dann von Luther neubelebte allgemeine Priestertum aller Gläubigen greifbaren Sinn erhalten, so müssen wir die Form der Freikirche erstreben.“ (32.) „Soweit sich die Verhältnisse zurzeit übersehen lassen, scheint das Verlangen nach der evangelisch-lutherischen Freikirche groß zu sein.“ (51.) „Mit dem Freikirchengebunden meldet sich die neue Zeit in den deutschlutherischen Gemeinden Kongregpolens an; hoffentlich ist man heilhörig genug, ihr Rufen zu vernehmen.“ (68.)

Gerade diese freikirchliche Bewegung jedoch sucht Bursche zu erkiden. Eichler redet von dem „geriebenen Diplomaten“ und von den „Drahtziehern des Warschauer Konfistoriums“, die sich bemühen, alle freikirchlichen Regungen innerhalb der deutschlutherischen Landeskirche in Kongregpolen zunichte zu machen. Auch von Superintendent Angerstein zu Lodz behauptet Eichler, daß er das Freikirchentum in Polen nicht begünstige. (32. 51. 55.) Groß wundern würden wir uns auch nicht, wenn Bursche für sein Antifreikirchentum schließlich die Sympathie der offiziellen Vertreter der deutschen Landeskirchen und selbst die des National Lutheran Council gewinnen würde.

Bursche argumentiert: die Lutheraner in Polen (ungefähr 600,000, von denen etwa 31,000 Polnisch sprechen — eine wohl viel zu niedrig gegriffene Zahl, da schon 1897 von den 414,773 Lutheranern daselbst sich 31,487 als polnisch angegeben) hätten die Mission, die katholischen Polen für die Kirche der Reformation zu gewinnen, und müßten darum in diesem Interesse so schnell wie möglich polnisch werden. Auch werde die Zahl der Evangelischen, die des Deutschen nicht mehr mächtig seien, immer größer. Das Deutsche sei freilich „ein Bollwerk des Evangeliums, aber leider auch eine chinesische Mauer, welche den Zutritt des Evangeliums zur einheimischen Bevölkerung hindert und ihr daselbe vorenthält.“ (21.) Von der Tätigkeit Eichlers und seiner Gefinnungsgenossen urteilt darum Bursche: „Nationaldeutsche Hezerei ist es, die hier zutage tritt, aus dem Ausland importierte Ware, die hier zu Markte gebracht wird.“ (37.) Den Deutschen ruft man zu: „Ihr seid und wohnt in Polen, ihr müßt für das Polentum wirken. Je eher das verhaßte Deutsche aus der Kirche ausscheidet, desto größeren Einfluß wird die evangelische Kirche in Polen haben.“ (44.)

Unter diesen Umständen befürwortet Eichler friedliche Trennung der polnischen und deutschen Lutheraner. „Ich glaube“, schreibt er, „daß die Grundlage für einen dauernden Frieden in der Kirche sein müßte: schieblich-friedlich, keine Germanisierung und keine Polonisierung; dagegen Pflege deutscher Gefinnung und Tugend bei den Deutschen wie polnischer bei den Polen.“ (45.) Da aber der Übergang vom Deutschen ins Polnische beständig und rasch zunimmt, so dürften hier die Schwierigkeiten wohl größer sein, als Eichler vermutet. Während es z. B. 1860 in Warschau noch 177 deutsche und nur 60 polnische Konfirmanden gab, waren es 1905 schon 235 polnische gegen 100 deutsche. Diesen Übergang hat der Ausgang des Weltkrieges noch bedeutend beschleunigt, wie ja auch hier in Amerika den Übergang ins Englische.

Bursche macht denn auch gegen Eichlers „schieblich-friedlich“ geltend: „Kann ihnen doch jeder Pastor einer polnischen Großstadt unzählige Fälle nennen, wo z. B. Eltern, die mit uns Deutsch sprechen, von uns verlangen, daß wir ihre Kinder deutsch konfirmieren, während diese Kinder das Deutsche gar nicht mehr verstehen und nur einzelne Teile des Katechismus deutsch auswendig gelernt haben und ohne Verstand herzuplappern vermögen. . . . Und die vielen Missen zwischen Deutschen und Polen, zwischen Evangelischen und Katholiken! Die vielen Amtshandlungen, sogar in rein deutschen Familien, wo von uns

um der Fremden willen, die daran teilnehmen, polnische Ansprachen verlangt werden (z. B. bei Begräbnissen)! Die vielen, die sowohl einen deutschen wie einen polnischen Gottesdienst besuchen! Die vielen, die beide Sprachen beherrschen und bald der einen, bald der andern den Vorzug geben! . . . Was soll da der Pastor tun? Das Deutschtum pflegen, das Polentum pflegen? Bei seiner berufsmäßigen Tätigkeit sich auf die eine oder die andere Seite stellen? Und endlich: Hat denn unsere Kirche hierzulande wirklich keine Aufgabe der katholischen Mehrheit des polnischen Volkes gegenüber zu erfüllen? . . . Ich bin für Frieden in unserer Kirche, für einen Frieden, der die ganz besonders in unsern Tagen scharfen Gegensätze zwischen den Nationalitäten, bei uns zwischen Polen und Deutschen, mildert und überbrücken hilft. Ich bin entschiedener Gegner jeder gewaltsamen Polonisierung und schätze ebenso den Deutschen, der sein Deutschtum nicht verleugnet, wie den Polen, der für sein Polentum eintritt. . . . Ich verarge es nicht im geringsten dem Deutschen, wenn er der Assimilierungsgefahr, die unleugbar bei uns vorhanden ist, entgegentritt, wenn er in edler Weise, ohne Gefäßigkeit und Verunglimpfung der andern Nationalitäten, für das, was ihm teuer ist, einsteht (was leider, leider äußerst selten, nur bei vornehmen Naturen der Fall ist). Ich weiß aber, daß eine Assimilierung mit dem polnischen Milieu, in dem wir leben, besonders wenn dies seit Generationen der Fall ist, und hauptsächlich in den Großstädten und in polnischer Umgebung unausbleiblich ist, wie es übrigens in der ganzen Welt vor sich geht. Und da will ich weder Partei noch Schiedsrichter sein, meine, die Kirche müsse sich in solchem Falle neutral verhalten, und ich bin der gewissen Überzeugung, solch ein Verhalten allein diene dem Frieden in unserer Kirche.“ (47.)

Eichler klagt, daß es den Evangelischen in Kongreßpolen nicht nur an Bekanntheit, Glaubensfreude und Gottvertrauen fehle, sondern auch im kritischen Augenblick an rechten Führern. Die lutherischen Gemeinden, sagt er, „sehen an einem Scheidewege. Es gilt nun, entweder endgültig auf den Rest eigenen Handelns zu verzichten und sich von wesensfremden Fanatikern auf einen Weg drängen zu lassen, der die Preisgabe der Vorrechte der Reformation bedeutet, oder aber die Gestaltung der Zukunft der Kirche in die eigene Hand zu nehmen, sich aus amtlicher Bevormundung freizumachen und durch eine zweckentsprechende Verfassung den einzelnen Gemeinden sowohl wie der Gesamtkirche solche Formen zu geben, die dafür bürgen, daß die heutige lutherische Kirche in Kongreßpolen nicht das Schicksal der früheren Reformationskirchen in Polen teilt und spurlos untergeht. In allen kirchlich- und deutschgefinnten Kreisen Kongreßpolens ist man sich darüber klar, daß man vor der Entscheidung steht. Das jetzige evangelisch-augsburgische Konfitorium hat sich in den evangelischen Gemeinden Kongreßpolens kein Vertrauensfundament geschaffen. Ihm wird der berechtigte Vorwurf gemacht, daß es ruhig gesehen ließ, daß eine deutsch-evangelische Schule nach der andern geschlossen, den evangelischen Gemeinden die Beträge weggenommen und evangelische Kinder gezwungen wurden, polnisch-katholische Gebete zu sprechen. Generalsuperintendent Bursche, der sich vor und während der Abstimmungsagitation in Masuren als politischer Agent Polens betätigte und alle Rücksicht auf seine Stellung hintansetzte, hat den Rest des Vertrauens der Gemeinden verloren. Ein Beispiel beleuchtet grell die Wirklichkeit: trotz heftiger Agitation seiner Parteigänger lehnten es die deutschen Kolonisten im Kreise Lipno Anfang 1919 ab, ihn als Kandidaten für den polnischen Sejm [Reichstag] aufzustellen. Sehr verübelt wurde es ihm, daß er die Absichten der protestantischen Kirchen Amerikas, das Protektorat über die Evangelischen in Polen zu übernehmen, bei seiner Anwesenheit in Paris im Januar 1919 durchkreuzte, indem er in einer Denkschrift ausführte: „Den Katholizismus fürchten wir nicht, und fremde Protektoren brauchen wir nicht.“ In letzter Zeit wurde ihm auch Parteilichkeit bei der Verteilung großer amerikanischer Spenden vorgeworfen.“ (53 f.)

„Deutsche Freikirche!“ — so lautet also der Ruf Eichlers und seiner Gesinnungsgenossen. Als Ideal schwebt ihnen dabei die lutherische Kirche Amerikas vor Augen. Eichler schreibt: „Nicht unbekannt geblieben sind in Polen die Auswirkungen des Freikirchengebans in Nordamerika. Schon vor Jahrzehnten sind zahlreiche geistig angeregte junge Leute aus den lutherischen Gemeinden Kongreßpolens dem Rufe nordamerikanischer Synoden gefolgt und in die amerikanischen Predigerseminare eingetreten, um sich zu Pastoren für die deutsch-

lutherischen Gemeinden in Amerika ausbilden zu lassen. Seitdem ist vieles über das amerikanische Luthertum bekannt geworden, was kirchlich angeregte Gemeindeglieder in Polen mit Bewunderung für die amerikanischen Kirchenformen erfüllte. Während man in Polen noch um jede kleine Erweiterung der Besugnisse der Gemeinden kämpfen muß, sah man drüben das Ideal einer von der Polizeijoch des Konfistoriums befreiten Kirche. . . . Überall ist der Wunsch rege, daß die Gemeinden [in Polen] aus der Willkür des Konfistoriums befreit werden und sich auf die ihnen von Gott gegebenen Gaben stellen, daß sie sich im Rahmen der Freikirche ihre Handlungsfreiheit sichern und wieder in die Lage kommen, aus sich selbst Entscheidungen zu treffen. Sie und nicht das aus kirchenfremden Männern zusammengesetzte Konfistorium sollen Träger der Kirchengewalt sein. Die Gemeinden wollen unabhängig sein und ihre Angelegenheiten selbst verwalten, sich ihre Ordnungen selbst geben, Kirchen- und Lehrzucht üben. Sie wollen auch ihre Pastoren selbst berufen und nicht vom Konfistorium oder durch Wahlschiebungen aufzwingen lassen. Sie wollen sich zu einer Synode zusammenschließen, die eine beratende — keine herrschende — Körperschaft sein soll. Sie wollen auch keine Rangunterschiede hinsichtlich des geistlichen Amtes haben. . . . Das gemeinsame Bekenntnis soll das einigende Band sein, das alle Gemeinden umschließt, und gleichzeitig auch die Voraussetzung wirklicher und nicht bloß gepredigter Frömmigkeit. Wenn es noch eines besonderen Anstoßes bedurft hätte, um den Evangelischen in Polen die Freikirchenbildung wert zu machen, so waren es die Nachrichten über die Pflege der deutschen Sprache und die Hochhaltung der deutschen Schulen in den größten amerikanischen lutherischen Synoden. Mit Freude nahm man wahr, welcher strenge Hüter aller überkommenen Güter der amerikanische Zweig der Reformationskirche geworden ist, und wie er auch die Sprache pflegt, in der ihm diese Güter übermittelte wurden. . . . In der erlebnis-schweren Gegenwart wirken die amerikanischen Berichte über den blühenden Zustand und die ungehinderte Entwicklung von Kirche und Schule sowie die Treue der Pastoren zum angekommenen Volkstum als Trost und Erquickung. Die evangelischen Gemeinden Polens stehen im verantwortungsvollsten Abschnitt ihrer äußeren und inneren Entwicklung. Soll die starre Winterdecke, die sich über alles Regen breitete, einem neuen Frühling weichen, soll ihr Sehnen erfüllt werden, so muß es zur Freikirchenbildung kommen.“ (55 f.)

Um keine falschen Vorstellungen mit Bezug auf die Zustände in Amerika zu nähren, ist hier doch zu bemerken, daß trotz aller Liebe zur deutschen Sprache und anhaltender Pflege derselben das Englische auch in den großen lutherischen Synoden im Westen Amerikas (Missouri, Iowa, Ohio) gewaltig überhandgenommen hat. Gemeinden und Synoden, die sich und ihre Kirchen und Schulen vor fünfundsiebzig und fünfzig Jahren mit Nachdruck als „deutsch-lutherisch“ bezeichneten, haben zum Teil das „Deutsch“ aus ihren Konstitutionen gestrichen, nicht weil das Deutsche in ihrer Mitte schon ganz ausgestorben wäre oder nicht mehr gepflegt würde, sondern weil das Englische sich volle Gleichberechtigung erungen hat. Fast überall haben die amerikanisch-lutherischen Gemeinden vornehmlich ihrer Jugend wegen, die immer rascher verenglischt, neben den deutschen auch englische Gottesdienste eingerichtet. Und damit haben sie nur gehandelt nach dem Grundsatz: „Salus ecclesiae summa lex esto!“ Zuerst und vor allen Dingen sind wir eben lutherisch und dann erst deutsch, polnisch, englisch usw. Lutheranern ist als solchen weder das Deutsche noch das Englische noch irgendeine andere Sprache Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zu dem Zweck aller Zwecke, dem Bau des Reiches Gottes.

Unsere Väter mögen teilweise sich das Deutsche betreffend die Zukunft anders gedacht und ausgemalt haben. Und doch stand, genau besehen und die Logik der Tatsachen recht gewürdigt, nichts anderes zu erwarten. Auch ohne den Druck von Staatsgesetzen, unter denen unsere Schulen jetzt seufzen, wird in Amerika, so wie die Dinge gegenwärtig liegen, im Laufe der Zeit so gut wie jede Familie allmählich englisch werden. Verlangsamten kann man diesen Prozeß, aber völlig aufhalten und ausschalten nicht. Auch Lutheraner, die den hohen Wert der deutschen Sprache insonderheit für das Luthertum, das konsequente, ungefälschte Christentum, voll und ganz zu würdigen wissen und deshalb ernstlich bemüht sind, das Deutsche zu pflegen, geben sich einer Täuschung hin, wenn sie wähnen, daß ihre Nachkommen auf die Dauer in Amerika deutsch bleiben werden. Wer sein deutsches Vaterland dauernd verläßt, hat von vornherein damit zu rechnen,

daß er in Amerika und wohl auch in jedem andern Lande, wo die Kulturstufe ungefähr dieselbe ist wie in Deutschland, schließlich auch die deutsche Sprache wird opfern müssen. Daraus folgt natürlich nicht, daß das Deutsche so schnell wie möglich abzutreiben und über Bord zu werfen wäre, sondern umgekehrt, daß man, solange dies ohne Schaden für die Kirche geschehen kann, jäh an der deutschen Sprache festhält und gewissenhaft die Zeit auslaßt, um von dem lutherischen Gut, das sie birgt, so viel als irgend möglich in das neue Schiff zu retten zum Segen für die eigenen Nachkommen, für das neue Vaterland und für die Kirche, die werthe Magd, die uns lieber sein muß als alles.

Was Polen betrifft, so sei noch bemerkt, daß wir nicht in der Lage sind, mit Bestimmtheit entscheiden zu können, in welchem Maße die von Eichler gemachten Behauptungen und insonderheit die einzelnen Beschuldigungen gegen Bursche begründet sind. Fest steht uns jedoch, daß, wie die Dinge jetzt überall in der Welt liegen, auch in Polen das Luthertum nur in der Form des Freikirchentums recht gedeihen wird. Ob aber die Notwendigkeit der deutschen Sprache so zu betonen ist, wie es von Eichler und seinen Gesinnungsgenossen geschieht, darüber uns ein adäquates Urteil zu bilden, dazu fehlen uns die nötigen Daten über die Zustände in Polen. Wie es scheint, so steht es, was die allmähliche Entdeutschung betrifft, in Polen ähnlich wie in Amerika. Die Bewegung mag dort langsamer vor sich gehen und zum Vorteil für das Luthertum länger können aufgehalten werden. Schließlich wird sich aber auch die lutherische Kirche Polens dem Strudel des Sprachenwechsels schwerlich zu entziehen vermögen. Die eigentliche Parole der Lutheraner sollte darum, wie wir bereits an anderer Stelle betont haben, in außerdeutschen Ländern und wohl auch in Polen nicht lauten „deutsch-lutherisch“, sondern einfach „lutherisch“, „treulutherisch“, „freikirchlich-lutherisch“ — „das wahre Luthertum in der Form des Freikirchentums!“ „Freikirchlich“ — nicht bloß weil das Freikirchentum die natürlichste Gestalt lutherischer Gemeinden ist, sondern weil eine autoritative kirchliche Regierungsform und Verquickung mit einem modernen oder gar katholischen Staat dem Luthertum nur großen Schaden bringen kann. F. B.

Silver Jubilee Souvenir of the Twenty-fifth Anniversary of the Organization of Grace Evangelical Lutheran Church, Strasburg, Ill., 1897 to 1922.

Es ist dies eine schön ausgestattete und mit zahlreichen Bildern versehene Gedächtnisschrift unserer englischen Gemeinde in Strasburg, Ill., die Gott in den verfloffenen fünfundsiebenzig Jahren reichlich gesegnet hat, worüber auch wir uns mit ihr freuen und Gott von Herzen danken. Möge er sie auch in der Zukunft treu erhalten und an Glauben und guten Werken immer reicher machen! F. B.

Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., offeriert folgende englische Weihnachtsliturgien für Schulen und Sonntagsschulen: 1. *Christmastide Reverie*. 6 cts.; 12: 60 cts.; 100: \$4.50. 2. *In Dulci Jubilo*. 15 cts.; 12: \$1.44. 3. *Come Hither, Ye Faithful!* By W. M. Czamanske. 5 cts.; 12: 50 cts.; 100: \$3.50. 4. *David's Son in David's City*. A children's service for Christmas. By W. M. Czamanske. 10 cts.; 12: 50 cts.; 100: \$4.00. 5. *Jesus, Our King of Glory*. By W. Wismar. 5 cts.; 12: 50 cts.; 100: \$3.50. 6. *Our Savior's Birth*. By W. M. Czamanske. 5 cts.; 12: 50 cts.; 100: \$3.50. 7. *The Child of Bethlehem*. By W. M. Czamanske. 5 cts.; 12: 50 cts.; 100: \$3.50. 8. *The Christ-Child*. 6 cts.; 12: 60 cts.; 100: \$4.25. 9. *The Christmas Message*. 6 cts.; 12: 60 cts.; 100: \$4.25. 10. *The New-born King*. By W. M. Czamanske. 5 cts.; 12: 50 cts.; 100: \$3.50. 11. *The Wise Men from the East*. 6 cts.; 12: 60 cts.; 100: \$4.25. 12. *The Wonderful Christ-Child*. By R. A. Mangelsdorf. 10 cts.; 12: 80 cts.; 100: \$5.00. 13. *Tributes of Praise to the Christ-Child*. By W. M. Czamanske. 5 cts.; 12: 50 cts.; 100: \$3.50. — Von diesen Liturgien sind neu: *Christmastide Reverie* und *In Dulci Jubilo*. Letzteres ist auch in einer Ausgabe ohne Noten zu haben zum Gebrauch für die Zuhörer bei der Feier. Unser Verlag bemerkt: "In *Christmastide Reverie* there is some material which is new, at least in our circles, both in the anthems and in the recitations. There is more singing than usual, a feature which commends this order, especially in large schools. . . . In the other order, *In Dulci Jubilo*, there is a good deal of responsive reading or chanting, there are choruses for various children's

classes, for the choir, and for the congregation. The carols used are partly known in our circles, while others may be new. But all the music has the appeal and charm of the best style for festival purposes." F. B.

A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl, Leipzig, Deutsch-land, hat uns folgende Schriften zugehen lassen: 1. „Luther, Calvin, Loyola.“ Von D. Dr. Hans Preuß, Professor an der Universität Erlangen. Mit einem Bildnis Luthers. 59 Seiten. Broschiert M. 40 +; gebunden M. 75 +. — 2. „Bach, Mozart, Wagner.“ Von D. Dr. Hans Preuß, Professor an der Universität Erlangen. Zweite Auflage. Mit drei Bildnissen. 78 Seiten. Broschiert M. 40 +; gebunden M. 75 +. — 3. „Rudolf von Barga, der Schent zu Saale.“ Ein Thüringer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von Johannes Renatus. Sechste Auflage. 370 Seiten. M. 160 +. — 4. „Die Burggrafen von Kirchberg.“ Ein geschichtlicher Roman aus Jena's Vergangenheit von Ferdinand Röcher. Dritte Auflage. 286 Seiten. Gebunden M. 160 +. — 5. „Die Wunder Jesu.“ Von D. Dr. Robert Jelle, Professor der Theologie in Heidelberg. 125 Seiten. M. 150 +. — 6. „Die Anthroposophie Steiners und Indien.“ Von Lic. theol. S. W. Schornerus, D. D., Dozent an der Universität Kiel. 67 Seiten. M. 70 +. — 7. „Monistische und christliche Ethik im Kampf.“ Von D. R. G. Grügmacher, Professor an der Universität Erlangen. Zweite, vermehrte Auflage. 84 Seiten. M. 100 +. — 8. „Der Entwicklungsgebante in der gegenwärtigen Natur- und Geisteswissenschaft.“ Ein Ring gemeinverständlicher Vorlesungen für Hörer aller Abteilungen, gehalten an der Erlanger Universität im Winter 1921/22 von Dr. Albert Fleischmann, Professor der Zoologie, und Dr. Richard Grügmacher, Professor der Theologie. 189 Seiten. M. 240 +. Die hier besprochenen Themata lauten: „1. Die Entwicklung der Vergangenheit. 2. Maß und Häufigkeit der persönlichen Unterschiede in einer großen Menge. 3. Die Erbversuche. 4. Der Tier Spiegel weder Leiter noch Baum! 5. Die innere Bindung des Körperbaues. 6. Die Entwicklung der Gegenwart. 7. Der Entwicklungsgebante in den Geisteswissenschaften. Seine geschichtliche Herkunft und seine Wesensmerkmale. 8. Entwicklung und Universalgeschichte. 9. Entwicklung und Kulturgeschichte Europas. 10. Die Entwicklung auf dem Gebiete des sittlichen Lebens und seiner Ideale. 11. Entwicklung und allgemeine Religionsgeschichte. 12. Entwicklung und Christentumsgeschichte.“ — Etliche der obigen Schriften sollen, will's Gott, später ausführlicher besprochen werden.

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Weil unsere Lehranstalten im September ihre Tore für ein neues Arbeitsjahr geöffnet haben, so steht die Frequenz derselben im Vordergrund unser Interesse. Es sind 733 Schüler und Studenten neu eingetreten. Die Gesamtzahl in den 14 Lehranstalten in den Vereinigten Staaten und Canada ist auf 2583 gestiegen. Davon haben 2350 das Predigt- und kirchliche Schulamt als Ziel im Auge. Daß die von uns auszubildenden Prediger und Lehrer zweisprachig sein sollten, sowohl um der bestehenden kirchlichen Verhältnisse als auch um ihrer selbst willen, darauf wurde schon in der letzten Nummer von „Lehre und Wehre“ hingewiesen. Wie die Schwierigkeiten, die mit der Aufrechterhaltung der Zweisprachigkeit verbunden sind, überwunden werden könnten, wurde gelegentlich bei der im Juli in La Grange, Ill., abgehaltenen Professorenkonferenz besprochen. Was die hier und da aufgeworfene Frage betrifft, ob wir bei der Vorbildung für St. Louis nicht „etwas vom Lateinischen und Griechischen nachlassen könnten“, so muß die Antwort dahin lauten, daß dies nicht möglich ist. Wollen wir den Charakter der St. Louiser Anstalt aufrechterhalten, wie es der Wille

der Synode ist, so dürfen wir die Anforderungen an unsere Collegen hinsichtlich der Schulung in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache in d e s t e n s nicht herabsetzen. Auch hier liegt eine Schwierigkeit vor wegen der leider landesüblich gewordenen Abneigung gegen das Studium der alten Sprachen. Aber wir müssen auch diese Schwierigkeit überwinden. Hat der Heilige Geist, wie Luther erinnert, der griechischen und hebräischen Sprache die Ehre angetan, durch sie Gottes Wort ursprünglich zu reden, so sollen wir ihm auch die Ehre antun, diese Sprachen zu lernen, damit ihre Kenntnis nicht gar aus der Kirche verschwinde. Das Lateinische braucht eine Anstalt mit dem Ziel der St. Louiser Anstalt, weil es etwa fünfzehnhundert Jahre die fast allgemeine Kirchensprache war. — Die St. Louiser Anstalt hat in der Person von Professor W. A. Maier einen weiteren theologischen Lehrer erhalten. Damit ist die Zahl der Professoren erreicht, nämlich zwölf, die die Allgemeine Synode (Detroit 1920) für St. Louis festsetzte. — Über den Kampf gegen unsere G e m e i n d e s c h u l e n ist zu berichten, daß in drei Staaten, nämlich in Michigan, California und Oklahoma, die gegen unsere Schulen beabsichtigte Gesetzgebung in den Novemberwahlen nicht zur Abstimmung kommen wird, weil es den Gegnern nicht gelungen ist, die hierfür nötige Anzahl von Stimmen zusammenzubringen. Es gelang dies aber im Staate Oregon, wo die christusfeindlichen Logen in letzter Zeit eine lebhafteste Agitation gegen Kirchenschulen ins Werk gesetzt haben. Wie die Abstimmung in den bevorstehenden Novemberwahlen ausfallen wird, steht in Gottes Hand. Da die Bekämpfung der bill durch Verbreitung geeigneter Literatur mit bedeutenden Geldausgaben verbunden ist, so ist den Brüdern in Oregon finanzielle Hilfe zugesagt und zum Teil schon geleistet worden. — Im *Bulletin* des Westlichen Distrikts wird darauf hingewiesen, daß auch neue Gemeinden, inklusiv der sogenannten Missionsgemeinden, mit der kirchlichen Arbeit, die über die Ortsgemeinde hinausgeht, bekannt gemacht werden sollten. Diese Erinnerung geschieht mit vollem Recht und ist ja unter uns auch nichts Neues. Wir haben hierfür Beispiele aus der apostolischen Kirche. Als Paulus und Barnabas nach ihrer Rückkehr von der ersten Missionsreise und auf dem Wege nach Jerusalem durch Phönizien und Samaria zogen, berichteten sie den noch jungen Gemeinden über ihre Arbeit unter den Heiden und machten, wie hinzugefügt wird, mit ihrem Bericht „große Freude allen Brüdern“, Apost. 15. Trotz mancher Schwächen in der Erkenntnis wissen auch junge Christen und junge Gemeinden, daß im Evangelium von dem gekreuzigten Christus das Heil der Welt beschlossen liegt. Sie haben daher auch von vornherein Verständnis und Interesse für Berichte über den Lauf des Evangeliums in der Nähe und in der Ferne sowie Verständnis und Interesse für die kirchlichen Anstalten, die dem Lauf des Evangeliums dienen. Dies Verständnis und Interesse erstreckt sich auch auf das Geben für außergemeindliche Zwecke. Wir würden die vorhandene christliche Erkenntnis unterschätzen, wenn wir meinen wollten, es erfordere eine etwa „zehnjährige Erziehungskampagne“, ehe junge Gemeinden fähig werden könnten, Berichte über die allgemeinkirchliche Tätigkeit zu verstehen und eine evangelische Erinnerung zur Beteiligung an dieser Tätigkeit mit Nutzen entgegenzunehmen. Vielmehr machen auch wir zu unserer Zeit, gerade wie die apostolische Kirche, die Erfahrung, daß wir in jungen Gemeinden „große Freude allen Brüdern“ bereiten, wenn wir sie im Anschluß an die kirchlichen

Verichte veranlassen, in die große Schar derer einzutreten, die der Welt das alleinseigmachende Evangelium verkündigen. Was die Erinnerung zum Geben für das Evangelium betrifft, so kommt uns wohl hier und da der Gedanke, daß junge Gemeinden den Eindruck bekommen möchten, „als ob es nur um das Geldkollektieren zu tun sei“. Darauf wäre zu sagen: Wir können es allerdings so ungeschickt anfangen, daß dieser Eindruck erzeugt wird. Wir können es durch Gottes Gnade aber auch so geschickt anfangen, daß uns dasselbe passiert, was der Apostel Paulus 2 Kor. 8 von den jungen Gemeinden in Mazedonien berichtet: „Wiewohl sie sehr arm waren, haben sie doch sehr reichlich gegeben in aller Einfältigkeit; denn nach allem Vermögen, das zeuge ich, und über Vermögen waren sie selbst willig und steheten uns mit vielem Ermahnen, daß wir aufnahmen die Wohlthat und Gemeinschaft der Handreichung, die da geschieht den Heiligen.“ Was von jungen Gemeinden gilt, gilt natürlich auch von den alten. Das „finanzielle Problem“, das uns manchmal schwierig vorkommt, wird leicht, in rechter Weise und völlig sicher gelöst durch zweierlei: 1. durch fortgehendes Berichten über die kirchlichen Ereignisse in der Nähe und in der Ferne, worauf die Gemeinden sicherlich ein Anrecht haben, 2. durch nicht zu lange, aber herzliche Ermahnungen, sich in den Dienst des Evangeliums zu stellen, worauf die Gemeinden ebenfalls ein Anrecht haben. Es versteht sich von selbst, daß beides, Berichten und Ermahnen, primo loco unsere, der Ortspastoren, Sache ist und bleibt. Das ist gegeben mit der göttlichen Ordnung des öffentlichen Predigtamts. Was die „leichte“ und „sichere“ Lösung des „finanziellen Problems“ betrifft, so ist D. Walthers Optimismus biblisch, wenn er in Pastorale, S. 86, sagt: „Alle wahren Christen sind so beschaffen, daß man mit einer dringenden Ermahnung sozusagen alles bei ihnen ausrichten kann. Gerade darum richten so viele Prediger so wenig bei ihren Christen aus, wenn sie zu guten Werken bewegen oder von unrechtem Wesen abbringen wollen, daß sie, anstatt zu ermahnen, fordern, gebieten, drohen und strafen. Sie ahnen nicht, welche mächtige Waffen sie haben und nicht gebrauchen. Rechtschaffene, wenn auch mit mancherlei Gebrechen behaftete Christen wollen ja Gottes Wort nicht vertwerfen; sie wollen ja gern dem leben, der für sie gestorben ist. . . . Hören sie daher in dem ermahnenden Prediger die Stimme ihres gnädigen Gottes, so wollen und können sie sich nicht dawidersehen.“ Was insonderheit die kirchliche Arbeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes betrifft, so dachte sich Walthers die Sache so, wie er Pastorale, S. 389, kurz sagt und dann mündlich des längeren auszuführen pflegte: Der Pastor selbst hält sich aus den Synodalblättern über die kirchliche Arbeit und deren Bedürfnisse informiert und erstattet darüber der ihm befohlenen Gemeinde fortgehend auch selbst Bericht. Was die synodalen Zeitschriften betrifft, so sollte der Pastor, wenn Gott ihm dazu Gaben verliehen, an denselben selbst mitarbeiten „oder doch das Interesse für dieselben, ihr Verständnis und ihre Zirkulation unter seinen Gemeindegliedern möglichst fördern“. Mündlich pflegte Walthers hier noch den Rat zu geben, daß es von Nutzen sei, wenn der Pastor nicht nur für die Gemeindeversammlungen, sondern auch für die Familienfeste in der Gemeinde, wie Kindtaufen, Hochzeiten usw., „einen Luthercaner in die Tasche stecke“, um bei gebotener Gelegenheit „daraus vorlesen zu können“. — Durch einen Teil der deutschen und englischen Presse ging kürzlich die folgende Nachricht, auf die wir aus einer ganzen Anzahl Staaten

aufmerksam gemacht wurden: „Cleveland, O., 26. September. — Eine Konferenz von Pastoren von dreißig englisch-Lutherischen Gemeinden in Detroit, Buffalo, Pittsburg und Cleveland, zur Missouri-Synode gehörend, tagt seit gestern hier. Sie nahm einhellig gegen die Empfehlung der Professoren des theologischen Concordia-College in St. Louis, zum Abendmahl statt gegorenen Wein 'grape juice' zu benutzen, Stellung.“ Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß die hier erwähnte „Empfehlung“ eine reine Erfindung ist. Auch die Äußerungen, welche den im Zeitungsbericht genannten Pastoren in den Mund gelegt werden, sind eine reine Erfindung. Einer derselben antwortet so auf eine Anfrage unsererseits: „Der Zeitungsbericht ist selbstverständlich nicht richtig. Es hat niemand in unserer Konferenz behauptet, daß die Fakultät für grape juice eingetreten sei; das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Der unsinnige Bericht wurde von einem Zeitungsberichterfasser verübt, der, ohne daß die Konferenz es wußte, sich einstellte. Ich habe am nächsten Tage, als der Bericht erschien, in der Konferenz mich dagegen verwahrt; auch, und zwar noch viel schärfer, P. R. Es scheint, die deutschen Zeitungen haben uns noch viel mehr in den Mund gelegt. Ich werde tun, was ich kann, diesem Gefasel zu steuern.“

J. P.

Die Episkopalkirche in den Vereinigten Staaten hielt ihre 47. Versammlung vom 6. bis zum 28. September in Portland, Oreg., ab. Die Versammlung scheint sich vornehmlich mit sozialen Fragen beschäftigt zu haben. Den kirchlichen Geist in der Episkopalkirche kennzeichnet aber der folgende Bericht, den wir dem St. Louiser *Globe-Democrat* vom 28. September entnehmen: „The session of the House of Deputies last night was enlivened by an attack by Roswell Page, of Beaver Dam, Va., upon a proposed new prayer in the Communion service. 'You have introduced into this, the most sacred of all our services,' he said, 'new prayers and new ceremonials distasteful to many of us. You pray to the Blessed Virgin Mary. I don't care what the people of Boston or New York or Milwaukee think; I represent the people of old Virginia and know what they think. I protest, sir, against this prayer.' The protest was unavailing. The whole service, as revised, was adopted. A change was made in the prayer which read: 'Have mercy on all Jews, Turks, infidels, and heretics.' The words of the new prayer are: 'Have mercy on all who know Thee not.' In proposing the change, Rev. Dr. C. M. Slattery, of New York, secretary of the Prayer-book Revision Commission, stated: 'I think as Christians that we should show a spirit of charity, of Christianity to the Jewish people. This prayer is an insult to them. By removing it we are extending the hand of Christian fellowship to them.'“

J. P.

Über das Bibellesen finden wir in einer St. Louiser politischen Zeitung diese Notiz: „Kapitän W. P. Habberton von Mount Carmel, Ill., hat in den letzten fünfzig Jahren die Bibel 46mal durchgelesen. Nach den ersten Jahren stellte er fest, daß es nur ein Jahr in Anspruch nimmt, die Bibel durchzulesen, wenn man an Wochentagen drei und Sonntags fünf Kapitel absolviert, und diese Regel hat er jetzt seither fast regelmäßig innegehalten.“ Hoffentlich hat Kapitän Habberton die Bibel mit dem Joh. 5, 39 und Apost. 10, 43 angegebenen Resultat gelesen. Es gibt ein Lesen der Bibel, das man als „Dauerlesen“ bezeichnet hat, wobei, wie bei den Pharisiern und Schriftgelehrten, der Skopus der Schrift nicht erkannt und diese daher vergeblich

gelesen wird. Aus der Berechnung Gabbertons, die auch andere ange stellt haben, geht hervor, daß die eifrigen Zeitungsleser viel mehr lesen, als die Leute, welche „Gottes Brief an die Menschen“ 48mal ganz durchlesen. Luther berichtet von sich: „Ich habe nun etliche Jahre her die Bibel jährlich zweimal ausgelesen.“ (St. L. XXII, 40.) Schon im Kloster las Luther die Bibel so eifrig, daß er „suchte, wo ein jeglicher Spruch stünde und zu finden war, wenn davon geredet ward; also wurde ich ein guter Textualis“. (XX, 54.)

F. P.

Rom in unserer Nachbarschaft Belleville. Aus Belleville, Ill., wird berichtet: „In einer Versammlung in der Cathedral-Schulhalle wurden Mitglieder der Diözese ernannt, um Gelder in der Höhe von \$100,000 aufzubringen für den Bau des neuen Klosters ‚Zur unbefleckten Empfängnis‘, das in der Nähe von Priesters Park errichtet werden soll. Ein Grundstück wurde von Bischof Henry Althoff an der Steinstraße kirchlich käuflich erworben. Im Oktober soll in der Cathedralhalle ein großer Basar nebst Karten- und Regelspielen arrangiert und der Erlös diesem Baufonds zugewiesen werden.“

F. P.

Daß die Freimaurer die geschworenen Feinde unserer Gemeindefschulen sind, ist in „Lehre und Behre“ schon wiederholt zum Ausdruck gekommen. Ein Schriftstück, das uns P. J. C. Baur von der American Luther League zugesandt hat, zeigt von neuem, daß dies keine unbegründete Behauptung war. In diesem Schriftstück lesen wir: „Vor etlichen Jahren hat das sogenannte ‚Supreme Council‘ des schottischen Ritus der Freimaurer folgenden Beschluß gefaßt: ‚We approve and reassert our belief in the free and compulsory education of the children of our nation in *public primary schools* supported by public taxation, on which *all children* shall attend and be instructed in the English language only, without regard to race or creed; and we pledge the efforts of the membership of the Rite to promote by all lawful means the organization, extension, and development to the highest degree of such schools, and continually to oppose the efforts of any and all who seek to limit, curtail, hinder, or destroy the public school system of our land.‘ Dieser Beschluß wird seit der Zeit monatlich in der offiziellen Zeitschrift dieser Freimaurer, in *The New Age*, abgedruckt. Zu den Spalten dieser Zeitschrift hat der sogenannte Präsident der ‚Public School Defense League‘ in Michigan, jener berühmte James Hamilton, mit seinen Artikeln Zugang. So befindet sich z. B. in der Augustnummer dieses Jahres ein Artikel aus seiner Feder, worin der Satz steht: ‚Let us put every American child in an American public school.‘ Bekanntlich wütet gerade jetzt ein Schulkampf in Oregon. Ein Gesetz wird dort vorgeschlagen, das alle Privat- und Gemeindefschulen aufheben soll. In dem sogenannten *Voters' Pamphlet*, das vom Staatssekretär herausgegeben und an alle stimmfähigen Bürger im Staat geschickt worden ist, befindet sich ein von Freimaurern eingerücktes Argument für das vorgeschlagene Gesetz. Diesem Argument entnehmen wir die folgenden Teile: ‚The inspiration for this act is the following resolution: “That we recognize and proclaim our belief in the free and compulsory education of the children of our nation in *public primary schools* supported by public taxation, upon which *all children* shall attend and be instructed in the English language only, without regard to race or creed, as the only sure foundation for the perpetuation and preservation of our free institu-

tions, guaranteed by the Constitution of the United States; and we pledge the membership of the order to promote by all lawful means the organization, extension, and development to the highest degree of such schools, and to oppose the efforts of any and all who seek to limit, curtail, hinder, or destroy the public school system of our land." The above resolution was adopted by the Supreme Council, A. and A. S. Rite, for the Southern Jurisdiction of the United States, May, 1920. Grand Lodge of Oregon, A. F. and A. M., June, 1920. Imperial Council, A. A. O. Nobles Mystic Shrine, June, 1920.' — Sodann erschien auch nebst andern die folgende Anzeige in einer einflussreichen täglichen Zeitung der Stadt Portland: 'Voters of Oregon, Your Attention! Reasons why you are asked to vote for the compulsory public school bill. The compulsory public school education bill to be offered for the consideration of voters on the ballot at the coming November election in Oregon is a measure for the promotion of Americanism. It is sponsored by the Supreme Council of the Scottish Rite Masonic bodies for the Southern Jurisdiction of the United States. It has been endorsed in principle by the Imperial Council, Ancient Arabic Order, Nobles of the Mystic Shrine, and by the Grand Lodge of Oregon, A. F. and A. M. It is backed in advocacy by the Scottish Rite Masonic bodies, and the idea it represents was first initiated and promulgated by them and subsequently endorsed by the other organizations herein named. The issue presented is not an issue of religious creed or factionalism or intolerance. It is an issue of true American progress. The Scottish Rite Masonic bodies are promoting this measure because their members believe that the hope of America is in its public schools; that if American institutions are to endure, American children of grammar school age must be taught common ideals — *American*; that they must be taught in a common language — *English*; that they must be taught to uphold and foster one set of principles — those of our American forefathers. They believe that the future of our race, our nation, and our institutions will be perpetuated if all our children of grammar school age are so taught, and not otherwise. P. S. Malcolm, 33°, Inspector-General in Oregon, Ancient and Accepted Scottish Rite.' (Paid advertisement, published in the *Morning Oregonian* of Saturday, September 9, 1922.) — Neulich wurde auch folgende Petition für ein Amendement zur Staatskonstitution in Oklahoma umhergereicht: "The legislature shall provide for compulsory attendance at some public school supported wholly by public taxation, and in which instruction shall be wholly in the English language, of *all children* who are of school age, for at least five months in each year until they have completed the eighth grade; provided that this act shall not apply to children suffering from bodily or mental infirmity; and provided, further, that such children may attend other schools during those parts of the year when public schools supported wholly by public taxation and in which instruction is wholly in the English language *are not in session*, or after having attended such public schools supported wholly by public taxation and in which instruction is wholly in the English language, for at least five months in each school-year.'" — In Michigan, California und Oklahoma sind bisher die Anschläge der Feinde unserer Gemeindefschulen vereitelt worden. Es ist ihnen nicht gelungen, genug Unterschriften zu bekommen, um ihre Petition auf den

Staatszettel zu bringen. Mögen sie auch in Oregon mit ihren staats- und kirchenfeindlichen Plänen zuschanden werden! Gott segne dazu überall den Kampf unserer Brüder, der ja nichts anderes ist als ein Kampf für unser amerikanisches sowohl wie göttliches Recht, ja ein Kampf für das Christentum selber! Unser Board of Directors hat denn auch bestimmt, daß \$10,000 kollektiert werden sollen, um den Schulkampf in Oregon energisch zu führen. Im Vertrauen auf Gott, aber auch nur auf ihn, werden wir auch dort Sieger bleiben.

Die Jugend „in den Armen der Freimaurer“. Bis her hatten wir es bei dem kirchlichen Kampf gegen die Freimaurer vornehmlich mit Erwachsenen zu tun. Nun streckt die Christusfeindliche Gesellschaft ihre Arme auch sehr energisch nach der Jugend aus durch Adoption des De Molay-Ordens. Über diesen Orden entnehmen wir einer St. Louiser logenfreundlichen Zeitung den folgenden Bericht: „Der Gedanke, eine solche Organisation zu gründen, stammt von Frank S. Land von Kansas City, der im November 1919 einen Anfang mit neun Knaben machte. Land arrangierte wöchentliche Spiele, und die jungen Leute zeigten ein so großes Interesse daran, daß die Gemeinschaft jetzt 400,000 Glieder zählt. Der Zweck des Ordens ist, Knaben im Alter von sechzehn bis einundzwanzig Jahren gute Sitten beizubringen und sie an einen reinen, ehrenhaften Lebenswandel zu gewöhnen. Ein chapter des De Molay-Ordens hat 21 Beamte, von denen jeder ein Knabe ist. Die Knaben haben ein Ritual und geheime Arbeit und vollziehen die Einführungen in Roben und Regalien. Das Ritual besteht aus zwei Graden, dem Einführungsgrad und dem De Molay-Grad. Im ersten Grad werden die Kardinaltugenden des Ordens den jugendlichen Gemütern durch eine symbolische Reise eingepägt, während im zweiten Grade, der in historischen Darstellungen besteht, den Knaben Gelegenheit geboten wird, ihr dramatisches Talent zu betätigen. In dem Orden, der, wie ausdrücklich betont wird, mit dem Orden der Freimaurer in keiner direkten Weise verbunden ist, wird die Kunst der Maurer nicht gelehrt. Der Orden ist ‚ein Kind in den Armen der Freimaurer‘ genannt worden. Alexander G. Cochran ist der ‚Grand Master Councilor‘ und Frank Land der ‚Grand Scribe‘. Von jeder Loge werden zehn Männer erwählt, um den Knaben bei der Leitung eines chapter behilflich zu sein. Das erste chapter in St. Louis wurde im November 1920 installiert.“ Wie wohl die Hochschulen des Landes sich gegen diesen Orden stellen werden, weil sie ein Interesse an den Altersklassen haben, in die der Orden einzubringen sucht, und weil sie mancherorts, wie auch in St. Louis, den geheimen Schülerverbindungen den Krieg erklärt haben?

Der Ku Klux Klan im Norden unsers Landes. Die ursprüngliche Heimat dieses Geheimordens ist der Süden. Er dringt nun auch nach dem Norden vor. Aus Milwaukee wird berichtet: „Das erste öffentliche Auftreten in Milwaukee des sogenannten ‚unsichtbaren Reiches‘ des Ku Klux Klan fand am Donnerstagabend im Auditorium statt. Die Versammlung erhielt einen besonderen Anstrich durch die Ansprache, welche Rationalorganisator C. Lewis vor einer Zuhörerschaft von etwa 700 Personen hielt.“ Der Hauptredner gab als Zweck des Geheimbundes an die Aufdeckung des Betruges, den die römische Priesterherrschaft unserm Lande spiele. Neger und Juden als Rasse ehre der Orden. Aber die Neger dürften nicht sozial und

politisch gleichberechtigt sein, weil der weißen Rasse, und zwar der weißen Rasse, soweit sie angelsächsisch sei, die Weltherrschaft zukomme. Damit den Angelsachsen die Herrschaft auch hierzulande bleibe, müsse die Einwanderung besser kontrolliert werden. Gegen die Juden sei der Orden insofern, als diese durch Arbeit nicht selbst erwerben, sondern den Erwerb anderer durch Finanzoperationen an sich ziehen wollen. Der Klan stimmt mit dem überein, was Ford gegen den International Jew hat. Den geheimen Charakter des Ordens verteidigte der Redner erfolgreich mit dem Argument: Was andern erlaubt ist, sollte auch uns nicht verboten sein. Er wies darauf hin, „daß unter den zehn Millionen Negern des Landes sich 51 geheime Vereinigungen befinden, und daß die B'nai B'rith eine der höchsten jüdischen Vereinigungen sei, und die katholischen Organisationen ihnen nicht nachständen“. über die Verbreitung des Ku Klux Klan wurden die folgenden Angaben gemacht: „Wer sind die Glieder des Ku Klux Klan? Viele unter ihnen sind Mitglieder des Kongresses; Gouverneure von 19 Staaten haben sich ihm angeschlossen sowie Richter in verschiedenen Gerichten beim Hundert, Pfarrer, Anwälte, Bankiers, Geschäftsmänner, ja, der hervorragendste Bankier in Chicago ist ein Mitglied und Leiter der 50,000 Mann starken Truppe. Die Gesamtzahl der Glieder beträgt vier Millionen. Das Ziel beschränkt sich nicht auf eine Gruppe von Staaten, sondern auf die ganze angelsächsische Rasse.“ Ku Klux will also „Demokratie“ verbreiten, aber so, daß die angelsächsische Rasse dies Land und die übrige Welt beherrscht. Das stimmt ganz mit der „demokratischen“ Gesinnung der Leute, die den großen Krieg wollten, um die Welt für die Demokratie sicher zu machen und den Völkern das Selbstbestimmungsrecht zu verschaffen. Die Apologie der Augsburgischen Konfession behält recht, wenn sie sagt: „Die angeborne böse Lust ist so gewaltig, daß die Menschen öfter derselben folgen denn der Vernunft, und der Teufel, welcher, wie Paulus sagt, kräftiglich wirkt in den Gottlosen, reizet ohne Unterlaß die arme schwache Natur zu allen Sünden. Und das ist die Ursache, warum auch wenig der natürlichen Vernunft nach ein ehrbar Leben führen.“ (R. 218, 71.)

F. P.

Geldmangel auch im Staatsschulwesen. Die Affoziierte Presse berichtet aus West Frankfort, Ill.: „91 Lehrerinnen in den Schulen der Townships Denning und Frankfort haben heute ihre Klassen von insgesamt 3800 Schülern entlassen, da die Schulbehörde über keine Fonds verfügt, um die Gehälter zu bezahlen. Superintendent Walter erklärte, daß die Lehrkräfte nicht streiken, sondern ihre Tätigkeit einzustellen gezwungen waren, da sie ohne Geld nicht arbeiten und leben können“. Die Townships hatten den Vorschlag, Fonds in der Höhe von \$64,000 auszugeben, um Schulauslagen und die Gehälter für die Lehrkräfte zu bezahlen, den Wählern zur Abstimmung vorgelegt. Der Vorschlag wurde mit einer Mehrheit von 668 Stimmen abgelehnt.“ Ähnliche Nachrichten kommen aus andern Staaten. Eine Stadt in North Dakota hat ihre Hochschule geschlossen, weil die Erhaltung derselben die Steuern so erhöht habe, daß sie für die Bewohner der Stadt und Umgegend unerträglich seien.

F. P.

II. Ausland.

„**Dogmatische Hochziele.**“ Unter dieser Überschrift findet sich in der „Neuen Kirchl. Zeitschrift“ vom August dieses Jahres ein Artikel, in welchem das Verlangen ausgedrückt wird, „daß wieder einmal eine ganz neue Art

von Dogmatik, ein völlig anderer Typus von Dogmatik geschrieben werde". Vor allen Dingen wird der dogmatische Typus: „Scriptura locuta, causa finita“ abgewiesen. Positiv wird behauptet: „Die Dogmatik muß den Mut finden, nicht zu beweisen, sondern zu behaupten.“ Sie soll „einfach und schlicht sagen, was ihres Glaubens ist“, auch abgesehen von der Heiligen Schrift. Der Schreiber illustriert das durch den Hinweis auf das „empfangen vom Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“. Er bekennet dies als einen Teil seines christlichen Glaubens: „Der Christus, an den wir glauben, der allein Gegenstand unsers Glaubens sein kann und darf, muß vom Heiligen Geist empfangen und von der Jungfrau Maria geboren sein, gleichviel ob es in der Bibel steht oder nicht.“ „Wir glauben das ‚empfangen vom Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria‘ nicht, weil es in der Bibel steht, sondern in der Bibel steht es, weil die biblischen Schriftsteller auch Christgläubige Menschen waren.“ Der Dogmatiker muß nicht „reproduzieren“, sondern „produzieren“, „wobei dann die Schrift nicht ‚beweisend‘, sondern übereinstimmend zur Seite tritt“, „als ein hochwillkommenes und erfreuliches Zeichen der Übereinstimmung im gemeinsamen Glauben mit ihr [der dogmatischen Aussage] zusammenklingt“. Der Schreiber des Artikels irrt sich, wenn er meint, hiermit einen neuen Typus der Dogmatik in Vorschlag gebracht zu haben. Dieser Typus liegt — um nicht weiter zurückzugehen — bei allen modernen Theologen vor, auch bei Schleiermacher, Hofmann und Frank, an denen der Autor des Artikels von seinem Standpunkt aus unbilligerweise Kritik übt. Weil die modernen Theologen die Heilige Schrift nicht als „Gottes Mund“, als Gottes eigenes und darum irrtumsloses Wort, gelten lassen, so erklären sie es für die einzig anständige und „wissenschaftliche“ Methode, die die christliche Lehre nicht aus der Schrift, sondern aus dem „Ich“ des Theologen nimmt. Das „Hochziel“ dieser Dogmatik ist dann, die Schrift so zu deuten, daß sie mit der Behauptung des dogmatizierenden Subjekts übereinstimmt. Ein ganz anderes ist das „Hochziel“ der Dogmatik, wenn sie mit Christo, den Aposteln und der christlichen Kirche dafürhält, daß die Heilige Schrift Gottes eigenes Wort ist und nicht gebrochen werden kann. Dann gestaltet sich das „Hochziel“ der Dogmatik so, daß sie von vornherein über Gott und göttliche Dinge nichts anderes denkt und lehrt, als was in den Worten der Schrift ausgedrückt vorliegt. Luther beschreibt alle rechten Lehrer der christlichen Kirche als „Katechumenen und Schüler der Propheten“, „als die wir nachsagen und predigen, was wir von den Propheten und Aposteln gehört und gelernt haben“. (St. L. III, 1890; Erl. 37, 12.) Luther fordert daher von jedem Theologen die Fähigkeit, sich alles das ausfallen zu lassen, was ihm ohne das Schriftwort eingefallen ist. (St. L. XX, 792; Erl. 30, 46.) Spätere Lehrer, z. B. August Pfeiffer (*Thesaurus Hermeneut.*, p. 5), drücken dies auch so aus: „Die positive Theologie . . . ist nichts anderes als die Heilige Schrift selbst, in gewisse Lehren in rechter Ordnung und in klarer Weise zusammengestellt, weshalb in dem Lehrleibe auch nicht ein einziges, wenn auch noch so geringes, Glied sich finden darf, das nicht aus der recht verstandenen Schrift bewiesen werden kann.“ Dies sollte das „Hochziel“ jedes christlichen Dogmatikers sein. Sonst trifft ihn das Wort Jer. 23, 16: „So spricht der Herr Zebaoth: Gehorchet nicht den Worten der Propheten, so euch weis-

Sagen! Sie betrügen euch; denn sie predigen ihre s Herzens Gesicht [ihre eigene Anschauung] und nicht aus des Herrn Munde.“ F. P.

„**Werkstudenten**“ in Deutschland. Deutsche Zeitungen berichten, daß es dort unter den schwierigen pekuniären Verhältnissen jetzt viele Studenten gibt, die sich die Mittel zum Studium dadurch erwerben, daß sie nebenbei in den „verschiedensten Berufen“ arbeiten. Für diese Studenten ist, wenn die Berichte richtig sind, die Benennung „Werkstudenten“ geprägt worden. „Werkstudenten“ in diesem Sinne sind bei uns in Amerika längst eine stehende Einrichtung. In einem Bericht über die Universität des Staates Missouri heißt es in bezug auf weibliche und männliche Studenten: „Die Zahl der Studentinnen, die ihren Lebensunterhalt erwerben, während sie die Staatsuniversität besuchen, ist größer als je zuvor in der Geschichte der Anstalt. Viele der Studentinnen verrichten Hausarbeiten in Logishäusern und Privatwohnungen, einige arbeiten in Bureaus und andere in Schnittwarengeschäften. Ferner fertigen einige Studentinnen schöne Handarbeiten und kochen in Restaurationen und Privatfamilien, um sich instand zu setzen, ihre Studien zu vollenden. Die jungen Männer der Universität, die mit irdischen Gütern nicht reich gesegnet sind, legen ebenfalls bemerkenswerte Vielseitigkeit an den Tag. Sie sind in allen möglichen Berufszweigen tätig und erfreuen sich deshalb nicht geringeren Ansehens als die Söhne reicher Eltern. Die Missourier Universität ist sehr demokratisch; der Mammon wird nicht berücksichtigt.“ Vielleicht geht die letztere Bemerkung ein wenig über die wirkliche Sachlage hinaus. Aber auch die Präsidenten z. B. von Harvard und Yale haben in ihren Jahresberichten darauf hingewiesen, daß ein Teil der Studenten die Studienkosten ganz oder teilweise durch eigene Arbeit erwirbt, und daß diese Studenten in der Regel in ihren Studien die besten Leistungen aufweisen. Es liegt das in der Natur der Sache. Übrigens hat es auch in früheren Zeiten in Deutschland immer „Werkstudenten“ gegeben, wenn auch in verhältnismäßig sehr beschränktem Maße. F. P.

Berliner Stadtmission. In dem von dieser Mission ausgesandten Bericht lesen wir: „Was tun wir nun? Seelenrettung tun wir, berufsmäßige Laienhilfe in Seelsorge und Evangelisation in den Massengemeinden der Reichshauptstadt; Vereinspflege und soziale Handreichungen sind dabei unsere Hilfsmittel. Vierzig Stadtmissionare und dreißig Stadtmissionschwestern unter der Leitung sechs geistlicher Inspektoren gehen in ihren Bezirken von Tür zur Tür, um dem Evangelium Eingang zu verschaffen. In dieser wirksamen Besuchsmision werden alljährlich etwa 80,000 und mehr Besuche abgestattet und manches Band geknüpft, manche Seele gewonnen. Die Kurrendechorle tragen den warmen Klang des gesungenen Gotteswortes in die engen Höfe der Berliner Mietskasernen und weden mit ihren geistlichen lieblichen Liedern die Erinnerung an bessere Zeiten, ans Evangelium vom lieben Heiland. Unsere so wichtige Nachtmission sucht des Nachts auf den Straßen Berlins die Gefährdeten beiderlei Geschlechts zu warnen und die Gestrauchelten zu retten. Ihr dient für gefährdete Mädchen unser Zufluchtsheim und die Heimatfreude sowie unsere Arbeiterinnenkolonie Telz bei Posen und für männliche Personen unser Asyl. Evangelisation im Freien veranlassen unsere Brüder auf den Plätzen Berlins und in den von Ausflüglern stark besuchten Wäldern in Berlins Umgebung. In den zahlreichen Laubenkolonien, wo viele Arbeiter und Unbemittelte besonders Sonntags

Erholung und Beschäftigung suchen, haben wir Stadtmissionslauben errichtet, in denen zahlreiche Besucher an Seele und Leib erquickt werden. In unsern neunzehn Sälen sammeln wir die Gewonnenen und pflegen sie und dienen ihnen mit dem Evangelium in vielen daran angeschlossenen Gemeinschaften und Vereinen. Aus diesen holen wir uns unsere freiwilligen Mitarbeiter namentlich für unsere ausgedehnte Schriftenmission, die unsere Blätter, wie ‚Sonntagsfreund‘, ‚Sonntägliche Predigt‘, ‚Große Botschaft‘, ‚Wort vom Kreuz‘, ‚Kraft und Licht‘, ‚Glockenlänge‘, in viele Häuser trägt. Die Elendskirche bietet im Winter den Obdachlosen in warmen Sälen Speise und Trank und verkündet ihnen das Evangelium vom Heiland der Mühseligen und Beladenen. Strafgefangene werden von zwei Brüdern im Gefängnis aufgesucht; sie nehmen sich ihrer im Elend sitzenden Angehörigen an, und nachdem die Gefangenen entlassen sind, tun sie weiter den Dienst selbstloser und sozialer Handreichung an ihnen. Dem gewerbsmäßigen Bettel zu steuern und wirklich Bedürftige zu unterstützen, haben wir ein Armenbureau eingerichtet, das die Bedürftigkeit der Wittsteller genau untersucht und Arbeit und Hilfe vermittelt. Jugendpflege treiben wir in unsern Jungfrauen- und Jünglingsvereinen, christlichen Vereinen junger Männer und Mädchen, in den Jugendbündnissen für entschiedenes Christentum, besonders in dem Jungmännerheim ‚Freie Jugend‘, das, 1912 erbaut, muster-gültig eingerichtet ist und in sechzig behaglichen Zimmern jungen Männern ein schönes Heim bietet. Unsere Kinderhorte bewahren aufsichtslos Kinder vor den Gefahren der Straße und säen in ihren frischen, empfänglichen Herzen den Samen des göttlichen Wortes. Unsere Zigeunermission mit einer eigenen Berufsarbeiterin sammelt die Kinder und Erwachsenen dieses so viel und mit Unrecht verachteten Volkes ums Evangelium von dem Heiland aller Menschen. Die Trinkerrettungsarbeit ist uns ein ganz besonderes Anliegen, da wir die Vertwüstungen des Alkohols nur zu oft in unserer Arbeit wahrnehmen. Dreizehn Blautreuvereine dienen diesem wichtigen Werke; alle Inspektoren und die allermeisten Stadtmissionare gehören dem Blauen Kreuz an. Unser Ferienheim für unbemittelte Erholungsbedürftige Boar in Bernigerode am Harz schafft den abgearbeiteten unbemittelten Großstädtern einen vierwöchigen ganz kostenlosen Erholungsaufenthalt. Etwa 250 arme Menschenkinder können wir dort jährlich aufnehmen. Solange das Heim von der Stadt Bernigerode für Wohnszwecke mit Beschlag belegt ist, ermöglicht uns die Güte unserer lieben Freunde auf dem Land, etwa 400 Kindern und Erwachsenen eine ländliche Erholungszeit zu bereiten. In unserer Stadtmissionskirche am Johannistisch wird allsonntäglich einer zahlreichen Gemeinde das Evangelium verkündet und die Kinder der umgebenden Stadtteile zum Kindergottesdienst gesammelt. Der große Saal unser Hauptquartiers am Johannistisch dient unsern und befreundeten Vereinen zu religiösen Versammlungen und Unterhaltungsabenden. Hier befindet sich auch die Oberleitung des weitverzweigten Werkes; ferner unsere unter der Firma ‚Waterländische Verlags- und Kunstanstalt‘ bekannte Verlagsanstalt. Diese vereinigt unter ihrem Namen folgende Abteilungen: 1. Buchhandlung der Berliner Stadtmission usw., 2. Kunstanstalt für Kirchenausstattung, 3. Buchdruckerei, Buchbinderei, 4. Ernst Röttgers Verlag, 5. Lichtbilder-Abteilung. Unsere Buch- und Kunsthandlung, die weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt ist, unterhält eine große Versandabteilung, die jedes gute Buch auf das schnellste besorgt, und unter-

hält auf den Straßen Berlins Büchertwagen, die der Verbreitung guter Schriften dienen. Unsere Buchverlagsabteilung verlegt solche Werke, die geeignet erscheinen, christlichen Geist im Volksleben und in der Jugenderziehung zu fördern. Besondere Beachtung verdienen die alljährlich erscheinenden Kalender der Berliner Stadtmission, von denen neben der allgemeinen Ausgabe eine Anzahl mit Sondernachrichten gedruckt werden: 1. ‚Der deutsche Volksbote‘, 2. ‚Der deutsche Volksfreund‘, 3. ‚Der Martha-Kalender‘. Die im Interesse der Berliner Stadtmission herausgegebenen Blätter sind: 1. ‚Der Sonntagsfreund‘, im Auftrag der Stadtmission herausgegeben von R. Kindler, Pastor und Inspektor der Berliner Stadtmission; 2. ‚Kraft und Licht‘, ein gut illustriertes, frisch geschriebenes christliches Verteilblatt; 3. ‚Glockenlänge‘, ein Volksblatt mit ertvedlichem, erbaulichem und unterhaltendem Inhalt, wöchentlich erscheinend; 4. ‚Die sonntägliche Predigt‘, vor über dreißig Jahren von Hofprediger Adolf Stöcker gegründet, nach seinem Tode fortgeführt von P. Samuel Keller (besondere Verbreitung findet die Totenfestpredigt, 800,000 Exemplare); 5. ‚Freue Botschaft‘, ein von P. Michaelis in Bielefeld herausgegebenes, ertvedliches Verteilblatt; 6. ‚Wort vom Kreuz‘, eine sonntägliche Predigt, herausgegeben von Professor D. Udeley in Königsberg. Die Buchdruckerei beschäftigt circa 150 Angestellte. Ihr Betrieb ist mit 4 Zeitungs- und Illustrationsrotationsmaschinen, 14 Schnellpressen und Liegelbrudrpressen ausgestattet und arbeitet mit 10 Setzmaschinen sowie modernstem Schriftmaterial und hat im eigenen Hause Buchbinderei. Die Kunstanstalt liefert in bester Ausführung alle zur Ausschmückung des Inneren von Kirchen und andern gottesdienstlichen Räumen gehörenden Gegenstände, Altar- und Abendmahlsgeräte, Kreuze, Leuchter, Kelche, Opferbüchsen, Lichte, Hostien und Bekleidungen für Altäre und Kanzeln. Der gesamte Reinertrag dieser kaufmännischen Betriebe kommt dem Stadtmissionswerk zugute. Der Arbeit der Berliner Stadtmission dienen vier Hospize, die sich außerordentlicher Beliebtheit erfreuen, da sich in ihnen die Annehmlichkeiten eines vornehmen Familienhotels mit allen modernen Einrichtungen vereinigt finden. In dem von Deutschland durch den Versailler Frieden abgetrennten Gebiet der früheren Provinz Posen haben wir längst (noch vor dem Weltkrieg) eine gesegnete Schriftenmission eingeleitet. Sie jetzt dort fortzuführen und diesen Strom des Evangeliums nicht versiegen zu lassen, ist uns angesichts der Glaubensbedrängung und politischen Bedrückung der evangelischen Brüder und Schwestern dort durch die Polen eine angelegentliche große Sorge. Wir können und dürfen diese Arbeit nicht liegen lassen. Dazu aber sind wir rein auf die Unterstützung mitempfindender, warmherziger Freunde angewiesen. Unsern Stadtmissionsarbeitern können wir nur das Allernotwendigste geben für den Lebensunterhalt; aus gleichem Grunde vermögen wir, trotzdem Vermehrung der Arbeiter so dringlich wäre, neue Kräfte nicht einzustellen.“ — So weit dieser von uns stark gekürzte Bericht der evangelischen Berliner Stadtmission, die sich in demselben zugleich auch an das Ausland-Deutschtum wendet um Hilfe zur Bewältigung ihrer Riesenaufgabe in Groß-Berlin.

F. B.

Die „Kriegsschuld“ in Frankreich. über eine auch in Frankreich bestehende „Liga der Menschenrechte“ wird berichtet: „Die von Trarieux gegründete Liga ‚der Menschenrechte‘ hat Einladungen zu einem Kongreß versandt, der im Juni 1923 in Paris stattfinden soll. Auf diesem Kongreß soll

auch die Frage der Kriegsschuld noch einmal verhandelt werden: In einem Vorschlag, der innerhalb der Pariser Abteilung der Liga verbreitet wird, heißt es: „Wenn wir die Schwierigkeiten der Gegenwart nach den Grundsätzen unserer Liga beurteilen, müssen wir feststellen, daß diese Grundsätze schamlos verletzt und verkannt werden. Deutschland, das 1918 nach einem erbarmungslosen Kriege besiegt worden ist [namentlich dadurch, daß man ihm die Waffen aus der Hand schwindelte], wird von den siegreichen Völkern wie eine Sklavennation behandelt und dazu verdammt, für viele Generationen den Siegern die Kosten des Krieges zu bezahlen. Das geschieht nach dem Urteilsprüche des Vertrags von Versailles, durch den das deutsche Volk gezwungen wurde, sich allein als den Verantwortlichen für die Entfesselung der Feindseligkeiten zu bekennen, ohne daß es ihm gestattet worden ist, über diese Frage zu debattieren, ohne daß es vor dem Tribunal, das dieses grausame Urteil fällte, sich verteidigen durfte, und sogar, ohne daß den Verurteilten die Schriftstücke und Beweise vorgelegt worden sind, nach denen der Spruch erfolgte. Für Deutschland ist seither das Recht der Selbstbestimmung ein Wort ohne Sinn geworden. Der Urteilspruch, der Deutschland getroffen hat, bedeutet, selbst wenn er durch Tatsachen begründet werden könnte, eine verdammenwerte Parodie der Gerechtigkeit, die für die Vernunft und für die Grundsätze der Menschenrechte beleidigender ist, als es jemals der Spruch eines Kriegsgerichts sein konnte.“ Deshalb schlägt der Verfasser dieser Anregung, Matthias Morhardt, vor, daß die Pariser Abteilung der Liga vor dem Kongreß den Antrag unterstützen müsse, folgende Resolution anzunehmen: Die Völker haben das Recht der Selbstbestimmung. Dieser Grundsatz duldet weder eine Ausnahme noch einen Vorbehalt. Jede Kontrolle, die durch eine fremde Macht über ein Volk verhängt wird, jede Befehung, auch wenn sie durch einen Vertrag gestattet wird, bedeutet eine ungerechte Handlung. Die „Liga der Menschenrechte“ hat die Pflicht, gegen die Regierungen zu protestieren, die sich einer solchen Handlung schuldig machen.“ — Verba, praeterea nihil! Die „Liga der Menschenrechte“ wird schwerlich etwas durchsetzen. Wie die Menschen nun einmal beschaffen sind, liegen ihnen nur die eigenen Interessen, nicht die Menschenrechte, am Herzen. Das beweisen klarer und stärker als je die jüngsten Ereignisse. Es wird wohl bei Luthers Urteil bleiben, daß man in der Welt nur das behalten kann, was man mit den Waffen in der Hand festzuhalten imstande ist. Mit einem Volk, dem nicht die nötige Waffengewalt zu Gebote steht, wird nicht verhandelt, sondern ein solches Volk wird behandelt. Es ist bei den Verhandlungen nicht Subjekt, sondern Objekt.

J. P.

Einen Besuch beim Papst hat auf einer Europareise auch unser früherer Gouverneur Gardner gemacht und darüber einen Vortrag gehalten. Eine hiesige Zeitung berichtet darüber: „Gardner schilderte auch seinen Besuch im Vatikan und betonte, daß der Papst eine höchst demokratische Persönlichkeit sei, da es nicht schwerfalle, bei ihm eine Audienz zu erhalten.“ Natürlich ist der Papst „eine höchst demokratische Persönlichkeit“, nur mit der kleinen Einschränkung, daß man ihm untertan sein muß. Auch ist es leicht einzusehen, warum es nicht schwerfällt, bei ihm eine Audienz zu erlangen: er sieht darin eine Verbeugung vor der von ihm beanspruchten Allherrschafft.

J. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 68.

Dezember 1922.

Nr. 12.

Der innere Zusammenhang der messianischen Weissagung Jes. 7, 14.

Die erste bestimmtere jesaianische Messiasweissagung, die als solche auch das Neue Testament (Matth. 1, 23) bezeugt, ist uns in Jes. 7, 14 gegeben. Allerdings, schon in den vorhergehenden Kapiteln seines Buches hat Jesaias vom Messias geweissagt, hat mit klaren, hellen Worten die Augen seiner Leser gerichtet auf die selige Zeit der zukünftigen Messias Herrschaft, da die Gnadenherrlichkeit Gottes in seiner ganzen überschwenglichen Fülle geoffenbart werden sollte, Kap. 2 u. 4. Gegen diese Evangeliums predigt hat sich allerdings Juda=Jerusalem als Volksganges bereits verstoßt, Kap. 1, und sie mit schändem Undank verworfen. In dem verstoßten Volk findet sich jedoch ein Teil, ein heiliger Same, das Zion Gottes, 1, 27, und diese Auserwählten des Herrn werden der Erlösung durch den Messias teilhaftig, werden eine Stadt der Gerechtigkeit und eine fromme Stadt, 1, 26, genannt werden. Ganz besonders werden in der messianischen Heilszeit die Heiden selig werden, Kap. 2. Denn „zur letzten Zeit soll der Berg, der des Herrn Haus ist, gewiß sein, höher denn alle Berge, und über alle Hügel erhaben werden; und werden alle Heiden dazulaufen, und viel Völker hingehen und sagen: Kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns lehre seine Wege, und wir wandeln in seinen Steigen! Denn von Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem“, 2, 2. 3. In solch klaren und herrlichen Worten weisagt Jesaias gleich im Anfang seines Buches von dem zukünftigen Glückreich des Messias und richtet so von vornherein die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf die Verheißung und Hoffnung Israels.

Dieselbe Weissagung wiederholt der Prophet im folgenden. Nachdem er in Kap. 3 noch einmal die Sünden Israels mit drohenden Verdammungsworten gezeihelt hat, redet er in Kap. 4 wieder von dem kommenden messianischen Heil, indem er besonders auf die Person und das Werk des Messias näher eingeht. „An jenem Tage wird der Sproß

Jehovahs zur Bier und zur Herrlichkeit werden und die Frucht des Landes zum Stolz und Prange für die Geretteten Israels. Und es wird geschehen: wer übriggelassen in Zion und übriggeblieben in Jerusalem, heilig wird er heißen, alle, die zum Leben eingeschrieben sind in Jerusalem“, 4, 2. 3. In diesen Worten — wir zitieren hier die Übersetzung von Delitzsch — beschreibt der Prophet zunächst die Person des Messias als Sproß (צֶמַח יְהוּדָה), weist aber dann auch auf seine Herrlichkeit hin (לְצִבְיָה וּלְכְבוֹד) und gibt schließlich näher an, wer des messianischen Glückes teilhaftig werden soll, nämlich die Geretteten Israels (לְפִלְיֹט מִיִּשְׂרָאֵל), das heißt nach des Propheten eigener Erklärung, alle, die zum Leben eingeschrieben sind in Jerusalem (-לְחַיִּים בִּירוּשָׁלַיִם), V. 3. Wie wir sehen, schreitet die Weissagung des Propheten zu einer immer größeren Klarheit vorwärts, indem er sowohl das Heil wie den Heiland Israels immer näher bestimmt.

Kap. 5 dagegen ist wieder Strafandrohung. Der Weinberg des Herrn, Juda=Jerusalem, soll wüste gelassen werden, „daß er nicht geschnitten und gehackt werde, sondern Disteln und Dornen darauf wachsen“. Diese fortgesetzte Strafandrohung verkündet Jesaias dem glaublosen Volk auf Gottes Befehl besonders, nachdem er, im Geist entrückt, den Herrn in seiner alles überwältigenden Glorie geschaut hat und von ihm zum Prediger der Verstockung berufen worden ist, Kap. 6. Für das Verständnis der folgenden Kapitel ist darum Kap. 6 von größter Wichtigkeit. In diesem Kapitel erklärt Gott dem Propheten frei heraus, daß er nun sein Volk, das sich von ihm abgewendet hat, in das Gericht der Verstockung dahingegeben hat. Und zwar will Gott das Volk in der Weise verstocken, daß er ihm immer wieder Gnade um Gnade anbietet, ihm immer aufs neue das Heil predigen läßt. Das geht klar aus Kap. 6, 10. 11 hervor. Gott will dem Volk zur Verstockung die Predigt verkündigen lassen, durch die es „sich bekehren und genesen“ könne. Dies muß zum besseren Verständnis des nun Folgenden festgehalten werden. Alles, was nämlich bis zu Kap. 11 folgt, ist von diesem Gesichtspunkt aus geschrieben: beides, Gesetzes- wie Evangeliumspredigt, muß dem ungläubigen Volk weiter zur Verstockung dienen als göttliches Strafgericht über Israels Selbstverstockung.

Im Einklang mit diesem Befehl Jehovahs predigt der Prophet demgemäß in den folgenden Kapiteln das Heil, das Gott Israel in dem Messias zugebacht hat, in immer klareren Worten. In Kap. 7 beschreibt er den Messias nach seiner hochherrlichen Person, in Kap. 9 nach seinem königlichen Regiment und in Kap. 11 nach seinem vollen, ganzen Erlösungswerk. So finden wir in den ersten 11 Kapiteln der jesaiianischen Weissagungen alle wichtigen Momente, die für Israel zu wissen nötig waren, um sowohl sein Heil wie seinen Heiland kennen zu lernen. Verstockte sich daher Israel, so verstockte es sich gegen die voll und ganz erkannte Heilsgnade, gegen den Messias, dessen Person wie Amt ihnen zur

Genüge beschrieben worden war. Kap. 12 schließt daher auch diesen Abschnitt mit einem Loblied der Geretteten, in dem der stets wiederkehrende Refrain „Gott ist mein Heil“ beweist, wie klar den Geretteten das Heil im Messias in Bewußtsein und Verständnis eingedrungen war.

Die immer klarere Verkündigung des Heils in dem verheißenen Erlöser war aber auch gerade um der Auserwählten willen in Israel nötig. Von nun an sollte ja Gottes Strafgericht mit immer größerer Härte das verworfene Volk treffen. Da galt es natürlich, die Gläubigen in Israel zu trösten und ihnen die alles Denken übersteigende Gnade Gottes sowie das felsenfeste Heil in ihrem Erretter zu predigen. Was daher dem glaublosen Israel zur Verstockung gereichte, mußte ihnen zur Hoffnung und zur Stärkung ihres Glaubens dienen.

Dies genügt, um den inneren Zusammenhang der ersten zwölf Kapitel des Propheten Jesaias darzulegen. Das Gesagte allein stellt schon Kap. 7 in ein helleres Licht. Da erscheint nämlich Jesaias als berufener Prediger der Verstockung und als solcher vor allem als Heilsprediger; denn Israel sollte sich ja gegen die Heilsgnade oder gegen den ihm Heil anbietenden Gott verstocken. Diese Verstockung ging von dem Fürstenhaus Judas aus, und wie sich Ahas, der König Judas, mit seinem ganzen Volk aufs vollständigste verstockt, das nachzuweisen ist der eigentliche Skopus des 7. Kapitels. Anlaß zu dieser Verstockung wurde dem König der syrisch-ephraimitische Krieg, der uns hier in kurzen Zügen beschrieben wird. Dieser Krieg war ein Gerichtskrieg; denn nachdem Israel seinen Gott verworfen hatte, gab nun auch Gott sein Volk in die Macht der Feinde hin, allerdings nicht zur gänzlichen Ausrottung, wie B. 1 gleich erklärend zeigt. Immerhin bedeutete dieser Krieg für Juda eine schreckliche Katastrophe. Mezim, der König von Syrien, und Belach, der König des Zehnstämmereichs, verbanden sich gegen Ahas, den König von Juda, fielen in sein Land ein (743—739), nahmen die Hafenstadt Elath am Älanitischen Meerbusen weg, besiegten ein größeres Heer Judas, führten viele gefangene Juden nach Damaskus und nahmen dann vereint die Belagerung Jerusalems, bei der sie es auf gänzliche Vernichtung der Stadt abgesehen hatten, in Angriff. Das war die Situation, in der sich Ahas befand, als sich auf Gottes Befehl der Prophet ihm nahte. Das ganze Land war verwüstet, Jerusalem eingeschlossen, und das Herz des Königs wie des ganzen Volks hefte, „wie die Bäume im Walde heben vom Wind“, 7, 2. Nach menschlichem Berechnen war Jerusalem unrettbar verloren; jegliche Aussicht auf Hilfe war ausgeschlossen. Nur durch den König von Assyrien, auf dessen Hilfe sich Ahas stützte, hätte dem bedrängten Volk noch Rettung widerfahren können.

In diesem kritischen Moment erscheint Jesaias auf Gottes Antrieb vor dem König, und zwar nicht mit einer Bornespredigt und Gerichtsverkündigung, sondern mit einem Heilsangebot. Der Angriff der beiden Könige gegen Jerusalem war im Grunde gegen den Gott Israels

gerichtet. So will Gott selbst mit seinen Feinden rechten und ihre Pläne vereiteln. „Denn also spricht der Herr Herr: Es soll nicht bestehen noch also gehen“ (וְהָיָה כִּי יִשְׁמַח אֱלֹהִים בְּאֹיְבָיו), V. 7. Ahas soll daher still sein, sich nicht fürchten und sein Herz unberzagt sein lassen, V. 4. Die beiden Könige sind nur zwei rauchende Löschbrände, deren Grimm von keiner Bedeutung ist, und die selbst in kurzer Zeit gänzlich vernichtet sein werden, V. 8. 9.

Hätte sich Ahas nicht bereits verstockt, so hätte er, wie später Hiskia, Kap. 37, dies freundliche Anerbieten Gottes mit dankbarem Herzen annehmen müssen. Beides, daß Gott helfen wollte und konnte, mußte aus der Predigt Jesaias' unmißverständlich hervorgehen. Allein Ahas weist den freundlichen, Gnade anbietenden Gott Israels ab und schenkt ihm weder Glauben noch Vertrauen. Ahas glaubt Gott nicht, glaubt nicht, daß er ihm wirklich gnädig sein werde. Im Anblick der vollen Gnade verzweifelt er an aller Gotteshilfe und läßt so Gottes Verheißung fahren. Anders läßt sich das Verhalten des Königs nicht erklären. Allerdings hofft Ahas auf den König Assyriens. Immerhin ist aber auch dies nur die Folge seines Unglaubens gegen Gott. Ahas — das erkennt der Leser sogleich aus dem Zusammenhang — hat mit seinem Gott gebrochen und weist ihn jetzt endgültig ab, und das deshalb, weil er, nachdem er nun einmal Gott verstoßen hat, nun auch an Gottes Gnade und Hilfe gänzlich verzweifelt. So warnt ihn daher auch Jesaias: „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht“, V. 9. Hier läßt uns der Prophet einen Blick tun in das Herz des Königs: Ahas glaubt nicht an Gott und baut nicht auf seine Hilfe; sein verstocktes Herz macht es ihm unmöglich, Gottes Liebesabsicht zu erkennen. Das ist die Situation, wie sie sich aus Kap. 7, 1—9 ergibt.

In dem nächsten Abschnitt, der den Höhepunkt des 7. Kapitels bildet, wird weiter gezeigt, wie Gott zum zweiten Male handelt, um Ahas seiner Gnade und Hilfe zu versichern. Dem glaublosen König will Gott ein Zeichen und Unterpfand seiner Hilfe und Errettung geben. Dies Wunderzeichen soll sich Ahas selbst ausbedingen; und weil die Situation eine so kritische ist, soll er sich dies Wunderzeichen vom Himmel herab oder aus der Hölle heraus (וְהָיָה כִּי יִשְׁמַח אֱלֹהִים בְּאֹיְבָיו) fordern, V. 11. Das allergrößte Wunder seiner Liebe will Gott in diesem Wendepunkt geschehen lassen, um den König davon zu überzeugen, daß er sein Gott, V. 11, sowie der Gott Judas sei. Gott ist in diesem Augenblick bereit, Ahas gleichsam das allerüberzeugendste Unterpfand seiner Gnade zu geben. Allein des Königs Verstockung hat sich bereits zu weit vollzogen. Er weist das Anerbieten Gottes zurück. Er antwortet: „Ich mag nicht fordern und mag Jehovah nicht versuchen“, V. 12. Daß diese fromm klingende Rede nicht aufrichtig gemeint ist, sondern aus einem glaublosen, heuchlerischen Herzen hervorgeht, zeigt Gott selbst im folgenden Vers, wo er sagt, daß ihn Ahas mit seinem Unglauben ermüdet (וְהָיָה כִּי יִשְׁמַח אֱלֹהִים בְּאֹיְבָיו), V. 13. Die Selbstverstockung des Königs hat somit

ihren Gipfel erreicht; er hat mit seinem Unglauben, der sich in seiner Verzweiflung an Gottes Gnade und Hilfe offenbart, Gott ermüdet, so daß dieser sich nun von ihm abwenden und ihn in seinen verkehrten Sinn dahingeben muß. Mit V. 13 hätte daher dieser Abschnitt abschließen können. Das Verstockungsgericht Ahas' und Judas ist genügend begründet.

Allein die unergründliche Liebe Gottes sucht auch jetzt noch einen Ausweg, versucht noch ein letztes Rettungsmittel. Gottes Gnade zentralisierte sich ja in der Verheißung seines Sohnes, des wunderbaren Erlösers Israel. Viele Zeichen seiner Liebe hatte Gott bereits seinem Volk gegeben; aber die Sendung des Erlösers ist von allen das gewaltigste. Glaubt Ahas allen andern Zeichen nicht, so vielleicht denn doch diesem, das aus einer Liebe hervorgeht, die billig das härteste Herz hätte erweichen und gewinnen müssen. Dies Liebeszeichen hatte Jesaias dem Volk bereits gepredigt, hatte ihm den Erlöser zur Genüge nach Person und Amt beschrieben, Kap. 2 u. 4. Dies Wunderzeichen predigt Jesaias dem glaublosen König jetzt aufs neue, und zwar mit einer Klarheit, die alle bisherige Weissagung weit übertrifft. Ahas wollte kein Zeichen vom Himmel her. So will ihm Gott selbst gleichsam ein Zeichen aus dem höchsten Himmel, aus seinem eigenen, tiefsten Wesen heraus, geben. Der Messias ist ein wirkliches, wahres Wunderzeichen; denn er wird dem Volk Israel als Jungfrauensohn, also als der über alle Naturgesetze Erhabene, als der Immanuel, der „Gottmituns“, in dessen wahrer Menschheit die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, gegeben. Und daß Gott ein solches Wunder zur Erlösung seines Volkes geschehen lassen will, daß er ihm seinen eigenen Sohn, ja sich selbst in Menschengestalt zur Erlösung zu schenken bereit ist, das ist wahrlich das herrlichste Unterpfand seiner ewigen, rettenden Gnade. Ahas hätte doch billig aus diesem Anerbieten, auch wenn er die Weissagung nicht in neutestamentlicher Klarheit verstanden hätte, schließen müssen: Ist Gott dazu bereit, uns einen so trefflichen Messias zu senden, so wird er auch das Geringere tun, wird seinem Volk auch jetzt in dieser gefährvollen Stunde helfen. Das war der Schluß, den Gott selbst von dem ungläubigen König forderte. Zu dem Zweck wollte er ihm das Zeichen geben. Daß Ahas den Schluß nicht machte, beweist, wie vollständig jetzt seine Selbstverstockung war. Ahas hatte sich bereits vorher gegen die Gnade des Gottes Israels überhaupt verstockt; er verstockt sich jetzt auch gegen den Heiland und das Heil Israels.

Aber noch eine Schlußfolgerung hätte Ahas aus der Verheißung Gottes ziehen sollen. In den folgenden Worten weist der Prophet nach, daß der wunderbare Jungfrauensohn erst dann kommen sollte, wenn das Land gänzlich verwüstet sei und Gottes Strafgerichte wegen der Sünden des Volkes in entsetzlicher Weise über Israel ergangen wären. Dann, wenn Gott sein Volk so über die Maßen heimgesucht hätte, sollte sich seine volle Erlöserliebe in der Messiasgabe offenbaren. Da hätte

Ahas doch auf den Gedanken kommen müssen: Ist Gott trotz aller verdienten Strafe noch so gnädig, daß er seinem Volk Glauben und Treue hält, so wird auch seine gegenwärtige Hilfsverheißung ernstlich gemeint sein, und ich darf mich ihm daher fröhlich anvertrauen. Diesen Schluß zieht Ahas aber nicht; sein Herz ist finster geworden, und umsonst leuchtet die helle Gnadensonne Gottes in die tiefe Nacht seines Unglaubens hinein.

Betrachten wir diese Weissagung von diesem Gesichtspunkt aus, so erscheint sie uns in diesem Zusammenhang nicht als *ex abrupto*, sondern als geradezu von den Umständen gefordert. Sie wird auf seiten Gottes erfordern, uns seine unbeschreibbare Liebe und Gnade voll und ganz zu erklären. Gott hat wirklich alles getan, um Ahas zum Glauben zu bringen. An der Verstockung des Königs trägt daher Gott keine Schuld. Er wollte ernstlich das Heil, die Seligkeit, selbst dieses abtrünnigen Königs. Auf seiten Ahas' aber mußte ihm jetzt, da er die Gnade Gottes endgültig von sich stieß, die volle Liebe des Gottes Israels im ganzen Umfang dargelegt werden. Die Verstockung des Königs war nur dann vollständig, wenn er den Heiland Israels zurückwies. So mußte ihm gerade in dieser unheilsschwangeren Stunde der Messias noch einmal gepredigt werden. Daß Jesaias dem König und dem Volk Juda schon vorher das Messiasheil zur Genüge verkündigt hatte, haben wir bereits dargelegt. So mußte weder ihm noch dem Volk diese Messiasverheißung abrupt oder unverständlich erscheinen. Ahas verstockte sich gegen besseres Wissen, gegen die voll erkannte Heilsgnade in Christo.

Betrachten wir die Weissagung Jes. 7, 14 von diesem Gesichtspunkt aus, so fällt auch ihre Beziehung auf irgend jemand anders als auf den Messias dahin. Seit Gesenius haben gewisse Ausleger diese Stelle mit Vorliebe auf einen Sohn des Propheten oder auf irgendeinen andern Menschen, ja selbst auf das ganze Israel bezogen. Diese Auslegungen erscheinen im Hinblick auf den vorhergehenden und nachfolgenden Kontext als abgeschmackt. Wollte Gott jetzt Ahas einen gewöhnlichen Erlöser, einen rein menschlichen Heiland, verheißten, so würde er nichts Neues, nichts Wunderbares getan, ihm kein Zeichen vom Himmel gegeben haben. Er hätte dann nur das getan, was schon unzählige Male in Israel geschehen war, nämlich seinem Volk einen irdischen Helfer gesandt, den sich Ahas dann auch als den König Assyriens hätte denken können. Kurz, der innere Zusammenhang des ganzen Kapitels sowie der Zusammenhang mit Kap. 2, 4, 9 und 11 fordert, daß diese Stelle so gedeutet und ausgelegt wird, wie dies Matthäus auf Anregung des Heiligen Geistes getan hat. Der Jungfrauensohn ist kein anderer als der Immanuel, der Knecht des Herrn, dessen Werk und Amt Jesaias weiter in dem folgenden Teil seines Buches beschreibt.

Nur so verstanden, konnten sich auch die Gläubigen in Israel diese Stelle zum Trost gedeihen lassen. Unerbittlich trafen von jetzt an Gottes gerechte Gerichte das abtrünnige Volk. Da konnte die Gläubigen nur

eins trösten, nämlich die Hoffnung auf den eigentlichen Erlöser Israels. Und wie innig sich die Gläubigen Israels an diese Verheißung und Hoffnung hielten, beweisen Duzende von Stellen im Alten Testament, besonders aber auch die Schriftstellen, die uns Lukas in seinem Evangelium zum Beweis dessen vor Augen führt. Trotz aller Strafen hielten sie wirklich fest an der Verheißung und glaubten gewiß, daß Gott zu seiner Zeit seine Verheißungen wahr machen und sein Volk erlösen würde. Sie waren wahrlich bessere Exegeten als unsere glaublosen rationalistischen Ausleger!

Um diesen Aufsatz nicht unnötigerweise zu verlängern, haben wir die einzelnen exegetischen Ausführungen unberücksichtigt gelassen. Uns genügte es, im allgemeinen die Prinzipien darzutun, die bei der exegetischen Behandlung dieses Kapitels zur Anwendung kommen müssen. Der Leser wird aber bei genauerem Studium des Textes den oben dargestellten Zusammenhang noch näher bewiesen und noch weiter beleuchtet finden.

J. E. M.

Pastor Louis Harms.*)

P. Louis Harms ist eine seltsame Erscheinung in der Geschichte der Kirche. In ihm hat Gott einen außerordentlichen Mann für den Dienst in seinem Reich zugerüstet. Sein Bruder Theodor hat ihn wohl richtig beurteilt, wenn er schrieb: „Er war ein Mann einzig in seiner Art, wie sie nicht alle Jahre geboren werden, ein Original durch und durch. Je weiter wir vorrücken werden in der Zeit, je klarer wird sich sein Bild unsern und andern Augen darstellen, und immer wird es das Bild eines seltsamen Mannes sein; aber der Herr, der solche Männer schafft, und bildet und wirken läßt, nimmt sie weg von dieser Erde zu der Stunde, da es ihm beliebt.“

Georg Louis Detlef Theodor Harms wurde am 5. Mai 1808 zu Balsrode, in der Lüneburger Heide, wo sein Vater Pastor und Rektor war, geboren. Gott hatte ihm außerordentliche Geistesgaben gegeben. Schon sehr früh konnte er ein Gedicht von sechzehn bis zwanzig Seiten, nachdem er es einige Male übergelesen hatte, wörtlich aussagen. Er nahm Musikunterricht; da aber die Eltern kein Klavier hatten, so malte er mit Kreide die Tasten auf einen Tisch und spielte dann stumm die aufgegebenen Stücke und brachte es dabei zu großer Fingerfertigkeit. Als er siebenzehn Jahre alt war, schickten ihn seine Eltern auf die Höhe

*) Louis Harms als Missionar von W. Wendebourg. Lebensbeschreibung des Pastors Louis Harms, verfaßt von seinem Bruder und Nachfolger Th. Harms. Kurze Geschichte der lutherischen Mission von Gustav Plitt. Cyclopaedia, McClintock and Strong. Die gedruckten Predigten von Louis Harms. Lutheraner, Jahrg. 30. 31.

Schule zu Celle. Schon nach zwei Jahren konnte er Celle verlassen, um in die Universität Göttingen einzutreten. Dabei erhielt er von der Schule zu Celle folgendes Abgangszeugnis: „Georg Ludwig Dellef Theodor Harms ging zur Universität Oftern 1827 mit den Prädikaten: ‚durchaus würdig‘ (bestezensur) und ‚stets tadelloses Betragen‘ (ebenfalls bestezensur). In jeder Hinsicht war er ein sehr ausgezeichneter Schüler. Eine durchdringende Klarheit des Verstandes ließ ihn fast überall von selbst das Richtige auffinden und förderte seine philologischen Fortschritte auf höchst erfreuliche Weise. Einzig in seiner Art war sein Privatfleiß und seine Belesenheit in den alten Klassikern, unter deren Hauptschriftstellern nur wenige waren, die er nicht ganz oder doch größtenteils gelesen hatte. Sein lateinischer Stil war vorzüglich; im Griechischen und Hebräischen war er wohl von allen der Vorzüglichste. Weniger zeichnete er sich als Redner, wenigstens im Äußern, aus. Hohe Freimütigkeit, doch mit Bescheidenheit gepaart, war ihm eigen. Allen Lehrern war er lieb und wert, und seine Sitten waren untadelhaft.“ Wenn auch nicht jeder Student wie Harms begabt sein kann — denn Gott gibt nicht jedem dieselben Gaben noch mit gleichem Maß —, so könnte doch jeder sich den überaus großen Fleiß eines Louis Harms zum Muster nehmen. Auch dürfte es manchem Studenten zum Troste gereichen, wenn er hört, daß die armen Eltern ihrem Sohn nur das knappe Reisegeld und das Geld, das er nötig hatte, die Kollegia in Göttingen zu belegen, mitgeben konnten.

Seinen Heiland aber hatte Harms noch nicht kennen gelernt. Sein Bruder Theodor schreibt: „Das Herz durch Gottes Wort zu bilden — denn nur durch Gottes Wort ist dies möglich —, verstand man in Celle nicht. Mein Bruder konnte Lateinisch sprechen wie Deutsch, war in aller Wissenschaft, die dort gelehrt wurde, der Erste; aber seinen Heiland hatte er nicht gefunden.“ Auch in Göttingen war es nicht anders. „Die elendeste Vernunftweisheit wurde gelehrt. Er besuchte einige Kollegia, hörte überall das Eselsgeschrei der Vernunft, wie er sich einst in einer Predigt ausdrückte — er hätte Engel hören mögen —, aber nirgends Gottes Wort.“ Schließlich kam es mit ihm dahin, daß er sogar das Dasein Gottes leugnete. Lateinisch sprach er wie seine Muttersprache; was ihm hebräisch gesagt wurde, konnte er griechisch niederzuschreiben. Er lernte Italienisch, Spanisch, Neugriechisch, Sanskrit, Französisch und Englisch. Seinen Kopf füllte er mit allerlei Wissen: „Theologie“, Philosophie, Philologie, Naturwissenschaft, aber sein Herz blieb leer. Doch Gott nahm sich seiner in Gnaden an. Gegen Ende seiner dreijährigen Studienzeit in Göttingen kam ihm in seiner Stube das 17. Kapitel des Johannesevangeliums unter die Augen. Nun kam ein Wendepunkt in seinem Leben. Der rechte Morgenstern, Jesus Christus, ging in seinem finstern Herzen auf. Er wurde tief ergriffen von dem Heilandswort: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen“, Joh. 17, 3.

Von Göttingen ging der junge Harms nach Lauenburg, wo er beim Kammerherrn von Linstow eine Hauslehrerstelle annahm. Da nahm der Herr ihn in seine Kreuzeschule. Beim Bruch durchs Eis auf einer Schlittschuhfahrt zog er sich eine Erkältung zu, wurde von Rheumatismus erfaßt und litt nun auch daran bis an seinen seligen Tod. Gewiß aber mußte dieser Pfahl im Fleisch unter Gottes gnädiger Führung ihm zum besten dienen. Harms hatte ja in Göttingen auch Theologie studiert, aber jetzt erst wurde er ein rechter Theolog, erfüllt mit göttlicher Weisheit. Seelen seinem Heiland zuzuführen und ihm zu erhalten, war denn nun auch die Aufgabe seines Lebens. Er wurde ein gewaltiger christlicher Prediger, ein treuer Seelsorger und ein eifriger Missionar.

Zunächst lehrte Harms nach neunjährigem Aufenthalt in Lauenburg zurück nach Hermannsburg, wohin seine Eltern im Jahre 1817 von Walsrode aus umgezogen waren. Nach einem halben Jahr nahm er bei dem Landbaumeister Pampel in Lauenburg eine Hauslehrerstelle an. Dort erregte er großes Aufsehen durch sein Predigen und durch seine Missionsarbeit in den verrufenen Winkeln der Stadt. Es wird erzählt, daß infolge seiner Missionstätigkeit mehr als sechzig Paare, die vorher in milder Ehe gelebt hatten, sich trauen ließen. Wenn er in der prächtigen Johanniskirche predigte, strömten die Leute aus der ganzen Umgegend zusammen und füllten die Kirche bis auf den letzten Platz. Weil er aber ein Gebet für die verstorbene Königin Friederike in vorgeschriebener Form zu halten sich weigerte, wurde ihm durch ein Konsistorialreskript die Kanzel verboten. Ein Jahr später jedoch wurde jenes Reskript zurückgenommen. Eine Berufung als Prediger nach New York lehnte Harms ab. Er begab sich zunächst wieder zu den Eltern nach Hermannsburg, übernahm die Privatschule seines Vaters und half ihm im Predigen. Endlich erlangte er eine Anstellung im Pfarramt. Das Konsistorium ernannte den Sohn zum Pastor-Kollaborator seines bejahrten Vaters. Am zweiten Adventssonntag im Jahre 1844 trat der junge Pastor sein Amt in Hermannsburg an. Und doch war er ja nicht mehr sehr jung; er war schon sechsunddreißig Jahre alt.

In Hermannsburg begann nun die gewaltige Wirksamkeit unsers Harms, für die der Herr ihn mit herrlichen Gaben geziert und für die er ihn vorbereitet hatte. Harms war erfüllt von heiligem Ernst. Er wollte die Menschen durch die Gnade Gottes in Christo selig machen. Er betonte dabei sehr die Heiligung. Er selbst trank weder ein Glas Wasser noch aß einen Apfel ohne Gebet. Altem Weltweisen war er feind. Tanzgelage, Theater und selbst Kartenspiel konnte er nicht dulden. Meistens kamen die Leute, um seine Predigten zu hören und sich bei ihm Rat zu holen. Ein amerikanischer Besucher im Jahre 1863 gibt uns die folgende Beschreibung eines Sonntags bei Harms in Hermannsburg: Fremde mußten schon um ein halb neun Uhr morgens in der Kirche sein, wollten sie einen Sitzplatz bekommen im Gottesdienst, der erst eine

Stunde später anfang. Sobald Harms eintrat, erhob sich die ganze große Versammlung, als gelte es, einen Apostel zu ehren. Seine Gestalt war schwächlich und abgemagert, sein Gesicht blaß, aber unbeschreiblich feierlich. Er machte den Eindruck, als sei er ganz und gar erschöpft, und mußte sich am Altar stützen. Mit fast tonloser und zitternder Stimme sprach er in singendem Ton ein Gebet. Sodann sagte er auswendig einen Psalm her und fügte bei jedem Vers seine erklärenden Bemerkungen hinzu. Er las dann denselben Psalm aus der Bibel vor, wobei er durch besondere Betonung das vorher Gesagte gleichsam noch besonders zusammenfaßte und einschärfte. Darauf folgte die Taufe der seit dem letzten Sonntag gebornen Kindlein mit einer Ansprache an die Paten. Nachdem er seinen Predigttext verlesen hatte, gab er zunächst eine weitläufige Erklärung desselben, an die er ein Gebet anschloß. Sogleich darauf hielt er seine Predigt, die den Bedürfnissen der Zuhörer entsprach und sehr eindrucksvoll war, obgleich dabei seine Stimme oft überschlug. Nach der Predigt sprach er ein Gebet und teilte sodann das heilige Abendmahl aus. Etwa 200 Abendmahlsgäste — oder ein Zehntel seiner Gemeinde — kommunizierten sonntäglich. Der ganze Gottesdienst dauerte drei Stunden und vierzig Minuten. Schon nach nur einer Stunde versammelte man sich wieder. Harms sagte auswendig ein Kapitel aus dem Neuen Testament her, knüpfte seine Bemerkungen daran und las sodann das Kapitel nochmals aus der Bibel vor, wie er das im Vormittagsgottesdienst mit dem Psalm getan hatte. Nach einem Gemeindegesang latechisierte er die ganze Versammlung, wobei er in den Gängen auf und ab schritt. Mit Gesang und Gebet schloß der dreistündige Nachmittags-gottesdienst. Um sieben Uhr am Abend versammelten sich etwa zweihundert Dorfbewohner in einem Saal, wo ihnen Harms — das tat er gar zu gern — in plattdeutscher Mundart predigte und Briefe seiner Missionare vorlas. Am Schluß des Gottesdienstes drückte er jedem die Hand mit einem „Der Herr segne dich!“ Um zehn Uhr kamen dann noch die Nachbarn ins Pfarrhaus zur Abendandacht. Harms sagte dabei wiederum einen Bibelabschnitt her, gab seine Erklärungen dazu und sprach, obwohl er kaum noch reden konnte, ein recht ernstes Gebet.

Außer dieser kolossalen Arbeit an jedem Sonntag empfing Harms jeden Tag vier Stunden lang seine vielen Besucher, die ihn in allerlei möglichen Sachen um Rat angingen. Fremde mußten oft vier Tage lang warten, ehe sie an die Reihe kamen. Er machte seine Hausbesuche, schrieb an die 3000 Briefe jährlich (meistens an seine Missionare), verfaßte Artikel für sein Missionsblatt und gab etliche Bücher heraus. Er war überaus treu und gewissenhaft in seiner Amtsarbeit. Kein Wunder, daß er für den König von Hannover keine Zeit übrig hatte. Es wird nämlich erzählt, der König habe Harms, als dieser in der königlichen Residenzstadt einst verweilte, durch einen hohen Offizier zu sich auf seinen königlichen Palast einladen lassen. „Bitte, grüßen Sie den König von mir“, soll Harms geantwortet haben, „aber meine Berufs-

pflichten nötigen mich, die freundliche Einladung abzuschlagen; denn ich muß alsbald wieder nach Hause zurückkehren und meiner Gemeinde dienen.“ Ganz enttäuscht überbrachte der Offizier dem König die Antwort; der König aber fühlte sich durchaus nicht beleidigt, sondern sagte ganz ruhig: „So einen Mann laß' ich mir gefallen!“

Wir müssen in diesem kurzen Artikel vieles ungesagt lassen, denn es fehlt uns der Raum dazu. Aber auf die Missionsstätigkeit des Pastors Harms müssen wir noch besonders aufmerksam machen. Diese steht nämlich wie ein Wunder da vor den Augen der Menschen. Wie einst die Apostel, nachdem sie selbst von der Liebe Christi erfüllt waren, es nicht lassen konnten, andern den Heiland zu predigen, und es selbst trotz des Verbots und angesichts der Todesstrafe getan haben, so drang dieselbe Liebe Christi auch einen Harms, sich für die Ausbreitung des Reiches Christi zu opfern. „Die Hermannsburger Mission“, sagt Plitt, „geht bekanntlich zurück auf Ludwig Harms, einen Mann, an welchem sich das Wort des Herrn: ‚Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen‘ so wie an wenigen erfüllt hat.“ Schon in Lauenburg hatte Harms Missionsstunden gehalten. In Hermannsburg aber, wo die Missionsfache wirklich Gemeindefache wurde, gründete Harms, auch von außen dazu aufgefordert, seine berühmte Missionsanstalt. Er kaufte ein noch nicht ausgebautes Bauernhaus mit zehn Morgen Land und bat seinen Bruder Theodor, ihm als Missionsinspektor zu helfen. Viel Ermunterung zu dem Werk bekam Harms nicht; im Gegenteil, man riet ihm ab. Geld hatte er auch nicht. Und sollte es ihm wirklich gelingen, die „dummen Bauernjungen“ der Lüneburger Heide als Missionare auszubilden? Doch, fehlte Harms auch gar manches, an kindlichem Gottvertrauen fehlte es ihm nicht. Mutig ging er ans Werk und eröffnete mit zwölf Zöglingen seine Missionsanstalt. Er gab ihnen eine vierjährige praktische Ausbildung. Die Unterrichtsfächer waren hauptsächlich Bibelklärung und Kirchengeschichte, daneben Weltgeschichte, Geographie, Naturgeschichte, Deutsch, Englisch, Schreiben, Rechnen und Singen. Von Sprachen wurde außer der deutschen nur die englische gelehrt, weil ohne diese fast kein Missionar auskommen konnte. Außer dem Unterricht im Schreiben und Rechnen, den ein Volksschullehrer erteilte, gab der Bruder, Inspektor Th. Harms, allen Unterricht allein. Die beiden Brüder Harms haben es sich sauer werden lassen, die „Lüneburger Bauernjungen“ für den Missionsdienst vorzubereiten. Von 9 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags war Unterricht; von 1 bis 3 Uhr nachmittags mußte körperliche Arbeit verrichtet werden; von 3 bis 4 Uhr war wieder Unterricht. Dazu kam der Musikunterricht, die Bibelstunden und die Missionsstunden, so daß nicht einmal fürs Spazierengehen Zeit übrigblieb. Die Zöglinge wurden unter strenger, aber liebevoller Zucht erzogen. „Damit sie nicht von dem, was ihnen allein am Herzen liegen sollte, der Bereitung zum Dienst des Herrn, abgelenkt würden, verbot ihnen Harms, an Verlöbnisse zu denken, solange sie

im Missionshaus wären. Dieses Gesetz herrscht wohl in fast allen Missionsanstalten. Als es im Jahre 1854 einmal von zwei Zöglingen übertreten wurde, wurden sie vorläufig aus dem Missionshause ausgeschlossen.“ Nachdem die Ausgeschlossenen ernstlich Buße getan hatten, wurden sie später wieder aufgenommen. Zwei andere Zöglinge wurden ausgeschlossen, weil sie sich gegen die Ordnungen des Missionshauses aufgelehnt hatten.

An Hohn und Spott fehlte es nicht bei der guten Sache, die Harms in Angriff genommen hatte. Der Kornhändler H. in Lüneburg ermunterte zwar Harms mit den plattdeutschen Worten: „Man jümmer tol“ und einige andere hatten schon Zutrauen zu dem Unternehmen gewonnen; doch viele glaubten nicht, daß die „dummen Bauernjungen“ als Missionare würden dienen können. Die Ausbildung war ja auch nur eine gar dürftige, und die Erfahrung zeigte auch später, daß man das Richtige noch nicht ganz getroffen habe. „Man hatte sich mit Recht“, erzählt Witt in seinen Missionsvorträgen, „vor einer gewissen Halb- bildung gefürchtet, die hochmütig und naselweis macht, ohne etwas zu nützen, und deshalb waren die alten Sprachen vom Unterricht ausgeschlossen; der Sprachunterricht war auf das Englische beschränkt. Aber die schwierige Aufgabe der Erlernung der Kaffernsprache zeigte, daß der Geist mehr für die Erkenntnis des Wesens der Sprache erschlossen und in ihrer Behandlung geübt werden müsse, als durch den englischen Unterricht geschehen konnte. Von Afrika her war es den Leitern der Mission ins Gewissen geschoben, nur sprachkundige Jünglinge hinauszuschicken, und deswegen nahm man, obwohl manchen Freunden der Hermannsburger Mission dies nicht gefallen wollte, die lateinische Sprache in die Unterrichtsgegenstände auf.“

Nachdem Harms seine ersten Zöglinge notdürftig ausgebildet hatte, sollten sie nach Afrika geschickt werden. Doch wie? Die Brüder Harms beschloffen, ein Missionschiff zu bauen. „Welch ein Blödsinn!“ sagten die Leute, „die beiden Harms sind wohl verrückt!“ Doch nein, verrückt waren sie nicht, sie hatten aber großes Gottvertrauen. Sie glaubten wirklich, daß Gott das gläubige Gebet erhört. Sie wurden auch nicht zuschanden. Eine schmucke Brigg, der Harms den Namen „Kandaze“ gab, wurde gebaut und vom Stapel gelassen. Das Schifflein brachte die ersten Hermannsburger Missionare nach Pangibar. Doch die Tür war ihnen da verschlossen; sie gingen daher nach Natal, wo die erste Station der Hermannsburger gegründet wurde. Im Lauf der Jahre hat sich diese Mission, die einen gar geringen Anfang hatte, weit ausbreitet; in Natal, im Zululand, im Betschuanaland, in Indien, in Australien und sogar in Amerika wurde von Hermannsburg aus missioniert. Fehlte es an dem nötigen Geld, so borgte Harms nicht, wie wir das oft tun, wenn bei uns die Kassen leer sind, sondern er betete. Zur rechten Zeit und Stunde war dann das nötige Geld da. Harms konnte auch die Christen für die Missions Sache recht begeistern. Bekannt sind

seine Missionsfeste, die alljährlich im Juni, am Mittwoch und Donnerstag in der Johanniswoche, in Hermannsburg gefeiert wurden. Es sollen bis zu 8000 Menschen aus allen Teilen Europas zu diesen Missionsfesten herbeigeilt sein. Interessant dürfte es für uns sein, zu hören, wie Harms die Leute zum Geben willig machte. In einer Betrachtung über Mark. 12, 38 ff. sagte er: „Da liegt nun auch die Gefahr nahe, daß man seinen Einfluß, den man als Pastor auf die Leute hat, mißbraucht und ihnen Gaben abpreßt für die Kirche und Mission. Doch damit begeht man ein großes Unrecht, denn der Herr will fröhliche Geber haben, und die Leute bilden sich so leicht ein, daß sie sich mit ihren Gaben einen Platz im Himmel verdienen. . . Ist eine Gabe nicht freiwillig, so verliert sie ihren Wert, und der Segen Gottes fehlt derselben. Es kann und muß der Gemeinde der Notstand der Kirche und der Jammer der armen Heiden vorgelegt werden, aber dabei muß es auch sein Bewenden haben. Wenn dann die Liebe Christi treibt, der wird schon seine Gabe bringen zur Linderung der Not, und solche Gaben haben Wert vor Gott. Aber um Gottes willen kein Betteln und kein Pressen! . . . Ihr wißt, daß unter uns das Werk der Mission fleißig getrieben wird. In der Predigt lege ich euch den Notstand und Jammer der Heiden vor; aber der soll mir noch kommen, zu dem ich gesagt hätte: Gib mir einen Pfennig oder einen Groschen für die Mission! Solche Bitte ist noch nie über meine Lippen gekommen und soll auch nie über meine Lippen kommen. . . . Bei der Bettelerei wird leicht aus der Gottseligkeit ein Gewerbe gemacht. Wer in dieser Bettelerei Meister ist, der wendet sich an die Wittven und Weibslente, weil er weiß, daß sie ein weiches Gemüt haben, und bearbeitet die, damit der Ertrag größer wird.“ Doch wer nun etwa meinte, er dürfe die Christen nicht um Missionsgaben ansprechen oder die Christen zum Geben für Gottes Reich direkt auffordern, der versteht weder Harms noch die Schrift. Der Herr selbst fordert uns ja in seinem Wort oft zum Geben auf, und Harms hat es auch getan. Mit dem Gesagten wollte Harms nur andeuten, daß man nicht durch den Stachel des Treibers, sondern nur durch die Liebe Christi die Christen zum Geben bewegen soll. Er selbst hat ja auch, wenn die Umstände es erforderten, die erkaltende Liebe und die zunehmende Selbstsucht gegeißelt, wenn er z. B. also seine Zuhörer anredete: „Zehn, zwanzig Taler und noch mehr auszugeben für ein schönes Kleid, Rock oder Mantel oder für goldene und silberne Ketten und Bieraten, das ist nur eine Kleinigkeit. Zehn, zwanzig Taler und noch mehr durchzubringen oder zu verspielen in einer Nacht, das ist nur eine Lumperei. Aber einen Taler zu opfern um Gottes willen für die Armen oder für die Bekehrung der Heiden oder für andere Werke der Liebe und Barmherzigkeit, das ist zu viel, da heißt es: Das können wir nicht erschwingen!“

Harms hatte auch seine Fehler. Wir können nicht alles, was er rebete und tat, billigen, können nicht in allen Stücken seinem Exempel

folgen. Er wollte dem lutherischen Bekenntnis treu bleiben, hat aber in einigen Punkten eine abweichende Stellung eingenommen. Er hatte nicht den rechten evangelischen Verstand vom Sabbat, sondern meinte, das Sabbatgebote sei, wie andere Gebote, den Menschen ursprünglich von Gott ins Herz geschrieben worden. So hatte er denn auch eine gesetzliche Sonntagslehre. Von der Höllenfahrt Christi lehrte er, daß Christus, nachdem er schon am Kreuze das „Es ist vollbracht“ ausgerufen hatte, doch noch in die Hölle hinabstieg, „um nun die Strafen und Qualen der Verdammnis, die er freilich schon am Kreuze angefangen hatte zu schmecken, vollkommen in der Hölle selbst abzubüßen“. Auch in der Lehre von der Ehe wich Harms ab von der lutherischen Lehre. „Ohne kirchliche Einsegnung“, sagte er, „ist alles Zusammenleben der Männer und Weiber eitel viehische Hurerei. Erst durch die kirchliche Einsegnung entsteht eine Ehe.“ Das lehrt ja bekanntlich die römische Kirche.

Man hat ihm auch in seinen Predigten einen gesetzlichen Zug vorgeworfen, und nicht ganz mit Unrecht. Davon wie auch von der Vermischung von Gesetz und Evangelium sagt der selige Dr. Sihler, nachdem er zugestanden hatte, daß Harms unleugbar ein bedeutender Mann in der lutherischen Kirche gewesen sei, folgendes: „Um so mehr ist zu beklagen, daß in seinen Predigten, wie sie wenigstens gedruckt vorliegen, nicht nur das Lehrhaftige, das St. Paulus vornehmlich von dem Prediger fordert, ziemlich zurücktritt und das Ermahnende in den Vordergrund tritt, sondern daß auch seine Lehre nicht rein und lauter ist, indem er mehrfach das Gesetz mit seinen Werken in das Evangelium und den Glauben einmengt und des Apostels Wort 2 Tim. 2, 15 nicht sorgfältig beachtet: ‚Befleißige dich, Gott zu erzeigen einen rechtschaffenen und unsträflichen Arbeiter, der da recht teile das Wort der Wahrheit.‘ Dies Wort der Wahrheit nämlich ist Gesetz und Evangelium, und die Aufgabe des rechtgläubigen Predigers besteht darin, daß er beiderlei Wort Gottes klar und scharf auseinanderhalte und großen Fleiß anlehre, daß er nicht wider die Heilige Schrift und das Vorbild der heilsamen Lehre das eine göttliche Wort in das andere menge; denn nicht nur wird dadurch wider die Ehre Gottes und seines Wortes gesündigt, sondern die Gewissen der Hörer und Leser werden dadurch verwirrt, und sonderlich durch Einmischung des Gesetzes und seiner Werke in das Evangelium und den Glauben werden die vom Gesetz in seiner Forderung und seinem Fluche erschrockenen Gewissen nur zum Verzagen, ja zur Verzweiflung getrieben. Dieser verderblichen Einmischung aber hat sich der teure Harms mehrfach schuldig gemacht. Und wiewohl er gewiß eine aufrichtige Pietät gegen die Lehre seiner, nämlich der lutherischen Kirche, hegte, so liefern doch seine Predigten den unwidersprechlichen Beweis, daß die Bekenntnisschriften seiner Kirche nicht in ihm lebten und er ihrer Lehrmacht sich nicht unterwarf. Fast macht es den Eindruck, als sei er in der Meinung gestanden, wenn er vor Abfassung seiner Predigt ernst und eifrig Gott angerufen habe, daß er dann vor allem Irrtum bewahrt sei. Diesen

Vorzug hatten aber nur die Apostel, wenn sie mündlich lehrten oder an die Gemeinden schrieben. Es ist fürwahr schwer zu denken, daß der liebe Harms in solche Irrlehren geraten wäre, wenn er in genauerer Bekanntschaft und vertrautem Umgang mit den Bekenntnisschriften seiner Kirche gelebt hätte, die allein die reine, ungeschälte Erklärung und Darlegung des göttlichen Wortes und Willens sind, während alle andern kirchlichen Bekenntnisschriften mehr oder minder Irrtümer enthalten, weil sie sich nicht kindlich und einfältig den Worten der Heiligen Schrift unterwerfen, wie sie lauten. Da in den Predigten des Pastors Harms die Lehre gegen die Ermahnung überwiegend zurücktritt, so tragen sie mehr den allzu treiberischen Charakter, der so vielen sonst Christgläubigen Predigten unserer Zeit anhaftet. Christgläubig aber sind die Predigten des seligen Pastors Harms, und weil er persönlich im lebendigen Glauben an seinen Heiland stand und darin lebte, so haßte er auch das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, den Unglauben und seine Werke und strafte beides auf kräftige, eindringliche Weise als ein rechtschaffener Bußprediger und wandte großen Ernst und Eifer an, die harten und unbußfertigen Herzen mit dem Hammer des Gesetzes zu zerschlagen. Und ebenso kräftig und eindringlich hat er aus dem Evangelium seinen Hörern und Lesern den Herrn Christum vor die Augen gemalt, und daß sie allein um seinetwillen und durch den Glauben an ihn Vergebung der Sünden und das ewige Leben erlangen können. Wo er aber von dem Gehorsam gegen das göttliche Gesetz und den guten Werken handelt, da ist es ihm hin und her widerfahren, daß er die Rechtfertigung und Heiligung, den Glauben und die Werke nicht scharf genug unterscheidet und auseinanderhält. Da ist es ihm zuweilen begegnet, daß er das Gesetz mit seinen Werken in das Evangelium gemengt und durch gesetzliche Auffassung den evangelischen Verstand mancher Schriftstellen verdunkelt hat."

Ohne allen Zweifel hat Harms seine Zuhörer nicht auf dem Weg des Gesetzes, sondern auf dem des Evangeliums von der Gnade Gottes in Christo selig machen wollen. Ohne Zweifel hat Gott auch durch diesen Mann viel Gutes zum Heil der Seelen und zum Wohl der Kirche ausgerichtet. Wer das Leben des seligen Louis Harms studiert, der wird in demselben einen lebendigen Beweis davon haben, wieviel Gott durch einen Mann, den er sich dazu erkoren und ausgerüstet hat und dem nun auch durch die Gnade Gottes sein Amt ein heiliger Ernst ist, in seiner Kirche hier auf Erden ausrichten kann. Gott gebe uns viele solche fromme und ernste Männer, die ihm in kindlichem Gottvertrauen und herzlichster Liebe, mit treuer Arbeit und festem Mut durch die Predigt des Evangeliums dienen und ihrem Heiland viele Seelen, für die er sein Gottesblut vergossen hat, zuführen!

J. S. C. F.

Literatur.

Our Synodical Building Program. An Urgent Appeal to the Christian People of Our Synod. Gratis zu beziehen vom Concordia Publishing House.

Wenn die christliche Lehre, die auch unsere Synode vertritt, die alleinseligmachende Wahrheit ist (wie sie es ja in der Tat ist), dann hat Gott uns einen unermesslichen Schatz anvertraut, damit uns zugleich aber auch eine große, herrliche, folgenschwere Aufgabe gestellt, nicht bloß hier in Amerika, sondern in der ganzen Welt. Besitzen wir das Evangelium, das allein vom ewigen Verderben erretten kann, so sind wir auch schuldig, es mit aller Macht der Welt zu predigen. Wir Christen haben die seligmachende Kraft desselben an unserm Herzen erfahren und wissen, daß es der Theriak, der Lebenstrank, ist, der allein, aber auch alle, verlorenen und verdamnten Sünder vom ewigen Tode befreien kann. Bedenken wir dies recht, so können wir unmöglich die Hände in den Schoß legen und ruhig zusehen, wie Tausende und aber Tausende täglich in den Abgrund sinken, denen wir doch zu helfen vermöchten, wenn wir nur unsere Kinder zum Dienst am Wort hergeben und Gott sein Geld nicht vorenthalten würden. Gewiß, Gott verlangt von seinen Christen nichts, was er ihnen nicht zuvor selbst gegeben hat. Eine offen zutage liegende Tatsache ist es aber, daß Gott uns auch im Irdischen reichlich gesegnet hat. Das für die Arbeit der Kirche jetzt nötige Geld ist längst bei uns im Überfluß vorhanden und braucht gar nicht erst noch von uns erworben zu werden. Es handelt sich nur darum, daß wir nicht widerrechtlich festhalten, der Kirche vorenthalten, sondern pünktlich abliefern, was Gott uns für den Bau seines Reiches bereits gegeben hat. Kommen bei uns die zur Reichgottesarbeit nötigen Gelder nicht zusammen, so ist das nur ein Spezialfall von "unlawfully withholding and not delivering the goods".

Wer das Evangelium hat — das müssen wir uns immer wieder vorhalten —, der hat eo ipso auch den Befehl, überall in der Welt den göttlichen Pardon desselben zu verkündigen, den „großen Frieden ohn' Unterlaß“, und sich selbst und alles, was er ist und hat, in den Dienst dieser großen Aufgabe zu stellen. Um aber dieser seligen Pflicht zu genügen, haben wir alle Ursache, einen noch ganz andern Eifer an den Tag zu legen, als wir es bislang getan haben. Darum erst Buße tun für die bisherige Lässigkeit und dann im Vertrauen auf Gott mit verdoppelter Kraft die Hand ans Werk legen — so gebührt es sich für Christen, insonderheit für uns Missourier. Wollen wir aber das Werk des Herrn recht und mit Eifer treiben, so müssen wir vor allem die Schulen pflegen, in denen die Träger der seligen Gottesbotschaft, die wir der verlorenen Welt zu bringen haben, ausgebildet werden. Unsere Christen werden darum auch, wenn ihnen die Sache nur recht dargelegt und vor Augen gestellt wird, nicht verfehlen, reichlich beizusteuern, um der jetzigen schreienden Not in unsern Anstalten, insonderheit zu St. Louis und Seward, gründlich abzuhelfen. Wie groß diese Notlage ist, und wie sie immer drohender und bedenklicher wird, zeigt trefflich in Wort und Bild das uns vorliegende Pamphlet, welches auch deutsch vom Concordia Publishing House zu beziehen ist. Wer also in dieser Sache seinem Glauben und seiner Liebe noch nicht volle Genüge getan hat, der säume doch nicht länger mit seiner Gabe! Don't procrastinate! Do it now!

J. B.

Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1923 nach der Geburt unsern Herrn Jesu Christi. Literarischer Redakteur: P. C. Edhardt. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 15 Cts.

Dieser Kalender, der in alle unsere Häuser Eingang finden sollte, unterscheidet sich von seinen Vorgängern durch größeren Umfang (120 Seiten, davon 11 Seiten Anzeigen); Weglassung der Postregeln, um den Lesestoff (17 Seiten) nicht zu beschneiden; größere Vollständigkeit der Liste Nr. II: "Names of Places Served by the Pastors and Teachers of the Synodical Conference"; Angabe der Entfernung vieler Landgemeinden von der nächsten Eisenbahnstation; Aufnahme der Namen von Lehrerinnen sowie auch der Stationen unserer Brüder in Deutschland in Liste Nr. II; Separatliste unserer Regerpastoren, die jetzt in Liste Nr. I fehlen. Am 15. September wurden diese Listen geschlossen; später eingelaufene und noch einlaufende Adressveränderungen erscheinen im „Statistischen

Jahrbuch". Gleichzeitig mit diesem deutschen Kalender (und zu demselben Preise) ist auch der englische erschienen unter dem bekannten Titel: **Lutheran Annual 1923**. Literary Editor: Rev. E. Eckhardt. J. B.

Catalog 1922-1923. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Wer sich einen Einblick verschaffen will in die umfangreiche Arbeit unseres Verlags, der studiere diesen Katalog — ein Band von mehr als 600 Seiten! "Quite a few churches" — bemerkt der Verlag — "are cultivating the habit of having a catalog of ours for public reference in the vestibule, on the tract table, or in the waiting-room of the church, and some churches have standing committees to take orders and advise prospective customers." Wenn alle unsere Gemeinden diesem Beispiel folgen würden, so könnte der Segen, der sich beständig aus dem Concordia Publishing House ergießt, noch um ein bedeutendes vermehrt werden. J. B.

Dreizehnter Synodalbericht des Brasilianischen Distrikts der Ev.-Luth. Synode von Missouri usw. 68 Seiten 6x9. Preis: 35 Cts. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Dieser Bericht unserer Brüder im fernen Brasilien bietet eine feine Synodalrede, in welcher der Gedanke ausgeführt wird, daß nach Gottes Willen Christen ob dem Worte der Heiligen Schrift kämpfen sollen. Das ebenfalls von Präses J. Busch vorgelegte Referat behandelt in erbaulicher Weise „Das königliche Amt unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi“. Auch wer über die Zustände, die Missionsarbeit und die sonstigen Vorgänge in unsern brasilianischen Gemeinden offizielle Mitteilungen wünscht, findet in diesem Berichte Auskunft. Hinweisen möchte wir bei dieser Gelegenheit auch auf das von unserm Brasilianischen Distrikt herausgegebene „Kirchenblatt“, das neben allerlei Lehrartikeln regelmäÙige Berichte über die dortigen Parochien bringt, aus welchen hervorgeht, daß unsere Arbeit in Südamerika nicht vergeblich ist. In Brasilien wurden z. B. seit der letzten Synodalversammlung vier ganz neue Parochien mit je einem Pastor besetzt, in Argentinien zwei. Außerdem konnten durch Neueinteilung fünf Parochien neu gebildet werden. „Und noch“, fügt der „Missionsbericht“ hinzu, „ist der Arbeiter zu wenig! Noch müssen wir bitten: Sende Arbeiter in deine Ernte, o Herr!“ Gott segne die Arbeit unserer Brüder in Brasilien! J. B.

Neunundzwanzigster Synodalbericht des Canada-Distrikts. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 48 Seiten. 21 Cts.

Präses Malinsky weist in seiner Synodalrede hin auf die überall und auf allen Gebieten herrschende allgemeine Verflachung in unserer Zeit. Übersehen werden dabei auch nicht die Schäden in der eigenen Mitte, z. B. daß das Interesse für Lehrarbeiten auf Konferenzen und Synoden abnehme; daß unsere theologischen Zeitschriften vielfach von Pastoren nicht gehalten werden; daß die Synodalberichte nur geringen Absatz finden; daß in den Gemeinden der Missions Sinn läßt nicht so groß sei, wie er sein könnte und sollte; daß vielfach die Kirchenzucht lahm liege; daß für die Kirchenblätter nicht das rechte Interesse vorhanden sei; daß man bei Berufungen junge Pastoren verlange und die reiche Erfahrung älterer Männer wenig zu schätzen wisse; daß die Jugendzuzug vielfach im argen liege. Das von P. F. C. Bernwiebe vorgelegte Referat behandelt in lehrhafter und erbaulicher Weise das Thema: „Die Herrlichkeit des Gebetes des Herrn.“ Besprochen werden nach etlichen einleitenden Bemerkungen die Vorrede und die ersten zwei Bitten. Dem Missionsbericht zufolge hat der Distrikt weder Rückgang noch besondere Fortschritte zu verzeichnen. Beschlossen wurde, die Allgemeine Synode zu ersuchen, den Namen des Distrikts in „Ontario-Distrikt“ zu verändern. J. B.

Proceedings of the Second Convention of the Colorado District. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 32 Seiten. 14 Cts.

Dieser deutsch-englische Bericht bringt die Synodalrede Präses Rüssenhops deutsch. In derselben wird das Wort: „Weibe bei uns, denn es will Abend werden!“ angewandt auf unsere Synode. „Wir gebeten“, heißt es hier, „der vorigen Tage. Die Gründungszeit unserer Synode war wohl eine kümmerliche, aber doch auch eine herrliche Zeit. Überall regte sich neues, geistliches Leben. Großes Interesse zeigte sich für Gemeinde und Synode. In seiner Armut trug

man nach Vermögen, ja über Vermögen bei zum Bau des Reiches Gottes. Jene Gründungszeit liegt hinter uns. Und es ist vieles so ganz anders geworden. Manches mußte ja anders werden. Das bringen die veränderten Verhältnisse mit sich. Aber vieles ist auch anders geworden, was nicht anders hätte werden sollen. Der Eifer um die reine Lehre, der Ernst im Wandel, die Opferwilligkeit, das Interesse für Gottes Reich hat nachgelassen. Man muß schon allerlei besondere Anstrengungen machen, um wenigstens äußerlich das Interesse wachzuhalten. Das alte Evangelium scheint etwas von seiner alten Gotteskraft verloren zu haben. Der Herr stellt sich, als wolle er fürbergehen. Was ist da zu tun? Soll man mutlos die Hände in den Schoß legen und nur Klagelieder anstimmen? Gewiß nicht! Durch Mutlosigkeit wird nichts gewonnen. Durch Zammern werden andere nur mutlos gemacht. Im Gegenteil, wir wollen dem Beispiel der Emmausjünger folgen und recht ernstlich den Herrn bitten: „Bleibe bei uns!“ Laß deinen Geist bei den Lehrern und Schülern unserer höheren und niederen Schulen bleiben; denn geht uns die Jugend verloren, dann sind die Tage unserer Kirche gezählt. Herr, bleibe bei unsern Gemeinden, bei jung und alt! Bleibe bei unsern Missionaren und Pastoren! Erfülle sie mit Liebe und Eifer um dein Haus!“

Im Colorado-Distrikt bestehen gegenwärtig 12 Gemeindefschulen, die von 398 Schülern besucht und von 6 Lehrern, 3 Lehrerinnen, 1 Studenten und 4 Pastoren unterrichtet werden — eine Schule mehr als im vorigen Jahr, in welchem unsere ganze Synode 33 Schulen verloren hat. „Our congregations“, heißt es im Bericht, „ought to be encouraged to have their pastors or teachers take a summer course at some normal school, or, at least, to buy them special books on pedagogy, school management, methods, school organization.“ Beschlossen wurde, daß hinfort auf der Synode täglich die eine Sitzung mit einem Gottesdienst in der deutschen und die andere mit einem Gottesdienst in der englischen Sprache eröffnet, das Protokoll in beiden Sprachen geschrieben und vorgelesen und außer dem deutschen auch ein kurzes englisches Referat geliefert werden soll.

Verhandlungen der zwölften Jahresversammlung des Texas-Distrikts. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 71 Seiten. 32 Cts.

Dieser Bericht bietet ein gründliches Referat von P. J. W. Behnen über den vierten Artikel der Konkordienformel: „Von den guten Werten.“ Behandelt werden folgende Punkte: 1. Was sind gute Werte? 2. Gute Werte sind nötig. 3. Gute Werte sind nicht nötig zur Seligkeit. 4. Gute Werte sind nicht schädlich zur Seligkeit. Beschlossen wurde u. a. auch: 1. daß alle gebeten werden, mit der Arbeit zur Gründung eines College in Texas voranzugehen; 2. daß der Präses ein Komitee ernenne zur weiteren Handlung zwecks Errichtung eines Community House and Hospice in der Nähe der University of Texas zu Austin; 3. dem Publicity Committee jährlich \$200 zu bewilligen. Das Komitee, das sich mit der Votenfrage beschäftigen sollte, berichtete, „daß die Loge der Hermannsöhne heute noch eine Verbindung ist, mit der christliche Gemeinden nichts zu schaffen haben sollten“.

Festival and Occasional Sermons. By Louis Wessel. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 261 Seiten. \$1.25.

Dieser Band enthält 32 gute, klare, schriftgemäße Predigten und Reden, die unsern Pastoren treffliche Dienste leisten werden: 1. Festival Sermons (16); Installation of a Pastor (3); Church Dedication (2); School Dedication (1); Baccalaureate Address (1); Reformation (2); Mission-festival (2); Orphans' Home (1); Anniversaries (4). Mögen viele Hände nach diesen Predigten greifen!

Great Leaders and Great Events. Historical Essays on the Field of Church History. By Various Lutheran Writers. Edited by Rev. L. Buchheimer. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 347 Seiten. \$1.75.

Dieses Buch, auf dessen Durchsicht für den Druck auch wir nicht wenig Zeit verwendet haben, bietet ausgezeichnete Lektüre für jung und alt; denn Geschichte liebt bekanntlich jedermann gerne, zumal in einer populären Form, wie sie hier geboten wird. Wie reich der Inhalt ist, zeigen die Überschriften, die hier folgen:

1. Persecution and Martyrdom (Rev. Alfred Doerfler); 2. The Destruction of Jerusalem (Rev. L. Buchheimer); 3. The Catacombs (Rev. L. Buchheimer); 4. Athanasius (Rev. O. C. A. Boecler); St. Augustine (Rev. C. A. Weiss); 5. The Rise and Development of the Papacy (Rev. L. Buchheimer); 6. The Monasteries (Prof. Th. Graebner); 7. Mohammed (Rev. M. F. Kretzmann); 8. Gregory VII (Rev. F. Koenig); 9. The Crusades (Rev. F. J. Lankenau); 10. The Inquisition (Rev. H. J. Frey); 11. The Waldenses (Rev. O. W. H. Lindemeyer); 12. John Wyclif (Rev. W. H. Behrens); 13. John Hus (Rev. L. Buchheimer); 14. The Age of the Renaissance (Prof. Th. Graebner); 15—17. The Life of Luther. Parts I, II, III (Rev. L. Buchheimer); 18. The Augsburg Confession (Prof. A. W. Meyer); 19. Philip Melancthon (Rev. M. Brueggemann); 20. The Thirty Years' War and Gustavus Adolphus (Rev. N. J. Bakke); 21. The Jesuits (Rev. F. J. Lankenau); 22. The Huguenots (Rev. J. H. Hartenberger); 23. The History of the English Bible (Rev. A. G. Merz); 24. Zwingli (Rev. Ad. Haentzschel); 25. John Calvin (Rev. A. Brunn); 26. Thomas Cranmer (Rev. A. Burgdorf); 27. John Knox (Rev. E. F. Haertel); 28. William, Prince of Orange (Prof. C. O. Smith); 29. Paul Gerhardt, the Preacher-Poet (Rev. W. M. Czamanske). Da das Buch mit beinahe 100 Illustrationen geschmückt ist (was auf dem Titelblatte hätte angedeutet werden dürfen), so eignet es sich auch vortrefflich als Weihnacht- und Neujahrs-gabe; denn das beste Geschenk für alt wie jung ist immer noch ein gutes Buch. J. B.

Church Finances. A Handbook for the Pastor and the Layman. By John H. C. Fritz. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 88 Seiten. 35 Cts.

Das hier Gebotene gehört zum Besten und Gründlichsten, was wir bisher über diesen Gegenstand gelesen haben. Pastoren wie Laien wird ernstlich das Gewissen geschärft. Und wenn sie die ihnen hier vorgehaltenen Wahrheiten recht beherzigen, so wird es weder unsern Gemeinden noch unserer Synode an den nötigen Geldmitteln fehlen, um das Werk des Herrn erfolgreich weiterzutreiben. Gewiß, Geld ist kein Gnadenmittel, aber ohne Geld, viel Geld, kann man auch die Predigt des Evangeliums weder in der eigenen Mitte im Schwang halten noch in Heidenländern erschaffen lassen. Wie der Staat seine Kriege nicht zu führen vermag ohne den nervus rerum, so wird auch in den Kriegen des Herrn die Kirche nicht fertig ohne Geld. Und wie dies in rechter Weise und erfolgreich aufgebracht werden kann, das ist es, was in diesem Handbuch gelehrt wird.

Auch bedenklige Weisen, Gelder für die Kirche aufzubringen, kommen dabei zur Sprache. Die bazaars betreffend wird z. B. also argumentiert: "If obtaining money for the church by means of such schemes as fairs, bazaars, and the like would be right, then what should prevent a church from deciding to open a general merchandise store and asking its members to buy their clothes, and shoes, and hats, and groceries, and meats, and furniture, and pianos, and automobiles, and cigars, and candies, and, in fact, everything they need or care to purchase, at the church's department store in order that the profits could be used to cover the expenses of the church? If it would be right to procure money in this way on one day, or one night, or one week of the year, why should it not be right to do this very same thing all the year round? If it would be right to procure *some* money for the church in the way indicated, why should it not be right to procure *all* the money which the church needs in the same way? Then, why should it not be right to do away with supporting the church by free-will offerings and procure the necessary money as a result of exchanging values [buying and selling]? But we know that Jesus would be as much opposed to this as He was to the practise of the money-changers whom He drove out of the Temple at Jerusalem."

The Bible Champion vertritt eine ähnliche Stellung. In der Dezembernummer (1922), S. 594 z. B., lesen wir: "It is perfectly proper for any one to take of his handiwork or possessions, sell it, and give the money to the Lord. But he must not tell the purchaser that the money is going to the Lord, and thus seek to influence the purchaser to buy. For that demoralizes the purchaser into thinking that he is helping the Lord's cause when he is in reality only helping himself. Let buying be buying, uninfluenced

by any knowledge of what is to be done with the money; let giving be giving, without any semblance of return except the consciousness of duty done, and God and man will both be honored."

Röge Prof. Frig' Buch nun auch von Predigern und Laien studiert werden! Mit der Einsicht in das Finanzwesen unserer Synode wird das Interesse für ihre große Arbeit wachsen. Beigefügt ist der Schrift ein Kapitel über "Church Extension Fund", geschrieben von P. F. W. Weidmann.
F. P.

The Western District Bulletin. Vol. II, No. 4. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 50 cts. per annum.

Dieses Heft bringt vornehmlich die Berichte unsers Missionsdirektors Hallenberg und des Schulsuperintendenten Kühnert. „Das verfloffene Synodaljahr“, heißt es, „ist für die Innere Mission unsers Distrikts wieder ein segensreiches gewesen. Unser Missionsfeld ist größer geworden; die Zahl der Arbeiter hat sich bedeutend gemehrt; der Same des Wortes Gottes fand neuen Boden. Die Missionare haben treu und erfolgreich gearbeitet, und die Missionsgemeinden haben zugenommen in der rechten Erkenntnis und an allerlei guten Werken. Wir wollen dafür zunächst und vor allen Dingen die große Gnade Gottes rühmen, daß er sich offensichtlich zu unserer Arbeit bekant und seine teure Verheißung erfüllt hat, daß sein Wort nicht ohne Frucht bleiben soll. Gerade auch in dem Werke der Inneren Mission haben wir den deutlichsten Beweis, daß Gott es überschwänglich segnet, wenn man in der Lehre und Praxis treu festhält an Gottes Wort.“ Zugleich geht aus den Berichten hervor, daß immer noch viel, sehr viel zu tun übrigbleibt und wir darum besonders auch in unserm Geben immer noch zunehmen müssen.
F. P.

Gotteskraft. Der Prediger Salomo, kurz ausgelegt von D. C. M. Jörn. Verlag von Johannes Herrmann, Zwidau, Sachsen. 50 Cts.

Es ist dies eine dem christlichen Glauben gemäße, erbauliche und trostreiche Auslegung eines biblischen Buches, das vielfach falsch gedeutet worden ist. Den Inhalt desselben summiert der Verfasser im Vorwort, wie folgt: „Auf Erden ist alles, alles eitel, flüchtig, vergänglich, ein verfliegender Hauch. So ist es mit dem Guten und mit dem Bösen, mit dem Großen und mit dem Kleinen, ja, mit dem Menschen selbst. Mehr noch. Wer seinen Blick auf das richtet, was auf Erden geschieht, der muß sagen: Es geht alles ganz verkehrt zu. Noch mehr. Böse Narren und Gottlose haben das Regiment, wahrhaft Weise und Gottesfürchtige werden geknechtet. Wie nun? Was soll ein Kind Gottes da tun? Sorgen, sich grämen, verzagen, seufzen, klagen, an allem verzweifelnd sich mürrisch und müßig in eine Ecke setzen oder gar an Gott irre werden? Nein, nein, nein! Ein Kind Gottes soll in wahrer Gottesfurcht auf Gottes Wegen wandeln, frisch und fleißig sein ihm befohlenes Werk tun, fröhlich essen und trinken und alles genießen, was Gott ihm schenkt und gibt, und Gott walten lassen. . . . Und das lehrt nicht etwa nur Salomo, sondern Gott selbst durch Salomo. Der große Gottesmann D. Martin Luther empfiehlt mit großem Nachdruck dies Buch Salomos als ein „edles Büchlein, welches aus guten Ursachen sonderlich wert wäre, daß es von allen Menschen mit hohem Fleiß täglich gelesen würde als ein Buch, dessen Weisheit alle Weisheit unter der Sonne übertreffe; denn es lehre, daß jedermann sein Amt in Gottesfurcht mit Fleiß tue und darum sich nicht ängstige, ob es nicht geht, wie er gern wollte, sondern sich zufrieden gebe und in allen großen und kleinen Sachen Gott walten lasse.“ „Es ist alles ganz eitel!“ Das gilt auch heute noch von allem, was uns z. B. die Tageszeitungen jeden Morgen und Abend aufstischen: unehrliche, selbstsüchtige Politik; Haschen und Jagen nach Geld und Ehre; Verbreden und Vaster aller Art; Sport und kein Ende; Lustbarkeiten ad nauseam; Kinos, Theater, Kleidermoden usw.! „Kol hebel — alles Eitelkeit!“ Das ist gleich der erste Eindruck, wenn man diese Weltblätter in die Hand nimmt, und das ist auch die letzte Überzeugung, mit der man sie an die Seite legt. Gerne empfehlen wir darum diese zeitgemäße Schrift D. Jorns.
F. P.

Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, begründet von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur. Herausgegeben von Adolf Bartels und Julius Kögel. XLIV. Jahrgang, 1923. Mit drei Bildern von Wilhelm Steinhäusen. C. G. Müllers Verlagsbuchhandlung, Halle a. d. S. M. 350 +.

Außer einer Anzahl Gedichte enthält dieses bekannte Jahrbuch folgende Artikel und Erzählungen: 1. Claus Petri und die Reformation in Schweden.

Von Lagerfeld. 2. Die Krähen von Runersdorf. Von Bövenfeld. 3. Auf Jesu Spuren in Jesu Heimat. Von Baumann. 4. Das Scherlein der Witwe. Von Friedensburg. 5. Aus dem Leben eines Kirchenliedes. Von Paulig. 6. Die christliche Mission in der Gärung der nichtchristlichen Welt. Von Richter. 7. Die Eisrose. Von Brausewetter. 8. Ahnen. Von Dörthe Kögel. 9. Schopenhauer als Vertreter des pessimistischen Lebensideals. Von Grünmacher. 10. Wilhelm Steinhauser und das Problem der religiösen Kunst. Von Beher. 11. Die Anthroposophie Rudolf Steiners. Von Steinmann. 12. Unser evangelisches Jugendwerk. Von Stange. 13. Tante Konstanze. Von Brigitte Kremer.

Mit besonderem Interesse haben wir die Artikel über Schopenhauer und Rudolf Steiner gelesen. In dem ersteren versteht es aber Grünmacher darin, daß er das Evangelium von der Vergebung der Sünden durch die von Christo geschehene Veröhnung nicht gebührend herausstreicht als das eigentliche Wesen des Christentums, wodurch vornehmlich es sich auch von der Philosophie Schopenhauers unterscheidet, der, genau besehen, auch nicht um eine Linie über das Heidentum hinausgekommen ist, und den nur in grobem Unverstand der Königsberger Philosoph Deussen als „philosophus Christianissimus“ bezeichnen konnte.

Was sodann den Artikel über Steiners Anthroposophie betrifft, so ist es symptomatisch für die Geistesverfassung, in der sich jetzt viele in Deutschland befinden, daß dort allerlei erbärmliche Surrogate, die ausschießen wie Pilze, so viele Bewunderer finden, selbst unter Theologen, freilich solchen, die bisher zu den Liberalen gehörten und längst die Liebe zur biblischen Wahrheit verloren haben. Solche Kulte sind der Scientismus, der Spiritismus, die Theosophie und vor allem die Anthroposophie Steiners, von der sich jetzt viele große Dinge versprechen für die Hebung des Christentums und die Rettung des armen, von den Franzosen geschundenen deutschen Volkes. Schier alle Blätter Deutschlands, politische sowohl wie kirchliche, hat die Steiner'sche Schwärmerei in Bewegung gesetzt, und zu ihren zahlreichen begeisterten Anhängern gehören u. a. auch die vor etwa zehn Jahren in „Lehre und Wehre“ öfters genannten liberalen Theologen Geher und Mittelmeher in Bayern.

Im Jahre 1875 wurde von Frau Blavatsky in New York die Theosophische Gesellschaft gegründet, die später ihren Hauptsitz nach Adyar in Indien verlegte, wo Annie Besant die Führung übernahm. In Deutschland fand die Adyar-Theosophie 1902 Eingang, und Rudolf Steiner galt als das Haupt derselben. In 1913 trennte er sich und gründete die Anthroposophie. Insonderheit in den letzten Jahren ist es Steiner gelungen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. In den Pro- und Kontra-Auseinandersetzungen in der Presse und der sonstigen Literatur ist jedoch wiederholt der Nachweis geliefert worden, daß die Anthroposophie im Grunde weiter nichts ist als uralte theosophische Schwärmerei, verbunden mit viel „dummem Zeug“ und allerlei Selbsttäuschung und Betrug. Zu diesem Resultat gelangt auch Steinmann in den „Christoterpen“. Nach ihm unterscheidet sich die Anthroposophie von der Adyar-Theosophie nur durch Aufnahme des Evolutionsgedankens mit seinem Fortschrittsmah. An die Stelle des buddhistischen Nirwana setzt sie die nach langen Wandlungen zu erreichende persönliche Vollendung. Im übrigen gleicht sie der Adyar-Theosophie wie ein Ei dem andern. Wie diese, so faselt auch sie von Karma, Reinkarnation und einem erst wieder neu zu belebenden und durch esoterische Methoden zu entwickelnden hellseherischen Erkenntnisorgan, das zu wunderbaren theosophischen Erkenntnissen führen soll. Für jeden nüchternen Menschen, geschweige Christen, versteht es sich aber von selbst, daß die vorgebliche Hellseherei der Theosophen und Anthroposophen weiter nichts als Schwindel ist und sein kann. Wo immer diese Hellseher überhaupt etwas schauen und nicht einfach flunkern, da sehen sie eigene innere Seelenzustände, selbstgemachte Phantasiengebilde, denen in der objektiven Wirklichkeit ebenjowenig etwas entspricht wie sonst Träumen und andern Geistesjähmen.

Steinmann schreibt: „Nun ist aber nicht einmal unbedingt sicher, daß jene Schauungen [Steiners] wirklich auf etwas Objektives gehen. Es könnte sich dabei am Ende lediglich um eigenartige innerseelische Erscheinungen handeln, so daß die Erlebnisse des Hellsehens nicht unsere Welterkenntnis erweitern, vielmehr nur den Umfang der seelischen Erscheinungen um ein eigenartiges Phänomen bereichern würden. Man weiß solchem Einwand gegenüber wohl hin auf die eigenartige inhaltliche Übereinstimmung jener Schauungen. Diese Übereinstimmung braucht aber gar nicht daher zu kommen, daß sie alle tatsächlich dasselbe Objekt sehen. Es

kann sehr wohl auch die Gleichartigkeit des seelischen Zustandes hier wie dort zu denselben Resultaten führen. Und sind wir einmal in solche Erwägungen eingetreten, dann will uns eine Mahnung verdächtig erscheinen, die dem Geheimshüler zuteil wird: er solle nicht aufs Geratewohl hellseherisch werden wollen, sondern seinem Schauen durch Vertiefung in die Mitteilungen der schon Eingeweihten von ihren Schauungen die Wege weisen lassen. Das sieht doch sehr so aus, als werde hier ein autosuggestives Verfahren empfohlen, das die Einheitlichkeit der Schauungen sicherstellt. Einen sehr einleuchtenden Versuch, das Hellsehen als ein gänzlich innerseelisches Geschehen zu erklären, finden wir in der auch sonst empfehlenswerten kurzen Schrift über Theosophie und Anthroposophie von W. Bruhn. Danach kommt das Hellsehen auf folgende Weise zustande. Der Hellseher hat sein Wahrnehmungsvermögen beispielsweise auf eine bestimmte Person konzentriert. Bewußt oder unbewußt sammelt er dabei seine Eindrücke von dieser Persönlichkeit, die äußeren Wahrnehmungen ebensowohl wie den inneren Eindruck von ihr; dazu treten dann etwa noch Gedanken, die sich an diese Wahrnehmungen und inneren Eindrücke anknüpfen. Das alles wird ‚durch die Konzentration und Meditation sozusagen ins Unterbewußtsein hinuntergedrückt‘, und dort verarbeitet es sich zu einem einheitlichen Gesamteindruck. Nun besitzt der Hellseher ein ‚besonderes Gestaltungs- und Anschauungsvermögen‘ ähnlich dem, wie wir es beim Auftauchen ‚symbolischer‘ Träume beobachten können. Das im Unterbewußten Verarbeitete tritt infolgedessen als ein — sagen wir einmal traumhaftes, also dem sinnlichen Eindruck verwandtes — Anschauungsbild vor sein Wachbewußtsein. Da der ganze seelische Zusammenhang, der letztlich zu diesem Resultat führte, von ihm nicht durchschaut wird, nimmt er dieses in seinem Bewußtsein auftauchende Anschauungsbild für eine reale geheimnisvolle Wahrnehmung. Es sind also einfach ‚seine eigenen subjektiven Bewußtseinszeugnisse‘, die ihm so in anschaulichen Formen wieder begegnen. Und wir kommen ganz aus ohne die metaphysische Deutung, die er selber diesen Erlebnissen zu geben geneigt ist. Als eine Retätigung dieser Erklärung nennt Bruhn einige besondere Fälle, die den gedanklenmäßigen Ursprung dieser Schauungen ganz deutlich verraten. So, ‚wenn der verworfene Gedanke eines unklaren Kopfes als Figur mit unbestimmten Umrissen‘ zur Anschauung kommt, oder ‚wenn die fortschreitende Vergeistigung des Menschen in leuchtenden Farben und zunehmender Regelmäßigkeit der Linien seines Astralleibes sichtbar wird‘. Das sind ganz augenscheinlich Symbolismen, wie sie das Denken auch sonst benutzt, um sich empfangene innere Eindrücke zu veranschaulichen. Solange wir aber mit einer solchen psychologischen Deutung des Hellsehens auskommen, besteht kein Grund, weshalb wir bei der naiven metaphysischen Deutung des Hellsehers stehenbleiben sollten, zumal ja auch diese psychologisch verstanden werden kann. Wir werden also unser Urteil über den wirklichen Erkenntniswert der anthroposophischen Erkenntnismethode dahin zusammenfassen können, daß es sich hierbei um einen kritiklosen Scheinempirismus handelt. Damit brähe dann allerdings für uns das ganze stolze Gebäude seiner Offenbarungen zusammen.“ (201 f.)

Es bleibt also dabei: Wenn Theosophen und Anthroposophen etwas hellsehen, so schauen sie die Wahngelbde, die ihnen der Teufel und ihr eigener geförder Geiſt vorgaukeln, wenn anders sie nicht bewußtmaßen den Leuten blauen Dunst vormachen.

J. B.

Das Sela-Gesangbuch zur Andacht und Erbauung in Kirche, Schule, Haus.
Deutsch-englische Ausgabe. Zusammengeſtellt von Adolf T. Hanser.
The Sotarian Publishing Co., Buffalo, N. Y. 400 Seiten. \$2.00.

Der englische Titel dieses Gesangbuches mit Melodien lautet: "The Selah Song Book for Worship and Devotion in Church, School, Home. English-German Edition. Compiled by Adolf T. Hanser." Es beansprucht, „die besten deutschen Lieder mit englischer Übersetzung sowie die besten englischen Lieder mit deutscher Übersetzung“ zu bieten. Da wir aber bisher keine Zeit gefunden haben, das Buch etwas genauer auf seinen Inhalt zu prüfen, so sind wir auch nicht in der Lage, darüber jetzt schon ein Urteil abzugeben, ob und in welchem Maße es dem Kompilator gelungen ist, das gesteckte Ziel zu erreichen. Jedenfalls ist der Gedanke eines deutsch-englischen Liederbuches selber als ein glücklicher anzuspprechen. Auch können wir es verstehen, daß man vielfach, wie der Verfasser erklärt, ein Verlangen nach einem solchen Buche hat laut werden lassen. Haben wir doch längst unsern deutsch-englischen Katechismus und deutsch-englische Bibeln! Auch ein

deutsch-englisches Gesangbuch dürfte darum an manchen Orten gute Dienste leisten. Könnten dann doch in einem englischen Gottesdienst die Deutschen mitsingen und in einem deutschen die Englischen! Jedoch, so hoch wir auch Privatunternehmungen, die eine Lücke bei uns auszufüllen suchen, zu schätzen wissen, so sind wir doch der Meinung, daß Bücher, die, wie das vorliegende Gesangbuch, in unsern Gemeinden und Schulen Eingang suchen, von unserer Synode approbiert und wo möglich von ihr selber herausgegeben werden sollten. F. B.

Homiletics. A Manual of the Theory and Practise of Preaching. By Prof. M. Reu, D. D. Put into English by Albert Steinhäuser, D. D. Wartburg Publishing House, Chicago. 639 Seiten. \$3.50.

Eine gründliche, umfassende Arbeit ist es, die uns hier von D. Reu geboten wird. Seinen Gegenstand behandelt er erschöpfend. In englischer Sprache gibt es, soweit wir wissen, kein Werk, das die Homiletik in so ausführlicher, alles berücksichtigender Weise bearbeitet, wie das hier geschehen ist. Es ist darum ein wertvoller, eine wirkliche Lücke ausfüllender Beitrag zur englisch-lutherischen Literatur unsers Landes, der uns in dieser Schrift geboten wird.

Wie D. Reu seinen auch an sich durchaus nicht trodenen Gegenstand zu beleben versteht, zeigen u. a. folgende Stellen: "Claus Harms, on once being told by a flattering friend that he surely had no need of preparation for his sermons, but was inspired at all times by the Holy Spirit, replied that he could recall only a single instance when he had been compelled to mount his pulpit unprepared, on which occasion the Holy Spirit had indeed whispered something in his ear, but what He said was this, 'Klaus, Klaus, du bist faul gewesen!' And Spurgeon told his students: 'The Holy Spirit has made no promise to supply spiritual food to the saints by an impromptu ministry. He will never do for us what we can do for ourselves. If we can study and do not, if we can have a studious ministry and will not, we have no right to call in a divine agent to make up the deficits of our idleness or eccentricity.'" (22.) Ebenfalls Spurgeon: "It is with us [ministers] and our hearers as it is with watches and the public clock: if our watch be wrong, very few will be misled but ourselves; but if the Horse Guards or Greenwich Observatory should go amiss, half London would lose its reckoning. So it is with the minister; he is the parish-clock, many take their time from him, and if he be incorrect, then they all go wrongly, more or less, and he is in a great measure accountable for all the sin which he occasions." (91.)

Daß Reu die rechte Stellung zur Bibel einnimmt, zeigt folgender Ausspruch: "Not, indeed, that we distinguish between what is and what is not inspired, for no such distinction exists," etc. (254.) Wir stimmen zu, wenn das Wartburg Publishing House schreibt: „Rein Prediger [oder Student der Theologie] wird es bereuen, Reus *Homiletics* durchgearbeitet zu haben“, womit wir freilich nicht gesagt haben wollen, daß wir Reu (soweit wir sein Buch gelesen haben) in allen seinen Ausführungen und Urteilen zustimmen und nicht manches anders gesagt oder formuliert haben würden. F. B.

A Guide in Church Finance. By Samuel A. Stein, D. D. Third Edition. Lutheran Book Concern, Columbus, O.

Gemeinden, die ihr Finanzsystem modernisieren und up to date bringen möchten, wird diese Schrift gute Dienste leisten. Den Inhalt derselben charakterisieren folgende Kapitelüberschriften: 1. Some Facts in Favor of a Better System. 2. The Weekly Duplex Envelope System, the Best. 3. The Idea of a Fixed Budget. 4. The Every-Member Canvass, the Most Satisfactory Way. 5. How to Introduce the New System. 6. How to Work the New System. Aus der ganzen Darstellung geht zugleich hervor, daß die hier beantwortete Finanzmethode als solche dem Geiste der Freiheit und der evangelischen Gesinnung, in welcher Christen die Opfer ihrer Herzen und Hände Gott darbringen, in keiner Weise zu nahe tritt. Seite 45 lesen wir: "People who refuse to subscribe are to be dealt with patiently, but finally must be excluded by the congregation if they will not repent." Das soll wohl gelten mit Bezug auf Leute, die sich überhaupt und hartnäckig weigern, zum Unterhalt der Gemeinde beizutragen, nicht von solchen, die sich nur nicht in das Rubertssystem finden können oder mögen. Wie nämlich die Synode einer Gemeinde keine Gesetze geben kann, so hat auch keine

Gemeinde das Recht, irgendetwas ihrer Glieder irgendwelche Satzungen aufzulegen, von denen sie nicht klar beweisen kann, daß sie Gott in seinem Worte vorgeschrieben hat. In der Kirche regiert eben nur Gottes Wort. Selbst in Mitteldingen ist das schließlich Entscheidende nicht etwa die Mehrheit der Stimmen, der sich jedermann fügen müßte, sondern die Liebe, die unter Umständen auch der Minorität nachgibt und prinzipiell niemals das Individuum vergewaltigt.

F. B.

Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau, Sachsen, hat uns zugehen lassen: 1. „Ev.-Luth. Hausfreund.“ Kalender 1923. 39. Jahrgang. Herausgegeben von D. O. G. Th. Willkomm. M. 15. — 2. „Luther-Kalender 1923.“ Wochen-Abreißkalender. 2. Jahrgang. Mit vier Bildbeilagen von Gustav König. Herausgegeben von P. W. Willkomm. M. 25. — Wie seine Vorgänger, so bietet auch dieser „Hausfreund“ guten Lesestoff. In dem Abreißkalender sind die Zitate den gehobenen Schriften Luthers aus dem Jahre 1523 entnommen, dem Jahr, „in dem das erste Märtyrerblut der Reformation floß, und in dem der kirchliche Neubau auf der Grundlage des lauterer Evangeliums rüstig vorwärtschritt“. Es sind, wie jeder Leser freudig bekennen wird, Worte, die im Laufe der Jahrhunderte an Leben, Wärme und Leuchtkraft nichts eingebüßt haben.

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Auch bei den diesjährigen Versammlungen der Distriktsynoden ist des fünfundsiebzigjährigen Bestehens der Synode gedacht worden. Nach den bereits gedruckt vorliegenden Berichten ist mit der Feier des Jubiläums die Mahnung zum treuen Festhalten an der lutherischen Lehre und Praxis verbunden worden. So heißt es z. B. im Bericht des Michigan-Distrikts (S. 9 f.): „Wenn nun Dank gegen Gott wirklich in unsern Herzen lebt, kann es dann ausbleiben, daß wir an der Stellung unserer Väter festhalten und sie mit allem Ernst gegen Anläufe von außen und innen bewahren? Muß uns dann nicht daran liegen, daß wir als Kinder und Erben der Kraft und des Segens, den Gott unsern Vätern geschenkt hat, diese Gnadengabe nicht verschütten? Was wäre das für ein Jubelfest, wollten wir zwar viel Aufhebens machen von der Festigkeit, Entschiedenheit, Glaubenseinfalt, Arbeitsfreudigkeit und Opferwilligkeit der Väter, würden aber unvermerkt aus Menschenfurcht oder Bequemlichkeit lau und gleichgültig und leichtfertig werden gerade da, wo sie es am ernstesten nahmen? Siehe das nicht der Propheten Gräber schmücken und dabei ihr Zeugnis verwerfen? Solches Jubilieren sei ferne von uns! Unser Synodaljubiläum soll uns eine Mahnung sein zu neuem Eifer und Treue. Man hört wohl: Bei den Vätern war es nicht zu verwundern, daß sie so energisch auftraten und den Kampf für die Wahrheit schonungslos führten; ihre Zeit war eben eine kampflustige Zeit, während man jetzt durch festes Auftreten abstößt, durch Nachgeben dagegen gewinnen könnte. Man täuscht sich. In jener Zeit war die Lagheit in der Lehre und die Unionsucht gewiß nicht geringer als jetzt. Offenbare Differenzen in Fundamentalartikeln wurden für offene Fragen erklärt. Kampf erhob sich erst, als unsere Väter für die All-einberechtigung der reinen Lehre so entschieden in die Schranken traten. Daß sie aber den Kampf so energisch führten, davon war die Triebfeder nicht Lust am Kampfe, sondern die von Gott gewirkte heilige Ehrfurcht vor dem klaren Wort des ewigen Gottes. Es war der Geist, der

Luther befehle, als er erklärte, er könne und wolle nicht widerrufen, weil sein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei. Und würden wir wirklich etwas gewinnen durch Weichen und Nachgeben? Wir würden vielleicht Frieden mit manchem Gegner bekommen. Aber das wäre ein Kirchhofs-friede, dem ein offener Kampf unter der Siegesfahne unsers Herrn gewiß vorzuziehen ist. Die Schrift sagt: „Wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen?“ und: „Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig.“ Also nicht Gewinn, sondern Schaden wäre die Folge. Auch die Geschichte lehrt, daß der Niedergang der Kirche stets mit der Geringschätzung der reinen Lehre angefangen hat. Wollen wir daher den Segen bewahren, den Gott durch unsere Väter uns geschenkt, hat, so dürfen wir nicht nachlassen in dem entschiedenen Zeugnis für die reine Lehre, auch wenn das uns auf allen Seiten Widerspruch einträgt, müssen selbst immer mehr wachsen in der rechten Erkenntnis und müssen dem Worte Gottes in den Kreisen, in die Gott uns gestellt hat, Geltung verschaffen. Und das in derselben Glaubenseinfalt, Festigkeit, Opferwilligkeit und Arbeitsfreudigkeit, die unsere Väter befehlte. Gott bewahre uns, daß man nicht auch bei uns Klagen müsse, wie der Herausgeber des *Lutheran Companion* kürzlich über seine Synode klagte, daß es bei ihren Pastoren an Interesse und innerem Trieb für das Studium der Theologie fehle; früher habe man auf den Synodalversammlungen viel Zeit auf Lehrverhandlungen verwandt, weil man damals noch das Interesse an Lehrfragen gehabt habe, welches jetzt gänzlich abhanden gekommen sei; es sei darum auch nicht zu verwundern, wenn die Stimme der Posaune auf den Kanzeln die nötige Klarheit vermissen lasse. Solche Klagen sollen uns auf die Gefahren aufmerksam machen, die uns drohen und gegen die wir uns wappnen müssen.“ Sonderlich wird zur Bewahrung des Segens auf die Pflege der *Gemeindeschulen* und die Notwendigkeit des fortgesetzten Kampfes gegen die *Logen* hingewiesen. Sehr ausführlich wird auf den ersten Punkt im Bericht des Minnesota-Distrikts hingewiesen, S. 24—41. Wir heben nur einige Sätze heraus: „Auch wenn wir jetzt ins Englische übergehen, dürfen wir nicht uns dem Wahne hingeben, es könnte jetzt dem Rationalgeist der Feindschaft gegen Kirchenschulen Rechnung getragen werden, indem man sie mit Ehren absterben läßt. Wenn wir uns nicht in den Dienst Gottes stellen wollen, die Jugend zu lehren, dann wird Gott von anderswoher Hilfe und Helfer zu seinem seligen Werk schaffen. Haben wir unsere Vereinigten Staaten, haben wir unsere Kinder, haben wir unsern Gott wirklich lieb, so laßt uns über unsern Gemeindeschulen halten!“ „Der Referent hat jetzt neunundzwanzigmal im Herbst in die Sexta eines Gymnasiums Schüler aufgenommen, die zum großen Teil aus unsern Gemeindeschulen kamen, aber allemal auch solche, die nur die öffentlichen Schulen besucht hatten, und darf sich deshalb ein Urteil erlauben über die Vorbereitung auf das Studium in unsern höheren Lehranstalten, die in unsern Gemeindeschulen geboten wird. Sie steht in wissenschaftlicher Beziehung nicht nur nicht derjenigen in den öffentlichen Schulen nach, sondern sie bietet etwas, was man nicht in der religionslosen Schule erhalten kann. Den ungenügenden Unterricht in Religion kann man solchen aus den Staatsschulen manchmal noch nach Jahren anmerken.“ — Längere Ausführungen über unsere Stellung zu den *Logen* sind auch dadurch veranlaßt, daß gerade seit dem Kriege die *Logen* hierzulande eine Propaganda getrieben haben wie vielleicht nie zuvor. Sie behaupten, daß in kurzer Zeit ihre Gliederzahl um

hundert Prozent zugenommen hat. Die Logen, unter Zuhilfenahme des Ku Klux Klan, bildeten wohl den wichtigsten Faktor in dem Kampfe gegen die Gemeindefchule im Staate Oregon. Über unsere Stellung zu den Logen heißt es ebenfalls im Bericht des Minnesota-Distrikts (S. 58): „Unsere Stellung zu den Logen und andern sündlichen Vereinen hat uns schon viel Kampf und Unruhe in unsern Gemeinden eingetragen; denn einmal haben wir Gemeinden übernommen, in denen bereits eine Anzahl Logenglieder waren, und zum andern geschieht es auch immer wieder, daß Glieder unserer Gemeinden den Lockungen der Loge folgen und sich ihr heimlich anschließen. Im allgemeinen scheuen unsere Gemeinden den Kampf wider die Loge nicht, sondern machen Ernst damit, ruhen nicht eher, als bis die Sache zum Austrag gekommen ist, als bis entweder die Logenglieder aus ihrer Loge ausgetreten sind, oder, wenn sie das nicht wollen und lange genug mit ihnen verhandelt worden ist, sie als Menschen, die dem Worte Gottes nicht gehorchen wollen, von der Gemeinde ausgeschlossen worden sind. Und wenn wir Gemeinden unter uns gehabt haben, die eine Zeitlang Logenglieder in ihrer Mitte geduldet haben, so geschah dies nur, weil man ihrer Schwachheit Rechnung tragen zu müssen glaubte und noch immer die Hoffnung hatte, sie zu gewinnen. Zu keiner Zeit — das kann wohl gesagt werden — hat die Loge in unsern Gemeinden Hausrecht gehabt, niemals ist sie als eine harmlose und unschuldige, ja gute und nützliche Einrichtung anerkannt worden wie in so manchen andern Kirchengemeinschaften, in denen selbst Pastoren hochstehende Logenglieder sind.“ Wegen der Gefahr, die unsern Gemeinden durch die so eifrig betriebene Logenpropaganda droht, haben auch Pastorkonferenzen neben andern Zeitgefahren auch die Logengefahr behandelt. Eine größere Pastorkonferenz hat uns zur Kenntnissnahme die folgenden Sätze zugesandt: „Da die geschworenen, geheimen Gesellschaften, sogenannte Logen, entschieden widerchristlich sind (Bekennnis eines falschen Gottes, schriftwidriger Heilsweg, verbotene, ja, gotteslästerliche Eide, Bruderschaft mit Falschgläubigen und Ungläubigen, antibiblisches Weltwesen), so erklären wir: 1. daß Christentum und Logentum in unvereinbarem Gegensatz zueinander stehen; 2. daß darum ein Christ sich einer geschworenen, geheimen Gesellschaft weder anschließen noch darin bleiben sollte; 3. daß solche Glieder unserer Gemeinden, die der Loge beigetreten sind, mit Gottes Wort (Matth. 18, 15—18; 2 Kor. 6, 14—18 usw.) gestraft, belehrt und ernstlich ermahnt werden müssen, aus dieser gottwidrigen Verbindung auszutreten; 4. daß Logenglieder (von außerordentlichen Fällen der Kasuistik abgesehen) vom heiligen Abendmahl zu suspendieren sind.“

Zugleich sind wir ersucht worden, uns über einige *Aussprüche* D. *Walthers* zu äußern, die sich auf die Zulassung von Logengliedern zum Abendmahl „unter bestimmten Umständen“ beziehen. *Waltther* hat z. B. mündlich gelehrt und auch geschrieben: „Wenn es gewiß ist, daß jemanden Christus annimmt“ [weil er sich „als ein bußfertiger Christ offenbart“ hat], „wer bin ich, daß ich ihn hinausstoßen sollte?“ Daher ist hie und da auch außerhalb der Synode die Meinung aufgetaucht, als ob *Waltther* eine weniger entschiedene Stellung gegen die Logen eingenommen habe. Dagegen verweisen wir zunächst auf die Tatsache, daß *Waltther*, soviel wir wissen, nie ein Logenglied zum Abendmahl zugelassen hat. Der Grund hierfür ist in seiner zwar evangelischen, aber sehr entschiedenen pastoralen Praxis zu suchen. Wenn wir diese Praxis kurz beschreiben sollen,

so ergibt sich das folgende Summarium: Kein Pastor hat das Recht, ein Logenglied für einen Christen zu halten. Zwar gibt es unter den Logengliedern auch noch einzelne Christen, wie die Erfahrung ausweist. Aber ein Logenglied a priori für einen Christen zu halten, dazu haben wir kein Recht, weil der Betreffende Glied in einer Gesellschaft ist, deren religiöse Grundsätze den christlichen Glauben schlechthin ausschließen. Sometig wir ein Recht haben, z. B. ein Glied einer unitarischen Gemeinschaft für einen Christen zu halten, da die Unitarier die Gottheit Christi, die heilige Dreieinigkeit und die stellvertretende Genugthuung leugnen, so wenig haben wir ein Recht, ein Logenglied für einen Christen zu halten, da die Loge als Gemeinschaft leugnet, daß Christus in seinem stellvertretenden Tun und Leiden die Versöhnung für der Welt Sünde sei, und im Gegentheil die Religion vertritt, daß jeder Mensch auch ohne den Glauben an den für die Sünde der Welt gekreuzigten Christus auf Grund seiner eigenen Tugend und seines moralischen Wandels in ein besseres Jenseits kommen könne. Das heißt: jeder Mensch, der die Logenreligion im Herzen hat, ist kein Christ. Handelt es sich nun um Zulassung zum heiligen Abendmahl, so behält der Pastor im Auge, daß das Abendmahl nur für Christen ist — „uns Christen zu essen und zu trinken“. Das heilige Abendmahl ist eine durch Darreichung des Leibes und Blutes Christi versiegelte Privatabsolution; die Privatabsolution aber sollen wir nur dem sprechen, der sich als einen verdammungswürdigen Sünder erkennt und bekennet und den Trost der Vergebung seiner Sünden um des vergossenen Blutes Christi willen begehrt. Handelt es sich nun bei der Zulassung zum Abendmahl um eine Person, die noch mit der Loge verbunden ist, so wird der Pastor in privater Unterredung sich vergewissern, soweit dies Menschen möglich ist, ob der Betreffende die Logenreligion oder die christliche Religion glaubt. Stellt sich ersteres heraus, so steht die Nichtzulassung zum heiligen Abendmahl außer Frage. Bietwohl Walthër auch in bezug auf diesen Fall zu erinnern pflegte, daß der Pastor die von Gott herbeigeführte Gelegenheit benutzen sollte, einem Ungläubigen den einzigen Weg zur Seligkeit in liebevoller und entschiedener Weise zu bezeugen. Stellt sich der andere Fall klar heraus, daß der das Abendmahl Begehrende doch noch an den gekreuzigten Christus als seinen Sündentilger glaubt, so wird der Pastor ihn belehren, daß ein Christ nicht in die unchristliche Gesellschaft, in der er sich als Logenglied befindet, gehört, und in ihn dringen, daß er sofort auch jede nur äußere Verbindung mit der Loge (wie das Belassen des Namens auf der Logenliste) aufgebe. Dringt der Pastor aber hiermit nicht sogleich durch, muß er aber trotzdem urteilen, daß er es mit einem Christen zu tun habe, dem nur noch Schwachheit in der praktischen Anwendung des Christentums anhängt, dann liegt der Fall vor, den Walthër mit den Worten beschreibt: „Wenn es gewiß ist, daß jemanden Christus annimmt, wer bin ich, daß ich ihn hinausstoßen sollte?“ Aber hiermit ist nach Walthër die Sache betreffs der tatsächlichen Zulassung zum Abendmahl noch nicht zu Ende. Da ist noch die christliche Gemeinde. Die christliche Gemeinde hat die rechte Verwaltung des heiligen Abendmahls zu überwachen. Gerade auch sie hat darauf zu sehen, daß nur solche Personen zum Abendmahl zugelassen werden, die man der Liebe nach für Christen zu halten hat. Daher ist jeder Fall, in dem es sich um Zulassung einer Person, die noch nicht ganz von der Loge los ist, handelt, mit der Gemeinde zu besprechen. Auch die Gemeinde

muß sich überzeugen, daß der Fall einen *Christen* betrifft, obwohl einen solchen Christen, der noch schwach in der Erkenntnis und in der Anwendung seines christlichen Glaubens ist. Auch die Gemeinde hat kein Recht, ein Logenglied für einen Christen zu halten. Daß sie es mit einer Ausnahme von der Regel zu tun hat, davon muß sie sich erst überzeugen. Wird so die Zulassung zum Abendmahl behandelt, so wird dem Ärgernis innerhalb der Gemeinde gewehrt, nämlich dem falschen Gedanken, als ob die christliche Gemeinde nichts gegen die Logengliedschaft hätte. Vielmehr gestaltet sich jeder so vor die Gemeinde gebrachte und von der Gemeinde behandelte Fall zu einer Belehrung über die Wertverflichkeit des Logentums und zu einer ernstern Warnung vor demselben. Wird die Zulassung zum Abendmahl eines noch äußerlich in die Loge Verstrickten so behandelt, so wird das Logentwesen in der Gemeinde nie einreißen, sondern demselben sehr erfolgreich gewehrt werden. Vielleicht machen wir bei dieser Behandlung dieselbe Erfahrung wie Walthier, nämlich daß wir gar nicht in die Lage kommen, ein Logenglied zum Abendmahl zuzulassen. Die Sache entscheidet sich meistens schon durch die *Vorverhandlungen*, namentlich durch die Privatunterredung oder Privatunterredungen, durch welche der Pastor festzustellen sucht, ob der sich Meldende ein Christ ist oder nicht. Auf diese Privatunterredung legt daher Walthier großes Gewicht, wenn er unter anderm sagt: „Nicht minder muß [neben dem nötigen öffentlichen Zeugnis von der Kanzel] dieses privatim und unter vier Augen an den in der Loge Befindlichen stattfinden, um sie von der Sündlichkeit und Verderblichkeit ihrer Gemeinschaft mit den Logen zu überzeugen.“ Wenn wir gegen Logen von der Kanzel und in Schriften zeugen, was allerdings nötig ist, so ist das noch kein Beweis, daß wir als Pastoren unsere volle Pflicht an solchen, die in die Loge verstrickt sind und die Gott uns in den Weg führt, getan haben. Die private Unterredung sollte dazu kommen, und diese ist vor der Zulassung zum Abendmahl unbedingt notwendig. Grund: das Abendmahl ist nur für *Christen*. Wir Pastoren sind wohl hin und wieder geneigt, die Privatunterredungen zu unterlassen, weil zu denselben mehr christlicher Mut gehört als zum Zeugnis in Schriften und von der Kanzel. Aber durch Gottes Gnade gewinnen wir den Mut, wenn wir uns gegenwärtig halten, was es um das heilige Abendmahl ist, und was wir denen zur Rettung ihrer Seelen schuldig sind, mit denen Gott uns in so nahe Berührung bringt, wie dies bei der Anmeldung zum heiligen Abendmahl der Fall ist. Tatsächlich finden solche es meistens auch nicht befremdlich, sondern ganz in der Ordnung, daß wir ernstlich über ihren *Seelenzustand* mit ihnen reden. Daß dies in einer Weise geschieht, die geeignet ist, Irrtümle zu gewinnen und zu überzeugen, das müssen wir uns von Gott erbitten. Vieles hierher Gehörnde ist in Walthiers Pastorale, § 15, Anm. 1 und 2, gesagt, auch in „Lehre und Lehre“ 1913, S. 385—395, zusammengetragen. F. P.

Über die Verstaatlichung der Kinder hat der frühere Vizepräsident der Vereinigten Staaten, Thomas H. Marshall, folgendes in der *Chicago Daily News* geschrieben: „Es sei denn, daß ich zu einem solchen Vieh werde, daß ich unfähig bin, für mein Kind zu sorgen, und so der menschlichen Gesellschaft Ursache gebe, es endgültig aus meiner Obhut zu nehmen, sollte es mir gestattet sein, selbst auf seine Gesundheit zu sehen, für seine Bedürfnisse zu sorgen, seine Erziehung zu leiten und seinem Herzen solche religiöse Grund-

säße einzulösen, die nach meiner Ansicht es in den Stand setzen werden, den Versuchungen einer wilden Welt zu widerstehen.“

Berachtung unserer Obrigkeit und der Landesgesetze. In einem editorial der *St. Louis Post-Dispatch* die jüngste Botschaft unsers Präsidenten betreffend, in der er für die gesetzmäßige Durchführung des Volsteadgesetzes eintritt, lesen wir: „Fundamentally objectionable laws have never been repealed by observance. Tyrannies have never been demolished by acquiescence. It was by open, systematic, and defiant violation of objectionable laws, followed by revolution, that the American Government itself was founded and established, and the whole record of human progress, broadly speaking, has been effected by so-called lawlessness and bloody sacrifice. Before proceeding further with Volsteadism, our officials, we submit, should ponder the facts of history.“ Solche unlohnale und revolutionäre Aussprüche sind Wasser auf die Mühle der Bolschewisten, Syndikalisten, I. W. W., Rusfluger usw., die, statt den Weg der Ordnung zu gehen, zur Gewalt greifen und, wo ballots versagen, bullets an ihre Stelle setzen. Wir Lutheraner denken anders und lehren, daß Bürger in allen Ständen, die nicht wider Gottes klares Wort streiten, der Obrigkeit und ihren Gesetzen Gehorsam schuldig sind. Artikel 16 der Augustana, zu der alle Lutheraner sich heute noch ebenso bekennen wie 1580 zu Augsburg, heißt es: „Derhalben sind die Christen schuldig, der Obrigkeit untertan und ihren Geboten gehorsam zu sein in allem, so ohne Sünde geschehen mag.“ Hieraus geht auch hervor, wo, caeteris paribus, die tüchtigeren und lohnaleren Bürger erzogen werden, in unsern Gemeindefschulen oder in den religionslosen Staatschulen. Als Dank für diese segensreiche Tätigkeit unserer Schulen wird aber in unserm Lande die Zahl derer immer größer, die fanatisch darauf aus sind, unsere Schulen zu schließen, wie man in Michigan, Oklahoma und andern Staaten dazu wiederholt den Versuch gemacht und in Oregon es jetzt durchgeführt hat. Die Konstitution unsers Landes verbürgt uns die freie Ausübung unserer Religion und Gewissenspflichten. Nimmt man uns aber unsere Gemeindefschulen und zwingt unserm Gewissen zuwider unsere Kinder in religionslose Schulen, so hat man uns die wichtigste Hälfte unserer Religionsbetätigung genommen und uns die Erfüllung gerade derjenigen Pflichten, die wir für die heiligsten und bindendsten halten, unmöglich gemacht. Und bei dieser puritanischen Tyrannie und Verfolgung wähen obendrein die Logenmänner, Aufluger und Sekten, Gott und unserm Lande einen Dienst zu erweisen und den Amerikanismus zu fördern! J. B.

Schülerverbindungen in Hochschulen. „Das Obergericht des Staates Missouri hat in der Appellationsklage des Waldemar R. Bright gegen die Erziehungsbehörde der Stadt St. Louis die Entscheidung abgegeben, daß Schüler, welche zu Schülerverbindungen gehören, deshalb in keiner Weise gemahregelt werden dürfen. Der Sohn des Klägers, Roy Thomas Bright, ein Bögling der Soldan-Hochschule, war Mitglied der Delta Sigma-Verbindung. Im Dezember 1920 beschloß die Schulbehörde, den Hochschülern den Anschluß an derartige Verbindungen zu verbieten, weil dadurch die Studien vernachlässigt und die sittliche Haltung der Schüler beeinträchtigt würde. Kreisrichter Killoren hatte entschieden, daß die Erziehungsbehörde das Recht habe, eine derartige Verordnung zu treffen, und Bright hatte im Interesse seines Sohnes an das Obergericht appelliert. Dieses hat nun die Entscheidung des Kreisgerichts umgestoßen und mit sechs gegen

eine Stimme erklärt, daß es den Hochschülern nicht verboten werden könne, solchen Verbindungen gliedlich anzugehören.“ Diese Entscheidung befremdet nicht, wenn man bedenkt, daß Schülerverbindungen den Hochschulen nicht schädlicher sind als geheime geschworene Gesellschaften, wie die Freimaurer, für den Staat. J. P.

Eine Klage über den übermäßigen Anbrang zu den höheren Lehranstalten. Wir lesen in einer St. Louiser Zeitung: „Prof. Alexander S. Lansdorf von der Washington-Universität sprach in East St. Louis über den Anbrang der jungen Leute zu den höheren Lehranstalten und erklärte im Verlauf seiner Rede, daß die Lust und Liebe zum Studium jetzt nicht größer sei als schon vor Jahren. Die jungen Leute studierten teils deshalb, weil sie hofften, in irgendeiner Profession viel Geld zu verdienen, teils, um körperlicher Arbeit zu entgehen, in sehr vielen Fällen aber auch nur, um eine frühlliche Zeit zu verleben. Da die Einwanderung beschränkt sei und die hier geborne Jugend sich nicht die Finger schmutzig machen wolle, sei ein Mangel an Arbeitern eingetreten. Er empfahl Lehranstalten, die nicht mehr als höchstens 5000 Studenten aufnehmen dürften, und riet den Eltern, ihre Söhne und Töchter auf junior colleges zu schicken, weil dort nicht so viele ‚halbgebädene‘ und schlecht bezahlte Lehrer angestellt seien.“ Sehen wir zu, daß auf unsern höheren Lehranstalten fleißig und in der rechten Gesinnung gearbeitet wird! J. P.

II. Ausland.

Eine freikirchliche theologische Anstalt in Berlin. Weil durch den Krieg unsere Glaubensbrüder in Deutschland von unsern amerikanischen Anstalten abgesperrt wurden, so wurden sie gezwungen, ein eigenes theologisches Seminar anzufangen. Der Unterricht wurde in einem gemieteten Lokal in Leipzig von P. Stallmann sen., Prof. Kirsten und P. August Stallmann erteilt. Man hielt Umschau nach einem Platz, wo das Seminar dauernd eingerichtet werden könne. Nun wurde in Zehlendorf, in unmittelbarer Nähe von Berlin, das Seemannserholungsheim, eine Stiftung von Kaiser Wilhelm und der Kaiserin Auguste Viktoria, zum Verkauf ausgedoten und von der Berliner Gemeinde, die Glied der Freikirche ist und staatliche Inkorporationsrechte besitzt, für den Preis von 18½ Millionen Mark (etwa \$10,000) käuflich erworben. Die Mittel zum Ankauf sind von einigen Gliedern unserer Synode zur Verfügung gestellt worden. Das Grundstück in Zehlendorf umfaßt etwa dreißig Ader, zum Teil mit Nadelholz bestanden. Auf dem Grundstück befindet sich eine Gruppe von Gebäuden, die sehr solide gebaut sind und leicht für Seminarzwecke eingerichtet werden können. Wir unsererseits konnten nur raten, daß die Freikirche in Deutschland ein eigenes theologisches Seminar einrichte. Wir können den Studenten, die nur der deutschen Sprache mächtig sind, nicht mehr ganz gerecht werden, weil die Hälfte der Vorlesungen in englischer Sprache gehalten wird. J. P.

über Stuttgart berichtet Präses Martin Willkomm in der „Freikirche“: „In Stuttgart besteht schon seit mehreren Jahren eine kleine freikirchlich-lutherische Gemeinde. Diese hat vor einigen Monaten einen eigenen Seelsorger erhalten in der Person des Pfarrers Wilh. Dsch, den unser Ausschuß für Innere Mission in Gemeinschaft mit ihr durch die Chicagoer Kommission für Innere Mission im Ausland berufen hat. Er arbeitet, wie ich mich kürzlich bei einem Besuch in Stuttgart überzeugen konnte, mit großer Freudigkeit und im Segen. Seine Gottesdienste, die er in den Zeitungen durch

besondere Anzeigen bekanntmacht, indem er eine kurze Inhaltsangabe der Predigt beifügt, werden gut besucht. Der Schlümbach-Saal im Hause des Ehr. W. j. M. reicht schon nicht mehr zu. Unsere Stuttgarter Glieder haben sich daher mit einem Besuch um Mitbenutzung der ehemaligen Schloßkirche an die zuständige Behörde gewandt, bisher aber noch keine endgültige Antwort erhalten.“ Von landeskirchlicher Seite wird, wie wir erwarteten, gegen die Tätigkeit der freikirchlichen Gemeinde Einsprache erhoben. Stadtpfarrer Römer redet von „Anmaßung“. Da aber P. Römer selbst bekennnistreue Lehrer für die Landesuniversität Tübingen fordert, so gibt er seine Opposition vielleicht noch auf, wenn er die freikirchliche Arbeit näher kennen gelernt hat.

Der Methodismus in Deutschland. Der „Friedensbote“ von Lößl berichtet, daß in Gegenwart des methodistischen Bischofs und von nahezu hundert Methodistenpredigern die vierte Methodistenkirche in Berlin eingeweiht wurde. Die Ausbreitung des Methodismus in Deutschland überrascht uns nicht. Die deutschen Methodistenprediger sind den landeskirchlichen Pastoren, die die deutschländische Universitäts-theologie in sich aufgenommen haben, stark überlegen. Während die Universitäts-theologie die stellvertretende Genußnahme Christi und die Inspiration der Heiligen Schrift leugnet, halten die deutschen Methodisten diese Grundwahrheiten noch vielfach fest. Auch die deutschen Methodisten Amerikas unterscheiden sich dadurch noch oft vortheilhaft von ihren englischredenden Namensgenossen. Wenn daher deutsche Methodistenprediger, auch bei manchen Unklarheiten in der Lehre und in vielleicht nicht ganz korrektem Deutsch, Jesum Christum, den für die Sünden der Welt gekreuzigten Heiland, predigen, so sind sie damit allen Universitäts-theologen, die die satisfactio vicaria und die Schrift als Gottes Wort leugnen, weit, weit überlegen.

Sachsen und die Herrnhuter. Es wird berichtet, daß die Herrnhuter Brüderunität und ihre sächsischen Unterverbände als Körperschaften des öffentlichen Rechts anerkannt worden sind und zugleich aus dem Verbanne der Landeskirche mit allen ihr zurzeit angehörenden Gliedern ausgeschieden.

Volkspeisungen in Berlin. Eine St. Louiser Zeitung brachte vorigen Monat den folgenden Bericht: „Interessant ist, daß die Speisungen verhältnismäßig schwach in Anspruch genommen werden. So wurden die Volkspeisehäuser vorgestern von 4070 Erwachsenen (300 Studenten) und 580 Kindern besucht. Der Grund dazu braucht nicht etwa in einer Ungenießbarkeit der dort gebotenen Speisen zu liegen. Nein, unsere Berliner Hausfrauen wollen eben auch mit den bescheidensten Mitteln Eigenes herstellen und so alle Liebe, alle Sorgfalt in die mit mancher Aufopferung bereitete Mahlzeit tun. Eine solche Gesinnung dürfte nur für den Wert der Berliner sprechen. Es wird aber im Winter eine Zeit kommen, in der manche Hausfrau nicht mehr imstande sein wird, das Nötigste für ein bescheidenes Gericht aufzubringen. Dann können die Speisungen, gut geleitet, ein Segen sein.“

Kirchliche Austritte und Rücktritte. Der „Eisässische Lutheraner“ berichtet: „Vor dem Krieg sollen in Deutschland aus der protestantischen Kirche bei 80,000 Personen ausgetreten sein, 1919 waren es 280,000; 1920: 300,000. Welch ein Heidentum wächst da auf! Wohl hat nun in den letzten Monaten die Austrittsbewegung etwas nachgelassen; doch geht sie noch immer weiter. Erfreulich ist, daß auch eine Rückkehr zur Kirche ein-

gefehrt hat, 1919: 605; 1920: 7000; 1921 sogar bis 40,000! — Auch die römische Kirche hat Verluste zu verzeichnen. Ihre Zahlen (1919: 33,000; 1920: 47,000) dürften zu niedrig angegeben sein. In Böhmen hat sie über 1¼ Million verloren.“

Polen. Der Lodzer „Friedensbote“ meldete unter dem 20. August: „Ministerpräsident ist der Rektor der Krakauer Universität, Prof. Nowak, geworden. Den völkischen Minderheiten gegenüber hat der Herr Ministerpräsident Nowak in seinem Expose vor dem Sejm versichert, mit aller Gerechtigkeit zu verfahren und keinerlei Unbulsamkeit und Ungerechtigkeit ihnen gegenüber zu dulden. Als Ziel hat er sich gestellt, die Volksminoritäten so zu behandeln, daß sie als gleichberechtigte Bürger sich in Polen glücklich fühlen können. Daraufhin haben die Vertreter der deutschen Vereinigungen im Sejm sich für die neue Regierung erklärt.“ Neuere Zeitungsberichte melden eine andere Sachlage.

Die Lutheraner und die Baptisten in Wolhynien. Dasselbe Blatt schreibt über Wolhynien: „Vor dem baptistischen ‚Missionsfreund‘ warnt auch ein Pastor aus Wolhynien, welcher in einer Zuschrift auf die intensive Propaganda der Baptisten in Wolhynien hintweist. Lebendige und reichliche Verkündigung des lauterer Wortes Gottes seitens unserer lutherischen Kirche ist, unserer Ansicht nach, das einzige Mittel, um einer gänzlichen Unterminierung unserer lutherischen Gemeinden vorzubeugen. Auch der lutherische Schriftenvertrieb muß in die Hand genommen werden. Kolporteurs, die, selbst bekehrt und ihre Kirche liebend, das Land mit guten Schriften versorgen, sind mehr nötig als je zuvor. Wer von den Amtsbrüdern nimmt die Organisierung der Kolportage in die Hand? Es ist hohe Zeit aufzuwachen!“

„Sändebudet“ über Missouri. Der „Freikirche“ zufolge schreibt dies Blatt des schwedischen Zweiges des lutherischen Evangeliumsvereins: „Man hat behauptet, daß die Lehre, die die Evangelischen (so nennt man in Finnland die Anhänger des Evangeliumsvereins) treiben, nirgends im Ausland vertreten werde. Obgleich jeder Evangeliumsfreund weiß, daß dies nicht von Schweden gilt, wo die bibelgläubigen Freunde und der Missionsverein von Ost-Smaland im großen und ganzen auf demselben Standpunkt steht, so war man doch zweifelhaft hinsichtlich der großen Kulturländer. Aber nun haben wir uns überzeugen können, daß sich für die Hauptlehren des Vereins, vor allem für die allgemeine Rechtfertigung, im Ausland warme Vertreter finden.“ Der „Sändebudet“ läßt hierauf eine kurze Statistik der Missionsynode folgen und fährt dann also fort: „Wenn man bedenkt, daß die Zahl der Gemeinden in ganz Finnland unter tausend bleibt, daß unsere Kirche kaum eine Kirche im Jahre einweihet, und daß unsere christlichen Volkshochschulen nur wenige sind, so gewinnen wir einen geringen Einblick in diese ungeheure Arbeit. Und da diese ganze Synode denselben Geist hat wie wir, so darf uns nicht angst und bange werden, wenn wir auch merken, wie man uns im eigenen Land übergeht.“ In dem kirchlichen Wirrwarr Europas sind jetzt überall die Augen vieler auf unsere Synode als einen Hort des treuen Luthertums gerichtet. Möge Gott uns die Gnade verleihen, daß wir dies Vertrauen und die auf uns gesetzten Hoffnungen nicht enttäuschen und auch in der Zukunft nicht versagen weder im festen Bekenntnis der Wahrheit noch in der eifrigen Missions- und Liebestätigkeit!

J. B.